

Orbis Linguarum

Vol. 46

Wissenschaftlicher Beirat
Advisory board
Conseil Scientifique
Rada Naukowa

Leszek Berezowski
(Uniwersytet Wrocławski)

Edward Białek
(Uniwersytet Wrocławski)

Marcin Cieński
(Uniwersytet Wrocławski)

Rolf Fieguth
(Université de Fribourg)

Klaus Garber
(Universität Osnabrück)

Martin Kagel
(The University of Georgia, Athens)

Andrzej Kątny
(Uniwersytet Gdański)

Maria Kłańska
(Uniwersytet Jagielloński)

Sławomir Piontek
(Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu)

Danuta Rytel-Schwarz
(Universität Leipzig)

Georg Schuppener
(Universität Leipzig)

Arvi Sepp
(Universiteit Antwerpen)

Carl Vettters
(Université du Littoral)

Mykola Zymomrya
(Дрогобицький державний педагогічний університет імені Івана Франка)

Institut für Germanische Philologie
der Universität Wrocław

Orbis Linguarum

Vol. 46

Festgabe für Hubert Orłowski zum achtzigsten Geburtstag

Herausgegeben von
Edward Białek, Tomasz Jabłecki und Jaroslav Lopuschanskyj

Neisse
Verlag 

Neisse Verlag & Oficyna Wydawnicza ATUT

Dresden – Wrocław 2017



Uniwersytet
Wrocławski

ORBIS LINGUARUM 46/2017

Festgabe für Hubert Orłowski zum achtzigsten Geburtstag

Herausgegeben von Edward Białek, Tomasz Jabłecki und Jaroslav Lopuschanskyj

Gutachter:

Adam Bžoch (Ústav svetovej literatúry SAV, Bratislava); Jaroslav Drobnik (Uniwersytet Medyczny im. Piastów Śląskich we Wrocławiu); Rolf Fieguth (Université de Fribourg); Klaus Garber (Universität Osnabrück); Katarzyna Grzywka (Uniwersytet Warszawski); Detlef Haberland (Universität Oldenburg); Mariusz Jabłoński (Uniwersytet Wrocławski); Czesław Karolak (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu); Artur Dariusz Kubacki (Uniwersytet Pedagogiczny im. KEN w Krakowie); Marek Kuźniak (Uniwersytet Wrocławski); Paul Martin Langner (Uniwersytet Pedagogiczny im. KEN w Krakowie); Gerhard Rupp (Ruhr-Universität Bochum); Jan Rybicki (Uniwersytet Jagielloński); Brigitte Schultze (Universität Mainz); Joanna Szczęk (Uniwersytet Wrocławski); Arvi Sepp (Universiteit Antwerpen); Wiesław Wenz (Papieski Wydział Teologiczny we Wrocławiu); Heiner Willenberg (Universität Hamburg); Alois Woldan (Universität Wien); Ewa Żebrowska (Uniwersytet Warszawski); Leszek Żyliński (Uniwersytet Mikołaja Kopernika)

Adresse der Redaktion:

Prof. Dr. Edward Białek (Uniwersytet Wrocławski), Dr. Justyna Kubocz (Uniwersytet Wrocławski)
Uniwersytet Wrocławski, Instytut Filologii Germańskiej, Plac Nankiera 15 b, 50-140 Wrocław
Tel. (+48) 713752863; e-mail: ebialek@atut.ig.pl, <http://www.ifg.uni.wroc.pl/pol/p/283>

© ORBIS LINGUARUM 2017

ISSN 1426-7241

ISBN 978-3-86276-244-6

ISBN 978-83-7977-312-1

Neisse Neisse Verlag Dresden
Verlag www.neisseverlag.de



Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
ul. Kościuszki 51 a, 50-011 Wrocław, Tel. (+48) 71/342 20 56, Fax (+48) 71/341 32 04
E-mail: oficyna@atut.ig.pl

Vom Lehrer und Vermittler. Laudatio für Hubert Orłowski

Wer sich die Liste der Publikationen, öffentlichen Aktivitäten und wissenschaftlichen Würdigungen von Hubert Orłowski ansieht, kann sich eine angemessene Vorstellung von diesem immensen Lebenswerk machen. Achtzehn Monographien, ein paar Dutzend Sammelbände und Anthologien und über sechshundert Artikel und Essays bilden ein Œuvre, das in der seriösen Germanistik (auch im Ausland) seinesgleichen lange suchen muss. Sie bezeugen aber gleichermaßen die überragende Position dieses Autors im polnischen öffentlichen Diskurs in Sachen Deutschland und deutsche Kultur. Orłowskis zahlreiche Aktivitäten in Forschungsräten, Redaktionsgremien, Verlagen und Akademien, seine vielfachen Auszeichnungen, Ehrendoktorwürden und Gastprofessuren beweisen gleichsam seine Position des Lehrers und Vermittlers ersten Ranges. Diesem Mann verleihen wir den Friedrich-Gundolf-Preis für die Vermittlung deutscher Kultur im Ausland 2016.

Nach Abschluss des Germanistikstudiums in Posen Anfang der 1960er Jahre hat der gebürtige Ermländer Hubert Orłowski dort eine Wirkungsstätte und seine neue Heimat gefunden. An der Adam-Mickiewicz-Universität erklimm er sämtliche Stufen einer brillanten wissenschaftlichen Karriere; besonders lag ihm wohl immer sein Lehrstuhl für deutsche Literatur am Herzen, den er über dreißig Jahre innehatte, in denen er Tausende von Studenten in ihrem Streben nach Literaturkenntnis und -verstehen begleitete und über zwei Dutzend jungen Forschern als verlässlicher Doktorvater zur Seite stand (manche sind mittlerweile selbst Professoren).

Beeindruckend ist das Spektrum seiner Forschung, wo bei aller Vielfalt auch einige Konstanten ausgemacht werden können. Es entspricht dem intellektuellen Ehrgeiz des jungen Forschers und es ist vor dem Hintergrund der Kriegserfahrung nur folgerichtig, dass Orłowski seinen Weg in die Germanistik mit einem der geschichtsträchtigen und bedeutungsmächtigsten Romane der deutschen Literatur einschlägt: *Prädestination des Dämonischen. Zur Frage des bürgerlichen Humanismus in Thomas Manns »Doktor Faustus«* heißt sein erstes Buch aus dem Jahre 1969, das bis heute in der Forschung hochgeschätzt wird. Seine *Untersuchungen zum falschen Bewußtsein im deutschen Entwicklungsroman* (nur zwei Jahre später, 1971, in Buchform publiziert), das anhaltende Interesse für Thomas Mann und für den geistigen Habitus der Deutschen der 1930er und 1940er Jahre bilden einen Ausgangspunkt für die jahrelange Beschäftigung mit der *Literatur im Dritten Reich*, wie auch der Titel seines Standardwerkes aus den 1970er Jahren lautet, das mehrere Auflagen erlebt hat.

Es wäre wohl recht müßig, hier und jetzt die Vielfalt der weiteren Veröffentlichungen des Preisträgers als Autor und Herausgeber aufzuzählen und zu besprechen. Sie gehören fast ausnahmslos zum festen Bestandteil der internationalen Germanistik und haben den Rang des berühmten Posener Literaturwissenschaftlers begründet. Einen Aspekt will ich jedoch herausstellen: Er betrifft Orłowskis zahlreiche Studien zu Problemen der deutsch-polnischen Stereotypengeschichte, zu unserer gegenseitigen Imagologie, wie sie sich nicht nur in der Literatur, sondern im öffentlichen Diskurs manifestiert. Seine umfangreiche Studie »*Polnische Wirtschaft*«. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*, 1996 vom hochgeschätzten Harrassowitz Verlag auf Deutsch und zwei Jahre später auf Polnisch veröffentlicht, erfuhr eine breite Rezeption und Anerkennung nicht nur unter den Spezialisten. Mit diesem Wurf gelang es dem Autor, über die engen Grenzen der Literaturwissenschaft hinauszugehen und in vorbildlicher Interdisziplinarität für seinen Forschungsansatz sowohl Sozial- und Mentalitätsgeschichte als auch historische Semantik zu mobilisieren, was schließlich dieser Monographie das Qualitätszeichen einer vom Anspruch her oft postulierten, aber nur selten eingelösten kulturwissenschaftlichen Untersuchung verlieh. Orłowskis Erkenntnisse darüber, mit welchen Mitteln und in welchem mentalen Horizont die Stereotypie der »polnischen Wirtschaft« Definitionsmacht über den deutschen Polendiskurs ausübte, klärten grundlegende Ungleichwertigkeiten und Ungleichzeitigkeiten zwischen Deutschen und Polen schlüssiger auf, als vieles, was bis dato in der einschlägigen Ost-, Polen-, bzw. Deutschlandforschung erschienen war; es half uns allen auch mehr als all die gutgemeinten Beteuerungen der Publizistik oder Politik.

Mit dem Friedrich-Gundolf-Preis ehren wir heute aber nicht nur einen ausgewiesenen Forscher, sondern zugleich einen *homme de lettres*, der mit seiner Tätigkeit als Herausgeber, Essayist, Übersetzer, Autor zahlreicher Vor- und Nachworte zu Übersetzungen deutscher Literatur den öffentlichen Deutschlanddiskurs in Polen maßgeblich mitgestaltete. Orłowskis profunde Kenntnis deutscher Literatur geht einher mit seinem Sinn für Literatur als einem Phänomen, das zum Denken zwingt und nach Auslegung verlangt. Die ästhetische Qualität literarischer Texte weiß er immer mit dem historischen oder philosophischen Blick zu kontextualisieren, so dass seine intellektuelle Arbeit sich zwar des Werkes von Thomas Mann oder Elias Canetti, von Gottfried Benn oder Günter Grass annimmt, aber der Leser gleichsam unweigerlich in die begriffliche Welt und die Deutungsräume Max Webers, Walter Benjamins oder Reinhart Kosellecks als Garanten intellektueller Stringenz hineingezogen wird.

Hubert Orłowski übt seine Vermittlerrolle sehr gekonnt aus. Er hat es verstanden, sei es mit einer Buchempfehlung, sei es mit einem Nachwort oder mittels eines Anthologiebandes, deutsche Literatur bekannt und beliebt zu machen, ohne dass daraus Literatur *light* wurde. Er vermochte, die Werke Thomas Bernhards oder Christa Wolfs in ihrer Einzigartigkeit so fesselnd darzustellen, dass bald wahre Lesergemeinden dieser Autoren entstanden. Orłowskis Dienst an der deutschen Literatur verdanken polnische Leser zahlreiche Anthologien deutscher Gegenwartsliteratur. Er wählte Lesenswertes aus Prosa, Drama und literarischer Essayistik für polnische Verlage aus; in seinen zahlreichen Buchbesprechungen und alljährlichen Kommentaren für

das *Literarische Jahrbuch* erfuhr der literarisch interessierte Leser in Polen, was Dichter deutscher Zunge bewegt.

Schon das Aufgezählte dürfte ausreichen, Hubert Orłowski mit dem Gundolf-Preis auszuzeichnen. Doch der kulturell so rege Zeitgeist Mitte der 1990er Jahre flüsterte dem ausgewiesenen Literatur- und Kulturforscher ein neues Projekt ein. Seit zwanzig Jahren betreut Orłowski sein wohl ehrgeizigstes intellektuelles und verlegerisches Unternehmen, das ein wahrer Glücksfall für die polnische aber auch für die deutsche Kultur ist. Die Buchreihe *Poznańska Biblioteka Niemiecka* (Posener Deutsche Bibliothek) ist ein Markenzeichen für die interessierte polnische Öffentlichkeit geworden. Hier findet sie übersetzte und kommentierte Werke deutscher Autoren vor, die die deutsche und europäische Kultur hauptsächlich des 20. Jahrhunderts mitgeprägt haben. Auf diese Weise haben bedeutende deutsche Intellektuelle wie Walter Benjamin und Wolf Lepenies, Norbert Elias und Jürgen Kocka, Reinhart Koselleck und Karl Schlögel in der polnischen Öffentlichkeit den ihnen gebührenden Platz bekommen. Hier wurden Bücher jener genannten deutschen Geistesgrößen publiziert, hier wurden ebenfalls Themenbände von Spezialisten konzipiert und ediert, die die polnische intellektuelle Diskussion sichtlich bereicherten. Die Bände zur konservativen Revolution, zum geopolitischen Denken in Deutschland, zu Europa-Visionen deutscher Intellektueller, zur Kultur der Technik, zu Konfessionalisierung, zum deutschen Sonderweg oder zu Sprachen der Gewalt – allesamt in sorgfältiger einheitlicher Ausstattung – könnten hier exemplarisch genannt werden. Vierzig Bände sind schon erschienen, weitere zehn bereits angekündigt oder den verantwortlichen Herausgebern und Übersetzern anvertraut. Die Bibliothek erscheint unter dem Motto: »Nachbarschaft verpflichtet. Insbesondere dann, wenn diese Nachbarschaft eine lange, wechselvolle Geschichte hat. Die Erinnerung daran trennt und verbindet. Als gemeinsame Erfahrung ist sie wichtig für die Gegenwart.«

Diesem selbstverfassten Motto ist Hubert Orłowski über viele Jahre seiner Aktivität treu geblieben. Folglich wirkt er seit Jahrzehnten in und für die Gegenwart, indem er den Polen und den Deutschen hilft, gegenseitig ihre Geschichte und ihre Kultur zu verstehen. Sein Wunsch war immer, einen kreativen Rezeptionshorizont zu eröffnen, so dass beide Nationen nicht Nabelschau betreiben, sondern über die Vermittlung der Kultur sich als wahre Nachbarn wahrnehmen. Es scheint angebracht, gerade vor einer Akademie, die sich auch der Sprache annimmt, Orłowskis Engagement für die deutsche Sprache hervorzuheben. Ein Jahrzehnt stand er dem Komitee der polnischen Olympiade der deutschen Sprache vor, einer Einrichtung und einer Idee, die Empathie und Interesse von Schulkindern und Gymnasiasten für deutsche Sprache und Literatur in Polen recht erfolgreich förderte. Nächstes Jahr wird ein vierzigjähriges Jubiläum dieser Olympiade gefeiert.

Sehr geehrte Akademiemitglieder, Sie sehen, wir ehren mit dem Friedrich-Gundolf-Preis des Jahres 2016 einen Literaturforscher, einen Polyhistor und einen vielseitigen Vermittler der deutschen Kultur, der in einem Nachbarland beinahe zu einer Institution geworden ist. Ein solches Lebenswerk auszuzeichnen ist Anerkennung einer Person, aber es ist ebenfalls ein Zeichen der Hochschätzung der Kultur, die uns in unserem Dialog in Europa gerade in schwierigen Zeiten nicht nur Zuflucht bieten,

sondern auch Grundlage für Werte und Empathie liefern kann. Dass diese Dimension im Verhältnis zwischen Deutschen und Polen in den vergangenen Jahrzehnten immer mitgesehen und mitgedacht wurde, verdanken wir wesentlich Hubert Orłowski.

Dafür, lieber Hubert, bedanke ich mich zuerst als polnischer Germanist und Leser, und ich gratuliere dir als Mitglied dieser Akademie herzlich zum Preis. Ihnen allen danke ich für die Aufmerksamkeit.

Laudatio, gehalten bei der Verleihung des Friedrich-Gundolf-Preises für die Vermittlung deutscher Kultur im Ausland 2016; Frühjahrstagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Köthen, 23. April 2016.

Quelle

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, *Preise 2016*, Wallstein 2017, S. 25–30.

Der gute Mann aus Lyck

Erinnerung an eine Lenz-Lektion der 60er Jahre¹

Der Beitrag gilt den bisher noch nicht in ihrer Gesamtheit und thematischen Vielfalt dargestellten ostpreußisch/masurischen Erzählungen des aus Lyck stammenden Autors Siegfried Lenz. Dessen 1960 entstandene Geschichte *Gelegenheit zum Verzicht* über die Ermordung eines ostpreußischen Juden wird aus einer familien- und zeitgeschichtlichen Perspektive analysiert und u. a. in den Kontext der Verdrängung des Holocaust-Themas in der westdeutschen Nachkriegsliteratur gerückt.

Nie wieder im späteren Leben hab' ich – so viel und so ausschließlich – ganze Tage und Nächte und Wochen hindurch nur gelesen wie damals, Mitte und Ende der 60er Jahre, als mein Vater mich auf den Geschmack gebracht hatte und es in unserer Familie noch keinen Fernseher gab. Ich verschlang Karl May und Jules Verne und Pfadfinderromane über die Zeit des ersten Weltkriegs mit einer meist tragischen deutsch-französischen Figuren-Konstellation. Auch Jugendbücher über den Nationalsozialismus las ich 1967/68: Anne Franks Tagebuch (1950) und Hans Peter Richters *Damals war es Friedrich* (1961), gleichzeitig aber auch, und von meinem Vater empfohlen, Josef Martin Bauers *So weit die Füße tragen* (1955) über die Flucht eines deutschen Kriegsgefangenen aus einem Lager im fernsten Sibirien und Edwin Erich Dwingers *Wenn die Dämme brechen* über den, wie der Roman im Untertitel heißt, *Untergang Ostpreußens*. Dieser Untergang wird in Dwingers 1950 erschienenem Buch wie ein Naturereignis geschildert. Das verbindet die von Dwinger vermittelte „naturalogische“ Gesichtssicht mit der meiner damaligen Lieblingsdichterin Agnes Miegel. Ihre *Flüchtlingsgedichte* mit Titeln wie *Königsberg* oder *Ostpreußen* lernte ich als 12- und 13jähriger auswendig: „Immer Krieg und Blut und Blut und Brand, / Immer Grenzernot und Tränen, – / Und doch geht, o Heimatland, / Zu Dir Deiner Kinder Sehnen! [...] Immer hat nach Leid und Qual / Deutscher Mund aus Dir gesungen, – / Mutter, nun zum erstenmal / Ist dort unser Lied verklungen! // Ungezähmte Urgewalt / Überspülte Deine Fluren, / Und des Siegers Fremdgestalt / Längst verwischte unsre Spuren.“ (MIEGEL 1949:26)

¹ Der Aufsatz entstand als Vortrag für die im Oktober 2013 unter Leitung von Prof. Jarosław Ławski (Białystok) und Dr. Rafał Żytyniec (Elk/Lyck) in Elk/Lyck durchgeführte Konferenz *Die multikulturelle Welt von Siegfried Lenz. Geschichte – Gegenwart – Interpretationen*. Eine erste, von Małgorzata Żytyniec ins Polnische übersetzte Version meines Lenz-Beitrags erschien in der Konferenzdokumentation (KELLETTAT 2014).

In dieses „uns“, dessen Spuren in der ostpreußischen Heimat von den Fremden (den Russen, den Polen) ausgetilgt wurden, fühlte ich mich einbezogen. Obwohl ich von Geburt Hamburger war, kein Königsberger, kein Ostpreuße. Aber zu Hause war gar nicht zu Hause. An den Wänden unseres Hamburger Wohnzimmers hingen Bilder des Königsberger Schlosses und des Königsberger Doms, der Kurischen Nehrung, eines Soldatenfriedhofs am Mauersee und eines röhrenden Elches. Das Elchporträt passend zum Ostpreußenlied *Land der dunklen Wälder*, das ich als Kind beigebracht bekam: „Und die Meere rauschen / den Choral der Zeit. / Elche steh'n und lauschen / in die Ewigkeit.“

Zu Weihnachten, am Heiligen Abend, wurde bei uns in Hamburg und später im Rheinland eine Schallplatte aufgelegt mit Geschichten über das Marzipanbacken und mit Gedichten von Agnes Miegel, der *Mutter Ostpreußens*. Nie vergess' ich ihre dunkle Stimme: „Es war ein Land ... / O kalt weht der Wind über leeres Land, / O leichter weht Asche als Staub und Sand!“ Dann gab es auf dieser Schallplatte das Geläute ostpreußischer Kirchenglocken. Auch deren Ton, den Ton der Glocken von Fischhausen oder des Königsberger Doms hab' ich bis heute im Ohr, ich kann sie verlässlicher wiedererkennen als den Klang der Kölner Kirchenglocken, obwohl ich während meines Zivildienstes und Studiums dort im Zentrum der rheinischen Metropole zwischen Dom, Sankt Andreas und Sankt Gereon sieben Jahre lang gelebt habe.

Dazu kam, dass *alle* in unserer Familie Flüchtlinge aus Ostpreußen waren, aus Königsberg, so dass bei jedem Verwandtschaftsbesuch, bei jeder Geburtstagsfeier über Ostpreußen plachandert wurde, in ostpreußisch gefärbtem Hochdeutsch, durchsetzt mit Regionalismen. Es wurde auch ernsthaft beredet, wann und wie man endlich dorthin, nach Hause, zurückkehren werde, wie es der Kanzler Adenauer uns angeblich immer wieder versprochen hatte: „In Frieden und Freiheit werdet ihr eure Heimat wiedersehen!“ Und hatten nicht überall die Plakate gehangen mit der von allen Bundestagsparteien unterstützten Losung „Deutschland dreigeteilt? Niemals!“

Das Rückkehrthema wurde noch einmal und mit sehr großer Leidenschaft auf unseren Familientreffen Ende der 60er / Anfang der 70er Jahre besprochen. Fast alle waren empört über Willy Brandts Kniefall in Warschau, seinen „Kotau“, über die von ihm vertretene neue Ostpolitik, sprachen vom Ausverkauf ihrer Heimat und vom Verrat dieses „vaterlandslosen Gesellen“, des „norwegischen Herrn Frahm“ samt seines jüdischen Helfers Egon Bahr, des „Bar-Verkäufers“. Dass diese in meiner Familie vorherrschende Sicht nicht auch zu meiner eigenen wurde, verdankt sich dem Lesen. Denn neben Dwinger und Agnes Miegel hatte mich mein Vater 1966/67 noch auf einen weiteren Autor gestoßen, in dessen Leben und Werk Ostpreußen eine wichtige Rolle spielt, auf Siegfried Lenz.

* * *

Zusammen mit Johannes Bobrowski und Manfred Peter Hein wird Siegfried Lenz in der Dissertation von Rafał Żytyniec als ein „anderer Ostpreuße“ charakterisiert (2006:89–111). Es waren diese drei „anderen Ostpreußen“, die es mir in den 60er und 70er Jahren gestatteten, mich weiterhin mit der Herkunftsregion meiner Leute zu

befassen, ohne mich als ewiggestriger Revanchist fühlen zu müssen (vgl. KELLETAT 2001). Dass Siegfried Lenz im Dezember 1970 Willy Brandt zur Unterzeichnung des Vertrages nach Warschau begleitet hatte, nahm ich als Beweis, dass Brandt mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und dem faktischen Verzicht auf die ehemals deutschen Ostgebiete richtig gehandelt hatte – egal, was mein Vater und meine Verwandten dazu sagten.²

Rafał Żytyniec hat sich in den Lenz-Abschnitten seiner Studie primär mit dessen masurischem opus magnum befasst, dem *Heimatmuseum*, wobei er der Rezeption des Romans im Kreis der „organisierten Vertriebenen“, spricht: im *Ostpreußenblatt* bzw. in der *Landsmannschaft Ostpreußen* ergiebig nachgefragt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchung müssen hier nicht referiert werden, aber auf ein Desiderat in der Forschung zum Thema *Siegfried Lenz und Ostpreußen* möchte ich hinweisen: Es fehlt m. W. eine umfassendere Studie zu den meisten jener „ostpreußischen“ Erzählungen von Lenz, die vor bzw. neben seinen ungeheuer erfolgreichen *Suleyken*-Geschichten von 1955 und dem *Heimatmuseum* von 1978 entstanden sind.³

- Das gilt z.B. für die im *Ostpreußenblatt* (!) am 25. Dezember 1951 veröffentlichte Weihnachtsgeschichte *Budzeit wird überrascht*, in der der hartherzige Umgang mit den in Westdeutschland lebenden Flüchtlingen Thema ist (LENZ 2006:72–74);
- es gilt für die wiederum im *Ostpreußenblatt* 1953 publizierte masurische, zwischen Romeiken und Johannsburg spielende „Tiergeschichte“ *Lotte soll nicht sterben* (ebd.:132–146);
- es gilt für die Fortsetzung der Suleykener Schnurren in Texten wie der 1957 veröffentlichten Großonkelchen Matuschitz-Geschichte (*Versäum nicht den Termin zur Freude*; ebd.: 327–331) bzw. wie der ebenfalls 1957 entstandenen Weihnachtsgeschichte *Das Wunder von Striegeldorf* (ebd.: 349–355);
- es gilt für die 1954 im Hamburger *Sonntagsblatt* erschienene, stark antisowjetisch und antirussisch orchestrierte umfangreichere Erzählung *Die Ferne ist nah genug* (ebd.:194–214), in der m. W. zum ersten Mal in einem literarischen Text das Überleben von „Wolfskindern“ im Zentrum steht, der – wie sie in Litauen genannt wurden – *Vokietukai*, der „kleinen Deutschen“, der elternlosen Kinder also, die sich 1945/46/47 aus der Oblast Kaliningrad auf der Suche nach etwas Essbarem bis nach Litauen durchschlugen und dort überlebt haben.⁴

² Vgl. die einschlägigen damals publizierten politischen Aufsätze von Siegfried Lenz: *Nachdenken über Warschau*. In: *Die Zeit* (18. Dezember 1970) sowie seine für die *Wählerinitiative Nord* verfasste Broschüre *Verlorenes Land – Gewonnene Nachbarschaft. Die Ostpolitik der Bundesregierung*. Kiel 1971. – Aufschlussreich in diesem Kontext auch der 1965 entstandene Beitrag *Die Deutschen, die Polen und die Literatur* in: LENZ 1997:174–183. – Zu Lenzens Warschau-Reise vgl. JAROSZEWSKI (2009:31–42).

³ Vgl. zu den *Suleyken*-Geschichten und dem *Heimatmuseum* GARLEFF 2007, HINCK 2007 und JOACHIMSTHALER 2011.

⁴ Ruth Kibelka/Leiserowitz hat dem lange vergessenen Thema seit 1995 größere Aufmerksamkeit verschafft, vgl. KIBELKA 1995.

- Nicht im litauisch-kaliningrader Grenzbereich sondern auf dem Lyck-See spielt die 1965 für Klaus Wagenbachs *Atlas*-Anthologie geschriebene und 2004 im Merian-Heft über Masuren erneut veröffentlichte Eisschlitten-Geschichte *Die Schärfe der Kufen* (ebd.: 897–902).
- Ebenfalls in Masuren ist die Erzählung *Schwierige Trauer* von 1960 angesiedelt (ebd.: 743–748), die – worauf bereits Żytyniec hingewiesen hat – ein zentrales Thema des *Heimatmuseums* vorwegnimmt: die Auseinandersetzung mit der Heimatideologie und dem Revanchismus der Vertriebenenfunktionäre.
- In die unmittelbare Nachbarschaft von *Schwierige Trauer* gehört die ebenfalls 1960 entstandene Erzählung *Der Verzicht* (ebd.: 717–725), die im November 1960 unter dem Titel *Gelegenheit zum Verzicht* zuerst in der Wochenzeitung *Die Zeit* abgedruckt wurde,⁵ anschließend 1962 im von Gruppenchef Hans-Werner Richter herausgegebenen *Almanach der Gruppe 47* und ebenfalls noch 1962 in dem Reclam-Bändchen *Stimmungen der See* (LENZ 1962:34–46).

Dieses 79 Seiten umfassende Reclam-Heft musste ich mir im Herbst 1968 für den Deutschunterricht anschaffen. Ich erinnere deutlich, dass wir beide Erzählungen, *Schwierige Trauer* und *Gelegenheit zum Verzicht*, in der Schule mit unserem jungen Deutschlehrer, einem Vertreter der 68er-Generation, gründlich besprochen haben – im Kontext der damaligen heftigen politischen Debatten. *Heraus aus dem Wald – Hinein in die Gesellschaft!* war die Losung der Pfadfindergruppe, der ich 1968/69 angehörte, und an unserem Gymnasium in Leverkusen riefen uns ehemalige Mitschüler, die jetzt dem SDS, dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund, angehörten, dazu auf, uns ihren Protesten gegen die imperialistischen USA anzuschließen, ihren Protesten nicht nur gegen den Vietnamkrieg und Einsatz von chemischen Kampfstoffen wie Napalm und Agent Orange.

Erinnerungspolitische Aspekte spielten 1968 bereits eine Rolle, sechs Jahre nach Hinrichtung Adolf Eichmanns in Jerusalem und im letzten Jahr der drei Frankfurter Auschwitz-Prozesse. Was wir über unsere Väter und Großväter und ihre Verstrickungen in die unvergleichlichen Verbrechen des Nationalsozialismus durch die Lektüre der beiden Lenz-Erzählungen lernen könnten – das war auch eine Fragestellung in unseren Leverkusener Deutsch-Stunden (vgl. ELM 1985:98–128). An die Antworten von damals habe ich keine präzise Erinnerung. Aber ich habe mir für die Lenz-Tagung in seiner Geburtsstadt Lyck eine der beiden Erzählungen noch einmal gründlicher angeschaut, die *Gelegenheit zum Verzicht*, um herauszufinden, welche Lektionen Siegfried Lenz in den frühen 60er Jahren seinen Lesern zu erteilen versucht hat.

In *Gelegenheit zum Verzicht* geht es u.a. um die Ermordung der jüdischen Bevölkerung Ostpreußens. Man könnte also denken, dass Siegfried Lenz seinen Lands-

⁵ Ebd., S. 717–725. – Der Hinweis auf die Erstveröffentlichung in der *Zeit* Nr. 46 vom 11. November 1960, S. 10f. (aus Anlass des Gedenkens an den 9. November 1938?) fehlt in den Quellennachweisen der *Erzählungen* (LENZ 2006:1515); ebenfalls dort nicht genannt der Abdruck der Erzählung unter dem Titel *Der Anfang von etwas* in der DDR-Ausgabe von 1986 (LENZ 1986:79–88).

leuten 1960, fünfzehn Jahre nach Kriegsende, sagen wollte, dass sie den Verlust der deutschen Ostgebiete nicht gar zu bitter beklagen sollten, denn andere Menschen aus diesen Gebieten hätten nicht einmal die Chance zu einer solchen Flucht gen Westen gehabt, weil sie von den Deutschen bereits zuvor ermordet worden seien. Wilhelm Heilmann – so typisch deutsch heißt die jüdische Hauptfigur der Erzählung – sei der letzte Jude in „unserer hoffnungslosen Ecke Masurens“ gewesen (S.38)⁶, alle übrigen seien schon zwei Jahre zuvor einer nach dem anderen abgeholt worden (S.39), lediglich Heilmann sei bis zu diesem Februartag, an dem die Geschichte spielt (S.34), „vergessen oder geschont“ worden (S.39). Warum das so gewesen sein soll, verrät der Erzähler nicht.

Wobei dieser Erzähler eine etwas eigenartige Konstruktion ist. Zu Beginn der Erzählung hält man ihn für ein Schulkind, das mit seinen Kameraden aus dem Fenster der Schulklasse hinausschaut auf die winterlich verschneite Dorfstraße, wo „wir ihn näher kommen (sahen)“: Heinrich Bielek, einen kranken weißhaarigen Mann, „der jetzt eine Uniform trug und einen alten Karabiner quer über dem Rücken“ (S.35). Eine Sequenz später berichtet der Erzähler, dass dieser Heinrich Bielek mit Magenkrämpfen „auf dem Sofa im Lehrerzimmer“ liegt (S. 36) und noch später weiß der Erzähler sogar, mit welcher Haltung und mit welchen Gedanken Wilhelm Heilmann seiner Ermordung entgegengeht (S.45).

Unklar bleibt allerdings nicht nur, wer die Geschichte von Heinrich Bielek und Wilhelm Heilmann eigentlich erzählt und woher diese Person ihr Wissen eigentlich hat,⁷ undeutlich bleibt auch der realhistorische Kontext, in den Siegfried Lenz seine Erzählung eingebettet hat. Von einem Februartag ist zu Beginn die Rede, in der Mitte vom Donnern „schwerer Artillerie“ (S.42) und am Ende der Geschichte wird von Frauen, alten Männern und Kindern berichtet, die im „Grenzdorf“ mit Namen *Korczyimmen* mit Schanzarbeiten beschäftigt sind und Gräben ausheben (S.45) – offensichtlich Angehörige einer der im Winter 1944/45 zur Verteidigung des „Heimatbodens“ aufgestellten Volkssturmgruppen. Die spärlichen zeitgeschichtlichen Andeutungen im Text lassen sich m. E. nur so verstehen, dass es um den Februar 1945 und den Beginn des „Untergangs“ Ostpreußens geht. Das kommt zeitlich nicht genau hin, denn die Eroberung durch die Rote Armee begann bereits Mitte Januar. Auch ist es erstaunlich, dass es 1945 trotz des – später im *Heimatmuseum* ausführlich geschilderten – Eindeutschungsfurors in Masuren noch so „undeutsch“ klingende Ortsnamen wie *Korczyimmen* gegeben haben soll. Sind solche Schnitzer nur auf das Konto „dichterische Freiheit“ zu verbuchen oder hat Siegfried Lenz 1960 nicht genau genug recherchiert, sich nicht genau erinnert, erinnern wollen, erinnern können?

Undeutlich bleibt *Gelegenheit zum Verzicht* auch bei der Frage, wer die Verbrechen an der Judenheit eigentlich zu verantworten hat. Nur von einer *Sie*-Gruppe spricht

⁶ Die Seitenangaben erfolgen im fortlaufenden Text nach der der Reclam-Ausgabe LENZ 1962.

⁷ Die technischen Mängel dieser Erzähler-Konstruktion hat Lenz später zu beseitigen versucht, indem er z. B. in der Lehrerzimmer-Szene ein „wie ich später erfuhr“ eingefügt hat, an anderer Stelle ein „soviel ich weiß“. Woher er freilich weiß, was die beiden alten Männer auf ihrem Weg zur Hinrichtungsstätte erlebt, gesagt und gedacht haben, verrät der Erzähler bzw. Autor uns Lesern nach wie vor nicht.

die Erzählung. Diese „Sie’s“ brauchen jetzt sogar alte Leute wie jenen Heinrich Bielek, sie stecken ihn in „ihre Uniform“, er „vermehrte ihre Zahl und gab ihnen die Sicherheit einer Reserve“ (S.35). Kein einziger der „Sie’s“ wird namentlich genannt. Von *einem* immerhin hängt ein Bild über dem Sofa im Lehrerzimmer, die „Fotografie eines uniformierten Mannes mit Kneifer, der sachlich auf (Bielek) herabsah“ (S.36). Und Bielek kannte diese Gestalt – Heinrich Himmler dürfte es sein – „so gut, daß er selbst die Furcht verstand, die dieser Mann hervorrief oder hervorrufen sollte“ (ebd.) Wie dieses Himmler-Bild in das Lehrerzimmer des masurischen Ortes kommt, ob Heinrich Bielek die Uniform eines Polizisten oder eines Wehrmachtssoldaten trägt – es bleibt unklar, wie auch in den Schlusssätzen der Erzählung nicht verraten wird, ob das ein Wehrmachtssoldat oder ein SS-Mann war, dieser „junge, rasierte, breitgesichtige Mann“, der – mit „dem Gewehr schräg vor der Brust“ (S.46) Wilhelm Heilmann zu jenem Graben zu führen hat, von dem aus Bielek und Heilmann kurz zuvor erst „ein Maschinengewehr und danach einzelne Revolverschüsse“ gehört hatten (ebd.), die Geräusche also einer Massenerschießung. Wer dort „hinter den Wällen“ (ebd.) erschossen wurde, nachdem Wilhelm Heilmann doch der letzte Jude in „unserer hoffnungslosen Ecke Masurens“ (S.38) gewesen sein soll, bleibt wieder der Fantasie bzw. dem Nachdenken des Lesers überlassen.⁸

Dieses Nachdenken wird von Lenz 1960 in bestimmte Bahnen gelenkt und das ist nicht als Metapher gemeint. Denn Heinrich Bielek, der den „Auftrag“ hat, den Juden Heilmann abzuholen, bewegt sich auf der Dorfstraße mit seinem Fahrrad in einer „hartgefrorenen Schlittenspur, die ihm nicht erlaubte, den Kopf zu heben und nach vorn zu blicken“ (S.34). Die Natur selbst, heißt das im Klartext der Gefühle, hat Bielek gezwungen, das zu tun, was von ihm verlangt wird. Ein Ausweichen gab es nicht, es war sein „Los“ (S.35), sein Schicksal, in dieser „kufenbreiten Spur“ (ebd.) bleiben zu müssen, mochte er auch noch so sehr stöhnen und fluchen (ebd.). Fragen nach Handlungsalternativen, nach eigenem Willen und damit nach Verantwortung des einzelnen sind im Text nicht angelegt. Im Gegenteil: Die Erzählung fördert die Empathie mit dem uniformierten Bielek, dem armen alten kranken Mann. Was auch tut der schon Böses? Er hat den Auftrag, Wilhelm Heilmann abzuholen und nach *Korczymmen* zu bringen. Das ist alles.

Dass Wilhelm Heilmann Jude ist, sagt die Erzählung übrigens nicht explizit, das Wort *Jude* kommt im ganzen Text nicht vor. Das war – so zumindest sagt es mir meine Erinnerung – um 1960 in Deutschland üblich. Man mied das Wort. Wer es in den Mund nahm und womöglich einen anderen als Juden bezeichnete, setzte sich dem Verdacht aus, ein Antisemit und Rassist zu sein. Ebenso mied man die Erinnerung

⁸ Stichworte zur Vernichtung der Juden in Siegfried Lenz' Heimatprovinz: 465 ostpreußische Juden wurden im Juni 1942 von Königsberg nach Maly Trostinez bei Minsk gebracht und dort sofort nach ihrer Ankunft ermordet (vgl. RENTROP 2011:202f.). Ein zweiter und dritter Transport ging mit den letzten ostpreußischen Juden im August 1942 nach Theresienstadt. Im Herbst 1944 wurden Tausende jüdische Zwangsarbeiter (u. a. aus Lettland, Litauen und Auschwitz) nach Ostpreußen verschleppt und noch in den letzten Kampfjahren ermordet, s. BERGAU 2006; vgl. ferner den Abschnitt *Das Schicksal der masurischen Juden* in KOSSERT 2001:327–334 sowie das Kapitel *Die Synagoge* in OLSZEWSKI/ ŻYTYNIEC 2014:42–52..

an das, was mit den Juden geschehen war. Wir hatten im Deutschen nicht einmal ein Wort für das, was zuvor – nicht erst auf der Wannsee-Konferenz am 20. Jänner 1942 – mit dem zynischen Euphemismus „Endlösung“ bezeichnet worden war. *Holocaust* und *Shoa* – das sind Wörter aus den späten 70er Jahren. Wilhelm Heilmann ist in Siegfried Lenz' Text „der Letzte mosaischen Glaubens“ (S.38), als seien diese Leute aus religiösen Gründen vernichtet worden und nicht, weil die in Deutschland an die Macht gekommene Regierung sie zu Angehörigen einer minderwertigen Rasse erklärte, einer Rasse, die wie Unkraut und Ungeziefer ausgerottet werden sollte. Auch das sind Vokabeln, die in *Gelegenheit zum Verzicht* nicht vorkommen. In dieser Geschichte wird nicht geschrien, von niemandem.

Als aus heutiger Sicht besonders stoßend empfinde ich, wie Siegfried Lenz 1960 das Opfer seiner Erzählung konzipiert hat. Dass der Jude ausgerechnet *Wilhelm* heißt, lässt sich vielleicht mit jenem überbordenden Nationaleifer begründen, den viele deutsche Juden nach ihrer rechtlichen Gleichstellung 1870 und der Gründung des zweiten Reiches unter Kaiser Wilhelm entwickelten. Hatte Lenz das mit seiner Namenswahl tatsächlich beabsichtigt, so müssen wir uns Heilmann als vollständig assimilierten Juden vorstellen. Man kann in der Tat fragen: Was ist an diesem Wilhelm Heilmann eigentlich jüdisch? Diese Frage konnte man freilich schon an Lessings *Nathan* richten. Was war an ihm noch jüdisch, außer seinem Namen und seiner Kleidung? Wenn ich ausländische Studenten danach frage, so sagen sie ganz spontan: Nathan ist doch reich, ein reicher Kaufmann – das sei das Jüdische an ihm. Wilhelm Heilmann ist nicht einmal wohlhabend. Aber Lenz hat ihm nicht einen Beruf wie Lehrer, Rechtsanwalt, Arzt oder Gastwirt gegeben, er lässt ihn wie einst Nathan einen Händler sein, Schrotthändler in Schalussen, und das waren auch schon sein Vater und sein Großvater. Ein ganzer „Hügel von rostigem Eisen“, ein „Hügel der Nutzlosigkeiten“ war „Wahrzeichen“ und „Kapital“ der Heilmanns, von dem sie gelebt hatten „geheimnisvoll und gewitzt“ (S.38).

Wilhelm Heilmann scheint keine Angehörigen, keine Familie zu haben, er ist eben der Letzte, ein alter, einsamer Mann. Hätte ihm Lenz nicht zumindest eine Frau gönnen können und paar Söhne und Töchter, von denen einige sogar dem großen Morden entronnen waren, nach Amerika oder Palästina oder via Kaunas nach Schweden? Oder wenigstens eine einzige Enkeltochter, die mit einem Kindertransport noch 1939 nach England hatte gelangen können – und an dieses eine Kind hätte Wilhelm Heilmann denken können auf dem Weg zu seiner Ermordung. Aber nein. Niemand wird diesen Juden vermissen, so das Gefühl, das wir als Leser dieser Erzählung bekommen müssen. Und wenn ihn niemand vermisst, dann wird auch niemand nach ihm fragen. War das nicht doch ein beruhigendes Gefühl für uns Deutsche im Jahr 1960? Und war es die (unbewusste) Absicht des Autors, dieses Gefühl zu bedienen?

Warum ihn Bielek abholen sollte und wohin ihr Weg ihn dann führen würde, das war Wilhelm Heilmann völlig bewusst. Er wartete förmlich darauf. Durch zwei Jahre hatte er darauf schon gewartet, abgeholt und ermordet zu werden. Als das endlich geschieht, ist Heilmann „versöhnt“ (S.39) – so steht es in dieser Erzählung von Siegfried Lenz. Die „Schwäche der Hoffnung“ hatte sich Heilmann „nicht einziges

Mal“ geleistet. Als er geholt wurde, hatte er abmarschbereit „mit Stiefeln im Bett gelegen“ (S.39).

Wie sehr der ostpreußische Jude Heilmann offenkundig damit einverstanden ist, von seinen Nachbarn ermordet zu werden, zeigt Lenz in seiner Erzählung immer wieder: Heilmann will sich nicht wehren, er will sich nicht verstecken, er will nicht fliehen – obwohl es dazu mehrfach Gelegenheit gibt. Bielek bringt ihn nach Korczymmen. Unterwegs strecken den Uniformierten erneut heftigste Magenkrämpfe zu Boden. Heilmann könnte die „Gelegenheit ausnutzen“ (S.41), er könnte Bielek sogar erschießen, könnte sich „unbemerkt und risikolos“ retten, aber der Jude tut das nicht, er leistet *Verzicht*. Ja, es kommt zu einer fast mystischen Vereinigung zwischen Täter und Opfer (S.45). In der Schlusszene, als im Grenzdorf Korczymmen die Maschinengewehr- und Revolverschüsse bereits zu hören sind, übergibt Bielek den letzten masurischen Juden jenem schon erwähnten „jungen, rasierten, breitgesichtigen Mann“ mit dem

Gewehr schräg vor der Brust. Er trat zwischen sie. Er befahl Heinrich Bielek, zurückzugehen. Als er sich umdrehte, bemerkte er, daß der Mann in der erdbraunen Joppe, den er weiterzuführen hatte, ihm bereits mehrere Schritte leise vorausgegangen war. (S.46)⁹

Erdbraun lässt Lenz die Jacke seines Juden sein, als solle auch die Kleidung noch „naturalogische“ Zugehörigkeit signalisieren zu jener Grube, in der Heilmann gleich ermordet werden wird. Einen gelben Stern hat ihm der Autor übrigens nicht angeheftet, obwohl die jüdischen Nachbarn den auch in Ostpreußen tragen mussten, seit dem 19. September 1941.

Die Erzählung von Siegfried Lenz lässt uns im Rückblick nach über 50 Jahren einmal mehr erkennen, wie schwer es den meisten deutschen Autoren und ihren Lesern seinerzeit gefallen ist, sich der Vergangenheit zu stellen. Lenz fantasierte und schrieb sich die Geschichte eines ermordeten Juden herbei, die bitteschön nicht allzu weh tun sollte, nicht ihm und nicht seinen Lesern. Aber selbst solche *Gelegenheit zum Verzicht* mag 1960 schon als beachtlich und mutig gegolten haben.¹⁰

⁹ Gegenüber der früheren, 1960 in der *Zeit* erschienenen Fassung hat Lenz 1962 kleinere Änderungen vorgenommen: das „rasiert“ wurde hinzugefügt und statt „stillschweigend“ geht Heilmann dem „jungen, breitgesichtigen Mann“ nunmehr „leise“ voraus; die Gesamtausgabe der *Erzählungen* von 2006 folgt hier der Fassung von 1960. – In SCHMÄHLINGS Interpretation der Erzählung heißt es zu dieser Schlusszene, dass Heilmann „dem blind hassenden Verwalter des Todes überlegen“ sei, indem er „sein Schicksal entsagend trägt“ (1969:71), zustimmend zitiert diese Deutung noch GARLEFF (2007:539).

¹⁰ Über das „Auschwitz-Loch“ im *Gedächtnis der Deutschen* (SILBERMANN 2000), genauer: über die *Verdrängung des Holocaust in der deutschen Nachkriegsliteratur* (so der Titel des einschlägigen Kapitels in LAMPING 1998:142f) oder z. B. über die Frage, ob die Darstellungen von Juden in den Prosatexten von Alfred Andersch, Heinrich Böll oder Günter Grass mit der „Selbstauffassung“ jüdischer Autoren (Hilsenrath, Becker usw.) übereinstimmen, sind eine Reihe Spezialstudien entstanden, beginnend mit KLÜGER 1994 und OELLERS 1995. Sie lassen erkennen, dass Lenz mit seiner literarischen Erinnerungsarbeit in den 50er und 60er

* * *

Im Herbst 1968 – die *Deutschstunde* war eben erschienen und auch sonst hatten sich die Zeiten ein bisschen geändert – nahm mein Vater mich mit zu einer Lesung von Siegfried Lenz in die Bayer-Lesehalle in Leverkusen. Lenz signierte seine Bücher, die teure Leinenausgabe der *Deutschstunde*. Ich stellte mich ans Ende der Leser- bzw. Käuferschlange und bat ihn zum Schluss um sein Autogramm auf dem Titelblatt meines gründlich zerlesenen Reclam-Bandes. Er nahm ihn in die Hand, blätterte in dem Heftchen mit meinen Anstreichungen, lächelte seinen dreizehnjährigen Leser dann an und fragte mit gespielter Unsicherheit: *Hab' ich das wirklich auch geschrieben?*

Mein Vater stand neben mir und hat mit Lenz noch ein paar Sätze über Ostpreußen gesprochen, über die Unterschiede zwischen seiner Heimatstadt Königsberg und dem masurischen Städtchen Lyck, in dessen Nähe mein Vater im Sommer 1939 bei einem masurischen Bauern seinen Arbeitsdienst abgeleistet hat. Auf der Rückfahrt nach Quettingen sagte mir mein Vater, dass der Siegfried Lenz zwar aus Masuren stamme, dass er aber eigentlich trotzdem ein guter Mann sei, auf den die Leute aus Lyck stolz sein sollten.¹¹

Literatur

- BERGAU, MARTIN (2006): *Todesmarsch zur Bernsteinküste. Das Massaker an Juden im ostpreußischen Palmnicken im Januar 1945*. Heidelberg.
- ELM, THEO (1985): *Siegfried Lenz. Zeitgeschichte als moralisches Lehrstück*. In: WOLFF, RUDOLF (ed.): *Siegfried Lenz. Werk und Wirkung*. Bonn, 98–128.
- GARLEFF, MICHAEL (2007): *Heimat und Fremde bei Siegfried Lenz*. In: STÜBEN, JENS (ed.): *Ostpreußen, Westpreußen, Danzig. Eine historische Literaturlandschaft*. München, 537–562.
- HINCK, WALTER (2007): *Episches Protokoll eines Verlustes. „Imaginäre Geschichtsschreibung“: Siegfried Lenz: ‚Heimatmuseum‘ (1978)*. In: W. H.: *Romanchronik des 20. Jahrhunderts*. Köln, 210–216.
- JAROSZEWSKI, MAREK (2009): *Zur Siegfried-Lenz-Rezeption in Polen*. In: BIALEK, EDWARD u.a. (eds.): *Auf der Suche nach Humanitas* (FS Irena Światłowska-Prędoła). Dresden und Wrocław, 31–42.
- JOACHIMSTHALER, JÜRGEN (2011): *Masuren nach 1945. Siegfried Lenz*. In: J.J.: *Textränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur*. Bd. 3: „Dritte Räume“. Heidelberg, 112–125.
- KELLETAT, ANDREAS F. (2001): *Bobrowski-Lektionen*. In: *Triangulum. Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen* 8:97–197.

Jahren nicht weniger überfordert gewesen zu sein scheint als fast alle seine Kollegen aus der *Gruppe 47*.

¹¹ Dass und wie sie es heute sind, zeigt eindrucksvoll das Lenz-Kapitel in OLSZEWSKI/ŻYTNYEC 2014:129–135.

- (2014): *Dobry człowiek z Elku. Wspomnienie lekcji o Lenzu z lat sześćdziesiątych.* [Übersetzt von Małgorzata Żytyniec]. In: ŁAWSKI, JAROSŁAW / ŻYTYNIEC, RAFAŁ (eds.): *Wielokulturowy świat Siegfrieda Lenza.* Białystok, 169–178.
- KIBELKA, RUTH (1995): *Deutsch geboren – litauisch adoptiert. Wolfskinder in Litauen.* Lampertheim.
- KLÜGER, RUTH (1994): Gibt es ein „Judenproblem“ in der deutschen Nachkriegsliteratur? In: R. K.: *Katastrophen. Über deutsche Literatur.* Göttingen, 9–38.
- KOSSERT, ANDREAS (2001): *Masuren. Ostpreußens vergessener Süden.* Berlin.
- LAMPING, DIETER (1998): *Von Kafka bis Celan. Jüdischer Diskurs in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.* Göttingen.
- LENZ, SIEGFRIED (1962): *Stimmungen der See. Erzählungen. Mit einem autobiographischen Nachwort.* Stuttgart. (RUB 8662).
- (1965/1997): *Die Deutschen, die Polen und die Literatur.* In: S. L.: *Essays 1, 1955–1982.* Hamburg 1997, 174–183.
- (1970): *Nachdenken über Warschau.* In: *Die Zeit*, 18.12.1970.
- (1971): *Verlorenes Land – Gewonnene Nachbarschaft. Die Ostpolitik der Bundesregierung.* Kiel.
- (1986): *Der Anfang von etwas.* In: S. L.: *Erzählungen.* Leipzig, 79–88.
- (2006): *Die Erzählungen.* Redaktion: Moritz Kienast. Mit einem Geleitwort von Marcel Reich-Ranicki. Hamburg.
- MIEGEL, AGNES (1949): *Du aber bleibst in mir. Flüchtlingsgedichte.* Hameln.
- OELLERS, NORBERT (ed.) (1995): *Vom Umgang mit der Shoah in der deutschen Nachkriegsliteratur.* Berlin.
- OLSZEWSKI, MICHAŁ / ŻYTYNIEC, RAFAŁ (2014): *Von Lyck nach Elk. Spaziergänge durch die Hauptstadt Masurens.* Aus dem Polnischen von Winfried Lipscher. Elk.
- RENTROP, PETRA (2011): *Tatorte der „Endlösung“. Das Ghetto Minsk und die Vernichtungsstätte von Maly Trostinez.* Berlin.
- SCHMÄHLING, WALTER (1969): „Gelegenheit zum Verzicht“. In: *Interpretationen zu Siegfried Lenz*, verfaßt von einem Arbeitskreis. München, 67–74.
- SILBERMANN, ALPHONS (2000): *Das „Auschwitz-Loch“ im Gedächtnis der Deutschen.* In: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 11:169–179.
- ŻYTYNIEC, RAFAŁ (2006): *Zwischen Verlust und Wiedergewinn. Ostpreußen als Erinnerungslandschaft der deutschen und polnischen Literatur nach 1945.* [Diss. Frankfurt/O.] Olsztyn.

Schlüsselwörter

Deutsche Nachkriegsliteratur, Siegfried Lenz, Ostpreußen, Holocaust-Forschung

Abstract

The good man from Elk. Reminiscence of reading Lenz in the sixties

This article sheds light on the East Prussian/ Masurian stories by Siegfried Lenz, an author born in Lyck (now Elk, Poland). The stories have not yet been discussed as a whole and regarding their thematic variety in a sufficient manner. Lenz' *Gelegenheit zum Verzicht*, written in 1960, centers on the murder of an East Prussian Jew. In the following, this story is analyzed from a family and contemporary historical perspective and put in the context of repressing holocaust as a subject matter in the West German post-war literature.

Key words

20th Century German Literature, Siegfried Lenz, East Prussia, Holocaust Studies

Zur Diskussion um den polnischen Literaturkanon (aus der Sicht eines deutschen Polonisten)

Wie entsteht ein Kanon und wer legt seine „Klassiker“ fest?

Der Literaturkanon mit ausgewählten Werken gehört zu den zentralen Problemen eines Philologiestudiums, so auch der Polonistik. Allerdings unterscheiden sich diesbezüglich die Anforderungen sehr deutlich von einander, vor allem wenn wir zwischen einem Studium im Land (Binnenpolonistik) und im Ausland (Auslandspolonistik) unterscheiden. Zwangsläufig hat die umfassende Polonistik in Polen andere Anforderungen und Aufgaben zu bewältigen, als ein zumeist auf ein Minimum begrenztes Polenstudium im Ausland. Bei der Auslandspolonistik gilt es wiederum zu unterscheiden zwischen einer Polonistik in Europa oder aber auf einem anderen Kontinent, in Afrika, Asien oder den beiden Amerikas. Mitgebrachte Voraussetzungen bzw. gestellte Anforderungen an ein Studium der Polonistik werden in Japan bzw. China gänzlich andere sein als in Deutschland, Frankreich oder Großbritannien. Hinzu kommt die Rolle, welche die sogenannten Träger bzw. Mittler der polnischen Literatur und Kultur im Ausland spielen. Ein Polonist ohne polnischen Hintergrund und ohne den sprichwörtlich gewordenen Gombrowiczschen „polnischen Buckel“, ist wahrscheinlich eher in der Lage die Grenzen eines einseitigen und häufig eng aufgefassten Polentums zugunsten einer liberaleren, demokratischen und offenen „Polonität“ zu überschreiten.¹ Aus gebührender Distanz ist sein Blick auf Entwicklungstendenzen und Erscheinungen der polnischen Literatur und deren Wertesystem anders als bei Polonisten, die in Polen ein polonistisches Studium absolviert haben. Ein erster, wichtiger Schritt ist im Auslandsstudium, die Studierenden ohne polnischen „Migrationshintergrund“ mit den nötigen Realien in Sprache, Kultur und Literatur vertraut zu machen. Das, was man traditionell als „Landeskunde“ bezeichnet, versteckt sich gegenwärtig häufig hinter Begriffen wie „Kulturgeschichte Polens“, oder aber, einer allgemeinen Tendenz zur Anglisierung bzw. Amerikanisierung des deutschen Sprachgebrauchs folgend, hinter „Polish (Areal) Studies“. Dabei ist bedauerlicher Weise eine wachsende Tendenz hin zum Nullwissen der Studierenden zu beobachten, was das Fehlen grundlegender Kenntnisse über Polen (aber auch über Deutschland!) betrifft. Dem ist in der Lehre unbedingt Rechnung zu tragen,

¹ Vgl. Yvonne Kleinmann und Achim Rabus: *Aleksander Brückner revisited. Debatten um Polen und Polentum in Geschichte und Gegenwart*. Göttingen 2015.

auch wenn ein verschult anmutender „Grundlagenunterricht“ zunächst banal erscheinen mag. Ohne entsprechende Kenntnisse, ohne eine erforderliche solide Grundlage, kann die polnische Kultur- und Literaturgeschichte nur schwer erschlossen und begriffen werden. Dabei sind Vergleiche bzw. Parallelen zur europäischen- und deutschen Geschichte, Kulturgeschichte und Literatur durchaus angebracht, spielt der Vergleich von Epochen anhand entsprechender Epochenmodellen eine nicht zu unterschätzende, ja tragende Rolle in der Wissensvermittlung. Ohne entsprechend gefestigte Kenntnisse über Polen muss ein Großteil der polnischen Kultur, Literatur und Geistesgeschichte nur schwer verständlich bleiben. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf den charakteristischen historischen Determinismus der polnischen Literatur, der in erster Linie auf die verhängnisvollen Zeiten nationaler Unterdrückung und Unfreiheit zurückzuführen ist. Hinzu kommt die besondere Stellung und Mission des Schriftstellers in der polnischen Gesellschaft. Die besondere Rolle, welche die historisierende Literatur in Polen spielt, bedeutet allerdings nicht, dass Werke der polnischen Literatur mit einem Leifaden polnischer Geschichte in der Hand gelesen werden müssen. Aufgeschlossenheit und Entdeckergeist, die Annahme von Herausforderungen wie auch das Interesse für Andersartigkeit und Exotik können die Lektüre polnischer Literatur befördern und stimulieren. Wichtig ist die Studierenden nicht mit literarischen Werken zu überfrachten bzw. zu überfordern, d.h. ihnen die Leselust zu nehmen. Denn das kann dazu führen, dass aus Leselust Lesefrust wird.² Es gilt vielmehr einen Kompromiss zu finden, geeignete Werke auszuwählen, die nicht unbedingt Merkmale nationalpolnischer Literatur aufweisen, sondern eher universeller Art sind, damit leichter lesbar und verständlicher sind. Das enge Korsett eines nicht flexibel gehandhabten Kanons kann dem Leser im wahrsten Sinne des Wortes den notwendigen Atem nehmen und sich als kontraproduktiv erweisen. Auch ein anfänglicher Verzicht auf ein chronologisches Vorgehen in der polnischen Literaturgeschichte wie auch eine mögliche Ausweitung des Begriffs polnischer Literatur auch auf literarische Werke über Polen, die nicht selten über einen internationalen Bekanntheitsgrad verfügen, scheint diskussionswürdig zu sein. Eine Einführung in wichtige Entwicklungstendenzen der polnischen Literatur im Vergleich mit der deutschen- bzw. deutschsprachigen Literatur und im Falle von Studierenden der Westslawistik mit der tschechischen und slowakischen Literatur, scheint angebracht. Sicherlich hängt sehr viel von der Zusammensetzung der Studierenden und den von ihnen mitgebrachten, zumeist sehr unterschiedlichen sprachlichen, kulturgeschichtlichen und literarischen Kenntnissen ab, aber auch von der Flexibilität und Einstellung des jeweiligen Dozenten. Die mitgebrachten bzw. im Studium zwischenzeitlich erworbenen Kenntnisse bestimmen auch die Sprache, in der literarische Werke der polnischen Literatur gelesen werden.³ So kann es durchaus passieren,

² Vgl. dazu: Andrzej Karcz: *Literatura polska po angielsku. Kanonu lektur w nauczaniu cudzoziemców*. In: *Kanon kultury w nauczaniu języka polskiego jako obcego*. Redaktion: P. Garncar-ka, P. Kajaka, A. Zieniewicz, Warszawa 2010, S. 97–108.

³ Piotr Wilczek: *Kanon literatury polskiej w nauczaniu polonistycznym za granicą*, In: *Kanon kultury w nauczaniu języka polskiego jako obcego*. A.a.O., S. 89–96, hier S. 94.

dass Studierende der Polonistik, bei sich deutlich unterscheidenden Voraussetzungen, Werke im polnischen Original, in der Übersetzung oder aber zweisprachig, z.B. mit Hilfe zweisprachiger Anthologien bzw. Werkausgaben, lesen. Zweifelsohne erweisen sich derartige Veröffentlichungen polnischer Literatur, vor allem als Einstiegslektüre gedacht, als besonders geeignet, um u.a. auch entsprechende gesellschaftliche, kulturgeschichtliche und politische Themen wie z.B. „Polen und Europa“, „Polen im internationalen Kontext“ zu erörtern.⁴ Ein derartiges mehrsprachiges Vorgehen im Umgang mit Literatur kann des Weiteren das Interesse für das Übersetzen wie auch für die Übersetzungswissenschaft fördern. Auf diese Art und Weise können in der vergleichenden Diskussion von Original- und Übersetzungstexten erste wichtige Voraussetzungen für nachfolgende Übersetzerseminare und Übersetzerwerkstätten geschaffen werden. Dabei kommt der Würdigung der Stellung und Bedeutung des Übersetzers, nicht zuletzt in Sinne eines kreativen (Mit)Autors, eine entscheidende Stellung zu, hängt doch nicht nur die bloße Präsenz, sondern vor allem auch das Gelesenwerden polnischer Literatur im Ausland von der häufig unterschätzten Arbeit von Übersetzern, Lektoren und Verlegern ab⁵. Sie alle sind zu „Mitschöpfern“ eines bestimmten Literaturrankings wie auch einer entsprechenden Wertschätzung von Schriftstellern und ihren Werken in einem bestimmten Sprachraum geworden.⁶

Das trifft nicht nur auf den besonders empfohlenen, nicht unbedingt aber starr vorgegebenen Kanon polnischer Literatur außerhalb Polens zu, der zwangsläufig auf Übersetzungen angewiesen ist, betrifft aber auch die „allgemeine Präsenz polnischer Literatur“ in einem Land außerhalb Polens⁷. Dabei ist die Präsenz polnischer Literatur im deutschsprachigen Raum eine besondere, liegen doch die wichtigsten Werke der polnischen Literatur in zumeist recht guten Übersetzungen vor, d.h. die der polnischen Sprache nicht mächtigen Leser können sich durchaus mit den wichtigsten Epochen, Entwicklungen, Autoren und Werken polnischer Literatur bekanntmachen. Allein die Polnische Bibliothek des Suhrkamp Verlages zählt 50 Bände. Hinzu kommt, dass sich die ansonsten verhängnisvolle Teilung Deutschland positiv die Übersetzung und Präsenz polnischer Literatur im wiedervereinigten Deutschland ausgewirkt hat, und das nicht allein nur in Form von Doppelübersetzungen. Aufgrund der sich erheblich voneinander unterscheidenden (Kultur)Präferenzen wurden sich z.T. markant von einander unterscheidende Themenbereiche erschlossen: Auf der einen Seite die sozialistische- bzw. Arbeiterliteratur und die sozialistische Gegenwartsliteratur Volkspolens mit Vertretern wie Broniewski, Putrament, Żukrowski, Brandys in der DDR. Es wäre allerdings falsch die Übersetzung polnischer Literatur im Osten Deutschlands allein auf Vertreter der „höfischen“ sozialistischen Literatur zu reduzieren, gab es doch durchaus mutige Übersetzer wie beispielsweise Henryk Bereska⁸ und Lektoren und

⁴ Vgl. dazu: *Europejskie wizje polskich pisarzy w XX wieku. Antologia*. Auswahl und Bearbeitung der Texte: Maciej Urbanowski. Warszawa 2011.

⁵ Piotr Wilczek: *Kanon a przekład*. In: *Opcje* 2007, Vol. 4, Nr. 69, S. 10–14.

⁶ Ebd., S. 92.

⁷ Ebd.

⁸ Brygida Helbig-Mischewski, Gabriela Matuszek (Hg.): *Fährmann grenzenlos. Deutsche und Polen im heutigen Europa. Zum Gedenken an Henryk Bereska*. Hildesheim 2008.

Verleger wie Jutta Janke⁹, denen es gelang auf dem DDR-Büchermarkt auch „klassische Autoren“ wie Iwaszkiewicz, Lem, Szymborska, Różewicz, Mrozek, Herbert sowie „problematische“ Autoren und Werke der polnischen Literatur zu etablieren. Erinnert sei an dieser Stelle lediglich an Hłasko, Witkacy, Schulz oder Miłosz. In der alten Bundesrepublik wiederum bildete die Exil- und Untergrundliteratur mit Czesław Miłosz, Witold Gombrowicz, Herling-Grudziński, Adam Ważyk und Józef Mackiewicz einen wichtigen Schwerpunkt in der Übersetzung polnischer Literatur.¹⁰ Allerdings sagt die bloße Anwesenheit auf dem Büchermarkt noch nichts über das Gelesenwerden aus. Hier zeichnen sich unterschiedliche Präferenzen ab, die nicht selten auch generationsbedingt sind. Zu den populärsten, am meisten gelesenen Autoren gehören gegenwärtig (immer noch) Stanisław Lem, Ryszard Kapuściński, Olga Tokarczuk, Joanna Bator und Andrzej Stasiuk. Neue Vorlieben von Studierenden, die Gender, Minderheiten- und Fantasy-Literaturen unterschiedlicher Art betreffen, gilt es bei der Lektüreauswahl zu berücksichtigen.

Nicht selten wird der Sinn und Zweck eines starren, aufgezwungenen Kanons, zuweilen sogar dessen Existenzberechtigung, in Frage gestellt. Diese Diskussionen stehen in einem engen Zusammenhang mit der Frage, wer überhaupt berechtigt ist einen solchen Kanon festzulegen und wer darüber entscheidet, welche Autoren es verdienen, als „Klassiker“ aufgenommen zu werden. Auch diese Fragen betreffend, unterscheiden sich die Auffassungen sehr deutlich von einander. Sie sind in Abhängigkeit vom jeweiligen historischen und kulturgeschichtlichen Kontext, aber auch vom jeweiligen Studienland bzw. Studienort und den Lehrenden zu sehen. Was die Lehre im Bereich der Westslawistik/Polonistik betrifft, haben sich flexible Lektüreempfehlungen, auch mit entsprechenden Auswahlmöglichkeiten, bewährt. Lektüreempfehlungen sollten allerdings mit Umsicht und unter Berücksichtigung der traditionellen Beziehungen zwischen Polen und dem jeweiligen Land, in dem Polonistik betrieben wird, gegeben werden. Zu hinterfragen ist aber auch, ob es allein nur den Lehrenden obliegen sollte, einen Lektürekanon bzw. Lektüreempfehlungen unter Berücksichtigung dann welcher „Klassiker“ aufzustellen.

Am Institut für Slavistik der Universität Leipzig wurde ein Leitfaden für Polonistik ebenso wie auch für Bohemistik von einer aus Lehrenden und Studierenden bestehenden Kommission erarbeitet. Die Lektüreempfehlungen für polnischen (Primär)Literatur bilden dabei eine gute Grundlage wie auch Richtlinie für gestellte Anforderungen in der Lehre, in den schriftlichen und mündlichen Prüfungen. Empfehlungen dieser Art ermöglichen mit entsprechenden zugestandenen Wahlmöglichkeiten auch ein flexibles, individuelles Herangehen an die Literatur, ohne dass ein bestimmte Klassiker bzw. ein konkretes literarisches Werk „ex cathedra“ zur Pflichtlektüre erklärt wird. Um auf der Höhe der Zeit zu bleiben,

⁹ Henryk Bereska: *Porträt einer Lektorin – Jutta Janke*. In: Simone Barck, Siegfried Lokatis (Hg.): *Fenster zur Welt. Eine Geschichte des DDR-Verlages Volk und Welt*. Berlin 2003 und 2005, S. 81–86.

¹⁰ Vgl. dazu: Annegret Gasse: *Ausgaben polnischer Belletristik in deutscher Übersetzung 1990–2004. Geschichte, Förderung und Präsenz einer vermeintlich unbekanntem Nationalliteratur*. Erlangen Nürnberg 2008.

sollte ein Studienleitfaden durch Hinweise, Anregungen und Ergänzungen von Studierenden wie auch von Fachkollegen, aber auch durch entstprechende aktuelle Entwicklungen und Ereignisse, ständig modifiziert und ergänzt werden. Sicher spielen historische (Wechsel)Beziehungen zwischen den jeweiligen Ländern, die besonderen Kulturbeziehungen wie auch die Rezeption von Literatur und Kultur in einem Land bzw. Kulturräum eine wichtige Rolle. Dabei sollte der deutschsprachige Raum nicht als etwas Einheitlich-Monolithisches angesehen werden.¹¹ Deutliche Unterschiede bestehen nicht nur zwischen den einzelnen deutschsprachigen Ländern, zwischen Deutschland, Österreich und der (deutschsprachigen) Schweiz, sondern auch zwischen den einzelnen Bundesländern innerhalb der Bundesrepublik Deutschland selbst. Allein schon die geographische, geopolitische Lage wie auch die Kulturgeographie spielen eine besondere Rolle, vor allem in jenen Bundesländern, die eine gemeinsame Grenze mit Polen besitzen. So kommt den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen beim Studium der Polonistik allein schon aufgrund ihrer Grenzlage eine besondere Bedeutung zu. Hier gilt es gemeinsame Schnittmengen im interkulturellen Bereich auf nationaler, internationaler, aber auch regionaler Ebene zu berücksichtigen. Auch die Westslawistik selbst, mit ihren Schwerpunkten Polonistik und Bohemistik, sollte nicht als eine in sich geschlossene Philologie berücksichtigt werden, sondern in einem engen Bezug u.a zur Germanistik, eventuell auch Anglistik/Amerikanistik und Romanistik gesehen werden. Immerhin sind die nationale wie regionale Landesgeschichte, Literatur und Kultur häufig sehr eng miteinander verknüpft. Hinzu kommt, trotz der gegenwärtig wachsenden patriotisch-nationalistischen Stimmungen, nicht nur in den Visegrád-Staaten, der europäische, internationale, globale Aspekt hinzu. Zu berücksichtigen ist aber auch die Rolle und Bedeutung der wirtschaftlichen und politischen Emigration mit ihren einzelnen Wellen, Zielländern, Zielorten und Infrastruktur ebenso wie die gegenwärtigen Migrationsbewegungen, die zu wichtigen Veränderungen nicht nur im gesamteuropäischen Kontext, sondern auch im jeweiligen literarischen Feld führen. Derartige einschneidende Veränderungen zeichnen sich, (noch) im Unterschied zu Polen, vor allem im deutschen, englischen und französischen literarischen Feld ab. Dabei rücken Autoren mit „Migrationshintergrund“ zunehmend vom Rande in das Zentrum des literarischen Feldes vor und prägen es entscheidend mit.¹²

Im Angesicht neuer Veränderungen und Entwicklungstendenzen kann es nicht mehr allein nur die Aufklärung und Popularisierung nationaler Literaturen und Kulturen, ihrer Leistungen und Errungenschaften im nationalen Diskurs gehen. Ein enger nationaler Kanon als Sammlung wichtiger literarischer Werke, aber auch historischer,

¹¹ Vgl. dazu: Danuta Rytel-Kuc, Hans-Christian Trepte, Wolfgang F. Schwarz (Hg.): *Polonistik im deutschsprachigen Bereich. Aufgaben und Perspektiven ihrer Entwicklung*. Hildesheim 2005.

¹² Vgl.: Renate von Heydebrand (Hg.): *Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*. Stuttgart Weimar 1998 und Matthias Beinlein: *86 und die Folgen. Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici im literarischen Feld Österreichs*. Berlin 2008.

kulturgeschichtlicher und philosophischer Texte, existiert im traditionellen Sinne dieses Wortes eigentlich weder in den einzelnen Nationalliteraturen noch in der Weltliteratur. „Unter ‘Nationalliteratur’ versteht man im Allgemeinen eine Gesamtheit von Texten, die von Mitgliedern einer Nationalgemeinschaft in der betreffenden Nationalsprache verfasst werden“.¹³ Die polnische Literatur würde diesbezüglich dann allein nur aus in polnischer Sprache geschriebenen Werken polnischer Schriftsteller bestehen. Es ist jedoch erforderlich auch mit entsprechenden Grenzerscheinungen, Überschneidungen, Abweichungen und Ausnahmen, mit Mehrsprachigkeit und Sprachwechsel zu rechnen.¹⁴

Schauen wir uns kurz an, wie die Rangliste polnischer Literatur im englischen- und französischen Sprachraum aussieht: Zu den *11 Great Polish Books You Have to Read*¹⁵ gehören: 1. *The Manuscript Found in Saragossa* von Jan Potocki, 2. *The Doll* von Bolesław Prus, 3. *Choucas* von Zofia Nałkowska, 4. *Sanatorium Under the Sign of the Hour-Glass* von Bruno Schulz, 5. *A Memoir of the Warsaw Uprising* von Miron Białoszewski, 6. *Native Realm* von Czesław Miłosz, 7. *Solaris* von Stanisław Lem, 8. *Cosmos* von Witold Gombrowicz, 9. *Shielding the Flame* von Hann Krall und 10. *Sobbing Superpower: Selected Poems of Tadeusz Różewicz*.¹⁶ Unter den *100 Books Everyman Should Read* befindet sich lediglich der in englischer Sprache schreibende, aber aus Polen (bzw. der heutigen Ukraine) gebürtige Joseph Conrad (Józef Teodor Konrad Korzeniowski) mit *Heart of Darkness*.¹⁷ Allerdings wird Joseph Conrad nicht als ein polnischer Schriftsteller angesehen, zumeist ist seine Herkunft unbekannt.¹⁸ Aufschlussreich sind auch die auf der französischsprachigen Liste von Babelio angegebenen ersten zehn Bücher polnischer Literatur: 1. Adam Mickiewicz: *Pan Tadeusz* 2. Heryk Sienkiewicz: *Quo vadis?* 3. Henryk Sienkiewicz: *Par le fer et par le feu* 4. Czesław Miłosz: *Sur les bords de l'Issa*. 5. Jean Potocki: *Manuscrit trouvé à Saragosse*. 6. Sławomir Mrozek: *Le petit Mrozek illustré*¹⁹ 7. Andrzej Stasiuk: *Contes de Galicie*. 8. Wisława Szymborska: *De la mort sans exagérer*. 9. Witold Gombrowicz: *Ferdynand*. 10. Stanisław Lem: *Solaris*.²⁰

Was bei all diesen Aufzählen einzelner Autoren und Werke auffällt, vor allem wenn man weitere internationale Werklisten bzw. Literaturempfehlungen hinzu-

¹³ Petr Mareš: *Mehrsprachigkeit in der neueren tschechischen Literatur*. In: *Zugänge zur literatur- und kulturwissenschaftlichen Bohemistik*, Band 2, herausgegeben von Wolfgang F. Schwarz, Andreas Ohme und Jan Jiroušek. Hildesheim, Zürich, New York 2017, S. 162–180, hier S. 161.

¹⁴ Vgl.: Stefan Neuhaus: *Revision des literarischen Kanons*. Göttingen 2000 sowie Uta Schaffers und Gesine Boesken (Hg.): *Lektüren ‚bilden‘: Lesen – Bilden – Vermittlung. Festschrift für Erich Schön*. Münster 2013.

¹⁵ Mikołaj Gliński: *11 Great Polish Books You Have to Read*. <http://culture.pl/en/article/11-great-polish-books-you-have-to-read> [Zugriff 20.06.2017].

¹⁶ Ebd.

¹⁷ <http://www.artofmanliness.com/2016/11/28/100-books-every-man-read/> [Zugriff 20.06.2017].

¹⁸ Vgl.: Elmar Schenkel und Hans-Christian Trepte: *Zwischen Ost und West. Joseph Conrad im europäischen Gespräch*. Leipzig 2010.

¹⁹ Ohne diakritische Zeichen geschrieben.

²⁰ <https://www.babelio.com/liste/1398/Litterature-polonaise> [Zugriff 20.06.2017].

zieht, ist der hohe Stellenwert von Schriftstellern, die über das Polnische-Nationale hinausgehen wie z.B. Lem, Potocki, Witkacy, Schulz bzw. zu ihm besonders kritisch eingestellt sind wie Gombrowicz, Miłosz oder Mrozek. Die Verfasser dieser Lektürelisten verweisen fast einhellig darauf, dass die bisher dominierenden „künstlerischen Modelle“ zugunsten eines deutlich pragmatischeren Herangehens verifiziert werden müssen.²¹ Dabei wird der Literaturkanon mit auserwählten Klassikern u.a. auch als „Ort eines Kulturkonfliktes“, als „Gegenstand von Rivalitäten“ und „Kämpfen zwischen unterschiedlichen Gruppen, Praktiken und Instituten“ gesehen.²² Hinzu kommen Bestrebungen die Kultur und Literatur eines Landes in ihren vielfältigen Wechselbeziehungen, in ihrer ganzen „Vielfalt, Hybridität und Transkulturalität“ vorzustellen und zu begreifen²³. Dementsprechende Diskussionen wurden u.a. auf einer vom Warschauer Polonicum organisierten Konferenz initiiert.²⁴ Ein rationaler Blick auf die eigene Kultur und Literatur aus einer geographischen, kulturellen, aber auch persönlichen Distanz heraus, der sich gegen einen übertriebenen Patriotismus richtet, zeigte sich bereits in den zentralen Auseinandersetzungen im weltweiten polnischen Exil. Auch hier ging es um die Berechtigung und den Stellenwert polnischer Schriftsteller und ihrer Werke in Polen und im Ausland in den sich deutlich voneinander unterscheidenden Exilzentren London, Paris, New York mit z.T. konträren Auffassungen.

Infolge der vollzogenen national-konservativen Wende durch die PiS-Regierungen befindet sich Polen gegenwärtig in einer Situation, die umfassende Veränderungen in der traditionellen Lehre und Forschung kaum mehr ermöglichen. Außerhalb Polens ist allerdings, unabhängig von den jeweiligen politischen Konjunkturen, dem Tatbestand Rechnung zu tragen, dass polnische Literatur unter Berücksichtigung der neuen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen weiterhin gelesen wird. Dazu ist eine grundlegende Revision des „Inventars nationaler und kultureller Termini“²⁵ zwingend erforderlich, die **fast immer einhergeht mit einem Überschreiten** enger, einseitiger, häufig selbstverliebter nationaler Auffassungen vom ewigen Polentum, vom nationalen Stolz und Patriotismus, der besonderen Stellung der polnischen Nationalkultur und Nationalliteratur.²⁶ Bei den Lektüreüberlegungen spielen stereotype Vorstellungen eine nicht zu unterschätzende Rolle, vor allem in Zeiten, in denen auch von offizieller Seite immer wieder versucht wird, die deutsche (wie auch russische) Karte zu ziehen, auszuspielen und pauschalisierend die Anderen, Fremden für eigenes Fehlverhalten verantwortlich zu machen. Zu

²¹ Grzegorz Zarzeczny, *Zamiast kanonu. Byrama, Kramsch i Risager koncepcje nauczania kultury i języka*. In: P. Garncarek, P. Kajak, A. Zieniewicz (Hg.): *Kanon kultury w nauczaniu języka polskiego jako obcego. Materiały z konferencji naukowej*. Warszawa 2010, S. 19–26.

²² Ebd., S. 19.

²³ Ebd., S. 22.

Vgl. auch http://www.studiapolskie.us.edu.pl/wirtualna_katedra/lit_pol_w_swiecie_t1/02Wilczek.pdf [Zugang: 20.06. 2017].

²⁴ Vgl.: *Kanon kultury w nauczaniu języka polskiego jako obcego...* A.a.O., S. 7..

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., S. 8.

hinterfragen ist in diesem Zusammenhang immer wieder die Auffassung: „Jak świat światem (nigdy) Niemiec nie będzie Polakowi bratem” (So lange die Welt besteht wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein)²⁷.

In diesem Kontext gilt es noch einmal kurz auf die Bedeutung polnischer historischer Romane einzugehen. Zu hinterfragen ist vor allem die historische Trilogie von Henryk Sienkiewicz *Ogniem i mieczem* (Mit Feuer und Schwert), *Potop* (Die Sintflut), *Pan Wołodyjowski* (Herr Wologyjowski), aber auch *Krzyżacy* (Die Kreuzritter). Mit diesen Romanen hatte Sienkiewicz zwar die Herzen seiner unterdrückten Landsleute erbauen wollen, doch zugleich hatte er damit die Beziehungen zu Deutschland (und der Ukraine) nachhaltig geschädigt.²⁸ Im internationalen Kontext nimmt Sienkiewiczs universaler historischer Roman *Quo vadis* eine zentrale Stellung ein und seine Novelle *Latarnik* (Der Leuchtturmwärter) kann als ein wichtiges Beispiel für den fatalen Einfluss der polnischen Romantik angesehen werden. Während in Polen ein jedes Kind weiß, welche Rolle die „Krzyżacy” in der Schlacht von Grunwald gespielt haben, sind „die Kreuzritter” unter deutschen Studierenden und Lesern kaum mehr bekannt. In der deutsch-polnischen Schulbuchkommission forderten deutsche Historiker bereits in den siebziger Jahren, auf die Lektüre von Sienkiewiczs historischem Roman *Kreuzrittern* im Schulunterricht zu verzichten; die polnische Seite erklärte sich damit allerdings nicht einverstanden.²⁹

Andererseits sollte selbstverständlich nicht auf den polnischen historischen Roman verzichtet werden, gerade angesichts der Tatsache, dass die jüngere Generation in Deutschland immer weniger über entsprechende historische Kenntnisse verfügt und zumeist als geschichtsvergessen gilt. Aus diesem Grunde bleiben auch zahlreiche historisch determinierte literarische Werke für zahlreiche deutsche Leser wenig verständlich. Den Studierenden gilt es nicht nur wichtige historische und kulturgeschichtliche Realien Polens, sondern auch entsprechende Kulturcodes und Schlüsselwörter nahe zu bringen, mit deren Hilfe sie sich die andere, zunächst fremd erscheinende Kultur und Literatur erschließen können. Es gilt aber auch den „Kreis des ewig Polnischen” (błędne koło polskości) zu durchbrechen, um gemeinsame humanistische Werte hervorzuheben. Auf diese Art und Weise kann die polnische Literatur nicht nur an Popularität und Bedeutung gewinnen; es kann auch das Interesse an Polen, sogar an einem Studium der Polonistik gefördert werden, wenn nämlich kreative Zugänge neue Einsichten und interessante Vergleiche ermöglichen. Eine kritiklose Übernahme polnischer Lektürelisten im polonistischen Auslandsstudium kann zu Leseunlust, ja zu Lesefrust führen. Auch die Präferenzen für einzelne Epochen, Gattungen und Autoren unterscheiden sich teilweise gravierend von einander. So zeigten sich im Polonistikstudium in Leipzig deutliche Vorlieben für Epochen wie: Renaissance,

²⁷ Aleksander Bregman: *Jak świat światem... (Solange die Welt existiert...)*. London 1963. Marek Zybyra: *Niemcy w Polsce*. Wrocław 2004. Wolf-Dieter Eberwein / Basil Kerski (Hg.): *Die deutsch-polnischen Beziehungen 1949–2000. Eine Wert- und Interessengemeinschaft?* Opladen 2001.

²⁸ Vgl. dazu: *Schwarzes Kreuz und weißer Adler. Mythos Tannenberg*. In: *Deutsche und Polen. Eine Chronik*. Berlin 2002, S. 15–70.

²⁹ <http://www.muzhp.pl/artykuly/925/jak-swiat-swiatem> [Zugang 20.06.2017].

Młoda Polska (Das Junge Polen), die Zwischenkriegszeit und die zeitgenössische polnische Literatur. Eine nähere Erläuterung bedarf sicher, weshalb die Romantik die „Vorstellungskraft der Polen“ so tiefgreifend bestimmt, weshalb sie „Himmel“ und „Hölle“ zugleich ist.³⁰ Die Tatsache, dass die Geschichte der polnischen Kultur und Literatur seit dem 19. Jahrhundert „eine Forführung, Reinterpretation, Banalisierung, aber auch eine Vergötterung sowie Verurteilung der Romantik“³¹ ist, gilt es ebenso wie polonozentristische Visionen von Europa und der Welt, Auffassungen von der polnischen Kulturmissionen vor allem im östlichen Europa und dem polnischen Messianismus zu erklären.

Gehen wir noch einmal kurz auf eine andere, mit den Diskussionen um den Literaturkanon verbundene Problematik ein, die mit den deutsch-polnischen Beziehungen und entsprechenden gemeinsamen Schnittmengen in Sprache, Kultur und Literatur zu tun hat. Diese Schnittmengen sind nicht nur auf der nationalen, sondern vor allem auch auf der regionalen Ebene zu finden. Sie treten beispielsweise im polnisch-sächsischen Kontext auf. Dabei reichen die positiven sächsisch-polnischen Beziehungen weit über die Zeit der Polnisch-sächsischen Union hinaus; einseitige Auffassungen von der „Sächsische Nacht“ sind inzwischen von polnischen wie deutschen Wissenschaftlern in zahlreichen Untersuchungen widerlegt worden.³² Eine wichtige Gemeinsamkeit von Polonistik und Germanistik könnte sich bei der Behandlung des polnischen Novemberaufstandes von 1830/31 ergeben, als es in Sachsen zu Solidaritätsbekundungen mit den polnischen Freiheitskämpfern kam und im Zusammenhang damit die *Polenlieder* entstanden. Verbunden mit diesem historischen Ereignis ist auch die „Große Emigration“ (Wielka emigracja), das Wirken von Adam Mickiewicz (u.a. als Adam Mühl!), Józef Ignacy Kraszewskim und Kazimierz Brodziński in Sachsen zu sehen. Bis heute ist das Haus Kraszewskis als Museum in Dresden ein wichtiger Ort deutsch-polnischer Begegnungen geblieben. Kraszewskis Bücher über die „Sachsenzeit“ vermittelten in einer Zeit des sozialistischen Zentralismus wichtige Informationen über die verdrängte und tabuisierte sächsische Regionalgeschichte und Kultur. Wichtig erscheint des Weiteren die Tatsache, dass das erste Polnischlektorat im deutschsprachigen Raum auf Initiative des Sohnes von August des Starken und der damaligen Staatsrätin folgend, im Jahre 1696 an der Universität zu Leipzig gegründet wurde. So ist auch die Polnische Aufklärung in einem engen

³⁰ Marcin Król: *Romantyzm. Piekło i Niebo Polaków. Polskie obrachunki pod koniec milenium*, Warszawa 1998, S. 3.

³¹ Ebd.

³² Vgl. dazu: Karl Czok: *August der Starke und Kursachsen*. Leipzig 1986, 1988, 1990. Ders.: *Geschichte Sachsens*, Weimar 1988. Rex Rexheuser: *Die Personalunion von Sachsen-Polen (1697–1763) und Hannover-England (1714–1837)*. Ein Vergleich, Wiesbaden 2005. Piotr Napierała: *Die polnisch-sächsische Union (1697–1763) – Polens letzte Hoffnung – Sachsens Traum von der Macht*, in: *Polen und Deutschland. Zusammenleben und –wirken*, Poznań 2006, S. 60–66. Jacek Staszewski: *August II*, Wrocław 1998; Ders.: *August III. Kurfürst von Sachsen und König von Polen. Eine Biographie*, Berlin 1996; Ders.: *O miejsce w Europie – stosunki Polski i Saksonii z Francją na przełomie XVII i XVIII wieku*, Warszawa 1973. Ders.: „*Jak Polskę przemienić w kraj kwitnący...*“ *Szkice i studia z czasów saskich*, Olsztyn 1997. *Unter einer Krone. Kunst und Kultur der sächsisch-polnischen Union*, Leipzig 1997 (ohne Angabe der Herausgeber).

Zusammenhang nicht nur mit der französischen, sondern auch mit der sächsischen zu sehen. In Leipzig wurden polnische Bücher gedruckt und in das dreigeteilte Polen geschmuggelt; hier entstand die erste Polnische Bibliothek. 1768 wurde die bis heute wirkende Fürstliche Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften (*Societas Jablonoviana*) in Leipzig gegründet.

Kehren wir noch einmal zur universalen polnischen Literatur zurück. Neben wichtigen historischen Romanen wie z.B. Henryk Sienkiewiczs *Quo vadis* oder Bolesława Prus' *Pharao*, könnte man auch Werke der polnischen Reiseliteratur mit Autoren wie Ryszard Kapuściński, Wojciech Jagielski oder Wojciech Tochman, aber auch die vielfältige polnische SF-Literatur dazuzählen. Immerhin zählt Stanisław Lem zu den bekanntesten polnischen Schriftstellern im Ausland überhaupt. Eine wichtige Stellung im internationalen Kontext kommen Autoren polnischer Herkunft und deren literarischen Werken zu, die sich zumeist bewusst auf der Grenze bzw. im Grenzbereich zwischen den einzelnen Literaturen bewegen. Auch diesbezüglich ist eine Erweiterung des traditionellen Kanonbegriffes durchaus denkbar. Im weit gefassten Rahmen einer offenen und liberalen Polonität könnten Autoren wie beispielsweise Isaac Bashevis Singer, Joseph Conrad (Józef Teodor Konrad Korzeniowski), Bronisław Malinowski, Jerzy Kosiński, Louis Begley, Ewa Hoffman, aber auch Sabrina Janesch, Alexandra Tobor oder Matthias Nawrat durchaus Berücksichtigung finden. Eine derartige Erweiterung und „Modifikation von Meisterwerken der polnischen Literatur“³³ innerhalb des Literaturkanons scheint angebracht. Allein schon die Begriffe „Klassiker“ wie auch „Meisterwerke“ sind umstritten und polarisieren. Könnte man z.B. Henryk Sienkiewicz, Eliza Orzeszkowa, Maria Konopnicka und Maria Dąbrowska alternativ eher Jan Kochanowski, Cyprian Kamil Norwid, Stanisław Przybyszewski, Witkacy, Bruno Schulz und Witold Gombrowicz gegenüberstellen? Eine Chance für eine bessere Aufnahme polnischer Literatur außerhalb Polens beruht fast immer auf der Akzeptanz konkreter Autoren und Werke. Adam Mickiewicz war, ist und bleibt sicher ein großer Schriftsteller, auch wenn die Mehrzahl der Studierenden nicht begeistert an die Lektüre von *Dziady* (Die Toten- bzw. Ahnenfeier) oder *Pan Tadeusz* herangeht. Zu diesen „Ikonen“ polnischer Literatur können andere Zugänge, in anderen Konstellationen und Zusammenhängen geschaffen werden wie z.B. Mickiewicz und die polnisch-litauisch Problematik, aber auch unter Berücksichtigung seiner jüdischen Herkunft mütterlicherseits, *Z matki obcej* (Von fremder Mutter)³⁴. Hinzu kommt das polnisch-litauische (kultur)geschichtliche Umfeld, die Mythologie, das Vorchristlich-Heidnische in Mickiewiczs „litauischen“ Werken.³⁵ Wichtig erscheint aber auch ein neues, alternatives Herangehen an den klassischen romantischen Mickiewicz, der unterschieden werden muss von dem im Pariser Exil mythische und messianische Vorstellungen verbreitenden „polnischen“ Schriftstel-

³³ http://www.bg.us.edu.pl/index.php?view=article&id=985%3Aliteratura-polska-arcydzieja&option=com_content [Zugriff 20.06.2017].

³⁴ Jadwiga Maurer, *Z matki obcej. Szkice o powiązaniach Mickiewicza ze światem Żydów*, London 1990.

³⁵ Hans-Christian Trepte, *Adam Mickiewicz (1798–1855) – Vom litauischen Heimatdichter zum polnischen Nationalschriftsteller*, in: Nordost-Archiv Band XVI/2007, *National-Texturen. National-Dichtung als literarisches Konzept in Nordosteuropa*, Lüneburg, 2007, S. 78–102.

ler. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch der Verweis auf die mehrsprachlichen, plurikulturellen Tradition der alten Polnisch-litauischen Adelsrepublik (Rzeczpospolita Obojga Narodów), deren Wiederbelebung Mickiewicz angestrebt hatte.

Eine besondere Rolle spielen im Kontext des polnischen Literaturkanons des Weiteren Verfilmungen zentraler literarischer Werke, die eine besondere, häufig ergänzende Rolle bei der Vermittlung und Popularisierung polnischer Literatur spielen. Darauf soll an dieser Stelle lediglich verwiesen werden. Zu den allseits beliebten Klassikern polnischer Literatur avancieren bei den Studierenden der Polonistik in Leipzig vor allem Vertreter der *Młoda Polska* und der Zwischenkriegszeit: Stanisław Przybyszewski, Stanisław Wyspiański, Maria Komornicka (Piotr Włast); Witold Gombrowicz, Bruno Schulz und natürlich Witkacy. Veröffentlichungen deutscher Literaturwissenschaftler können den Zugang zu diesen Autoren und ihren Werken erleichtern.³⁶ Hinzu kommen Aspekte von Mehrsprachigkeit und Multikulturalität, Fragen der Identität, die „andere“ polnische Literatur (polska literatura inaczej) wie auch die Problematik Postkolonialismus und Gender³⁷. Wichtig erscheinen darüber hinaus literarische Werke, die von Autoren mit polnischem Hintergrund in einer anderen als der polnischen Sprache geschrieben wurden. Es sind zumeist Texte, die in einem engen Zusammenhang mit Fragen des Sprachwechsel, mit Schlüsselwörtern und dem Spiel mit Kulturcodes im Spannungsfeld von Herkunftsland, Migration und modernem Nomadismus stehen. Deutliche Veränderungen, die den Literaturkanon und die Stellung von „Klassiker“ betreffend, fordern nicht selten auch polnische Schriftsteller. Zu ihnen gehören u.a. Czesław Miłosz, Witold Gombrowicz und Stanisław Barańczak, die aus der Distanz des Exils gegen einen altväterlichen, verknöcherten Kanon, gegen ein eingepökeltes Polentum und die allgemein bevorzugte Stellung von Klassikern (wie z.B. Adam Mickiewicz oder Henryk Sienkiewicz) polemisieren. Zahlreiche Schriftsteller im Ausland und Polen distanzieren sich von national-patriotisch verbrämten konservativen Positionen eines nationalen Literaturkanons zugunsten liberaler, demokratischer und europäischer Auffassungen wie z.B. Artur Becker, Olga Tokarczuk oder Adam Zagajewski.

Kanonbildung anhand von Literaturgeschichten

Wichtige Orientierungspunkte und Hilfsmittel beim Umgang mit polnischer Literatur können Literaturgeschichten sein. Verwiesen sei, angesichts einer immer

³⁶ Gabriela Matuszek, *Krisen und Neurosen. Das Werk Stanisław Przybyszewskis' in der Moderne*, Hamburg 2013; Yvonne Pörzgen, *Berauschte Zeit: Drogen in der russischen und polnischen Gegenwartsliteratur*. Köln 2008. Brygida Helbig-Mischewski: *Ein Mantel aus Sternengraub. Geschlechtstransgres und Wahnsinn bei Maria Komornicka*. Norderstedt 2005.

³⁷ Marian Bielecki, *Kłopoty z innością*, Kraków 2012. Grażyna Borkowska, Lilian Sikorska, *Krytyka feministyczna. Siostra teorii i historii literatury*, Warszawa 2000. Bożena Chołuj, *Die Gender-Kategorie in der Analyse literarischer Werke*, in: Beate Burtscher-Bechter (Hg.), *Theory Studies? Konturen komparatistischer Theoriebildung zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Innsbruck, Wien, München 2001, S. 75–91.

noch fehlenden Literaturgeschichte aus deutscher Sicht, in erster Linie auf Czesław Miłosz in deutscher Sprache als Reprint erschienenes Werk *Die Geschichte der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts*, mit einer Einleitung von Karl Dedecius und einem Dokumentarfilm versehen.³⁸ Die polnische Literaturwissenschaftlerin Maria Danilewicz-Zielińska bezeichnete Miłosz *Geschichte der polnischen Literatur* als subjektive „Adelsplauderei“ (gawędą szlachecką)³⁹, weil der Verfasser die verschiedenen Epochen, literarischen Strömungen, Autoren und Werke subjektiv, d.h. nach seinem Geschmack und seinen persönlichen Präferenzen, auswählte und in einem angeblichen Plauderstil charakterisierte. Der auslösende Moment, überhaupt eine polnische Literaturgeschichte zu schreiben, war für Miłosz zunächst die nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Friedensabkommen von Jalta entstandene neue politische Karte Mittel- und Osteuropas, aber auch seine spätere Arbeit als Literaturprofessor an der Universität von Berkeley in Kalifornien. Für seine damaligen Studenten wollte er eine Handreichung in der Art eines Überblicks bzw. einer Skizze polnischer Literatur vorbereiten, die zunächst auf der Grundlage seiner Unterrichtsvorbereitungen entstand. Die Situation Miłosz in Kalifornien glich der zahlreicher anderer Emigranten und Auslandspolonisten. Das neue, andere Herangehen an die polnische Geschichte, Literatur und Kultur bewirkte die in der Fremde des Exils erworbene Distanz zu Polen, zur polnischen Kultur und Literatur, aber auch der in den USA vorgefundene beklagenswerte Wissensstand, nicht nur seiner Studenten über Europa und Polen. Miłosz erkannte im polnischen „goldenen Jahrhundert“, der Renaissance, eine Schlüsselepoche der polnischen Kultur- und Literaturentwicklung. Ausführlich verwies er auf die Bedeutung von Humanismus, Reformation und Protestantismus für die weitere Entwicklung von Literatur und Kunst, eine Epoche, die einherging mit einem emotionalem Moralismus sowie einem extremen Skeptizismus gegenüber sämtlichen dogmatischen Auffassungen. Neben der Renaissance bezeichnete Miłosz den Barock und die Romantik als die wichtigsten Epochen. In der Literatur und Kultur der Młoda Polska (Das Junge Polen) sah er den Beginn der modernen polnischen Literatur. Zum wichtigsten Vertreter der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts avancierte bei Miłosz Stanisław Przybyszewski mit dem Manifest des polnischen Modernismus, *Confiteor*. Die zweitwichtigste Repräsentantin war für ihn Eliza Orzeszkowa, vor allem wegen ihres Romans *Ad Astra*. Ihr folgte Stefan Żeromski, in erster Linie wegen seiner kritischen polnischen Themen. In der Zwischenkriegszeit folgte Jan Lechoń mit *Herostrates*, hauptsächlich wegen der Suche nach einer Antwort auf die Frage, wie das wiedergeborene, neue Polen aussehen sollte und welche Aufgaben dabei den polnischen Schriftstellern zukommen würden. In diesem Kontext kommt zwei weiteren politischen Vertretern jener Zeit große Bedeutung zu: Józef Piłsudski,

³⁸ Czesław Miłosz, *Geschichte der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Mit einer Einleitung von Karl Dedecius und dem Dokumentarfilm »Czesław Miłosz: Die Geschichte der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts«*, Tübingen 2013. Das Original, *The History of Polish Literature*, erschien 1969 in New York.

³⁹ Maria Danilewicz-Zielińska, *Szkice o literaturze emigracyjnej*, Wrocław 1992.

seinerzeit noch Sozialist und Roman Dmowski, Begründer der polnischen Nationaldemokratie, mit *Mysł nowoczesnego Polaka* (Gedanken eines modernen Polens) aus dem Jahr 1903. Die Ermordung des ersten Präsidenten der Zweiten Republik Polen, Gabriel Narutowicz, nannte Miłosz eine schlimme Konsequenz, die sich hauptsächlich aus den politisch-ideologischen Machtspielen und Rivalitäten in der Zwischenkriegszeit ergeben hätten. Die wohl wichtigste Voraussetzung für das Studium polnischer Literatur war für den Verfasser der Literaturgeschichte ein entsprechend fundiertes historisches Wissen. Aus diesem Grunde stellte er jedem Kapitel eine kurze Einführung in die jeweils herrschende gesellschaftspolitische und kulturpolitische Situation in Polen und im Ausland voran. Seine Leser möchte der Autor aber auch darüber aufklären, weshalb das einst plurikulturelle Polen mit seinen unterschiedlichen Sprachen, Kulturen und Glaubensbekenntnisse zu einem Nationalpolen kultureller, religiöser und politischer Intoleranz wurde. Zu den wichtigsten Vertretern der polnischen Literatur der Zwischenkriegszeit zählt Miłosz Jarosław Iwaszkiewicz, nicht nur als einen herausragenden Erzähler, sondern auch als einen genialen Übersetzer.⁴⁰ Des Weiteren hebt Miłosz die besondere Bedeutung von Sinnlichkeit und Erotik, aber auch die sich mehrenden katastrophistischen Stimmungen u.a. bei Józef Czechowicz hervor. Hinzu kommen die avantgardistischen Strömungen (wie z.B. Konstanty Ildefons Gałczyński's *Bal u Salomona*), denen Miłosz eine besondere Bedeutung beimisst. Zu den wichtigsten Vertretern der Literatur des 20. Jahrhunderts zählt Miłosz „die großen Drei“: Witkacy, Schulz und Gombrowicz. Besonders schätze er die vielfältige künstlerische Begabung von Julian Tuwim, vor allem sein Poem *Bal w operze* (Der Opernball) wie auch seine großartige Kinderliteratur. In seiner Literaturgeschichte wollte er bewusst auf eine überbordende, häufig unverständliche wissenschaftliche Sprache wie auch auf für zahlreiche Leser kaum verständliche literaturwissenschaftliche Termini verzichten.

Polnische Literatur versus polnischsprachige Literatur?

Im Zusammenhang mit Mickiewicz, Tuwim, Andrzejewski, Krall und vieler anderer polnischer Schriftsteller stellt sich die Frage nach ihrem besonderen „Polnischsein“ (*polskość*) und ihrer Stellung innerhalb des polnischen literarischen Feldes. Wir können sicher davon ausgehen, dass es eine rein polnische Nationalliteratur als solche nicht gegeben hat und auch in Zukunft nicht geben wird. Ein diesbezüglich aufgestellter Kanon bleibt eine nationalpolnische Chimäre. Auffassungen dieser Art stützen sich in erster Linie auf Vorstellungen aus dem 19. Jahrhundert, die mit der Auffassung von der „Sprachnation“ zu tun haben und im Zuge der neuen nationalen Renaissance in Polen immer wieder neu belebt werden. Zu unterscheiden ist auch zwischen einer polnischen und einer polnischsprachigen Literatur, die im Rahmen der offenen, liberalen Polonizität einen Platz, eine Heimstatt finden kann. Dazu gehören auch Schriftsteller anderer ethnisch-kultureller Herkunft, mit der „jüdischen

⁴⁰ Jarosław Iwaszkiewicz hatte u.a. Puschkins *Eugen Onegin* ins Polnische übertragen.

Polonität“ (żydowska polskość)⁴¹ an erster Stelle. So stellt die Literaturwissenschaftlerin Katrin Steffen fest, dass es neben der polnisch-nationalen Konzeption eine weitere, offene gibt, die sich auf Mehrfachidentitäten bzw. fließende, ambivalente, hybride Identitäten stützt.⁴² Eine solche Auffassung ermöglicht es, gegen Tendenzen einer einseitigen Integration bzw. Assimilation vorzugehen, die in erster Linie Loyalität gegenüber dem „Nationalstaat“ und einer vorherrschenden „Leitkultur“, nicht nur im deutschen Kontext, einfordern⁴³. Schnittmengen mit anderen Kulturen und Literaturen können auf diese Weise als eine wichtige Brücke zur Verständigung dienen. Sie befreien auch die Forschung von engen, häufig einseitigen moralischen Verpflichtungen, gehören doch viele Schriftsteller zum kulturellen Grenzraum bzw. Niemandsland, befinden sich auf der Grenze zwischen zwei Kulturen oder in Zwischenräumen bzw. können mehreren Kulturen zugleich angehören. Zahlreiche polnische Autoren (nicht nur jüdischer Herkunft) wie z.B. Julian Tuwim, Bruno Schulz, Henryk Grynberg, Hanna Krall, Stanisław Lem, Andrzej Bobkowski oder Witold Gombrowicz fühlten sich der polnischen Sprache und Literatur eng verbunden, ihr zugehörig⁴⁴, zugleich waren sie bekennende „Kosmopoliten“, Europäer oder „Vertreter eine globalen Kultur“⁴⁵. Die polnisch-nationalistische Propaganda hatte in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts zu einer „Entjudung“ der polnischen Kultur und Literatur aufgerufen und attackierte selbst jene Autoren heftig, die sich nicht öffentlich zu ihrer jüdischen Herkunft bzw. zum Judentum bekannt hatten wie Julian Tuwim oder Bolesław Leśmian. Beide Schriftsteller hatten in ihren literarischen Werken geradezu erzpölnische Themen aufgenommen; ihre literarischen Werke gehören bis heute unangefochten zu einem wie auch immer definierten Kanon der polnischen Literatur.⁴⁶ Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an Tuwims beliebtes Werk *Lokomotywa* (Die Lokomotive)⁴⁷. Das Dilemma doppelter- bzw. Mehrfachidentitäten kann sich in zwei unterschiedlichen „emotionalen wie sprachlichen Codes“⁴⁸ äußern, die

⁴¹ Katrin Steffen: *Umstrittene jüdische Polonität: Sprache und Körper als Unterscheidungsmythen in der polnischen Literatur*, in: *Aleksander Brückner revisited*, A. a. O., S. 143–167. Vgl. dazu auch: Katrin Steffen, *Jüdische Polonität. Ethnizität und Nation im Spiegel der polnischsprachigen Presse 1918–1939*, Göttingen 2004.

⁴² Katrin Steffen: *Umstrittene jüdische Polonität....* A.a.O., S. 143–167.

⁴³ Jürgen Nowak: *Leitkultur und Parallelgesellschaft. Argumente wider einen deutschen Mythos*, Frankfurt am Main 2006. Vgl. dazu auch: Ludwig Greven: *Das Leid mit der Leitkultur*, in: ZEIT ONLINE, <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2017-05/leitkultur-thomas-de-maiziere-integration-regeln-debatte> [Zugriff: 20.06.2017].

⁴⁴ Vgl. dazu: Arno Lustiger: *Jüdische Kultur in Ostmitteleuropa am Beispiel Polens*, <http://library.fes.de/fulltext/historiker/00712001.htm> [Zugriff: 20.06.2017].

⁴⁵ Hans-Christian Trepte: *Zur Problematik kultureller Identität bei Witold Gombrowicz*. In: *Gombrowicz in Europa. Deutsch-polnische Versuche einer kulturellen Verortung*. Herausgegeben von Andreas Lawaty und Marek Zybura. Wiesbaden 2006, S. 55–67, hier S. 62. Vgl. dazu auch: Karl Dedecius: *Dlaczego Julian Tuwim skłonił mnie do przetłumaczenia swoich wierszy*. In: Julian Tuwim/K. Dedecius, *Nasz 20. wiek. Unser 20. Jahrhundert*, Łódź, Stuttgart, Frankfurt 2013, S. 17.

⁴⁶ Laura Quercioli Mincer, *Literatura Jidysz i Żydowska-Polska*. In: Luigi Marinelli, *Historia literatury polskiej*. Wrocław 2009, S. 457.

⁴⁷ Julian Tuwim: *Lokomotywa*, Warszawa 1938, dt.: *Die Lokomotive*, Ravensburg 2014.

⁴⁸ Laura Quercioli Mincer: *Literatura Jidysz....*, A.a.O., S. 457.

sich zwischen dem „Streben nach Integration bzw. Assimilation“ und dem Willen, die „eigene Identität und Tradition“⁴⁹ zu bewahren, bewegen. In diesem Zusammenhang kommt es zu nicht selten heftigen emotionalen Auseinandersetzungen, u.a. auch mit Begriffen wie Vaterland und Heimat. Die wichtigsten Vertreter der polnischen Literatur der Zwischenkriegszeit jüdischer Provenienz wie Grydzewski, Hemar, Sandauer, Jasiński, Leśmian, Peiper, Stern, Wat, Ważyk, Schulz oder Tuwim können nicht zur jüdischen Literatur gezählt werden. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieg sprach sich Julian Tuwim noch für eine Assimilation seiner jüdischen Landsleute aus; sich selbst bezeichnete er als „Jude und Pole“⁵⁰, den vor allem die Erziehung und Bildung fest an das Polnische gebunden hatten. Zuweilen scherzte Tuwim über die schwarzen, überschlaunen, orthodoxen Juden mit ihren „verstörten und wirren Blicken“ und mockierte sich über die „bärtigen Kaftanjuden“ und ihren „sprachlichen Mischmasch“ (Bigos) aus dem Hebräischem und Deutschen.⁵¹ Tuwim rief seinerzeit seine jüdischen Landsleute auf sich gegen die jüdischen „Schacherer“⁵² aufzulehnen, sie sollten sich die „langen Kaftane und Schläfenlocken“ (pejsy)⁵³ abschneiden und mehr Wertschätzung für „die Sprache des polnischen Volkes“⁵⁴ zeigen, mit dem sie schließlich zusammenlebten. Für die Antisemiten war Tuwim wiederum nichts anderes als ein „Jüdlein“ und damit auch Objekt heftiger Angriffe. Für die nationalistisch-zionistischen Juden galt er als Renegat und Verräter.⁵⁵ Ihm warf man Wollust, Pornographie, Verführung von Kindern und Jugendlichen vor⁵⁶, vor allem nachdem 1918 sein Werk *Wiosna* (Der Frühling) erschienen war.⁵⁷ Sein pazifistisches Gedicht *Do prosteego człowieka* (An den einfachen Menschen) wurde 1929 als ein offener Aufruf zur Desertation verstanden.⁵⁸ Ein weiterer Vorwurf betraf die „Verjudung“ der polnischen Literatur, selbst Tuwims allseitig anerkanntes Polnisch wurde heftig kritisiert: „Tuwim schreibt nicht auf Polnische, sondern lediglich in polnischen Sprache [...]“⁵⁹ schrieb seinerzeit die nationalkonservative polnische Zeitschrift „Prosto z mostu“. Trotz aller Anfeindungen nahm Julian Tuwim nach einer von der

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Vgl. Dazu: Alina Molisak und Zuzanna Kołodziejewska, *Żydowski Polak, polski Żyd: problem tożsamości w literaturze polsko-żydowskiej*, Warszawa 2011.

⁵¹ Julian Tuwim. Dyskusja z udziałem Aliny Molisak, Belli Szwarcman-Czarnoty, Michała Głowińskiego i Piotra Matywieckiego. „Midrasz” 3(2013), S. 12–20, hier S. 14–15. Vgl. dazu: Hans-Christian Trepte: *Między ojczyzną i emigracją. Juliana Tuwima uwikłania (nie tylko) w tożsamości*. Acta Universitatis Lodzianis. Folia Litteraria Polonica 4(26) 2014, S. 44–45.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ *10 Twarze Tuwima*: <http://culture.pl/pl/artykul/10-twarzy-tuwima> [Zugriff: 20.06.2017] sowie *TRUCIZNĘ TWARZ*: <http://tematy.wiadomosci.gazeta.pl/szukaj/wiadomosci/truczizna%C4%99+twarz> [Zugriff: 20.06.2017].

⁵⁷ Julian Tuwim, *Wiosna*. In: Julian Tuwim/Karl Dedecius: *Nasz 20. wiek...*, A.a.O., S. 22.

⁵⁸ Julian Tuwim, *Do prosteego człowieka*. In: Julian Tuwim/Karl Dedecius. A.a.O., S. 50.

⁵⁹ *Mariusz Urbanek o Tuwimie*: <http://culture.pl/pl/artykul/mariusz-urbanek-o-tuwimie> [Zugriff: 20.06.2017].

namhaften Literaturzeitung „Wiadomości Literackie” 1935 gemachten Befragung den ersten Platz in der „Akademie der Unabhängigen” („Akademii Niezależnych”) ein. So kann die Beschäftigung mit der polnischen Literatur durchaus auch einen Schwerpunkt focussieren, der die komplizierten polnisch-jüdische Beziehungen, die Auseinandersetzung mit Problemen des Antisemitismus und der Verarbeitung des Holocaust betrifft.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass bis heute, in Polen wie im Ausland, z.T. heftige Auseinandersetzungen über die Klassiker und den Kanon polnischer Literatur ausgetragen werden.⁶⁰ Andere Perspektiven, Sichtweisen und Traditionen, die aus einem anderen Kulturkontext hervorgehen, führen zu unterschiedlichen Ansichten, Wertungen und Perspektiven, vor allem im Vergleich mit der Kultur und Literatur des rezipierenden Landes. Feministische und postkoloniale Diskurse, freimütige Diskussionen von Genderfragen und der Rolle religiöser und sexueller Minderheiten führen zu einer grundlegenden Um- bzw. Neubewertungen von Repräsentanten und Werken der polnischen Literatur. Ist angesichts der gegenwärtigen Entwicklung in Europa die Zeit eines einseitig anmutenden, nationalen und konservativen Kanons abgelaufen? Oder gleichen die gegenwärtigen Diskussionen vielmehr einer Gratwanderung mit ungewissem Ausgang? Sind wir als Polonisten überhaupt bereit, das enge Korsett eines überkommenen national-polnischen Kanons abzulegen oder kehren wir zurück in die überwunden geglaubte Vergangenheit des 19. Jahrhunderts? Die Antwort der heutigen jungen (Polonistik) Generation in Polen und im Ausland scheint recht eindeutig zu sein.⁶¹ Es lebe der unabhängige, offene, liberale, demokratische Umgang mit der polnischen Literatur, zu unserem und eurem Nutzen.

Bibliographie (Auswahl)

- Europejskie wizje polskich pisarzy w XX wieku. Antologia.* Auswahl und Bearbeitung der Texte: Maciej Urbanowski. Warszawa 2011.
- Piotr Garncarka, Piotr Kajaka, Andrzej Zieniewicz (Hg.): *Kanon kultury w nauczaniu języka polskiego jako obcego.* Warszawa 2010.
- Annegret Gasse: *Ausgaben polnischer Belletristik in deutscher Übersetzung 1990–2004. Geschichte, Förderung und Präsenz einer vermeintlich unbekanntem Nationalliteratur.* Erlangen und Nürnberg 2008.
- Renate von Heydebrand (Hg.): *Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung.* Stuttgart Weimar 1998.
- Yvonne Kleinmann und Achim Rabus (Hg.): *Aleksander Brückner revisited. Debatten um Polen und Polentum in Geschichte und Gegenwart.* Göttingen 2015.
- Marcin Król: *Romantyzm. Piekło i Niebo Polaków. Polskie obrachunki pod koniec mileniu,* Warszawa 1998.

⁶⁰ Piotr Wilczek: *Kanon literatury polskiej....* A.a.O., S. 89–96.

⁶¹ Ebd., S. 89–96.

- Czesław Miłosz, *Geschichte der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Mit einer Einleitung von Karl Dedecius und dem Dokumentarfilm »Czesław Miłosz: Die Geschichte der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts«*, Tübingen 2013.
- Stefan Neuhaus: *Revision des literarischen Kanons*. Göttingen 2000.
- Danuta Rytel-Kuc, Hans-Christian Trepte, Wolfgang F. Schwarz (Hg.): *Polonistik im deutschsprachigen Bereich. Aufgaben und Perspektiven ihrer Entwicklung*. Hildesheim 2005.
- Elmar Schenkel und Hans-Christian Trepte (Hg.): *Zwischen Ost und West. Joseph Conrad im europäischen Gespräch*. Leipzig 2010.
- Hans-Christian Trepte und Jürgen Joachimsthaler: *National-Textures. National-Dichtung als literarisches Konzept in Nordosteuropa*, Lüneburg, 2007.
- Unter einer Krone. Kunst und Kultur der sächsisch-polnischen Union*, Leipzig 1997 (ohne Angabe der Herausgeber).

Schlüsselwörter

Polonistik, Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte, Kanon, Klassiker, Migration, Emigration, (kulturelle) Identität, Richtlinie, (Lektüre)Empfehlung, Polentum, Polonität, polnisch(sprachig), Rezeption, Aufnahme, Slawistik, Lehre. Literatur, SchriftstellerIn, Autoren

Abstract

Discussions on the literary canon seen from the perspective of a German literary scholar

There is a strong tendency in Poland as well as abroad to redefine, and to reform the traditional literary canon of Polish culture and literature. It can be stated, that there are many different kinds of literary canons, depending on the appropriate teaching profiles at different institutions and universities in Poland and abroad. The external perspective, the special point of view from outside Poland, according to historical, cultural and social traditions and conditions in a given country, require different approaches and different aims in teaching Polish culture and literature abroad. Therefore such a kind of teaching must not simply mean to take over uncritically adequate canons obligatory in Poland. The main aim should be to encourage students in reading Polish literature, according to their interests, likings and preferences. Therefore the widening, the enlargement of literary canons, understood as a recommended flexible guideline for students, is necessary and should include possibilities of making different choices. Other important problems, which should be regarded, are emigration and migration and their impact on cultural identities, on language, and code switching. Therefore new approaches should also include culture and literature of Polish descent in a much wider range, than the traditional term „Polishness” would suggest. In

such a wide canon should be included also texts, which are not written in Polish but in nother languages, or in boths, or even in several languages. Teaching Polish culture and literature generally requires intermedial approaches: films, especially scree adaptations as well as modern media and different possibilities of the internet regarded in European as well as in international contexts.

Key words

approach, adaptation, author, (literary) canon, culture, emigration, external perspectives, guideline, history, identity, language, literature, migration, Polish studies, Polishness, reception, Slavonic studies, teaching, writer

Von Calderón zu Jean Paul. Peter Hilles Wortmeldungen im Umfeld frühnaturalistischer Identitätssuche¹

I Bohemien, Vagabund und Frühnaturalist?

Peter Hilles Dichtungen entziehen sich jedwedem Schubladendenken, so dass Versuche, ihn einer literarischen Richtung zuzuordnen, immer wieder zu Gegensätzlichem und Widersprüchlichem führen. Gehört er für die einen „im Grunde zur naturalistischen Schule“ und nahm „die Schreibart des späteren Expressionismus“² vorweg, so sehen ihn die anderen als „Impressionist(en)“ (GW 6, 284) oder beschreiben sein künstlerisches Credo als Ausdruck eines „expressiven Naturalismus mit idealisierender Komponente“ (GW 6, 346). Hilles Schaffen bediente nahezu jeden literarischen Trend³. Er galt als Anarchist und Kirchenfeind ebenso wie als katholischer Menschheitsreformer, als Vertreter der Höhenkunst, des *Fin de siècle*, als Naturalist, Impressionist, Surrealist, Expressionist und mystischer Dichter. Nur in einem bestand wohl immer Einigkeit, dass Hille ein Bohemien im besten Wortsinn war. Er lebte gegen die gesellschaftliche Norm und wanderte zwischen den Welten. Er genoss den Ruf eines Vagabunden, der 1891 in Rom fast unter die Räder kam und danach in der Friedrichshagener Künstlerkolonie ebenso verkehrte wie im berühmt-berüchtigten „Schwarzen Ferkel“, einem Boheme-Treff in Berlin, bis hin zur Neuen Gemeinschaft in Schlachtensee. So verwundert es nicht, dass er, seit seiner Schulzeit mit Heinrich und Julius Hart, späteren Leitfiguren der Berliner Naturalisten, befreundet, auch im Umfeld des Frühnaturalismus auftaucht.

Der Naturalismus war die künstlerische Antwort auf die einschneidenden Entwicklungen in Naturwissenschaft, Technik und Medizin, wie man sie in Darwins und Haeckels Abstammungs- und Entwicklungslehre fand, auf die Industrialisierung mit ihren tiefgreifenden sozialen und strukturellen Veränderungen, auf das

¹ Kommentar zu einem Vortrag am 10. September 2016 bei der Peter-Hille-Gesellschaft e.V. Vgl. Baumann, Christiane: *Frühe Texte Hilles im Kontext von Publizistik und Literatur des Frühnaturalismus (1871–1885)*. In: *Hille-Post*, 50. Folge, Nieheim/Erwitzen 2017, S. 11–24.

² Hille, Peter: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*. Bd. 6. Hg. v. Friedrich und Michael Kieneker. Paderborn 1986, S. 244. Die folgenden Zitatnachweise im Text als GW.

³ Vgl. Bernhardt, Rüdiger: „*Ich bestimme mich selbst.*“ *Das traurige Leben des glücklichen Peter Hille (1854–1904)*. Jena 2004, S. 40.

materialistische Geschichtsverständnis, verwiesen sei auf Ludwig Büchner und Karl Marx, und auf positivistische Philosophiekonzeptionen wie sie Auguste Comte und Hippolyte Taine entworfen hatten. Der deutsche Naturalismus entwickelte sich in den 1870er Jahren als Reflex auf Reichsgründung, Sozialistengesetz und im Kontext globalisierter literarischer Entwicklungen. Letztere, vor allem in Skandinavien, Frankreich und Russland, bildeten die Hintergrundfolie, die zu einer intensiven Aufnahme ausländischer Vorbilder, insbesondere Zola, Ibsen, Björnson und Turgenjew, führte. Der Naturalismus brach mit dem klassischen Literaturideal. Er entwickelte ein Verständnis von Kunst, das über ästhetische Kategorien hinausging und praktische Ziele – Bildung, Erziehung, politisches Verhalten – einschloss. Die Intention, naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten wie den Kampf ums Dasein auf die Kunst zu übertragen und dabei möglichst naturgetreue Wirklichkeitsausschnitte zu liefern, öffnete die Literatur für bislang als nicht literaturfähig angesehene Themen und Figuren. Soziales Elend, Prostitution, Alkoholismus, Verbrecher oder Wahnsinnige fanden Eingang in literarische Texte, ebenso die soziale Frage, wobei in der Darstellung Mitleid dominierte. Mit diesem sozial- und kulturkritischen Selbstverständnis opponierte die naturalistische Bewegung gegen die Gründerzeitkunst mit ihrem Hang zur Repräsentation, ihrem Historismus und Klassizismus, vor allem aber geriet sie in Opposition zum Deutschen Kaiserreich, das nach nationaler Selbstbestätigung suchte. Die „künstlerische Revolte“⁴ gleichgesinnter junger Schriftsteller gegen Staat und Reich führte zu Gruppenbildungen, Theatervereinen und Zeitschriftengründungen, kurz zur Institutionalisierung der gemeinsamen Aktivitäten, um „durchzudringen“. Der Name des Berliner Naturalisten-Vereins „Durch“ (1886) brachte diese Intention in ein treffendes Bild. Literarisch erfolgreich waren die deutschen Naturalisten ab Mitte der 1880er Jahre. 1885 erschien die Lyrik-Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere*, 1888 Max Kretzers Roman *Meister Timpe* und Gerhart Hauptmanns novellistische Studie *Bahnwärter Thiel*, 1889 schließlich sein Drama *Vor Sonnenaufgang*. Der Ansatz, die Herausbildung naturalistischen Denkens im Kontext zur Reichsgründung 1871 und sich verschärfender sozialer Widersprüche zu betrachten, richtet den Fokus auf den literarischen Prozess der 1870er Jahre, in die die publizistischen und literarischen Anfänge der Wortführer der naturalistischen Bewegung, der Brüder Hart und Michael Georg Conrad, fielen. Er zwingt, das Autoren-Panorama wesentlich weiter zu fassen, denn um die Harts und Conrad versammelten sich zunächst Gleichgesinnte, die parallel in den literarischen Prozess eintraten, darunter spätere Naturalisten wie Karl Bleibtreu (1859–1928), Wolfgang Kirchbach (1857–1906) und Max Kretzer (1854–1941), aber auch Autoren, die die Bewegung nur zeitweise begleiteten. So nannten die Harts als Mitstreiter ihrer ersten Zeitschrift *Deutsche Dichtung* (1877) unter anderem Hans Herrig (1845–1892), Otto Hammann (1852–1928), Wilhelm Henzen (1850–1910), Joseph Kürschner (1853–1902) und Johannes Proelß (1853–1911). Mit dieser Perspektive wird die Namensreihung verständlich, die sich bei einem Naturalisten wie Hermann Conradi im Rückblick auf die Anfänge

⁴ Hamann, Richard und Jost Hermand: *Naturalismus*. Berlin 1959, S. 18.

der Bewegung findet und die als „Vorkämpfer“⁵ des deutschen Naturalismus neben Kirchbach Richard Voß (1850-1918)⁶, Ernst von Wildenbruch (1845-1909), Oskar Linke (1854-1928), auch Hermann Heiberg (1840-1910) ausweist. Als Namen wären hinzuzufügen Alfred Friedmann (1845-1923), Karl Kehrbach (1846–1905) und auch Peter Hille (1854–1904). Das Selbstverständnis als „Progenen, Vorkämpfer einer neuen Zeit“⁷, so Proelß 1881, zielte zunächst, wie Heinrich Hart 1877 unter Verwendung des Begriffs erkennen ließ⁸, auf Abgrenzung zur epigonalen Gründerzeitkunst. Um eine „Gruppenbildung“ im klassischen Verständnis mit Programm und Verein handelte es sich nicht. Ungeachtet der Heterogenität in Bildung und Herkunft einte das genannte Autorenensemble, dass sie überwiegend in den 1850er Jahren geboren wurden und in den 1870er Jahren literarisch oder journalistisch debütierten. Sie bildeten ein lockeres Netzwerk, in dessen Zentrum eine Reihe von kurzlebigen Zeitschriften standen, die sich um die deutschen Buchmarktmetropolen Berlin und Leipzig sowie Bremen rankten und die mit ihrem publizistischen Diskurs naturalistische Programmatik vorbereiteten. In dieses frühnaturalistische Ensemble gehörten die *Deutschen Monatsblätter* (1878/79) der Brüder Hart, in denen Hilles Essays *Die Literatur der Erkenntnis und der Humor, Zur Geschichte der Novelle* und *Eichendorffs Lyrik* erschienen. Ihn deshalb als Frühnaturalisten vereinnahmen zu wollen, geht sicher fehl. Ist zum einen zu vermuten, dass ihm die Harts zunächst ein Podium und Profilierungsmöglichkeiten bieten wollten, so ist zum anderen mitzudenken, dass sich Hille nur schwer in literarische Gruppen integrieren ließ. Es soll im Folgenden also keineswegs darum gehen, Hille mit einem weiteren Etikett zu versehen, sondern um die Frage, welche Anknüpfungspunkte seine in den 1870er Jahren entstandenen Rezensionen und Essays vor dem Hintergrund frühnaturalistischer Identitätssuche zulassen.

II Die „Vorkämpfer“ des Naturalismus und ihre Zeitschriften

Peter Hilles literarische Anfänge sind im Umfeld der „Vorkämpfer“ des Naturalismus zu verorten, die nach der Reichsgründung 1871 und in der Auseinandersetzung mit moderner Naturwissenschaft, Technik und Philosophie ihre Vorstellungen von einer geistig-kulturellen Erneuerung in Deutschland artikulierten. Diese jungen Autoren führten zunächst nichtliterarische Diskurse, beschäftigten sich unter anderem mit der Volksbildungsfrage und mit dem Bildungssystem. So debütierte Michael Georg Conrad 1871 mit der Schrift *Zur Volksbildungsfrage im Deutschen Reich*. Sie pole-

⁵ Conradi, Hermann: *Ich bin der Sohn der Zeit*. Hg. v. Rüdiger Bernhardt. Leipzig/Weimar 1983, S. 174.

⁶ Richard Voß wurde laut Eintragung im Kirchenbuch 1850 geboren.

⁷ Proelß, Johannes: *Unser Abschiedswort an unsere Leser, Mitarbeiter und Freunde*. In: *Allgemeine Literarische Correspondenz für das gebildete Deutschland*, (im Weiteren zitiert ALC) 1881, Bd. 8, Nr. 12, S. 98.

⁸ Hart, Heinrich: *Zur Entwicklung der Künste*. In: *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik*, Münster 1877, S. 30.

misierten gegen das Militär, gegen den Staat und seine Institutionen, darunter Verlage und Theater, gegen die Zensur, nicht zu vergessen die Kirche und setzten sich mit Vererbung und Milieutheorie auseinander. Ihre im Erleben des Deutsch-Französischen Krieges gewonnene pazifistische Grundhaltung kollidierte mit der offiziellen Kriegsverherrlichung im Kaiserreich. Richard Voß' Antikriegsbuch *Visionen eines deutschen Patrioten* (1874) landete in Deutschland auf dem Index. Parallel zur Publizistik entstanden erste literarische Werke. Als Beispiele können Johannes Proelß' Skizzen *Am Meer* (1878), Voß' *Scherben. Gesammelt vom müden Manne* (1878 ff.) oder *Moralische Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche* (1879), Conrads *Spanisches und Römisches* (1877), Kirchbachs *Märchen* (1879) und Linkes Lyrikband *Blumen des Lebens* (1876) sowie sein *Jesus Christus* (1880) gelten, in denen der „vierte Stand“ – Arbeiter, Handwerker, arbeitende Frauen – und Außenseiter der Gesellschaft von der Dirne bis zum Verbrecher gestaltet wurden. Sie enthalten Milieustudien und Sittenbilder, die Wirklichkeitsausschnitte als Momentaufnahme wiedergeben und entsprechen damit bereits dem naturalistischen Anspruch, die natürlichen Vorgänge zu dokumentieren. Die Texte waren Ausdruck der Kritik an den sozialen Zuständen, bezeugten den Pazifismus der jungen Autoren, mit dem sie sich im Widerspruch zur offiziellen Meinung befanden. Erkennbar wurden ihre antiklerikale Haltung, ihre Forderung nach Wahrheit und Sittlichkeit, aber vor allem ihre Affinität zu wissenschaftlich-technischem Fortschritt und modernen Wissenschaften, die sich unter anderem im Motiv der Eisenbahn niederschlug. Diese Texte aus den 1870er Jahren dokumentierten bereits das thematische „Plus“⁹ des Frühnaturalismus sich der sozialen Wirklichkeit sowie dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt zu nähern und dabei auf der Suche nach neuen, reportagehaften und dokumentarischen Ausdrucksformen zu sein.

Die „Vorkämpfer“ des Naturalismus durchliefen wie Richard Wagner, auf den sie sich als Vorbild beriefen und der 1877 „von Reich und Kanzel genug“¹⁰ hatte, einen Prozess der Ernüchterung. Enttäuscht in ihren Erwartungen gerieten sie mehr und mehr in Opposition zu Bismarck-Staat und Kirche. Zudem fanden sie „in der großen vaterländischen Presse, im Norden wie im Süden, im Westen wie im Osten, verschlossene Türen“, wie Conrad sich erinnerte: „Wir konnten zwar Bücher und Broschüren schreiben, aber den Weg ins Volk fanden wir nicht damit.“¹¹ Ähnliches äußerten die Harts. Etablierte Verleger und Redakteure bewachten wie „Zerberusse“¹² den Buchmarkt. Die restriktive Zensur in Deutschland, die unter anderem zum Verbot von Conrads sozial- und kirchenkritischen Skizzen-Bänden *Spanisches und Römisches* (1877) sowie *Die letzten Päpste* (1878) führte, verdrängte

⁹ Claus, Horst: *Studien zur Geschichte des deutschen Frühnaturalismus, Die deutsche Literatur von 1880–1890*. Halle 1933 (Diss.), S. 38.

¹⁰ Wagner, Richard: *Ein Rückblick auf die Bühnenfestspiele des Jahres 1876*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften und Dichtungen*. Leipzig 1883, Bd. X, S. 146.

¹¹ Conrad, Michael Georg: *Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne*. Leipzig 1902, S. 74.

¹² Hart, Heinrich und Julius: *Lebenserinnerungen. Rückblicke auf die Frühzeit der literarischen Moderne*. Hg. v. Wolfgang Bunzel. Bielefeld 2006, S. 137.

die „Vorkämpfer“ ins Ausland, wo sie vor allem im Verlag Schabelitz in Zürich publizierten. Um sich in Deutschland Plattformen zu schaffen, riefen sie ab 1877 eigene Zeitschriften ins Leben, die sich in Intention und Profil ähnelten und auf eine Vernetzung schließen lassen¹³. So gründeten die Brüder Hart 1877 die *Deutsche Dichtung* und 1878 die Zeitschrift *Deutsche Monatsblätter*, gaben die Autoren und Publizisten Wilhelm Henzen und Otto Hammann zeitgleich die *Dramaturgischen Blätter* (1877–1879) heraus, übernahm 1877 der Schriftsteller Johannes Proelß die redaktionelle Verantwortung für die *Allgemeine Literarische Correspondenz für das gebildete Deutschland*¹⁴ (1877–1881). 1878/1879 kam im Selbstverlag des Journalisten und Herausgebers Silvester Frey (*1851-)¹⁵ die Zeitschrift *Mehr Licht!* auf den Markt. 1880 unternahm schließlich der Schriftsteller Max Stempel (1857-1929) in Weiterführung der Hart'schen *Deutschen Monatsblätter* mit der Zeitschrift *Die Literatur* einen neuerlichen Gründungsversuch, der jedoch über drei Folgen nicht hinausreichte. Zu berücksichtigen sind schließlich auch Periodika wie Kürschners *Allgemeiner Deutscher Literaturkalender* und sein *Jahrbuch für das deutsche Theater* (1879, 1880) sowie das von Max Stempel verantwortete *Jahrbuch Deutscher Dichtung* (1879), das die „Vorkämpfer“ ganz selbstverständlich in eine prägnante Auswahl zeitgenössischer Autoren einreichte. Selbst keine Naturalisten waren diese Herausgeber frühe Wegbegleiter der Harts und sympathisierten mit deren Positionen, was heute nahezu vergessen ist, da sie sich im Naturalismus keine Meriten erwarben. In diesen frühnaturalistischen Zeitschriften spiegelte sich ab 1877 eine junge oppositionelle Literaturszene im Deutschen Kaiserreich wider, die bemüht war, die gemeinsamen Bestrebungen zu institutionalisieren, ein typischer Vorgang für die naturalistische Bewegung bis in die 1890er Jahre. Vor allem aber ging es in den Zeitschriften, die sich mit Beiträgen und gegenseitiger Werbung unterstützten, darum, sich zu politischen, sozialen und künstlerischen Fragen, zu Naturwissenschaften und Philosophie, zur Gründerzeitliteratur sowie zu möglichen Vorbildern einer modernen deutschen Nationalliteratur zu positionieren.

III Die Entdeckung einer „neuen Welt“

Peter Hille hatte sich mit den Brüdern Hart, wie Richard Voß, Johannes Proelß, Wilhelm Henzen und Karl Kehrbach in ihrer gemeinsamen Jenaer Studienzeit, in ihrem Schülerbund „Satrebil“, ein Anagramm aus Libertas, schon frühzeitig über „Dichtungen, in denen der Sturm und Drang geistiger Revolutionsepochen garte“¹⁶, ausgetauscht.

¹³ Vgl. Baumann, Christiane: *Die „Vorkämpfer“ des deutschen Naturalismus – frühe Netzwerke und Zeitschriften Ende der 1870er Jahre*. In: *Studia Niemcoznawcze*, hg. von Lech Kolago, Warszawa 2013, Bd. 52, S. 215-239.

¹⁴ Im Text nachfolgend abgekürzt als „*Allgemeine Literarische Correspondenz*“.

¹⁵ Silvester Frey ist das Pseudonym für Emil Eppenstein.

¹⁶ Proelß, Johannes: *Autobiographische Skizze*. In: *Für unser Heim. Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das Deutsche Schriftstellerheim in Jena*. Hg. v. Timon Schroeter. Leipzig 1902, S. 251.

Julius Hart erinnerte sich des „wonnevollen Schülerbundes für Kunst, Literatur, Freidenkertum und Revolution wider alle Tyrannei“¹⁷. Gelesen wurden in beiden Zirkeln vor allem Heine, Byron, Shelley und Grabbe, diskutiert die Ideen der Französischen Revolution. Die Schriften Schopenhauers, Eduard von Hartmanns, Darwins und Haeckels, zu dessen Vorlesungen die Jugend nach Jena strömte, gehörten zum Lesekanon und hinterließen Prägungen, wie sie Johannes Schlaf später für die erst in den 1860er Jahren geborenen Naturalisten in Anspruch nahm. Es waren „der neuzeitige Materialismus, die revolutionäre Dichtung und die mechanistische Wissenschaft“¹⁸, die zur Absage an die religiösen Normative und zu einem materialistischen Geschichtsverständnis führten. Das moderne Wissenschaftsverständnis wurde zur geistigen Grundlage, die nach einer Übertragung der wissenschaftlichen Prinzipien auf die Kunst drängte. Heinrich Hart skizzierte erste konzeptionelle Überlegungen 1877 in seinem programmatischen Essay *Zur Entwicklung der Künste*, der die *Deutsche Dichtung* eröffnete. Es ging um die Vereinigung von „Kunst und Wissenschaft in einem höheren Dritten“¹⁹. Kulturkampf, Gründerkrach und Wirtschaftskrise brachten soziale Verunsicherung in breiten Teilen der Bevölkerung mit sich, nicht zuletzt auch Besitzverlust. Die Auswirkungen der Industrialisierung waren unübersehbar. Die jungen Autoren sahen sich in den 1870er Jahren mit bedrohlichen Modernisierungsprozessen und mit einem entstehenden Großstadtmilieu konfrontiert und erlebten den „vierten Stand“ als erwachende soziale Macht. Doch dem rasanten Aufschwung von Wissenschaft und Technik hatten Politik und Kultur nichts Adäquates entgegenzusetzen. Themen wie die soziale Frage, die Gleichberechtigung der Frau oder die Vererbung, soziale Außenseiter, Mörder oder Verbrecher, suchte man in der gründerzeitlichen Salonliteratur vergeblich. Vor diesem Hintergrund wird der Ruf nach einer modernen deutschen Nationalliteratur, die sich mit diesen gesellschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzte, verständlich. Entscheidende Impulse lieferten ausländische Vorbilder, insbesondere Zola, Ibsen, Björnson, Turgenjew und Bret Harte, aber auch Beispielhaftes aus der deutschen Literaturgeschichte. Georg Büchner wurde für die Naturalisten schließlich maßstabsetzend. Man suchte in den 1870er Jahren nach geistigen Anknüpfungspunkten, diskutierte Shakespeare und Calderón. Goethe, Lessing, Jean Paul, Friedrich Hebbel oder Richard Wagner kamen auf den Prüfstand, um Beispiele zu nennen.

IV Hilles erste Rezensionen und der frühnaturalistische Calderón-Diskurs

Das literarische Debüt Peter Hilles lag zeitlich vor den frühnaturalistischen Zeitschriftengründungen und fand 1876 in der *Deutschen Dichterhalle* mit dem Gedicht *Hymnus der Dummen*²⁰ statt. Die *Deutsche Dichterhalle* war unter den „Vorkämp-

¹⁷ Hart, Julius: *Einleitung*. In: *Peter Hille. Gesammelte Werke. Hg. v. seinen Freunden*. Berlin 1921, S. 12.

¹⁸ Schlaf, Johannes: *Aus meinem Leben. Erinnerungen*. Halle (Saale) 1941, S. 18.

¹⁹ Hart, Heinrich: *Zur Entwicklung der Künste*. A.a.O., S. 29.

²⁰ Hille, Peter: *Hymnus der Dummen*. In: *Deutsche Dichterhalle*, 1876, Bd. 5, Nr. 18, S. 290.

fern“ angesehen. Der Herausgeber Ernst Eckstein (1845–1900) hatte sich zunächst bei der Wiener *Neuen Freien Presse*, einem liberalen und fortschrittlichen Blatt von europäischem Format, seine Spuren verdient und war inzwischen als Schriftsteller und Zeitungsverleger erfolgreich. Hille, dessen literarische Anfänge er „mit Rat und mehr noch mit Tat“ (GW 1, 253) begleitete, blieb ihm zeitlebens verbunden. Eckstein arbeitete 1877 an der *Deutschen Dichtung* der Brüder Hart mit und stand den Naturalisten aufgeschlossen gegenüber. Ab Mitte der 1870er Jahre flankierte er mit seinem Journal ähnlich wie das *Magazin für die Literatur des Auslandes*, das jedoch primär ausländische Literatur, darunter Ibsen, Zola, Turgenjew und Bret Harte popularisierte, die literarischen Bemühungen der jungen oppositionellen Autoren. Dass er ihnen geistig nahestand, verriet zahlreiche seiner Beiträge, in denen er gegen die Missstände im Literaturbetrieb zu Felde zog und den etablierten Wissenschaftsbetrieb angriff. Damit wurden aber zugleich Grenzen seines Programms deutlich, beschränkte er doch seine Angriffe auf die Literatur und die Geisteswissenschaften, währenddessen die „Vorkämpfer“ ihre Kritik aus einer universellen Perspektive, die die Literatur in den gesellschaftlichen Zusammenhang stellte, herleiteten. Wenn gleich Eckstein sein Journal den jungen oppositionellen Autoren öffnete, so war er doch immer um Ausgleich bemüht und platzierte als Aufmacher fast ausnahmslos akzeptierte Gründerzeitautoren wie Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Robert Hamerling oder Hermann Lingg. Eckstein mied politisch brisante Themen wie die soziale Frage oder Zensurprozesse. Dazu passte, dass Werke von verbotenen oder im Fokus der Zensur stehenden Autoren wie Richard Voß oder Michael Georg Conrad nur mit Annotationen erschienen. Rezensiert wurden sie nicht. Somit war es auch nicht Eckstein, sondern Wilhelm Friedrich (1851–1904) 1878 nach der Übernahme des *Magazins für die Literatur des Auslandes* vorbehalten, zum Verleger des Frühnaturalismus zu avancieren. Friedrichs Verlag wurde ab 1881 zum Sammelpunkt der „Vorkämpfer“ des Naturalismus, deren frühe Zeitschriftenprojekte zu diesem Zeitpunkt ausnahmslos gescheitert waren. Fakt ist, dass 1877 weder das *Magazin* noch die *Deutsche Dichtershalle* den „Vorkämpfern“ des Naturalismus für ihren universellen gesellschaftskritischen Diskurs ein Podium boten.

Bevor Hille 1878 seine Essays in den Hart'schen *Deutschen Monatsblättern* veröffentlichte, präsentierte er sich 1877 in der *Deutschen Dichtershalle* mit zwei Rezensionen die – und das ist auffallend – jeweils ein Pendant in einer frühnaturalistischen Zeitschrift hatten. Die Kritiken überraschen in ihrem übereinstimmenden Tenor. Die erste Besprechung betraf Karl Zettels (1831–1904) epische Dichtung *Gela*²¹. Zettel, der sich vor allem als Herausgeber erfolgreicher Anthologien wie *Edelweiß. Für Frauensinn und Frauenherz* (1869) einen Namen gemacht hatte, gehörte zum Autorenkreis der *Deutschen Dichtershalle*, schrieb aber auch für die Hart'sche *Deutsche Dichtung* und die *Allgemeine Literarische Correspondenz*. Im letzteren Blatt trat er unter anderem mit massiven Angriffen gegen die Polizeizensur

²¹ Vgl. Döllner, Hedwig: *Gela*. In: *Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik*, 1877, H. 2, S. 98 u. Hille, Peter: *Gela. Ein Sang von Kaiser Rothbart's Lieb*. Epische Dichtung von Karl Zettel. In: *Deutsche Dichtershalle*, 1877, Bd. 6, Nr. 14, S. 238–242.

im Kaiserreich in Erscheinung. Es steht zu vermuten, dass die vorsichtig kritischen Töne einem Autor galten, dem man sich verbunden fühlte. Hilles zweite Rezension widmete sich Hermann Lingg (1820–1905), einem Gründungsmitglied des Münchner Krokodils, jenem berühmten Kreis um den Dichterfürsten Paul Heyse. Während sich Heyse in den 1880er Jahren Angriffen aus dem naturalistischen Lager ausgesetzt sah, kam Lingg nicht nur in der *Deutschen Dichterhalle* eine exponierte Stellung zu. Auch die Jüngstdeutschen sollten ihn noch 1885 in der naturalistischen Programm-Anthologie *Moderne Dichter-Charaktere* als lobenswerte Ausnahme von der sonst oberflächlichen Gründerzeitlyrik abheben. Hilles Kritik betraf Linggs Trauerspiel *Macalda*, das zeitlich parallel von Wilhelm Henzen, dem Herausgeber der *Dramaturgischen Blätter*, besprochen wurde. Beide Rezensionen folgten einer ähnlichen Dramaturgie, indem sie das Werk zunächst überaus lobten, um ihm dann umso schärfer seine Fehler nachzuweisen. Doch während sich Hille in seiner akribischen Textarbeit in Einzelheiten verlor, zielte Henzen auf Grundsätzliches, indem er dem Trauerspiel seine theatralische Wirksamkeit absprach. Als Begründung führte er an, das Stück würde den „Merkmalen“²² des historischen Dramas nicht entsprechen. Seltsamerweise blieb er eine Erläuterung hierzu schuldig oder setzte er den Hintergrund voraus? Auch Hilles Rezension wies eine Merkwürdigkeit auf. Im Mittelpunkt des Lingg'schen Trauerspiels stand Peter III. von Aragonien, der 1282 den Aufstand der Sizilianer gegen Karl von Anjou nutzte, um sich selbst als König von Sizilien krönen zu lassen. Hille flocht in seine seitenfüllende Inhaltsangabe ziemlich unvermittelt den Hinweis auf die „in blumiger, für das Land Calderón's bezeichnender Sprache“²³ verfassten Dialoge ein. In diesem Gedankensprung blitzte Hilles Fähigkeit auf, verschiedene Assoziationen in eine Sentenz zu pressen. Nicht zufällig galt er als Meister des Aphorismus. Pedro Calderón de la Barca²⁴ gehörte zum 17. Jahrhundert, stand mit Peter III. von Aragonien in keinem zeitlichen Bezug. Die Replik wies offensichtlich auf eine Beschäftigung mit dem spanischen Dramatiker, die Hille beim Schreiben erinnerte. Dass er den Spanier kannte, bestätigte er 1885 in seinem Essay *Die patriarchalischen Dichter*, zu denen er allerdings „Calderón, Quevedo, Cervantes“ keineswegs zählte; sie seien „zu scharf, großzügig, ausdrucksvoll“ (GW 5, 185), bemerkte er lakonisch. Was zunächst anerkennend klang, sollte die Spanier letztlich von „patriarchalischen Dichtern“ wie Homer und Sophokles, Aeschylus, Klopstock und Joost van den Vondel absetzen, eine merkwürdige Reihung zudem, die auf wenig theoretische Durchdringung deutet. Hilles Calderón-Beschäftigung war jedoch unter den „Vorkämpfern“ des Naturalismus keine Ausnahme, vielmehr war der Spanier im frühnaturalistischen Diskurs eine viel zitierte Größe, der bei Conrad ebenso bemüht wurde wie bei den Harts. Dabei ging es im Kern um das historische Drama, womit sich der Kreis zu den von Henzen aufgerufenen „Merkmalen“ schließt.

²² Henzen, Wilhelm: *Macalda*. In: *Dramaturgische Blätter. Eine Monatsschrift*, 1877, Bd. 1, S. 308.

²³ Hille, Peter: *Macalda*. In: *Deutsche Dichterhalle*, 1877, Bd. 6, Nr. 17, S. 288.

²⁴ Pedro Calderón de la Barca (1600–1681), spanischer Dramatiker, verzichtete auf eine Priesterlaufbahn, trat in die Armee ein, wurde 1635 in der Nachfolge Lope de Vegas Hofdichter bei Philipp IV.

Henzen hatte wenige Monate vor den *Macalda*-Rezensionen in den *Dramaturgischen Blättern* seinen Essay *Zur neuesten Entwicklung des historischen Dramas* veröffentlicht. Dort knüpfte er bei Hans Herrig, einem umtriebigen Netzwerker und Beiträger der frühnaturalistischen Zeitschriften, gleich zweifach an. Zum einen bezog er sich auf Herrigs theoretische Positionen, die dieser 1874 in seinem Essay *Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama* dargelegt hatte. Zum anderen dienten ihm Herrigs Dramen *Alexander* (1872), *Kaiser Friedrich der Rothbart* (1873), *Jerusalem* (1874) und *Der Kurprinz* (1876) als praktische Exempel. Herrig hatte, ausgehend von Calderón, das englisch-spanische Drama als geschichtlich bestimmt, weil es nicht wie das antike Drama mythischen Prinzipien verpflichtet sei. Aus diesem geschichtlichen Charakter wurde die Vorbildhaftigkeit für das moderne nationale Drama abgeleitet, denn erst die „moderne Zeit“ habe durch Philosophie und Naturwissenschaft „geschichtlich zu denken gelernt“²⁵. Herrig übertrug nun den philosophisch und naturwissenschaftlich geprägten Gedankengang direkt auf die Kunst, indem er forderte, die „Ästhetik vom geschichtlichen Standpunkt“²⁶ aus zu betrachten. Henzen postulierte in ähnlichem Duktus, dass das historische Drama die „gegenwärtige Persönlichkeit der Menschheit als eine gewordene“²⁷ widerspiegeln solle. Impulse könnte die Calderon-Rezeption der „Vorkämpfer“ von Schopenhauer empfangen haben, der in *Die Welt als Wille und Vorstellung* den Spanier zu den „besten Dichtern der romantischen Gattung“²⁸ gezählt und in eine Reihe mit Shakespeare gestellt hatte. Die Vermittlung von Schopenhauers Lehre im Deutschland der 1870er Jahre wird in der Forschung an Eduard von Hartmann und dem Bayreuther Kreis um Richard Wagner²⁹ festgemacht. Mit Beiden setzte man sich auch in den frühnaturalistischen Zeitschriften auseinander³⁰. Voß bezog sich auf Hartmann 1874 in einem Brief an Max Kalbeck. Als entscheidende universitäre Prägungen nannte er jedoch Haeckels Schöpfungsgeschichte, die griechischen Philosophen, Kant, Hegel und Schopenhauer³¹, die man in Jena studierte und die die geistige Grundlage seines Freundeskreises mit Proelß, Henzen und Kehrbach bildeten. Hinweise auf Schopenhauer und Spuren seiner Wirksamkeit finden sich in Voß-Texten wie *Helena* (1874), *Scherben* (1878), in den *Moralischen Kleinigkeiten aus dem Schooße der*

²⁵ Herrig, Hans: *Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama*. In: *Magazin für die Literatur des Auslandes*, 1874, Jg. 43, Nr. 25, S. 358.

²⁶ Ebd.

²⁷ Henzen, Wilhelm: *Zur neuesten Entwicklung des historischen Dramas*. In: *Dramaturgische Blätter*, 1877, Bd. 1, S. 50.

²⁸ Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Gesamtausgabe. Nach den Ausgaben letzter Hand hg. v. Ludger Lütkehaus. Zweiter Band. Ergänzungen. München 2005, S. 501–502.

²⁹ Vgl. Sprengel, Peter: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München 1998, S. 62–63.

³⁰ Henzen, Wilhelm: *Hartmanns Aphorismen über das Drama*. In: *Dramaturgische Blätter*, 1877, Bd. 1, S. 82–84; Seemann, O.S.: *Das neue Werk von Eduard von Hartmann*. In: *ALC*, 1879, Bd. 3, Nr. 34, S. 48–49 und Baumann, Christiane: *Zwischen Faszination und Distanz. Richard Wagner und der deutsche Naturalismus*. In: *wagnerspectrum*, 2014, H. 2, S. 193–231.

³¹ Voß, Richard: *Meine Erstlinge*. In: *Deutsche Dichtung*, Bd. 16, Berlin 1894, S. 210

alleinseligmachenden Kirche sowie im Trauerspiel *Magda* (beide 1879), aber auch in Conrads *Spanisches und Römisches* (1877) oder in Kirchbachs *Märchen* (1880). Sie sind ebenfalls im publizistischen Diskurs nachweisbar. So stellte Henzen 1877 in der *Allgemeinen Literarischen Correspondenz* die Abhängigkeit von Hans Herrigs epischem Gedicht *Die Schweine* (1876) von Schopenhauers Pessimismus heraus³². Henzens *Dramaturgische Blätter* veröffentlichten 1877 den Essay *Die Freiheit des Willens in der Tragödie*, in dem – ausgehend von Cuvier und Darwin – Schopenhauers Lehre vom Primat des Willens auf ihre ästhetische Tauglichkeit untersucht und verworfen wurde³³. In der Zeitschrift *Mehr Licht!* fanden sich mehrfach Beiträge, die sich auf Schopenhauers Philosophie³⁴ bezogen, insbesondere eine Studie, in der „der Realist Schopenhauer und der Realist Turgenjew“ nebeneinandergestellt wurden als Zwillingsgestirn des philosophischen und literarischen Pessimismus und der Dichter trotz „derben Naturalismus“³⁵ als „Meister der Novelle“³⁵ erschien. Parallelen zu Heinrich Harts programmatischem Essay *Neue Welt*, der die Zeitschrift *Deutsche Monatsblätter* eröffnete und Konturen eines naturalistischen Programms umriss, sind offenkundig. Hart hatte Schopenhauers Einfluss auf die Kunst herausgestellt, sah ihn als Ausgangspunkt der „drei großen Richtungen in der Literatur“³⁶, als die er den neudeutschen Quietismus, die Musikdramatik Richard Wagners und die slawisch-germanische Poesie von Turgenjew und Sacher-Masoch nannte. Auch Hille hatte Schopenhauer zur Kenntnis genommen, wies 1878 in seiner Shelley-Skizze auf *Die Welt als Wille und Vorstellung* (GW 5, 63). Unterstellt man, dass Schopenhauers Schriften nicht gelesen wurden und nur mittelbar wirkten, so bot sich die gleiche Paarung, Shakespeare und Calderón, bei dem Literaturhistoriker Hermann Hettner (1821–1882) in seiner Schrift *Das moderne Drama* (1852) an, die das naturalistische Drama in Deutschland theoretisch vorbereitete und die die „Vorkämpfer“ kannten. So wies Johannes Proelß in einer in den *Dramaturgischen Blättern* 1879 abgedruckten programmatischen Rede vor dem Leipziger Lessing-Verein, den Henzen leitete, nicht nur auf Hettners Schrift, sondern auch auf die „schlagfertige Dialektik“, mit der er seine Forderungen an „das moderne geschichtliche Drama“³⁷ formulierte. Der Wagnerianer Hans Herrig, der sich seit 1874 publizistisch mit den Reformschriften des Bayreuther Meisters auseinandersetzte, paraphrasierte 1877 in seinem in den *Dramaturgischen Blättern* erschienenen Essay *Oper und Tragödie* Hettners Schrift,

³² Henzen, Wilhelm: *Die Schweine. Ein Gedicht von Hans Herrig*, In: *ALC*, 1877, Bd.1, Nr. 1, Rezensionen.

³³ Kulke, Eduard: *Die Freiheit des Willens in der Tragödie*. In: *Dramaturgische Blätter*, 1877, Bd. 1, S. 229 ff.

³⁴ Friedmann, Alfred: *Ein transrhenanischer Verwandter Schopenhauers*. In: *Mehr Licht!*, 1878, Nr. 11, S. 168–169; Heller, S.: *Die orientalische Frage in der Literatur*. In: *Mehr Licht!*, 1879, Nr., 21, S. 332.

³⁵ Goldbaum, Wilhelm: *Turgenjews deutsche Jünger. Eine kritische Randglosse*. In: *Mehr Licht!*, 1879, Nr. 27, S. 424.

³⁶ Hart, Heinrich: *Neue Welt*. In: *Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart*, 1878, Bd. 1, S. 18.

³⁷ Proelß, Johannes: *Karl Gutzkow's Bedeutung für das deutsche Theater. Festrede zur Gutzkow-Feier im Lessing-Verein zu Leipzig*. In: *Dramaturgische Blätter*, 1879, Bd. 3, Nr. 11, S. 259.

die sich im Schlusskapitel Wagner widmete. Hettner hatte es mit seiner *Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert*, die seit 1870 vollständig vorlag, zu Popularität gebracht, worauf 1879 eine Besprechung der Neuauflage in der *Jenaer Literaturzeitung*³⁸ wies. Die Neuauflage wurde nicht nur in den *Deutschen Monatsblättern* der Harts, sondern auch in Proelß' *Allgemeiner Literarischer Correspondenz*³⁹ angekündigt und damit herausgehoben, was insofern eine Besonderheit war, als in Zeitschriften wie der *Deutschen Dichtershalle* oder dem *Magazin für die Literatur des Auslandes* vergleichbare Hinweise fehlten. Hettner, der die Literaturgeschichte aus ihrem historischen Zusammenhang interpretierte, bezeichnete Shakespeare und Calderón als „die beiden größten neueren Dramatiker“⁴⁰. Er forderte von der modernen Tragödie, die „Spiegelung des treibenden geschichtlichen Lebens“ zu sein und sich zunehmend „geschichtlichen und sozialen Bewegungen“⁴¹ zuzuwenden, so sah er das historische Drama als Spiegel der Gegenwart und damit den gleichen Grundsätzen verpflichtet wie das Gegenwartsstück. War damit ein Zugang zu Calderón gewonnen, so bot sich der Spanier den „Vorkämpfern“ noch aus einem anderen Grund an. 1881, zum 200. Todestag Calderóns, veröffentlichte die *Allgemeine Literarische Correspondenz* neben einem Huldigungsgedicht des Herausgebers Johannes Proelß einen Auszug aus einer Festschrift, die der Verleger Wilhelm Friedrich angeregt hatte. Autor war der Schriftsteller und Übersetzer Johannes Fastenrath (1839–1908), der sich mit seinen freien Übertragungen spanischer Dichtungen einen Namen gemacht hatte und 1881 für den Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverband zu den Madrider Feierlichkeiten anlässlich des Calderón-Jubiläums reiste. Dass die *Allgemeine Literarische Correspondenz*, die nach dem Erlass des Sozialistengesetzes 1878 zum Organ des Schriftstellerverbandes avanciert war, das Ereignis würdigte, ist zunächst nichts Besonderes, doch das Prononcierte verwundert, zumal Fastenrath mit dem frühnaturalistischen Umfeld keine Berührungen hatte. Aber er war eine Autorität, der man sich gern bediente, denn die Festschrift bot Anknüpfungspunkte. Schon zu Zeiten Calderóns, so Fastenrath, hätten sich zwei Kunstrichtungen feindlich gegenübergestellt: die klassische, die die Alten nachahmte und die romantische, die „unbekümmert um Regeln und Vorschriften“⁴² das spanische Nationaldrama schuf, das in Calderón schließlich seinen Meister fand. Die Aufmerksamkeit für Calderón in der frühnaturalistischen Suche nach Vorbildhaftem gründete somit auch in dem Bemühen, in der historischen Analogie eine Bestätigung für die Abgrenzung zur Klassik beziehungsweise zum Klassizismus und für die Vision einer modernen deutschen Nationalliteratur zu finden. Damit war sie nicht zuletzt Ausdruck der Unsicherheit, der man mit Gewährsmännern zu begegnen suchte. Peter Hilles Freun-

³⁸ Brenning, Emil: *Hermann Hettner. Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*. In: *Jenaer Literaturzeitung*, 1879, Jg. 6, Nr. 30, S. 416–417.

³⁹ *Deutsche Monatsblätter*, 1879, Bd. 2, H. 5, Aus dem Redaktionszimmer; *ALC*, 1879, Bd. 3, Nr. 33, S. 37 ff.

⁴⁰ Hettner, Hermann: *Das moderne Drama*. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Berlin 1959, S. 208. Ebd., S. 264.

⁴² Fastenrath, Johann (eigentl. Johannes): *Calderón de la Barca. Festgabe zur Feier seines 200jährigen Todestages*. Leipzig 1881, S. 57ff. Auszug in: *ALC*, 1881, Bd. 8, Nr. 4, S. 50–52.

de Heinrich und Julius Hart sprachen 1882/83 in ihren *Kritischen Waffengängen*, der programmatischen Essenz des frühnaturalistischen Diskurses, von „den Genien eines Calderón, eines Shakespeare und Goethe“⁴³. Calderón wurde als beispielhaft genannt, weil er die „großen geistigen Ideenkämpfe“⁴⁴ seiner Zeit gestaltete, was man für eine moderne deutsche Dramatik nachdrücklich einforderte. Das deckte sich mit den Intentionen von Herrig und Henzen vom Drama als Spiegel der Geisteskämpfe der Gegenwart. Diesem Anspruch hatte Hermann Linggs Trauerspiel *Macalda* mit seiner unrealistischen Prinzipientreue der Hauptfigur nicht genügt. In der weiteren Diskussion bedurfte es zur Begründung dieser Forderung des spanischen Dramatikers nicht mehr. Im naturalistischen Diskurs der 1880er Jahre spielte Calderón kaum eine Rolle, diente eher beiläufig als Exempel für eine Kunst als „Produkt der jeweiligen Gesellschaftszustände“⁴⁵. Hille ließ 1885 in seinem Essay *Die patriarchalischen Dichter* zu Calderón Distanz erkennen, was seine geistige Unabhängigkeit und seinen Abstand zu den frühnaturalistischen Diskussionen widerspiegelte, wobei sich die Bedeutung des Spaniers als Kronzeuge für ein modernes, die gesellschaftlichen Konflikte der Zeit gestaltendes Drama zu diesem Zeitpunkt bereits überholt hatte.

V Peter Hille, die „Vorkämpfer“ und die „humoristische Weltanschauung“

Sollte das moderne Drama aus dem „Geiste der neuen Zeit“⁴⁶ geschaffen werden, so galt dies als Maßstab gleichermaßen für den Roman. Hierzu meldete sich Hans Herrig in seinem Essay *Der Ursprung des modernen Romans*, der 1877 in der *Allgemeinen Literarischen Correspondenz* erschien, zu Wort. Wieder bot die spanische Literatur den entscheidenden Anknüpfungspunkt. Herrig betrachtete die Spanier als „Schöpfer des modernen humoristischen Romans“, einer Kunstform, die „für die neuere Zeit von der größten Bedeutung“ sei, weil sie „den Unterschied zwischen dem modernen und dem antiken Geiste“⁴⁷ sichtbar mache. Die Aktualität ergab sich für ihn daraus, dass der spanische Roman entstanden war als „Protest gegen jene geistige Richtung, der das spanische Drama seine Entstehung verdankte“⁴⁸. Damit schlug Herrig die Brücke zu Calderón. „Modern“ bedeutete Bruch mit der klassischen Tradition und Hinwendung zu den fortschrittlichen Ideen der Zeit. Als den ersten „modernen Roman“ nannte Herrig *Lazarillo de Tormes* von Mendoza. In ihren *Kritischen Waffengängen* sollten Heinrich und Julius Hart 1884 diese Sicht bestätigen, indem sie *Lazarillo de Tormes* als „Wurzel des modernen Romans“⁴⁹ bezeichneten. Der humoristische Roman Mendozas wurde nicht nur formal, sondern inhaltlich

⁴³ Hart, Heinrich u. Julius: *Kritische Waffengänge*. Leipzig 1882, H. 4, S. 16.

⁴⁴ Ebd., 1883, H. 5, S. 14.

⁴⁵ Hillebrand, Julius: *Naturalismus schlechtweg!* In: *Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1880–1900*. Hg. v. Manfred Brauneck und Christine Müller. Stuttgart 1987, S. 37.

⁴⁶ Herrig, Hans: *Der Niedergang des deutschen Theaters*. A.a.O., S. 359.

⁴⁷ Herrig, Hans: *Der Ursprung des modernen Romans*. In: *ALC*, 1877, Bd. 1, Nr. 5, S. 92.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Hart, Heinrich und Julius: *Kritische Waffengänge*. Leipzig 1884, H. 6, S. 30.

zum Gegenstück des Klassischen, weil dort der „Freiheitskampf der castilischen Comunidades und der mannhafte Widerstand Arragoniens gegen den Despotismus auch sein literarisches Spiegelbild hatte“⁵⁰. Herrig sah somit die Entstehung des modernen spanischen Romans im Kontext sozialer Entwicklungen, womit er Hettners methodischem Ansatz folgte. Hatte dieser Cervantes das Verdienst zugeschrieben, „Gegenwart und Wirklichkeit in die Poesie zurückgeführt“⁵¹ zu haben, so nannte Herrig nun auf der Suche nach vergleichbaren Romanciers der Gegenwart „den großen Charles Dickens“ und „unsern Jean Paul“ als jene „Geister“, die dem von „Cervantes vorgezeichneten letzten Ziele zustrebten“⁵². Damit stellte Herrig 1877 Jean Paul als mögliches Vorbild einer modernen Prosa und den humoristischen Roman als die aus den sozialen Kämpfen der Zeit geborene und deshalb dem modernen Geist gemäße Kunstform zur Diskussion. Die Faszination, die von Jean Paul auf die „Vorkämpfer“, aber auch auf die Naturalisten ausging, lässt sich in zahlreichen Werken und Positionierungen ablesen. Einen wichtigen Impuls setzte 1876 das Jean Paul-Buch von Paul Nerrlich, der 1878 Mitarbeiter der frühnaturalistischen Zeitschrift *Mehr Licht!* wurde und dem Dichter dort einen umfangreichen Essay widmete. Jean Paul entfaltete poetische Wirksamkeit in frühen Texten von Richard Voß und Wolfgang Kirchbach. Spuren einer Rezeption finden sich bei Wilhelm Arent ebenso wie bei Hermann Conradi, Karl Henckell oder Gerhart Hauptmann⁵³. Jean Paul diente Detlev von Liliencron in seiner Sicht auf Peter Hille als Folie, wenn er den Freund als „Jean Paul der Jetztzeit“ (GW 6, 203) bezeichnete. Hille selbst schrieb Jean Paul eine der schönsten Dichternoten ins Stammbuch: „Jean Paul: Studierstübchen mit Feenpalästen oder die gelehrte Märchenwelt menschlicher Unendlichkeit“ (GW 5, 343). Bestimmte Herrig, ausgehend von Mendoza und Cervantes und mit dem Hinweis auf Jean Paul, die „humoristische Schilderung der aktuellen Wirklichkeit“ als das „Wesen des modernen Romans“⁵⁴, so stand ihm hierfür wiederum Hermann Hettner Pate. In seiner Schrift *Das moderne Drama* hatte dieser den Zusammenhang von Staatsform und Genreentwicklung hergestellt und eine soziale Vision vom Kunstwerk der Zukunft entwickelt. Der Staat, so Hettner, sei noch immer kein „Rechts-, sondern nur ein Polizeistaat“, der eine „Komödierung staatlicher Zustände“⁵⁵ nicht erlaube. Je „menschlicher“ die Gesellschaft werde, umso mehr werde sich die komische Kunst Bahn brechen, führte er aus und spitzte zu: „Sorgt für die Idealität der Wirklichkeit, und ihr werdet die Idealität der Komödie“⁵⁶ haben. Hettner entwarf die Vision einer komischen Kunst, die immer mehr „freier Humor“, das heißt „in Wahrheit Darstel-

⁵⁰ Herrig, Hans: *Der Ursprung des modernen Romans*. A.a.O., S. 94

⁵¹ Hettner, Hermann: *Die romantische Schule*. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Berlin 1959, S. 158.

⁵² Herrig, Hans: *Der Ursprung des modernen Romans*. A.a.O., S. 95.

⁵³ Vgl. Baumann, Christiane: *Zur Jean-Paul-Rezeption im Kontext naturalistischer Bestrebungen nach der Reichsgründung 1871 – Spuren und Funde im Vorfeld der Moderne*. In: *Studia Niemcoznawcze*, hg. von Lech Kolago, Warszawa 2013, Bd. 51, S. 63–97.

⁵⁴ Herrig, Hans: *Der Ursprung des modernen Romans*. A.a.O., S. 95.

⁵⁵ Hettner, Hermann: *Das moderne Drama*. A.a.O., S. 249.

⁵⁶ Ebd., S. 258.

lung und Genuss eines schönen und heiteren Menschentums⁵⁷ werde. Damit wurde eine menschliche Gesellschaft antizipiert, die sich in einer bedeutenden nationalen Kunst widerspiegeln würde.

Hans Herrigs Plädoyer für Jean Paul und den humoristischen Roman fand im April 1878 in Heinrich Harts Aufsatz *Neue Welt* keinen Widerhall. Doch im Maiheft der *Deutschen Monatsblätter* meldete sich ihr Freund Peter Hille mit seinem Essay *Die Literatur der Erkenntnis und der Humor* zu Wort. Wie Hettner und in Übereinstimmung mit Herrig betrachtete Hille die „humoristische Weltanschauung“ (GW 5, 148) und ihre künstlerische Umsetzung in ihrem gesellschaftlichen Kontext. Der Humor setzte für Hille „die Novelle voraus“ (GW 5, 60). In seinem im Herbst 1878 veröffentlichten Aufsatz *Zur Geschichte der Novelle* leitete er diese aus den revolutionären Kämpfen der Zeit ab und stellte den Zusammenhang von „*Staatsform und Novelle*“ (GW 5, 87) her. Hille konstatierte: „Gerade die Systemlosigkeit, der Bruch der Formen, der ungehemmte Naturalismus, wie er durch die morschen Gerüste des Staates und der Kirche knackte: gerade die Novelle trägt schon in ihrem Namen den klaren Stempel der Zeit“ (GW 5, 86). Der Naturalismus wurde damit in Analogie zur Politik als das notwendige Neue charakterisiert, die Novelle als dessen adäquates Genre, jedoch nicht gattungsspezifisch, sondern sozialhistorisch bestimmt. Hille bediente nicht nur den literatursoziologischen Ansatz Hettners, er bewegte sich mit Turgenjew, Bret Harte und Leopold Sacher-Masoch in jenem naturalistischen Gedanken- und Vorbilderkanon, den Heinrich Hart kurz zuvor in seinem Essay *Neue Welt* skizziert hatte, wobei dieser der „humoristischen Weltanschauung“ keine Beachtung schenkte. Hille lieferte hierfür in seinem Essay *Die Literatur der Erkenntnis und der Humor* die Begründung. Anknüpfend an Jean Pauls Humortheorie aus dessen *Vorschule der Ästhetik*, machte Hille deutlich, dass die „Behandlungsart“ des Humors seit Jean Paul „eine Veränderung“ (GW 5, 143) erfahren habe und deutete Distanz an. Jean Paul's Dichtkunst, deren „Weihe mehr idealistisch von oben herunter“ kam, „bestand in Überschwänglichkeit, war Schwärmerei, Gefühlseligkeit“ (GW 5, 143), wie Hille formulierte, was dem Urteil Hermann Hettners über den „Humoristen“ Jean Paul sehr nahe kam, sprach dieser doch vom Schwelgen in einer „empfindsamen Schönseligkeit“, in der es nur selten „zur vollen und derben Körperlichkeit plastischer Schilderung“⁵⁸ käme. Nach dieser Positionsbestimmung lieferte Hille den modernen Gegenentwurf: „Bei Bret Harte ist der Schwerpunkt in die Realistik verlegt, der Humor mit dem Fleisch seines Trägers bekleidet und bekundet sich in markiger Weise“ (GW 5, 143), was assoziativ Hettners „Körperlichkeit“ ähnelte. Hille betrachtete den Menschen als natürliches und soziales Wesen, wobei er den „Riss“ zwischen Natur und Gesellschaft als „wachsend“ und „nicht zu heilen“ (GW 5, 135) ansah. Der Riss durch die Welt und „die morschen Gerüste des Staates und der Kirche“ verlangten nach einer modernen Behandlung, wie er sie nicht bei Jean Paul, sondern bei Turgenjew, Bret Harte und Sacher-Masoch vorgeprägt fand. Hatte man im frühnaturalistischen Diskurs Jean Paul zunächst als „Sänger der Armen“, als

⁵⁷ Ebd., S. 259.

⁵⁸ Hettner, Hermann: *Die romantische Schule*. A.a.O., S. 77.

„ethische(n)“⁵⁹ Dichter gefeiert und seinen Humor, mit dem er das Grauen der Welt verlachte, als vorbildhaft begriffen, da sich darin eine Haltung offenbarte, die den Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen, auch Schreibkonventionen, ermöglichte, so wurde nun Realismus, der eine Umgestaltung des gesamten gesellschaftlichen Lebens in den Blick nahm, eingefordert. Bei Jean Paul hatten der „Riss“ und das Auseinanderbrechen der Welt, der unversöhnliche Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit im Ästhetischen seine Aufhebung gefunden. Die Unendlichkeit des paradisischen Jenseits triumphierte in seiner Poesie über die Endlichkeit des unwirtlichen Lebens, denn sein Poesieverständnis wurzelte im Christentum, was nun mit der modernen, naturwissenschaftlich geprägten Weltanschauung kollidierte. Es verwundert somit nicht, dass in Hilles nächstem Essay an die Stelle von Jean Paul das Vorbild Georg Büchner trat, bei dem sich politisches Engagement, Parteinahme für die sozial Deklassierten, die Verknüpfung von Dichtung und Naturwissenschaft und die Absage an die Religion verbanden, was ihn in den 1880er Jahren als Identifikationsfigur für naturalistische Theorie- und Programmbildung empfahl. Hatte Büchner in Heinrich Harts *Neuer Welt* noch gefehlt, so stellte Hille nun dessen „Revolutionsgedanken“ in *Dantons Tod* heraus, charakterisierte ihn als „lavablutig und verdüstert“ (GW 5, 85–86). Damit vollzog Hille eine ähnliche Entwicklung wie Richard Voß, der zunächst Inspirationen von Jean Paul empfing, sich 1879 von diesem abwandte und seiner Satyre *Messalina* 1881 schließlich Büchner-Motti als Zeichen seiner Identifikation voranstellte. In seinem Essay *Die Literatur der Erkenntnis und der Humor* wies Hille auf das Unversöhnliche der modernen Realistik in Bret Hartes *Kalifornischen Erzählungen*, wenn er in der Geschichte *Wan Li, der Heide* den „bittre(n) Humor über die Segnungen des Christentums, über die Bestialität ‚zur Ehre Gottes‘“ (GW 5, 146) herausstellte. An anderer Stelle entdeckte er den Humor in der „Weihe“, mit der „der Tod mitten ins quellende Leben seinen währenden Stempel drückt“ (GW 5, 148). „Im Zufall, im Lebensfluss, in der Planlosigkeit der Ereignisse“ (GW 5, 148) walte der Humor, so Hille. Auffallend ist, dass auch Hettner „die Welt der Willkür und des Zufalls“ als die „Welt der Komödie“ bezeichnet und dies aus deren Nähe zur Wirklichkeit, in der ebenfalls „Willkür und Zufall ihr neckisches Wesen“⁶⁰ treiben würden, begründet hatte. Somit war der Humor bei Hille die „Weltform, also auch die Dichtungsform“ (GW 5, 144) und „Modelleur der Welt“, wie einer seiner Aphorismen lautete. Für Hille erreichte die humoristische Weltanschauung erst bei Leopold Sacher-Masoch eine „Kunststufe“, weil dieser „die springenden Massen auf ein festes Ziel hindrängen“ (GW 5, 148) suchte. Sacher-Masochs im frühnaturalistischen Diskurs häufig zitierte Novellenzyklus *Das Vermächtnis Kains* beschrieb das Leiden und die Verbrechen der Menschheit ebenso wie er eine neue Menschlichkeit am Horizont aufleuchten ließ. Der soziale Veränderung implizierende Realismus war für Hille die „Entwicklung in ihren Keimen“ (GW 5, 148), was sich wie eine Paraphrasierung des Schlusses der Hettnerschen Schrift *Das moderne Drama* liest, in der dieser allerdings von „fruchtbringende(n)

⁵⁹ Nerrlich, Paul: *Jean Paul und seine Zeitgenossen*. Berlin 1876, S. 360.

⁶⁰ Hettner, Hermann: *Das moderne Drama*. A.a.O., S. 241–242.

Keime(n) einer neuen Dramatik“⁶¹ gesprochen hatte. Hille schrieb damit Sacher-Masoch eine Bedeutung zu, die Heinrich Hart in seinem Essay *Neue Welt* bereits als den „Wendepunkt der deutschen Literaturentwicklung“ auf eine „neue Welt, ein neues Leben“⁶² hin bezeichnet hatte.

Mit dem Fokus auf das literarische Schaffen Hilles kann für den Essay *Die Literatur der Erkenntnis und der Humor*, wie Michael Kienecker feststellte, bereits eine „eigenständige poetologische Position“⁶³ des 24-jährigen Dichters reklamiert werden, eine unverwechselbare Handschrift. Im Kontext zu den Hart'schen essayistischen Wortmeldungen betrachtet, liest er sich wie ein Pendant zu Heinrich Harts Aufsatz *Neue Welt*, erklärt, warum Jean Paul aus naturalistischer Programmatik letztlich auschied und ist aufgrund seiner Substanz und Qualität, wie Rüdiger Bernhardt auch für die Essays *Zur Geschichte der Novelle* und *Eichendorffs Lyrik* beanspruchte, zu den „bisher verkannten naturalistischen Programmschriften der ausgehenden siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts“⁶⁴ zu rechnen. Zieht man das Zeitschriftenensemble der „Vorkämpfer“ aus den 1870er Jahren heran, so erweist sich der Essay als Wortmeldung Hilles im frühnaturalistischen Publizistik-Diskurs, in dem die humoristische Weltanschauung als adäquates ästhetisches Verfahren begriffen und diskutiert wurde, mit dem sich die Dualität von Wirklichkeit und Ideal in der Entwicklung der Welt auf ein „festes Ziel“ hin, was Hettners sozialen Anspruch der Dichtung assoziierte, auflösen ließ. Noch 1902 bekannte sich Hille zu dem Ansatz einer Verknüpfung von Staat, Kunst und Komödie, wenn er große Kunst für unmöglich hielt, weil „der Staat [...] eine Komödie, ein Weltlachen sofort einsperren würde“ (GW 5, 197).

Mit Hilles Essay *Die Literatur der Erkenntnis und der Humor* war die Diskussion der „Vorkämpfer“ des Naturalismus um die humoristische Weltanschauung und Jean Paul keineswegs beendet. In der frühnaturalistischen Zeitschrift *Mehr Licht!* folgte dem Essay von Paul Nerrlich vom Oktober 1878 ein zweiteiliger Aufsatz von Wolfgang Kirchbach im Frühjahr 1879⁶⁵. Die Brüder Hart nahmen 1884 in ihren *Kritischen Waffengängen*, die in der Forschung als „wichtigstes Organ des deutschen Frühnaturalismus“⁶⁶ gelten, diese Diskussion schließlich auf und fassten sie in ihren Überlegungen zum deutschen Roman der Gegenwart zusammen. Idealismus und Humor bestimmten sie als „Grundstimmungen und Weltanschauungen“, die der Kunst „pathetisch“ beziehungsweise „leidenschaftlos stilisiert“⁶⁷ ihren Stempel aufdrücken.

⁶¹ Ebd., S. 265.

⁶² Hart, Heinrich: *Neue Welt*. A.a.O., S. 21.

⁶³ Kienecker, Michael: „Der Humor ist der Modelleur der Welt“. „Humor“ als poetologische Kategorie bei Peter Hille. In: Bartl, Andrea und Antonie Magen (Hg.): *Auf den Schultern des Anderen*. Festschrift für Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag. Münster 2008, S. 114.

⁶⁴ Bernhardt, Rüdiger: *Peter Hilles Annäherung an die zeitgenössische Deutsche Literatur*. In: *Hille-Blätter*. Nieheim/Erwitzen/Paderborn 1992, Jg. 9, S. 33.

⁶⁵ Vgl. Nerrlich, Paul: *Jean Paul über das Altertum und über die Philologen*. In: *Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst*, Berlin 1878, Nr. 4; Kirchbach, Wolfgang: *Auch eine Rezension*. In: *Mehr Licht!* A.a.O., Berlin 1879, Nr. 48 u. Nr. 49.

⁶⁶ Meyer, Theo: *Theorie des Naturalismus*. Stuttgart 1984 (RUB 9475–78), S. 17.

⁶⁷ Hart, Heinrich und Julius: *Kritische Waffengänge*. Leipzig 1884, H. 6, S. 21.

Den Humor betrachteten sie als „auf die Spitze getriebene Objektivität“, weshalb sie ihm für den Roman die „höchste Bedeutung“⁶⁸ zuwiesen. Nur der „humorerfüllte Romandichter“ könne „ein reines Weltbild“ geben, und sei es wie bei „Cervantes unter der Verhüllung der Narrheit“⁶⁹, betonten sie. Genannt wurden nun auch Dickens und Jean Paul, dessen Werke zu den „Keime(n)“⁷⁰ des realistischen Romans gezählt wurden, dem aber etwas Entscheidendes fehlte: jene Objektivität, die den Roman im Sinne naturalistischer Prinzipien als wahrhaftiges und naturgetreues Abbild der Wirklichkeit qualifizieren und wissenschaftlicher Objektivität annähern sollte.

Peter Hille kam 1886 mit seinem Roman-Debüt *Die Sozialisten* diesen Kriterien sehr nahe, in dem er wie zufällig Wirklichkeitsausschnitte aneinanderreichte, die als filmische Sequenzen „naturalistisch“, das heißt mit dem Anspruch der Objektivierung, erzählt wurden. Sein Vorwort *An das Neue Publikum* bezog sich denn auch dezidiert auf Karl Bleibtreus *Revolution der Literatur*, ähnelte im Stil jedoch Jean Pauls Vorrede zur zweiten Auflage der *Vorschule der Ästhetik*, worin sich nicht zuletzt die eingangs beschriebene künstlerische Ambivalenz Hilles zeigt. Der Künstler „Humanus Peter Hille“ gab in seiner Vorrede die Objektivität des Erzählens auf, begründete wie Jean Paul sein Schreiben und verkündete voller Humor „eine Revolution der Leser“ (GW 3, 8).

Bibliographie

- Allgemeine Literarische Correspondenz für das gebildete Deutschland*, (Abk. ALC) Leipzig 1877–1881.
- Baumann, Christiane: *Die „Vorkämpfer“ des deutschen Naturalismus – frühe Netzwerke und Zeitschriften Ende der 1870er Jahre*. In: *Studia Niemcoznawcze*, hg. von Lech Kolago, 2013, Bd. 52, S. 215–239.
- Baumann, Christiane: *Zur Jean-Paul-Rezeption im Kontext naturalistischer Bestrebungen nach der Reichsgründung 1871 – Spuren und Funde im Vorfeld der Moderne*. In: *Studia Niemcoznawcze*, hg. von Lech Kolago, Warszawa 2013, Bd. 51, S. 63–97.
- Baumann, Christiane: *Zwischen Faszination und Distanz. Richard Wagner und der deutsche Naturalismus*. In: *wagnerspectrum*, 2014, H. 2, S. 193–231.
- Bernhardt, Rüdiger: *„Ich bestimme mich selbst.“ Das traurige Leben des glücklichen Peter Hille (1854–1904)*. Jena 2004.
- Bernhardt, Rüdiger: *Peter Hilles Annäherung an die zeitgenössische Deutsche Literatur*. In: *Hille-Blätter. Ein Jahrbuch für die Freunde des Dichters*, Nieheim/Erwitzen/Paderborn 1992, Jg. 9, S. 25–50.
- Claus, Horst: *Studien zur Geschichte des deutschen Frühnaturalismus*. Halle/Saale 1933.
- Conrad, Michael Georg: *Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann. Erinnerungen zur Geschichte der Moderne*. Leipzig 1902.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Ebd., S. 63.

- Deutsche Dichtung. Organ für Dichtung und Kritik*, Münster 1877.
- Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart*. Hg. v. Heinrich u. Julius Hart, Bremen 1878/1879.
- Dramaturgische Blätter. Eine Monatsschrift*. Hg. v. Otto Hammann und Wilhelm Henzen, Leipzig 1877–1879.
- Fastenrath, Johann (eigentl. Johannes): *Calderón de la Barca. Festgabe zur Feier seines 200jährigen Todestages*. Leipzig 1881.
- Hamann, Richard und Jost Hermand: *Naturalismus*. Berlin 1959.
- Hart, Heinrich u. Julius (Hg.): *Kritisches Jahrbuch*. Hamburg 1889.
- Hart, Heinrich und Julius: *Kritische Waffengänge*. Leipzig 1882–1884.
- Hart, Heinrich und Julius: *Lebenserinnerungen. Rückblicke auf die Frühzeit der literarischen Moderne*. Hg. v. Wolfgang Bunzel. Bielefeld 2006.
- Hart, Julius: *Einleitung*. In: Peter Hille. *Gesammelte Werke. Hg. v. seinen Freunden*. Berlin ³1921, S. 7–30.
- Hermann Conradi. *Ich bin der Sohn der Zeit*. Hg. v. Rüdiger Bernhardt. Leipzig/Weimar 1983.
- Herrig, Hans: *Der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama*. In: *Magazin für die Literatur des Auslandes*, 1874, Jg. 43, Nr. 24, S. 345–349, Nr. 25, S. 357–360, Nr. 27, S. 389–392.
- Hettner, Hermann: *Schriften zur Literatur*. Berlin 1959.
- Hille, Peter: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*. Hg. v. Friedrich und Michael Kienecker. Paderborn 1984 ff.
- Hille, Peter: *Hymnus der Dummen*. In: *Deutsche Dichtershalle*, 1876, Bd. 5, Nr. 18, S. 290.
- Hille, Peter: *Macalda*. In: *Deutsche Dichtershalle*, 1877, Bd. 6, Nr. 17, S. 287–289 u. Nr. 18, S. 304–305.
- Kienecker, Michael: „Der Humor ist der Modelleur der Welt“. „Humor“ als poetologische Kategorie bei Peter Hille. In: Bartl, Andrea und Antonie Magen (Hg.): *Auf den Schultern des Anderen*. Festschrift für Helmut Koopmann zum 75. Geburtstag. Münster 2008, S. 113–132.
- Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst*. Im Selbstverlag des Herausgebers Silvester Frey, Berlin 1878–1879.
- Meyer, Theo: *Theorie des Naturalismus*. Stuttgart 1984 (RUB 9475–78).
- Nerrlich, Paul: *Jean Paul und seine Zeitgenossen*. Berlin 1876.
- Proeß, Johannes: *Autobiographische Skizze*. In: *Für unser Heim. Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das Deutsche Schriftstellerheim in Jena*. Hg. v. Timon Schroeter. Leipzig 1902, S. 246–251.
- Schlaf, Johannes: *Aus meinem Leben. Erinnerungen*. Halle (Saale) 1941.
- Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Gesamtausgabe. Nach den Ausgaben letzter Hand hg. v. Ludger Lütkehaus. Zweiter Band. Ergänzungen. München ³2005.
- Sprengel, Peter: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München 1998.
- Wagner, Richard: *Gesammelte Schriften und Dichtungen*. Leipzig 1883, Bd. X.

Schlüsselwörter

Peter Hille, Calderón, Jean Paul, Humor, Frühnaturalismus

Abstract

From Calderón to Jean Paul. Peter Hille's Comments in the Context of Early Naturalist Search for Identity

Peter Hille (1854–1904) entzieht sich jedem Schubladendenken. Er gilt als Bohemien und Vagabund und wurde immer wieder für die unterschiedlichsten literarischen Richtungen in Anspruch genommen. Wenig Beachtung fand bislang, dass seine publizistischen Anfänge in den 1870er Jahren in das Umfeld frühnaturalistischer Identitätssuche gehören. Als Freund der Brüder Heinrich und Julius Hart, den Berliner Leitfiguren des Naturalismus, nahm er an den Diskussionen in ihrem Kreis teil. Dieser Kreis war Teil eines Netzwerkes junger oppositioneller Autoren, das sich Mitte der 1870er Jahre formierte und mit eigenen Zeitschriften den Naturalismus in Deutschland vorbereitete. Der Beitrag untersucht Rezensionen und Essays Hilles aus den 1870er Jahren im Kontext dieser frühnaturalistischen Zeitschriften auf Zusammenhänge und Anknüpfungspunkte, wobei die Diskurse um den spanischen Dramatiker Calderón und um die „humoristische Weltanschauung“ im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Peter Hille (1854–1904) eludes any stereotypical thinking. He is regarded as a bohemian and vagabond and has been claimed by varied literary trends. Little attention has been given so far to the fact that his journalistic beginnings in the 1870s belong to the field of early naturalist search for identity. As a friend of the brothers Heinrich and Julius Hart, the leading figures of Naturalism in Berlin, he participated in their circle in discussions. This circle was a part of a network of young oppositional authors that started to form in the middle of the 1870s and prepared Germany for Naturalism through their own newspapers. This article examines reviews and essays by Hille from the 1870s in these early naturalistic publications looking for relationships and links, with special focus on the discourses surrounding the Spanish dramatist Calderón and those about the “humoristic world view.”

Keywords

Peter Hille, Calderón, Jean Paul, humor, early Naturalism

Auf der Suche nach Familienspuren. Die Reise in den ehemaligen deutschen Osten im Werk Hans-Ulrich Treichels

Das Thema des Nationalsozialismus weist in literarischen Auseinandersetzungen als bedeutenden Bestandteil die Phantomschmerzen der späten Nachkriegsliteratur aus. Hans-Ulrich Treichel, Autor der bekannten autobiographischen Romane *Der Verlorene* und *Anatolin*, reiht sich in den literarischen Strang von deutschen Schriftstellern der zweiten Nachkriegsgeneration, deren Vertreter in ihren Werken dem Thema des Nationalsozialismus, der Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre und der Frage der deutschen Schuld als Handlungsrahmen literarisch nachgehen.¹ Die Bewältigungsversuche der betroffenen Generationen, in denen u.a. die Erfahrung der Flucht und Vertreibung präsent war und deren Wirkung auf das Selbstfinden der Nachfolgegenerationen, sind ein Thema, dem sich Treichel in seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmet.²

Der Hauptansatz des Schriftstellers, nämlich die Verwicklung von Tragischem, Historischem und Selbstreferenzielle, lässt sich dem von ihm geprägten Begriff „die Erfindung des Autobiographischen“ zuordnen.³ Treichel zielt nicht lediglich auf den Versuch ab, biographische Elemente in seinem literarischen Schaffen zu übermitteln: „Vielmehr dient das Biographische als die in Schrift verwandelte Spur des Historischen in der Gegenwart. Während [er] sich in diesem Prozess selbst schreib[t], treten die Spuren des historisch Traumatischen als ein akutes Element der Gegenwart hervor“.⁴ Der Autor bemerkte, tief sei der Brunnen der Vergangenheit – in Anlehnung

¹ Vgl. J. Radczewski-Helbig, Hans-Ulrich Treichels autobiographische Romane *Der Verlorene* (1998) und *Menschenflug* (2005) als destruktive Erzählformen von Kriegs- und Nachkriegserinnerungen. In: C. Gansel, P. Zimniak, Das „Prinzip Erinnerung“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989. Göttingen 2010, S. 97.

² Vgl. K. Stopka, Vertriebene Erinnerung. Transgenerationale Nachwirkungen von Flucht und Vertreibung im literarischen Gedächtnis am Beispiel von Hans-Ulrich Treichels Prosa. In: E. Schütz, W. Hardtwig (Hrsg.), Keiner kommt davon. Zeitgeschichte in der Literatur nach 1945. Göttingen 2008, S. 169.

³ Vgl. A. Eshel, *Die Grammatik des Verlusts. Verlorene Kinder, verlorene Zeit* in Barbara Honigmanns *Soharas Reise* und in Hans-Ulrich Treichels *Der Verlorene*. In: S. L. Gilman, H. Steinecke, *Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah*. Berlin 2002, S. 66.

⁴ Ebd., S. 67.

daran hat er in seinen Frankfurter Poetikvorlesungen zum Ausdruck gebracht, welche Aspekte ihn als Schriftsteller ausmachen und welche Rolle dabei vergangenen Lebensereignissen zugefügt wird:

und es gehört zu den besonderen Privilegien eines Schriftstellers, aus diesem Brunnen das Element zu schöpfen, welches ihn zum Schriftsteller macht. Die Erinnerung ist der Lebensstoff wohl der meisten Autoren, die vergangene Lebenszeit ist das Kapital, das sich auf dem Konto des Schriftstellers in jedem Falle akkumuliert (...) So melancholisch uns die vergehende Lebenszeit auch stimmen mag. Es bleibt der Trost, dass für uns alles Vergangene nicht gänzlich verloren sein muss, weil wir es nutzen können für unseren Text.⁵

Tatsächlich scheint sich Treichel dessen bewusst zu sein, dass sich historische Erlebnisse im emotionalen Bewusstsein der Schriftsteller niederschlagen und nicht selten in ihrem literarischen Schaffen Widerspiegelung finden: „keine Form poetischer Trauer [kann] ganz frei von historischer Trauer sein, (...) jede besondere Trauer, die von der historischen Zäsur herrührt, [verlangt] nach einer entsprechend besonderen Poetik“.⁶ Somit fungiert Treichel im literarischen Erbe als Fortsetzer einer „neuen Schreibweise des Erinnerns“, der in seinem Werk die poetische und historische Trauer in Form von Geschichtsspuren und Erinnerungsräumen zusammenbringt.⁷

Seine Narration rückt „die Individualität der Geschichte, die sich auf ihn persönlich traumatisierend ausgewirkt habe“,⁸ in den Mittelpunkt der Auslegungsvarianten. Seine literarischen Beiträge können also helfen, die Frage nach therapeutischer Wirkungskraft der Literatur zu beantworten. In einem Interview gesteht der Autor, dass der Schreibprozess „den Phantomschmerz des fortwährenden unklaren Mangels gelindert [habe]“.⁹ In diesem Sinne fungiert das Werk Treichels, Arnold Nuber zufolge, als „Literatur des Verlusts“, die im Stande ist, „Verlorenes zu restituieren und Fehlendes zu ergänzen“.¹⁰ Der Autor betrachtet den Schreibvorgang „als die Wanderung des problematischen Individuums, das [er sei], zu [ihm] beziehungsweise sich selbst“.¹¹ In Anknüpfung an den erfinderischen Charakter des Schreibens fügt er hinzu:

(...) der Fiktionalisierungs- und Erfindungseffekt des Schreibens erlaubt mir vielmehr ein Selbst als beständigen Entwurf. Es kann ja geradezu eine Art höhere existenzielle Einsicht des autobiographischen Schreibprozesses sein: dass wir nur im Entwurf bei uns sind, dass wir uns nur im Zustand der Selbstverfehlung finden können. Und dass nur diese Selbstverfehlung zur Produktivität, zum nächsten Text führen kann. (...) der Schriftsteller [ersetzt] die Selbstfindung durch eine immer erneute Selbsterfindung, die dann der jeweilige literarische Text dokumentiert.¹²

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., S. 73f.

⁷ Ebd., S. 74.

⁸ M. Ölke, Flucht und Vertreibung bei Hans-Ulrich Treichels *Der Verlorene* und *Menschenflug* und Günter Grass' *Im Krebsgang*. In: Seminar: A Journal of Germanic Studies (2007), H. 2, S. 122.

⁹ Ebd., S. 131.

¹⁰ Ebd.

¹¹ H. U. Treichel, Ich erfinde mich, also bin ich. In: Akzente (2008), H.4, S.319.

¹² Ebd.

Die Literatur und das Eintauchen in die Vergangenheit können als Mittel dienen, das eigene Selbst zu entwerfen, seine Identität zu konstituieren: „Der Erzähler stößt in die Vergangenheit, was gegebenenfalls noch gar nicht vergangen sein will, um es im erzählten Text wieder gegenwärtig zu machen. Der Erzähler tötet ab, um zu verlebendigen. Auch das eigene Selbst“.¹³ Die Narration setzt also den Prozess der Subjektwerdung voraus, sie ermöglicht mittels der Umsetzung eigener Erlebnisse in literarische Schilderung die Ausgestaltung des eigenen Selbst.¹⁴

Die Erfahrung des Verlusts liegt der Schreibmotivation Treichels zugrunde – den Schreibimpuls führt er auf die Erfahrung der Abwesenheit, der Leerstellen in seiner Biographie zurück:

Das, was den Schreibwunsch hat heranbilden lassen, war ganz offensichtlich eine Erfahrung jenseits von Glück und Unglück. Ein unbekanntes Drittes, von dem ich bis heute nicht sicher weiß, was es der Substanz nach war, und an das ich mich heute vor allem als eine Erfahrung der Abwesenheit erinnere. Als ein eigentümliches Nichts sowohl im Bereich des inneren wie auch des äußeren Lebens.¹⁵

Das Mantra, sich eine neue Existenz aufbauen zu wollen, indem man zunächst von der Rekonstruktion eigener Vergangenheit ausgeht, durchdringt das ganze Leben Treichels und fand auch in seinen Erinnerungsromanen Niederschlag. Im autobiographischen *Anatolin* (2008) fokussiert sich der Blick auf die osteuropäische Herkunft der Eltern des Autors, für die er sich nun zu interessieren beginnt. Den Roman kann man als Zeugnis der Suche nach eigener Identität in Anlehnung an die lückenhafte Familien-geschichte behandeln¹⁶ und zugleich zum gegenwärtigen Erinnerungs-Mainstream über den ehemaligen deutschen Osten zählen.¹⁷ Mit diesem Roman unternimmt der Autor nicht ausschließlich den im Vordergrund auffallenden, nostalgisch motivierten Versuch, die Vergangenheit seiner Vorfahren zu rekonstruieren und aufgrund dessen sein historisches Bewusstsein zu etablieren.¹⁸ Ihm kommt es vor allem darauf an, in Elementen dieser Geschichte zu stöbern und aus ihnen später seine eigene Biographie aufzubauen.¹⁹

Hans-Ulrich Treichel schildert hier seine Recherche in elterlichen Lebensläufen und seine nostalgischen, sentimentalischen Reisen in Familienorte seiner Eltern, um dort

¹³ Ebd., S. 322.

¹⁴ Vgl. H. U. Treichel, *Der Entwurf des Autors*. Frankfurter Poetik Vorlesungen (2000). In: D. Wohlleben, *Schwindel der Wahrheit. Ethik und Ästhetik der Lüge in Poetikvorlesungen und Romanen der Gegenwart*: Ingeborg Bachmann, Reinhard Baumgart, Peter Bichsel, Sten Nadolny, Christoph Ransmayr, W. G. Sebald, Hans-Ulrich Treichel. Freiburg i. B. 2005, S. 189.

¹⁵ Ebd., S. 185f.

¹⁶ Vgl. M. Talik, *Anatolin: W poszukiwaniu korzeni*, <http://kulturaonline.pl/anatolin,w,poszukiwaniu,korzeni,tytul,artykul,7728.html> (27.04.2016)

¹⁷ Vgl. M. Kałużna, *Auf der Suche nach Identität zum Phänomen der entlehnten Heimat in der deutschen Deprivationsprosa des 21. Jahrhunderts*, S. 159. http://www.linguaemundi.wsjo.pl/download/10_Kaluzna.pdf (27.04.2016)

¹⁸ Vgl. ebd., S. 158.

¹⁹ Vgl. Talik, *Anatolin: W poszukiwaniu korzeni*.

Spuren ihrer und seiner eigenen Geschichte zu entdecken. Dieser Erinnerungsort, der ehemalige deutsche Osten, besitzt also eine symbolische Funktion, die für die fast mythische, geheimnisvolle Biographie der Vorfahren steht. Das unerforschte Bild von der Heimat der Eltern ist immaterieller Natur, es wird nämlich ausschließlich von Erzählungen, Vorstellungen zusammengestellt. Diesem Bildnis kommt die Bedeutung erst mit der Zuschreibung der Menschen mit ihren Herkunftsorten zu.²⁰ Der Protagonist *Anatolins*, das Alter Ego Treichels, erhoffte sich von diesen Reisen in den Osten, gute Erinnerungen mitzubringen, auch wenn es bereits zu spät war, sie in die Schublade der Kindheitserinnerungen einzuordnen.²¹ Hauptgründe, die die Kinder und Enkelkinder der Vertriebenen zu solchen Zeitreisen bewegen, führt Leszek Żyliński im folgenden Zitat auf:

Aber diese Vergangenheit ist nicht gestorben, sie kommt in Gestalt von Reisen in unbekannte, exotische Landschaften zurück. Diese Reisen werden für die Generation der heutigen Fünfzigjährigen, die bereits in der Wirtschaftswunderphase der BRD geboren sind und dort sozialisiert wurden, ein Weg zu eigenen Identitäten, die ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Traumata der Kindheit und familiäre Geheimnisse, bedrückende Verunsicherung oder nur der Wille, mythische Landschaften aus familiären Erzählungen selbst zu sehen, bringen Petra Reski zum fernen Land des Ostpreußen und Hans-Ulrich Treichel zu beinahe unexistierenden Bryschtsche und Anatolin. (Übersetzung: N.C.)²²

Zuerst begibt sich die Verkörperung Treichels auf den Weg nach Bryschtsche, einem wohynischen Ort in der Ukraine, woher sein Vater stammte und später nach Anatolin, dem Geburtsort seiner Mutter. Der Schriftsteller betont im Roman mehrmals, die Orte erschienen ihm als fremde, fast außerirdische Wesen, die man nicht einfach so auf Landkarten finden kann:

Denn Bryschtsche war für mich kein wirklicher Ort, den man einfach so mit dem Auto oder dem Bus aufsuchen konnte. Bryschtsche war für mich immer nur dieser fremde, unaussprechliche Name, hinter dem sich die mir zeitlebens ebenso fremde Person meines Vaters verbarg. (A, S. 10)

Dann doch lieber zurück ins Wartheland, wo sich Anatolien allerdings nicht finden ließ, so intensiv ich auch Landkarten und Ortsregister studierte. Anatolien gab es nicht. Der Geburtsort meiner Mutter war ein Phantom. (A, S. 131)

²⁰ Vgl. Kałużna, *Auf der Suche nach Identität*, S. 155.

²¹ Vgl. H. U. Treichel, *Anatolin*, Frankfurt a.M. 2008, S. 30 (Weitere Zitate im Haupttext mit der Abkürzung des Titels und Seitenangabe)

²² L. Żyliński, *Niemieckich wnuków podróż w przeszłość. Na marginesie powieści Petry Reski i Hansa-Ulricha Treichela*. In: *Borussia* (2009), H. 46, S. 185:

„Ale ta przeszłość nie umarła, wraca pod postacią podróży do nieznanych, egzotycznych krajin, które dla pokolenia dzisiejszych pięćdziesięciolatków, urodzonych i socjalizowanych już w Republice Federalnej okresu cudu gospodarczego, stają się podróżą do przywracanych pamięci zakamarków własnych tożsamości. Dziecięce traumy i rodzinne tajemnice, uwierająca niepewność czy tylko chęć zobaczenia mitycznych krajobrazów z rodzinnymi opowiadaniami przywodzą Petrę Reski do „dalekiego kraju” Prus Wschodnich, a Hansa-Ulricha Treichela do niemal nieistniejących Bryszcz i Anatolina.”

Die geheimnisvolle Aura der beiden Orte wird zusätzlich verstärkt durch das Gefühl der Fremdheit gegenüber den eigenen Eltern, die vor allem durch ihr dauerhaftes Schweigen aufgetreten ist. Bertram von der Stein unterstreicht: „Ein solches innerfamiliäres ‚Schweigegebot‘ mit allen verheerenden Folgen, welches in Ostflüchtlingsfamilien beinahe regelmäßig anzutreffen ist, lässt sich in der therapeutischen Praxis durch ‚Erinnerungsarbeit‘ behandeln“.²³ Und diese betreibt der Autor in Form der literarischen Tätigkeit, dank der das familiäre Trauma des Heimatverlusts verarbeitet werden kann.

Viel Aufmerksamkeit widmet Treichel vor allem dem Vater-Sohn-Verhältnis. Er sieht von Anfang an ein, dass die Gestalt des Vaters ihm immer fremd war und immer fremd bleiben wird. Seine Annäherung an die Geschichte des Vaters sieht er dagegen als altersbedingte Melancholie und fortschreitenden Alterungsprozess an.²⁴ Trotzdem verbirgt er aber auf der anderen Seite nicht, dass ihn sowohl die Reise nach Bryschtsche, als auch nach dem Geburtsort seiner Mutter, ein bisschen beruhigte:

Ich bin zwar nach Bryschtsche gereist, aber die Person meines Vaters ist mir dort nicht vertrauter geworden. Das wußte ich natürlich vorher, aber ich wollte trotzdem hinfahren. Wahrscheinlich eine Alterserscheinung, diese Reisen in die Geburtsorte der Eltern, denn nichts liegt mir im Grunde so fern wie Familien- oder Stammbaumsforschung. (...) Trotzdem stelle ich fest, daß es mich beruhigte, nach Bryschtsche gefahren zu sein. Ich hatte eine Bryschtsche-Lücke, die mit den Jahren beständig größer geworden war und die ich nun geschlossen habe. (...) Und daß ich nun im Zug nach Kutno saß, um den Geburtsort meiner Mutter aufzusuchen, beruhigte mich auch (A, S. 10f.)

In der Ukraine angekommen, bemerkt er, dass für die Einheimischen der Name des Ortes ganz bekannt war. Nun akzeptiert er wieder, dass der Ort und sein eigener, ihm jahrelang fremd bleibender Vater reale Wesen sind, deren Existenz man von nun an bezeugen kann. Er nahm mit eigenen Augen wahr, dass sein Vater nicht aus einem Nirgendwo stammte, sondern dass seine Herkunft in diesem wolhynischen Dorf verankert ist: „Für mich war es ein Wunder und der Beweis dafür, daß mein Vater kein Gespenst aus einem östlichen Schattenreich, sondern ein Mensch mit einem wirklichen Geburtsort war“. (A, S. 26)

Das äußere Bild von Bryschtsche stimmte nicht mit der anfänglichen Vorstellung Treichels von diesem Dorf überein. Der Besuch lieferte nicht nur den Beweis, dass es überhaupt existierte; aus dem folgenden Zitat erscheint das Bild eines ganz normalen Dorfes, in dem sich ein geordnetes, durch nichts gestörtes bäuerliches Leben ereignet. Die Schilderung trägt fast idyllische Züge, an der man außerdem innere Rührung des Autors erkennen kann:

Ich hatte mir Bryschtsche als ein gottverlassenes und ausgestorbenes Nest vorgestellt. Aber Bryschtsche war nicht ausgestorben. Mensch und Tier waren in den Gärten und auf der Dorfstraße, Gänse und Enten mit ihrem fiependen Nachwuchs grasten am Straßenrand, und sogar an ein paar Truthahnküken konnte ich mich erfreuen. Die ersten

²³ Ölke, Flucht und Vertreibung bei Hans-Ulrich Treichel und Günter Grass, S. 126.

²⁴ Vgl. Kalužna, Auf der Suche nach Identität, S. 160.

Truthahnküken meines Lebens. (...) Auch die zum Teil holzverkleideten und blau oder gelbgestrichenen Häuser sowie die wild und üppig blühenden Gärten gefielen mir. Die Tatsache, daß in einem der Gärten ein vielleicht zehnjähriges Mädchen unter einem Kirschbaum stand und in aller Seelenruhe eine Kuh mit frischgepflückten Kirschen fütterte, hatte mich geradezu gerührt. (A, S. 28f.)

Diese Beobachtungen bilden einen Ausgangspunkt für Erwägungen des Schriftstellers über seine eigene Kindheit. Er beneidet das Mädchen, das um diese schöne Erinnerung reicher ist als er. Er selbst könne sich an sehr wenig Einzelheiten aus seiner Kindheit erinnern und diese Erinnerungslücken gelten als Quelle seines Leidens. Man kann vermuten, dass der Autor aus diesem Grund in seinen Romanen an seine Eltern oft einen vorwurfsvollen Ton richtet. Er beteuert, er hatte damals mit einem starken Begehren auf eine wahre Lebensgeschichte oder zumindest ein Märchen vom wolhynischen Bauerndorf des Vaters, von Kühen und blühenden Feldern gewartet. (vgl. A, S. 106) Sein Unbehagen in Bezug auf die angesprochene Erinnerungsleere formuliert er mit folgenden Worten:

So friedlich hätte ich gern als Kind mit einer Kuh im Garten gestanden. Ich hätte mich in meinem Erwachsenenleben gern daran erinnert, wie ich als Kind im elterlichen Garten die Kuh mit Kirschen gefüttert habe. In Bryschtsche beispielsweise. Oder sonstwo. Mit so einer Erinnerung wäre ich ein reicher Mensch gewesen. Aber ich war nicht reich. Ich war, was meine Erinnerungen anging, ein geradezu mittelloser Mensch. Ohne jegliche Habe. Ohne Haus und Hof. Ich konnte mich in meinen Erinnerungen nicht einrichten. (...) Das war nur eine verregnete flache und baumlose Landschaft, die nicht aufhören wollte. (A, S. 29f.)

Im *Menschenflug*, einem anderen Werk von Hans-Ulrich Treichel, fügt der Protagonist Stephan, der ebenfalls als Alter Ego Treichels angesehen werden kann, in Bezug auf das Verhältnis zum Osten hinzu:

Der Osten und alles, was damit zusammenhing, waren ihm als Kind und Jugendlichen vollkommen unverständlich geblieben, den topographischen und historischen Wirrwarr, als der sich die Gespräche der Erwachsenen über Schlesien, Ostpreußen und Pommern, über Breslau, Königsberg und Lodz, über Masuren und Siebenbürgen, über Aussiedlungen und Umsiedlungen, Fluchten und Vertreibungen vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg, sowie vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg für ihn darstellten, hätte er nie entwirren können, zumal er oft genug den Eindruck hatte, daß auch die Erwachsenen selbst sich manchmal nicht mehr zurechtfinden.²⁵

Treichel greift auf seine Kindheitserinnerungen zurück, als seine Eltern einen Laden betrieben und ihren ganzen Lebensunterhalt darauf bauten. Er schildert seine Angst vor sinkendem Umsatz im Geschäft, was seiner Ansicht nach bedeutet hätte, er hätte zurück nach Polen oder Russland vertrieben werden müssen. Anhand dieser Schilderung wird die Übernahme der Vertreibungserinnerung der Eltern und das negative Bild des Autors vom Osten sichtbar:

²⁵ H. U. Treichel, *Menschenflug*. Zit. von: Stopka, *Vertriebene Erinnerung*, S. 175.

Ich fürchtete, ohne guten Tagesumsatz in der Gosse zu landen oder nach Polen oder Rußland zurückzumüssen. Daß ich zurückvertrieben würde. Von den Westfalen zurückvertrieben. (...) Richtung Osten. Zurückvertrieben auf einen wolhynischen Bauernhof, auf dem es weder Vieh noch fruchtbaren Boden gab. So karg und entbehrensreich stellte ich mir zumindest damals das Leben im Osten vor. (A, S. 41)

Der Erzähler gesteht, dass ihm die Herkunft seiner Eltern zu Last fiel. Er bedauerte, aufgrund der Vertreibung seiner Eltern von deutschen Nachbarn als Pole oder Russe angesehen worden zu sein. Seine damaligen Misserfolge in der Schule führte er auf die in ihm wahrende östliche Teilidentität zurück: „Und ein Schulversager war ich auch, was ohne Zweifel damit zu tun hatte, daß ich das Kind von Vertriebenen und für die Einheimischen eine Art Pole oder Russe war“. (A, S. 52)

Die Neigung des Autors zur Identifikation mit der Herkunftsgegend der Eltern ist stark mit der Vorstellung über das eigene Ich in den Augen der Anderen verbunden. Die Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von Einheimischen der BRD als „Fremde in der Heimat“, schemenhaft in diesem Kontext als „undeutsche Wesen“ aus der „wahren“ deutschen Gesellschaft ausgegrenzt und diese Wahrnehmung hat sich auch der junge Treichel angeeignet.²⁶ Er fügt zwar hinzu, dass niemand ihn in Westfalen direkt einen Polen genannt hat, wobei für ihn ganz klar war, dass er für die ansässigen Deutschen eher als Pole als ein wahrer Deutscher erschien: „Zwar haben mich diejenigen, die schon immer, zumindest seit vielen Generationen, in meinem Heimatort lebten, niemals einen Polen genannt, der ich ja in Wahrheit auch nicht war, doch ich habe immer gespürt, dass sie auch mich für einen Menschen hielten, der aus dem Osten kam und mehr zu den Polen als zu ihnen, den Westfalen, gehörte“.²⁷ Die Bezeichnung „der Pole“ ist für den Schriftsteller dementsprechend zu „eine[r] Chiffre für eine existentielle Situation, für das Unbehaustsein zwischen fremden Heimaten, zwischen denen das berichtende Ich für sich höchstens den Platz des Nichtdazugehörigen, des Außen-seiters, des (in späteren Jahren) satirisch nörgelnden Beobachters finden konnte“.²⁸

Im literarischen Werk Hans-Ulrich Treichels wird mehrmals sichtbar gemacht, dass er in Bezug auf sich selbst ein höchstkritisches Verhältnis entwickelte; es wäre vielleicht geeignet, an dieser Stelle sogar von regelrechtem Selbsthass zu sprechen. Er betrachtet sich als seinen eigenen Feind und empfindet oft Unbehagen beim Erblicken seines Spiegelbildes:

Ich erblicke den Feind. Oder die Beute. Je nachdem, was ich gerade für mich bin. Den Freund und Verbündeten, den ich eigentlich in mir sehen sollte, erblicke ich eher selten. Nicht beim Friseur und erst recht nicht in der Umkleidekabine. Ich bin schon aus vielen Umkleidekabinen geflüchtet. Manchmal so panisch, daß mich die Verkäuferinnen frag-

²⁶ Vgl. J. Joachimsthaler, „Der Pole“ sieht Polen. Hans-Ulrich Treichel in Lublin, <http://www.thefreelibrary.com/„Der+Pole%22+sieht+Polen.+Hans-Ulrich+Treichel+in+Lublin.-a086388222> (20.04.2016)

²⁷ Vgl. ebd.

²⁸ Vgl. ebd.

ten, ob etwas nicht in Ordnung sei. Was hätte ich ihnen sagen sollen? Daß ich meinem Spiegelbild begegnet bin? (A, S. 59)

Die Persönlichkeit des Autors weist zahlreiche Widersprüche auf. Der Facharzt für psychotherapeutische Medizin und Psychoanalyse Bertram von der Stein leitete in seinen psychoanalytischen Untersuchungen die These ein, dass „eine fragmentierte Identität als durchaus typisch für Kinder von Ostflüchtlingen gelten kann: Viele können die Fragmente ihrer Identität nicht zusammensetzen“.²⁹ Man kann beobachten, dass Treichel einerseits eifrig darauf pocht, in die Vergangenheit der Familie einzudringen und jede Vagheit aufzuklären. Andererseits jedoch lässt er den Eindruck, als ob er eine Schutzwand zwischen seinem Gedächtnis und der belastenden Geschichte einrichten wollte:

Diese Abwehr gegen alles Vergangene – die ich als mein signifikantestes Erbteil betrachte, welches mich allerdings in heillose innere Widersprüche verstrickt. Denn nichts rückt mir so nah auf den Leib wie das, was ich fortlaufend abzuwehren versuche. Vielleicht sollte man neben den Begriff der transgenerationalen Traumatisierung den der transgenerationalen biographischen Verleugnung stellen. Gemeint ist die mentale und psychische Vererbung einer Haltung, die darauf zielt, biographische Erfahrung um jeden Preis abzuwehren, so paradox dies klingen mag. (A, S. 85f.)

Der Autor gesteht in einem Kapitel, dass er einige Zeit seine Heimatregion Ostwestfalen für das Familientrauma und für seine lückenhafte Biographie schuldig machte. Er bekennt sich dazu, Ostwestfalen nicht als seine Heimat anzusehen.³⁰ Die Weise, wie man die Heimatlosigkeit empfindet, sei für Treichel viel wichtiger als bloß das Gefühl der Heimatlosigkeit. Dies kann man folgendem Zitat entnehmen:

Entscheidend ist darum für mich als Autor auch nicht so sehr die Tatsache, daß man sich heimatlos und fremd in seiner Heimat fühlt. Viel wichtiger ist es, wie und auf welche Weise man sich heimatlos und fremd in seiner Heimat fühlt. Dieses ‘Wie‘ ist in meinem Fall natürlich mitbestimmt worden von dem Schicksal meiner Eltern und ihrer Erfahrung des ‚Vertriebensens‘.³¹

Das Gebiet Westfalen bedeutet für ihn eine Quelle der Heimatlosigkeit, die die Menschen dort quält:

Früher und bevor ich Trauma und Vergessenstheorien gelesen und mich mit verlorenen Kindern beschäftigt habe, schien mir für das Symptom der autobiographischen Entleerung nur eine einzige Instanz verantwortlich: die Region, aus der ich stammte. Ostwestfalen. Ostwestfalen war an allem schuld. Lange Zeit war für mich Ostwestfalen der Urgrund aller Wurzellosigkeit und aller Daseinsleere schlechthin. (A, S. 100f.)

²⁹ Ölke, Flucht und Vertreibung bei Hans-Ulrich Treichel und Günter Grass, S. 124.

³⁰ Vgl. Treichel, Der Entwurf des Autors. Frankfurter Poetikvorlesungen (2000), S. 190.

³¹ S. Staub, Hans-Ulrich Treichel: Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 12. Januar – 29. Februar 2000. Frankfurt a.M. 2000, S. 9.

Den Aufzeichnungen Treichels kann also eine interessante und aufschlussreiche Information entnommen werden – es scheint, als ob er sich nicht besonders an Ostwestfalen gebunden fühle. Er bekenne sich eher zur Identifikation mit der Abstammung seiner Eltern aus dem Osten: „Zumal ich ja im genealogischen Sinne kein Ostwestfale bin. Nur dort geboren. Von Eltern aus der Fremde. Von Eltern aus dem Osten, aus Polen, aus Rußland oder sonstwoher. Von Eltern ohne Lebenslauf“. (A, S. 116)

Jutta Radzewski-Helbig reflektierte in ihrer Monographie über autobiographische Romane Treichels, dass anscheinend alle negativen verdrängten Gefühle als Ergebnis der verworrenen Familiengeschichte und die Quelle eines solchen Verhältnisses zu Ostwestfalen waren.³² Dem Autor geht erst im Erwachsenenalter auf, dass seine Kindheit „ein eigentümliches Nichts im Bereich des inneren und äußeren Lebens“³³ war. Seine Narration schöpft also aus der Leere, aus dem Mangel an Identität, Biographie, die immer wieder anhand der Familienandenken erarbeitet werden muss.³⁴

Das von der überwältigenden Leere gesättigte Leben führt Treichel auf das Erinnerungsdefizit seiner Eltern zurück, das auf ihn mit dem Moment seiner Geburt und während seiner Adoleszenz übertragen wurde.³⁵ Dies hat aber weitere verheerende Konsequenzen für die Subjektwerdung des Schriftstellers: „Ohne Erinnerung ist jedoch auch kein Erzählen möglich, und ohne Erzählen, ohne Geschichten hat das Kind keine Geschichtlichkeit und somit auch keinen Ursprung, keine Herkunft, keine Heimat: >Wenn die Eltern kein Imperfekt haben, dann haben ihre Kinder kein Plusquamperfekt. Beides aber braucht man, um erzählen zu können<“. ³⁶

Die Biographie des Schriftstellers war also von der Leere und vom Schweigen der Eltern bestimmt, die in der emotionalen Kälte, gestörten Kommunikation, im Erinnerungsmangel des jungen Betroffenen, sowie seinem Empfinden der Heimatlosigkeit mündeten.³⁷ Den Schriftsteller füllte das unbezwingbare Begehren nach einem Ort des Ursprungs aus, das sich zugleich in der Sehnsucht nach einer kohärenten, ungestörten Identität verkörperte:

Ich sehnte mich aber sehr wohl nach der Erfüllung einer Leere, die meine Kindheit war. Und zugleich mußte ich feststellen, daß diese Sehnsucht sich mir als eine Art Heimweh vermittelte. Als Heimweh ohne Heimat. Ein Gefühl, von dem Eichendorff sagt: „Ich kenne diese trostlose Öde junger Seelen gar wohl, das Heimweh ohne Heimat, diese labyrinthische Selbstquälerei.“ In all der – von unverarbeiteter Vergangenheit geradezu dröhnenden – Leere spürte ich plötzlich ein Heimweh, das sich auf seltsame Weise mit

³² Radzewski-Helbig, *Autobiographische Romane von Hans-Ulrich Treichel als destruktive Erzählform*, S. 98.

³³ Treichel, *Der Entwurf des Autors*. Frankfurter Poetikvorlesungen. Frankfurt a.M. 2000, S. 16.

³⁴ Vgl. K. Śliwińska, *Wypędzenia w literaturze polskiej i niemieckiej*, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/20> (27.04.2016)

³⁵ Vgl. Treichel, *Der Entwurf des Autors*. Frankfurter Poetikvorlesungen (2000), S. 190.

³⁶ Ebd., S. 190f.

³⁷ Vgl. E. Karelina, *Das Migrationstrauma der zweiten Generation. Überlegungen zum literarischen Verfahren Hans-Ulrich Treichels*. In: S. Flegel, A. Hartmann, F. Hoffmann, Wahl und Wagnis Migration: Beiträge des Promotionskollegs Ost-West. Berlin 2007, S. 65.

meinem gescheiterten Fernweh vermischte und ebenso wie dieses mit keinerlei Ziel und Raumvorstellung verbunden war.³⁸

Dem Autor ist es letztendlich gelungen, zur Auskunft über einige Einzelheiten aus dem Leben der Eltern vor der Vertreibung aus dem Osten zu gelangen. In *Von Leib und Seele* hat der Autor zwar erwähnt, die Gespräche der Eltern kreisten fast die ganze Zeit um das Thema ihres zurückgelassenen Zuhauses, er selbst konnte sich aber nie ein klares Bild vom Osten entwerfen.³⁹ Die Reise in ihre Geburtsorte hat nicht viel zur Bereicherung des Wissens in diesem Bereich beigetragen. Sie enthüllten die Nicht-Existenz des deutschen Ostens. Der wurde nun in das kommunikative Gedächtnis der Nachfolgegenerationen verlagert.⁴⁰ Der Protagonist ist auf keine glaubwürdige Spur seiner Familie gelangt und zusätzlich auf niemanden gestoßen, der ihm eventuell jegliche Vagheit auslegen könnte.⁴¹

Treichel empfand noch eine zusätzliche innere Last, dass er nämlich nichts über seine Großeltern wusste. Der Besuch eines bewachsenen und vergessenen deutschen Friedhofes in Bryschtsche hat den Schriftsteller ebenfalls nicht über seine Wurzeln aufgeklärt. Kaum ein Name ließ sich auf noch vorhandenen Gräbern entziffern. Treichel verbirgt seine wachsende Enttäuschung und Verzweiflung nicht, indem er zum Ausdruck bringt, wie stark er sich von der allgegenwärtigen Leere und dem Mangel in seiner Biographie überlastet fühlt:

Die Lücke blieb. Keine Rasenbank am Großelterngrab. Weder mütterlicherseits noch väterlicherseits. Keine Namen, keine Fotos, keine Unterlagen, keine Erinnerungen und noch nicht mal ein Grab. Wo andere sich vor lauter Großeltern nicht retten können, da riß in meinem Falle der genealogische Faden schon nach der Elterngeneration. (A, S. 137)

Obwohl im Autor mannigfaltigste negative Gefühle, wie Verzweiflung und Wut, emporkrochen und obwohl er seine innere Zerrüttung über das ganze Unbekannte und Vergangene nur kaum zu unterdrücken schaffte, hat er sich letztendlich entschieden, auch zum Geburtsort seiner Mutter nach Polen zu fahren. Er hegte große Zweifel, ob diese Reise überhaupt etwas ändern könne und ob sie trotzdem doch eine neue Entdeckung auftauchen lasse.

Ähnlich wie im Falle von Bryschtsche, ist Hans-Ulrich Treichel tatsächlich um keinen Schritt weiter der Aufklärung näher gekommen. Zu Augen bekam er ausschließlich einzelne Bauernhäuser, ein verfallenes Gebäude, das er sich als Haus seiner Großeltern eingebildet hat, fremde Dorfbewohner und eintönige Landschaften. Sein Besuch dort beschränkte sich lediglich auf einen zweistündigen Spaziergang und kurzen Schlaf in einem nahegelegenen Wald, bei dem er von seinen Eltern, von seiner eigenen Zeugung und vom Geburtsort seiner Mutter träumte. (vgl. A, S.

³⁸ Treichel, *Der Entwurf des Autors*. Frankfurter Poetikvorlesungen (2000), S. 191.

³⁹ Vgl. H. U. Treichel, *Von Leib und Seele*. Zit. von: Stopka, *Vertriebene Erinnerung*, S. 175.

⁴⁰ Vgl. Kałużna, *Auf der Suche nach Identität*, S. 170.

⁴¹ Vgl. Żyliński, *Niemieckich wnuków podróz w przeszłość*, S. 190.

184–188) Und so wie man in einer Rezension lesen kann, seien diese ursprünglichen, schlichten Gefühle eben das, worauf der Autor großen Wert legte und was ihm dabei eine wertvolle Erkenntnis brachte.⁴²

Wie Leszek Żyliński es angedeutet hat, bringt jedoch das Bild dieser alten Dörfer nichts Neues zur geschichtlichen Aufklärung des Besuchenden. Es scheint, als ob die Zeit vor vielen Jahren stehen geblieben wäre, der Niedergang sei allgegenwärtig: „Das, was sie materiell finden, ist irrelevant. Um diese heruntergekommenen Dörfer in Ermland, Wolhynien oder bei Kutno kann man in ein paar Minuten herumgehen und sie fotografieren. Hier ist die Zeit vor einigen Jahrzehnten stehengeblieben. Deswegen sucht man hier vergeblich nach einer Spur des heutigen Polens, es existiert (...) – nur in Form von Namen der fernen oder nicht so entfernten Städte“. (Übersetzung: N. C)⁴³ An dieser Stelle bricht also die Konfrontation mit der Realität letztendlich das arkadische, mythische Bildnis von der Heimat der Eltern. Sie erweist sich lediglich als naive Einbildung, die keine Widerspiegelung in der Wirklichkeit findet. Somit scheitert also auch die Spurensuche, die auf die Entdeckung des Reales, Neuen ausgerichtet war.⁴⁴

Der Protagonist sieht persönlich seine Zeitreise jedoch nicht als völlig misslungen. Es kommt ihm überraschenderweise auf, dass er doch etwas für sich zurückgewann. Dieses erlangte Erbe ist die Erinnerung aus zweiter Hand, die als eine Art des künstlichen, selbst aufgebauten Ersatzes und somit eine Art Anfang der familiären Narration gelten kann. Das folgende Zitat fungiert in diesem Sinne als eine schlüssige, völlig zutreffende Pointe der dargestellten Erwägungen zu Hans-Ulrich Treichel und seiner Identitätssuche:

Was hatte ich gewonnen, wenn ich den Geburtsort meiner Mutter kannte? Es wird ein Ort wie tausend andere sein. Ein tristes polnisches Kaff. Aber da ich nun den richtigen Namen des Ortes wußte, blieb mir nichts anderes übrig, als dorthin zu reisen. Ich mußte das traurige Kaff mit eigenen Augen sehen. Ich wollte und mußte mit eigenen Augen sehen, daß es dort nichts zu sehen gab. Ich war ja schließlich auch nach Bryschtsche gereist, um nichts zu sehen. Um dann wider Erwarten doch etwas zu finden: eine Kindheitserinnerung, obwohl aus zweiter Hand. (A, S. 172)

Es erweist sich also letztendlich, dass die Reise in den Osten, um den Spuren der Familie zu folgen, nicht viel Entdeckungswertes brachte. Die Hauptfigur stößt auf verfallene Gebäude, fremde Menschen, Orte und Überbleibsel der Geschichte, mit denen sie sich kaum identifizieren kann und die keinen deutlichen Einschnitt in der Biographie ihrer Familie darstellen. Der Besuch liefert jedoch eine Erkenntnis. Ob-

⁴² Vgl. M. Neubert, Hans-Ulrich Treichel: Anatolin, <http://www.marinaneubert.de/rezensionen/autorentbisz/hansulrichtreichel/index.html> (20.04.2016)

⁴³ Żyliński, *Niemieckich wnuków podróż w przeszłość*, S. 186:

To, co odnajdują materialnie, jest nieistotne. Te podupadłe wsie na Warmii, na Wołyniu czy pod Kutnem można obejść i sfotografować w kilka minut. Tu czas zatrzymał się kilkadziesiąt lat temu. Dlatego też bezskutecznie szukać tutaj jakiegoś śladu dzisiejszej Polski, ona istnieje (...) – tylko pod postacią nazw dalekich bądź wcale nie tak odległych miast (...).

⁴⁴ Vgl. Kałużna, *Auf der Suche nach Identität*, S. 156.

wohl er eines Teiles des Gedächtnisses und der Geschichte beraubt worden sei, habe der Protagonist doch zumindest ein kleines Stück der Vergangenheit und Erinnerung zurückgewonnen. Und eben dies sei doch unentbehrlich, um eine der wichtigsten Reisen im menschlichen Leben fortzusetzen: den komplizierten, endlosen und zugleich faszinierenden Weg zur eigenen Identität.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Treichel H. U., *Anatolin*. Frankfurt a.M. 2008.

Sekundärliteratur:

Eshel A., Die Grammatik des Verlusts. Verlorene Kinder, verlorene Zeit in Barbara Honigmanns *Soharas Reise* und in Hans-Ulrich Treichels *Der Verlorene*. In: Gilman S. L./ Steinecke H., *Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah*. Berlin 2002.

Joachimsthaler J., „Der Pole“ sieht Polen. Hans-Ulrich Treichel in Lublin, <http://www.thefreelibrary.com/„Der+Pole%22+sieht+Polen.+Hans-Ulrich+Treichel+in+Lublin.-a086388222>

Kałużna M., Auf der Suche nach Identität – zum Phänomen der ›entlehnten Heimat‹ in der deutschen Deprivationsprosa des 21. Jahrhundert, http://www.linguaemundi.wsjo.pl/download/10_Kaluzna.pdf

Karelina E., Das Migrationstrauma der zweiten Generation. Überlegungen zum literarischen Verfahren Hans-Ulrich Treichels. In: Flegel S./ Hartmann A./ Hoffmann F., *Wahl und Wagnis Migration: Beiträge des Promotionskollegs Ost-West*. Münster 2007.

Neubert M., Hans-Ulrich Treichel: *Anatolin*, <http://www.marinaneu-bert.de/rezen-sionen/autorentbisz/hansulrichtreichel/index.html>

Ölke M., Flucht und Vertreibung bei Hans-Ulrich Treichels *Der Verlorene* und *Menschenflug* und Günter Grass' *Im Krebsgang*. In: *Seminar: A Journal of Germanic Studies* (2007), H. 2

Radczewski-Helbig J., Hans-Ulrich Treichels autobiographische Romane *Der Verlorene* (1998) und *Menschenflug* (2005) als destruktive Erzählformen von Kriegs- und Nachkriegserinnerungen. In: Gansel C./ Zimniak P., *Das „Prinzip Erinnerung“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989*. Göttingen 2010.

Staub S., Hans-Ulrich Treichel: Begleitheft zur Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 12. Januar – 29. Februar 2000. Frankfurt a.M. 2000.

Stopka K., Vertriebene Erinnerung. Transgenerationale Nachwirkungen von Flucht und Vertreibung im literarischen Gedächtnis am Beispiel von Hans-Ulrich Treichels Prosa. In: Schütz E./ Hardtwig W. (Hrsg.), *Keiner kommt davon. Zeitgeschichte in der Literatur nach 1945*. Göttingen 2008.

- Śliwińska K., Wypędzenia w literaturze polskiej i niemieckiej, <http://www.polska-niemcy-interakcje.pl/articles/show/20>
- Talik M., Anatolin: W poszukiwaniu korzeni, <http://kulturaonline.pl/anatolin>, w, poszukiwa-niu, korzeni, tytuł, artykuł, 7728.
- Treichel H. U., *Der Entwurf des Autors: Frankfurter Poetikvorlesungen*. Frankfurt a.M. 2000.
- Treichel H. U., *Der Entwurf des Autors. Frankfurter Poetikvorlesungen (2000)*. In: Wohlleben D., *Schwindel der Wahrheit. Ethik und Ästhetik der Lüge in Poetikvorlesungen und Romanen der Gegenwart: Ingeborg Bachmann, Reinhard Baumgart, Peter Bichsel, Sten Nadolny, Christoph Ransmayr, W. G. Sebald, Hans-Ulrich Treichel*. Freiburg i. B. 2005.
- Treichel H. U., *Ich erfinde mich, also bin ich*. In: *Akzente (2008)*, H.4.
- Żyliński L., *Niemieckich wnuków podróż w przeszłość. Na marginesie powieści Petry Reski i Hansa-Ulricha Treichela*. In: *Borussia (2009)*, H.46.

Schlüsselwörter

die Identität der Nachkriegsgeneration, die Erfahrung des Verlusts, die Erinnerung, das Gedächtnis, der ehemalige Deutsche Osten

Abstract

In search of family past. The trip to the former German East in a novel written by Hans-Ulrich Treichel

The subject of the article is the identity of the German writer Hans-Ulrich Treichel, a representative of the post-war generation, whose parents lost their homeland because of expulsions after World War 2. His autobiographic novel *Anatolin* from 2008 forms the basis for the study. The experience of loss, the relations to family members from the experienced generation, as well as the trips to the home towns of the forefathers in the former eastern territories of Germany turn out to be important fields of the search for the post-war generation's identity.

Keywords

the identity of the post-war generation, the experience of loss, the recollection, memory space, the former eastern territories of Germany

Endlich Stille? Walking-Dead als Untergang Klassik rezipierender Protagonisten in Karl-Heinz Otts Roman

1) Einführung: Kurze biographische Einleitung und Einordnung in das Gesamtwerk von Karl-Heinz Ott

Der Beitrag beschäftigt sich mit Karl-Heinz Otts¹ Roman *Endlich Stille* aus dem Jahre 2005 erschienen bei Hoffmann und Campe² – ein inzwischen beinahe *klassisch* zu nennender Hamburger Verlag, der 1781 gegründet wurde.³ Sind biographische Angaben in der Regel für das Werk eines Autors eher von sekundärer Bedeutung, erscheinen sie im Fall von Ott als nicht ganz unentbehrlich, zum einen deshalb, weil der aus Oberschwaben stammende und in Freiburg lebende Ott als Autor nicht ganz so bekannt ist (eher als Essayist und literarischer Übersetzer), zum anderen, weil verschiedene „biographische“ Spuren in diesem Werk, aber auch im Gesamtwerk Otts, fast greifbar zu sein scheinen.⁴

¹ Einem nicht nur nach Meinung des Verfassers unterschätzen deutschsprachigen Autor.

² Die Ausgabe, aus der im Folgenden zitiert wird, lautet: Karl-Heinz Ott: *Endlich Stille*. Hamburg 2005: Hoffmann & Campe (im folgenden: *Stille*). Im Jahre 2007 auch als Taschenbuch erschienen im Münchner deutschen Taschenbuch Verlag. Das Buch bekam seitens der Kritik fast durchgängig positive Widmungen und der Autor wurde dafür sogar mit drei Preisen ausgezeichnet: dem Alemannischen Literaturpreis, dem Candide Preis des Literarischen Vereins e. V. Minden sowie dem Preis der LiteraTour Nord.

³ Es gibt eigentlich nur eine veröffentlichte Masterarbeit, die sich mit diesem Roman beschäftigt hat: Christian Droste: *Formen und Funktionen intertextueller Spinoza-Bezüge in „Hoffmans Hunger“ von Leon de Winter und „Endlich Stille“ von Karl-Heinz Ott*. Magisterarbeit. Universität Lüneburg 2007. In einer Kritik wird der Roman mit Markus Werners *Am Hang* parallelisiert: „Nicht nur wegen des Männerduells im Zentrum besitzt Otts Buch Ähnlichkeiten mit einem gleichfalls sehr novellenhaften Roman des Schweizer Schriftstellers Markus Werner, der vor ein paar Monaten für Furore sorgte. Wie Werners „Am Hang“ (SPIEGEL 52/2004) erzählt auch Otts „Endlich Stille“ vom Kampf zweier bereits durchaus lebenserfahrener Rivalen, entwickelt einen schönen Erzählsog und ist ganz auf die Enthüllung am Schluss hin gebaut; und wie Werners Duell im schweizerischen Gebirge ist auch Otts am schönen Oberrhein spielende Männerseelenschlacht ein leichter, stilsicherer, kluger Disput über vorletzte Dinge und letzte Wahrheiten.“ In: Wolfgang Höbel: „Die Feigheit vor dem Freund.“ In: *Der Spiegel* 14/2005, 04.04.2005.

⁴ 1986 bis 1989 war er Leiter der Schauspielmusik an der Württembergischen Landesbühne Esslingen und 1989 bis 1993 Leiter der Schauspielmusik und Dramaturg an den Städtischen Bühnen Freiburg. In den Jahren 1993 bis 1995 war er Chefdramaturg der Oper am Theater Ba-

Deshalb seien zu Beginn ein paar Bemerkungen zu seiner Vita erlaubt: Ott ist 1957 in Ehingen bei Ulm⁵ geboren, besuchte ein katholisches Internat, das ihm, wie er einmal in einem Interview betonte, neben einer christlich-katholischen auch eine profunde „klassische Bildung verabreichte“, war nach dem Studium der Germanistik, Philosophie und Musikwissenschaft Dramaturg in Freiburg (dazu auch Musikschulleiter), Basel und Zürich. In einer Rezension im *Spiegel* von Wolfgang Höbel wird Ott wie folgt beschrieben:

Der Autor Karl-Heinz Ott hat mit monströsen Stoffen, so scheint es, durchaus Erfahrung. Im Brotberuf ist er Theaterdramaturg und hat etwa am Züricher Theater Neumarkt 1998 die Uraufführung der Altenheimgrotteske „King Kongs Töchter“ von Theresia Walser mitverantwortet. Gemeinsam mit ihr schrieb er eine 2003 in Karlsruhe uraufgeführte „Geierwally“-Version, die zwar bislang nicht viel gespielt, aber von der Kritik sehr gelobt wurde. Auf Martin Walser, Theresias Vater, hat Ott immerhin mal eine Laudatio gehalten. Sein eigenes literarisches Debüt trug den Titel „Ins Offene“ und erschien 1998: eine feine, durch ihr großes sprachliches Gespür verblüffende Erzählung über eine zeitweilige Heimkehr anlässlich des Sterbens der eigenen Mutter, für die er mehrere Preise erhielt und ordentlich gefeiert wurde. Nun wird der Schriftsteller Ott mit dem zweiten Buch zum zweiten Mal entdeckt; eben erst hat man ihn für den Leipziger Buchpreis nominiert (der dann doch an Terézia Mora ging).⁶

Einige seiner insgesamt bislang acht Werke – er debütierte im Jahre 1998 mit dem Roman *Ins Offene*⁷ – thematisieren das Leben klassischer philosophischer Autoren oder klassischer Komponisten, von denen der Verfasser exemplarisch zwei Beispiele nennen möchte: einmal den Roman *Wintzenried* (aus dem Jahre 2011)- Wintzenried ist der Name des Friseurs von Jean-Jacques Rousseau, in dem die nicht ganz erst zu nehmende unbekannte Geschichte des Philosophen und Pädagogen erzählt wird⁸,

sel. Seit 1996 ist er freischaffender Schriftsteller. 1998/1999 war er vorwiegend am Theater am Neumarkt in Zürich tätig. Neben seinen Romanen (*Ins Offene*, *Endlich Stille*, *Ob wir wollen oder nicht*, *Wintzenried* und *Die Auferstehung* und einem Buch über Georg Friedrich Händel schuf Ott Bühnenbearbeitungen von Platons *Gastmahl* (zusammen mit Stephan Müller) und Gerhard Meiers *Baur und Bindschädler*-Romanen. Des Weiteren schrieb er mehrere Theaterstücke zusammen mit Theresia Walser, ein Opern-Libretto (*Arabische Pferde*) mit Yoko Tawada sowie Radio-Features und -Essays für den SWR. Reportagen und Essays veröffentlicht er in der Neuen Züricher Zeitung, Allmende u.a. Dazu kommen zahlreiche Beiträge in Anthologien und Theaterpublikationen. Darüber hinaus bekleidete Ott 2006 in Mainz eine Poetikdozentur (*Literatur als Form gewordene Gedankenmusik*). Ebenfalls seit 2006 ist er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Er ist Jury-Mitglied des Würtht-Literaturpreises. Im Wintersemester 2011/2012 war er, gemeinsam mit Theresia Walser, Inhaber der Poetikdozentur der Universität Koblenz-Landau.

⁵ Ehingen ist eine Stadt im Südosten Baden Württembergs und liegt an der Oberschwäbischen Barockstraße, etwa 23 Kilometer südwestlich von Ulm und 67 Kilometer südöstlich von Stuttgart.

⁶ Wolfgang Höbel: „Die Feigheit vor dem Freund.“ In: *Der Spiegel* 14/2005, 04.04.2005.

⁷ Ausgezeichnet mit dem Förderpreis des Hölderlin-Preises und dem Thaddäus-Troll-Preis.

⁸ Wozu es u.a. im Klappentext heißt: „Der Philosoph Rousseau kommt zeitlebens nicht über ein Trauma hinweg: dass der Friseur Wintzenried den Platz im Bett seiner dreizehn Jahre älteren

zum anderen der Essayband *Tumult und Grazie* von 2008 – der das Werk und Leben Georg Friedrich Händels behandelt. Das sollte in aller gebotenen Kürze als „Ouvertüre“, um im Bild zu bleiben, zu Ott genügen, festzuhalten bleibt, dass er in fast allen seiner Werke intertextuelle Bezüge zu Werken oder Biographien von Klassikern herstellt⁹ und diese Werke zum Großteil von der Wechselbeziehung von Musik und Philosophie handeln¹⁰, wohl nicht zuletzt seinem Studium der Musikwissenschaft und Philosophie und seiner dramaturgischen Tätigkeit für Oper und Theater geschuldet. Und auch der Hinweis in einer Rezension auf „einen leichten, stilsicheren, klugen Disput über vorletzte Dinge und letzte Wahrheiten“¹¹ lässt an Klassiker wie Platons *Dialoge des Sokrates* denken. Der Roman *Endlich Stille* wird insgesamt seitens der bundesrepublikanischen Literaturkritik sehr positiv aufgenommen, wovon beispielhaft das folgende Zitat Auskunft geben soll:

Als der neue Roman «Endlich Stille» von Karl-Heinz Ott in diesem Frühjahr erschien, reagierte die Kritik spontan mit Begeisterung. Man lobte das subtile Erzähltalent des Autors, seine musikalisch-rhythmische Begabung, seine Intelligenz. Und das zu Recht. Karl-Heinz Ott ist ein sprachmächtiger, ja furioser Autor. Scheinbar mühelos erfasst er wechselnde Atmosphären wie fliegende Wetter, dass es eine wahre Lesefreude ist. In

Geliebten eingenommen hat. Gäbe es Wintzenried nicht, würde Rousseau glücklich sein, müsste nicht gegen die Welt toben und zum Wegbereiter der Französischen Revolution werden. Ohne Wintzenried wäre alles gut, glaubt er. Wahnsinn und Wahrheit, das Tragische und Bizarre sind im Leben des Jean-Jacques Rousseau nicht auseinanderzuhalten. Dass Verfolgungs- und Größenwahn zusammengehören, lässt sich nirgends besser sehen als an diesem epochemachenden Philosophen, der die ganze verrottete Menschheit auf die Anklagebank setzt. Für alle, mit denen er befreundet ist, entpuppt er sich früher oder später als Monster. Was nicht nur daran liegt, dass er seine fünf Kinder ins Waisenhaus steckt und zugleich eine Erziehungslehre schreibt, die zur Bibel jeder fortschrittlichen Pädagogik wird. Mit leiser Komik beleuchtet Karl-Heinz Ott in diesem Roman ein Leben, das für seinen Protagonisten überhaupt nicht zum Lachen ist.“

⁹ Der Begriff *Intertextualität* wurde schon 1969 von Julia Kristeva geprägt. In: Julia Kristeva: *Σημειωτική. Recherches pour une sémanalyse*. Paris 1969: Gallimard. Vgl. dazu auch: Renate Lachmann: „Ebenen des Intertextualitätsbegriffs.“ In: Karlheinz Stierle/Rainer Warning (Hrsg.): *Das Gespräch*. München 1984: W. Fink, S. 133–138. Heinrich F. Plett (Hrsg.): *Intertextuality*. Berlin und New York 1991: De Gruyter; Peter Stocker: *Theorie der intertextuellen Lektüre. Modelle und Fallstudien*. Paderborn u. a. 1998: Schöningh; Karlheinz Stierle: „Werk und Intertextualität.“ In: Karlheinz Stierle/Rainer Warning (Hrsg.): *Das Gespräch (Poetik und Hermeneutik XI)*, München 1984: W. Fink, S. 139–150.

¹⁰ Es gibt diverse Stellen im Roman, in denen etwa thematisiert wird wie die Musik von Philosophen aufgenommen wird, etwa wo es heißt, dass „Platon als auch Augustinus nur eine Musik hatten gelten lassen wollten, die keine Leidenschaften aufwühlt und keine sündigen Gedanken schürt.“ (*Stille*, S 24) Auch Nietzsche mit dem Gedanken, „wie lässt sich weiterleben, wenn die Musik verklungen ist“, vgl. auch: Rüdiger Safranski: *Nietzsche. Philosophie seines Denkens*. München 2000: Hanser, S. 19. Methodisch ließe sich hier auch dem performativen Ansatz im Sinne von Fischer-Lichte operieren, da Ott ja selbst von der Praxis des Theaters bzw. der Oper herkommt. Vgl. Erika Fischer-Lichte: *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt am Main 2004: Suhrkamp. Vgl. dazu auch: DFG-Sonderforschungsbereich: *Kulturen des Performativen*, www.sfb-performativ.de. (Letzter Aufruf: 23.02.2017.)

¹¹ Wolfgang Höbel: „Die Feigheit vor dem Freund.“ In: *Der Spiegel* 14/2005, 04.04.2005.

wenigen Strichen zeichnet er eine schmutzige Strassburger Kaschemme ebenso sicher wie die Designerwohnung in Basel, die mittelalterlichen Räume eines philosophischen Instituts, die Jungesellen-Altbaumsansarde; er evoziert die tropische Hitze eines Jahrhundertsssommers am Basler Rhein wie die aufkommende Gewitterstimmung im Hochgebirge von Vaduz.¹²

2) Zu *Endlich Stille*¹³ – kurze inhaltliche Hinleitung

Der „klassischen Motivik“ bleibt Ott also auch in dem hier zugrunde liegenden Roman *Endlich Stille*¹⁴ treu.¹⁵ Der Protagonist, Ich-Erzähler, dessen Namen im Roman nicht erwähnt wird, ein relativ junger Basler-Philosophie-Professor, Spinoza-Experte, Begründer und (Mit-) Herausgeber der Spinozastudien, wird von einem Mann in Straßburg auf der Straße in der Nähe des Bahnhofs während der Rückfahrt von einer Reise aus Amsterdam nach Basel angesprochen. Dieser Mann gibt sich bald als der vermeintliche Mannheimer Musik-Dozent und Schubert-Kenner Friedrich Grävenich¹⁶ (hat zuvor lange in aller „Stille“ in einem kleinen elsässischen Weiler/Dorf gelebt) zu erkennen, der bald daraufhin dem Ich-Erzähler nicht mehr vom Leib rückt: Philosophieprofessor (Spinozaexperte)¹⁷ meets klassischen Musiker respektive

¹² Angelika Overath in *Neue Züricher Zeitung (NZZ)* vom 10.09.2005: „Im Lichtwechsel des Ichs. Karl-Heinz Otts neuer Roman *Endlich Stille*“.

¹³ *Endlich Stille* ist ins Französische und Italienische übersetzt worden, vielleicht aufgrund der Nähe und Affinität zur Schweiz: Italienisch: *Finalmente silenzio*. Übersetzt von Paolo Scotini, Le Lettere, Florenz 2007. Französisch: *Enfin le silence*. Übersetzt von Françoise Kenk, Phébus, Paris 2008.

¹⁴ Im Klappentext von *Stille* heißt es dazu: „In Straßburg steht am Bahnhofsaustritt plötzlich dieser Mensch neben dem Erzähler („Suchen Sie auch ein Hotel?“) und will ihm nicht mehr von der Seite weichen. Von Stund an wird der Basler Philosoph (Spinoza-Spezialist) von diesem Schwadronneur und angeblichen Musiker (wankelmütiger Schubert-Verehrer) so lange belagert, tyrannisiert, unter den Tisch getrunken und an die Wand geredet, bis es nur noch einen schrecklichen Ausweg gibt.“

¹⁵ Man könnte auch dem Titel bzw. dem Begriff bzw. dem Motiv der *Stille* nachgehen, das schon von Beginn an beinahe kontrapunktisch zu Motiv des *Schweigens* entwickelt wird. Schweigen und Stille sind beliebte Motive auch innerhalb der zeitgenössischen Literatur, wenn wir etwa an Reinhard Jirgels *Die Stille* (München 2009: Hanser) denken. Vgl. dazu auch: Harriet Köhler, *Und dann diese Stille...Köln: Kiepenheuer & Witsch 2010*. Worauf auch der Titel anspielt: „Haben Sie schon einmal die Stille gehört?“ unterbrach er mich (...), „Die Stille hört man nicht, weil sie um so weniger existiert, je länger man sie wahrnimmt. (...) Die vollendete Stille würde unerträglich oder gleichbedeutend mit dem Tod sein, gab ich zurück, aber er hörte nicht zu, sondern nahm unvermittelt den Faden einer seiner Geschichten wieder auf (...) Auch sprachlich wird es in einem unendlichen Bewusstseinsstrom weiter erzählt.“ Vgl. *Stille*, S. 98.

¹⁶ Walther Vetter: *Der Klassiker Schubert*. Wien/Leipzig: Peters Verlag 1953.

¹⁷ Vgl. etwa: Norbert Hoerster: *Klassiker des philosophischen Denkens*, Bd. 1: Platon, Aristoteles, Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz, Berkeley. Dtv, 7. Auflage 2001; Ottrief Höffe: *Klassiker der Philosophie. Von den Vorsokratikern bis David Hume*. München C.H. Beck.

Spinoza meets Schubert.¹⁸ Zunächst verbringen die beiden die meiste Zeit damit, Gespräche über klassische Musik und Philosophie in der Wohnung des Protagonisten oder in Kneipen, Restaurants bzw. Wirtshäusern in Basel und Umgebung (auch in einem Bordell und überall auf Kosten des Ich-Erzählers) zu führen.¹⁹

Diese anfänglichen Gespräche sind es, die den Ich-Erzähler zunächst für seinen neuen Begleiter einnehmen (die es ihm später unmöglich machen werden, sich von ihm zu lösen), auch wenn sich die Beziehung der beiden von Seiten des Ich-Erzählers, euphemistisch ausgedrückt, schon von Beginn an äußerst ambivalent anlässt:

Wenn er in seinem Redefluss gelegentlich inne hielt und mich anschaute, nickte ich und aß weiter. Mich ekelte sein Hut, den er wieder von der Stuhllehne genommen und neben dem Brotkorb abgelegt hatte, aber ich wagte mein Gegenüber nicht zu unterbrechen und zu bitten, ihn wegzulegen oder am Mantelständer aufzuhängen, obwohl ich in meiner Phantasie Läuse aus ihm hervorkriechen und in unsere Teller krabbeln sah. Doch trotz seines ein wenig verwilderten Äußeren, seiner borstigen Lockenhaare und seines vom vielen Rauchen an den Oberlippen bräunlich gefärbten Barts konnte man ihm einen verwegenen Charme nicht absprechen.²⁰

Es sind aber jene „Gespräche“, die den Ich-Erzähler irgendwann überanstrengen, die ihn alsbald abzustoßen beginnen, zum einen, weil er mit dem Fortschreiten ihrer Beziehung immer weniger zu Wort kommt (kapitulierend vor der *Suada*²¹ seines Begleiters), zum anderen, weil er bemerkt, dass die erwähnten Klassiker irgendwann nur noch als Vorwand eines „manischen Erzählens“²² bzw. Erzählflusses, einer schrecklichen Fabulierlust oder einer „rabulistischen Erbarmungslosigkeit“²³ dienen. Das Problem des Philosophieprofessors ist zum einen individuell nicht „Neinsagen“ zu können, zum anderen wird es aber in einer Kritik auch zu einem „kulturellen Problem“ erhöht, wo es heißt: „Und

¹⁸ Schon hier sei gleich hinzugefügt: Es handelt sich bei den Rezipienten um relativ lächerliche Figuren, jämmerliche Figuren, Anti-Helden, was nicht zuletzt mit der Differenz ihres Lebens zur Aufnahme der Klassiker und dem damit verbundenen Anspruch zu tun hat.

¹⁹ Ott wird in einigen Rezensionen als ein Meister des geschliffenen Dialogs oder auch, je nachdem wie man es sehen will, des „manischen Erzählens“ bezeichnet; auch der Roman von 2015 *Die Auferstehung* (München: Hanser) handelt im Grunde über mehr als 300 Seiten über ein Gespräch der Kinder am Sarg des Vaters zu führen.

²⁰ *Stille*, S. 21f.

²¹ *Suada* ist der Name der römischen Göttin der sanften Überredung. Mit dem Begriff *Suada* bezeichnet man heute auch einen Wortschwall, einen großen Redefluss, der dem Ansprechpartner ein Thema angenehm machen soll. Die Namensgeberin *Suada* oder auch *Suadela* ist die römische Personifizierung der Überredung. Bei den Griechen hieß sie *Peitho*. Das Wort stammt vom lateinischen Verb *suadeo* 'überrede, überzeuge' (so auch *πειθω* als Verb). Laut des hellenistischen Dichters *Hermesianx* ist *Peitho* eine Grazie. Nach *Aristophanes* kommt sie statt der *Euphrosyne*. *Pausanias* bringt die *Charites* (= Grazien) mit der *Aphrodite* in Verbindung. Wenn man von der „großen *Suada*“ eines Redners spricht, heißt das in der Regel, dass er bei einem verbalen Impioniergespräch gerade keinen Stachel (anders als *Perikles* im Gemüt zurückgelassen hat).

²² *Grävenich* beginnt seine Sätze mit „Du musst sagen, wenn dich meine Geschichte nicht interessiert“, „Also“ oder „Verstehst du?“ eingeleitet wurden. war nie als Frage gemeint, sondern dazu da, sich meiner Aufmerksamkeit zu versichern“, *Stille*, S. 25f.

²³ Michael Braun in der TAZ vom 26.02.2015.

weil diese Schwäche möglicherweise eine der gesamten mitteleuropäischen Zivilisation ist, erweist sie sich als der größte, manchmal quälende Witz dieses Romans.²⁴

Kreisten ihre Gespräche zunächst fast ausschließlich um Kunst²⁵. z.B. um regionale Architektur (der Altar im Arlesheimer Dom²⁶, internationale Filme wie Casablanca, (*Stille*, S. 82), holländische Landschaftsmalerei²⁷ (*Stille*, S. 83), aber vor allem immer wieder um Vertreter der klassischen Musik: neben Schubert Bruckner, Mozart und Brahms (*Stille*, S. 74) oder die Moderne von Mahlers *Fischpredigt*²⁸ die Rede (*Stille*, S. 124) bzw. Klassiker der Philosophie: Immanuel Kant (1724–1804), Friedrich Nietzsche (1844–1900), vor allem Spinoza (1632–1677), so mutieren diese immer mehr zur Folie der Lebensbeschreibung beider Protagonisten. Diesen Prozess im Roman möchte der Verfasser an drei Beispielen aus dem Werk verdeutlichen. Man hätte auch ungezählte andere Stellen heranziehen können.

3) Schuberts *Wandererphantasie*

So steht etwa Schuberts *Wandererphantasie* (*Stille*, S. 194f.) immer wieder im Fokus der Gespräche zwischen den beiden. Kristina Mайдt-Zink hat in einer Rezension in der *Frankfurter Rundschau* vom 16.03.2005 darauf hingewiesen, dass sich dieses Werk in diesem „kleinen Roman“, wie sie das nennt, auch stilistisch als Leitmotiv für das Werk zu betrachten ist²⁹. Auch der Rezensent der TAZ Michael Braun betont die „musikalische Struktur“ des Werks, wo er schreibt: „Was diesen heiter-bedrohlichen Roman über die Macht der Diskurse und die Ohnmacht der verhinderten Neinsager zu einem staunenswerten Sprachkunstwerk macht, ist seine subtile musikalische Architektonik.“³⁰

Dieses Werk wird dabei an einigen Stellen des Romans kontrapunktisch mit dem Motiv der *Stille* verwoben. Friedrich Grävenich erwähnt eine Aufführung dieses Opus „in einem historischen Kaufhaus (wahrscheinlich in Mannheim) vor lauter Professo-

²⁴ Wolfgang Höbel: Die Feigheit vor dem Freund. In: *Der Spiegel* 14/2005, 04.04.2005.

²⁵ Vgl. *Stille*, S. 20: (...) herrschte für eine Weile Stille an unserem Tisch. Ansonsten redete er ununterbrochen, als müßten sich seine durch das monatelange Schweigen aufgestauten Gedanken alle auf einmal Luft verschaffen.“ – „geschwätziges Literatur“, Kommunikations- oder Interaktionsliteratur.“

²⁶ Der Arlesheimer Dom steht in der basellandschaftlichen Gemeinde Arlesheim in der Schweiz und wurde 1681 geweiht. Die Kirche und die Domherrenhäuser am Domplatz waren von 1679 bis 1792 Sitz des Domkapitels des Bistums Basel. Der Dom ist zum Wahrzeichen von Arlesheim geworden. Berühmt ist auch die Orgel von Johann Andreas Silbermann aus dem Jahr 1761.

²⁷ Die holländische Landschaftsmalerei gilt als stilbildend, in diesem Sinne „klassisch“.

²⁸ Die *Fischpredigt* stammt aus der Sammlung *Orchesterlieder (Des Knaben Wunderhorn)*. In „Des Antonius von Padua *Fischpredigt*“ (dessen Musik sich im 3. Satz der 2. Sinfonie wiederfindet) geht, nachdem seine Kirche leer ist, geht Antonius zu den Flüssen, um stattdessen den Fischen zu predigen. Die sind von der Predigt zwar begeistert, vergessen sie jedoch bald wieder.

²⁹ Vgl. Ulrich Rübenauer: *Frankfurter Rundschau* vom 16.03.2005.

³⁰ Michael Braun. In der TAZ vom 26.02.2015; vgl. auch Kristina Mайдt-Zinke: „Der Nicht-Neinsager.“ In: *Süddeutsche Zeitung (SZ)* vom 15.03.2005. Wolfgang Höbel: „Die Feigheit vor dem Freund.“ In: *Der Spiegel* 14/2005, 04.04.2005.

ren und Studenten, deren Freunden, Bekannten und Verwandten, (...„bei denen man als Musik- und Klassikerliebhaber unter sich blieb“) und von dem es heißt:

Schuberts *Wandererfantasia* sei auf dem Programm gestanden, aber diesen jähen Gewalten, mit denen das Klavier sich selbst zu übertrumpfen suche, habe er sich plötzlich nicht mehr gewachsen gefühlt, obwohl die Finger das Stück, wie früher schon so oft, mühelos hätten absolvieren können. Dieser gehetzten, endlos weiter-treibenden und dabei wie auf der Stelle tretenden Musik mit ihren brüskten, zwischen Befriedigung und Getriebensein hin- und hergerissenen Stimmungswechseln habe er sich nicht mehr aussetzen können und sich für immer vor diesen aufwühlenden, tagelang im Kopf wie im Kreis drehenden Klangballungen schützen müssen.³¹

Diese Beschreibung hat im weiteren Verlauf des Romans nicht mehr die Funktion, das Werk Schuberts zu beschreiben oder evtl. gar zu diskreditieren, sondern den „Protagonisten Friedrich Grävenich“ im Hinblick auf seine innere Unruhe, sein Getriebensein zu charakterisieren, seine „Hast durch allerlei Tonarten, diese harte Neben- und Ineinander aus Schroffem und Sanftem, aus überbordender Kraft und friedvoller Erschöpfung, Aufbegehren und Ergebung können man, wenn man es ernst nehme, auf Dauer nicht ertragen...“ (*Stille*, S. 20). Dabei wird im Fortgang des Romans zwischen den Zeilen immer stärker das Zerstörerische dieser Existenzweise deutlich, besonders signifikant bei der Darstellung der Zerstörung einer Klassikerbüste.³² Hierzu heißt es in einer weiteren Rezension:

Die Unmöglichkeit, nein zu sagen, ist Symptom einer Identitätskrise, die von der Fassade einer kleinbürgerlichen Gelehrtenexistenz nur verdeckt wird. „Wo e Wille isch, isch e Waj“ – der alemannische Sinnspruch in der Straßburger Brasserie verweist auf das Problem: Am Willen eben mangelt es, weil dahinter kein Ziel mehr steht. So wird der Erzähler zum Spielball seiner Umgebung, der von einem entsprechend kraftvollen Tritt aus der Bahn gekickt wird.³³

4) Das Motiv der Klassikerbüste³⁴: Friedrich Nietzsche

In diesem Kontext lässt sich die Stelle der Zerstörung einer Nietzsche-Büste als beispielhaft und be-zeichnend³⁵ für den konkreten wie symbolischen zerstörerischen

³¹ *Stille*, S. 20.

³² Trotz der Nofrete als Ausnahme sind Büsten seit der griechischen Antike bekannt (dieser Klassik).

³³ Ohne Verfasserangabe: „Von der Unmöglichkeit, nein zu sagen. Der freie Wille im krummen Turm: Karl-Heinz Otts zweiter Roman erzählt von der feindlichen Übernahme eines Lebens.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19.02.2005.

³⁴ Büsten als Teil der Erinnerungskultur haben eine semiotische Funktion. Vgl. dazu auch: Rudi Keller: *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen Basel 1995: A. Franke.

³⁵ Ikonographisch oder ikonologisch nach Erwin Panofsky: *Ikonographie und Ikonologie*. In: Ekkehard Kaemmerling (Hrsg.): *Bildende Kunst als Zeichensystem. Ikonographie und Ikonologie*.

Umgang mit einem klassischen Erbe im Hinblick auf eine Erinnerungskultur heranziehen³⁶, wenn man denn Nietzsche überhaupt als Klassiker bezeichnen will: seine Büste wird im wortwörtlichen Sinne des Wortes „zertrümmert“:

Zu Hause, als Friedrich eine weitere Flasche zu öffnen versuchte, torkelte er gegen den Schrank im Flur, der derart heftig zu schwanken begann, daß die zusammen auf ihm verwarhte Nietzsche-Büste knapp an seinem Kopf vorbei fiel und zersprang, jenes Nietzsche-Haupt, das mir meine Mutter bei der Examensfeier aufs Buffet zwischen dem Sekt und der Käseplatte gestellt hatte. (...) (96). „Immerhin hatte Friedrich etwas zertrümmert, das an meine Mutter erinnert, und für diese Pietätlosigkeit hätte ich ihn anspucken, ins Gesicht schlagen und auf der Stelle aus der Wohnung her austreiben wollen, während er kichernd die Scherben zusammenklaubte, Nietzsches Schnauzer zusammenstückeln versuchte und lallte: „das hätte mich (ja) treffen Können!“, als sei er nicht einmal mit dem Leben davon gekommen.“³⁷

Diese hier humorvoll und selbstironisch dargestellte Respektlosigkeit Friedrich Grävenichs in der Behandlung klassischer Büsten findet in der Reaktion des Ich-Erzählers seine Fortsetzung und Entsprechung, als der die „Pietätlosigkeit“ nur in Bezug auf das Geschenk der toten Mutter, keinesfalls im Hinblick auf die Wertschätzung des Philosophen anerkennen will. Im weiteren Fortgang des Romans müssen dann Fragmente von Nietzsches Philosophie, dieses „vitalen und egoistischen Philosophierens“³⁸, der

logie. Band 1: *Theorien – Entwicklung – Probleme*. Köln 1994, S. 207–225, hier S.207.

³⁶ Diese Art von Desavouierung der Klassiker, allerdings in politischer Hinsicht hat auch Erich Heller bereits früher vollzogen Vgl. hierzu: Erich Heller: *Enterbter Geist. Essays über modernes Dichten und Denken*. Frankfurt/Main 1986: Suhrkamp.

³⁷ *Stille*, S. 97. Sicherlich wäre auch in Bezug auf diesen Beitrag zu fragen, welcher Begriff von Klassik der Interpretation unterlegt wird. (vgl. dabei exemplarisch zum Begriff des Barock: Markus Neuwirth: *Barock. Kulturgeschichte eines Wortes*. Innsbruck: Studien-Verlag 2015). (Die Bedeutung eines Worts ist also, um mit Wittgenstein zu sprechen, sein GEBRAUCH in der Sprache, Vgl. Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S.5). Hier wird der Begriff im Sinne von *musterhaft*, *vielzitiert*, *bekannt*, aber auch im Sinne von Werken bzw. Künstlern von zeitloser Gültigkeit behandelt. Das Wort *klassisch* stammt vom lateinischen Wort *classicus*, mit dem man Angehörige der höchsten Steuerklasse bezeichnete. In der Bedeutung *erstrangig* wurde dieses Wort bald auf andere Bereiche übertragen. Heute meint man mit *klassisch* etwas zeitlos Gültiges, Überragendes und Vorbildhaftes. Im schöpferischen Sinne bedeutet es die Orientierung an antiken Stil- und Formmustern.

³⁸ Der Kontrapunkt (von lat. *punctus contra punctum* = „Note gegen Note“) ist die wichtigste Kompositionstechnik der Renaissance und des Barock. Sie erlebte unter Johann Sebastian Bach einen Höhepunkt. In der Musiktheorie ist die einfachste Variante des Kontrapunkts die „Gegenstimme“ zu einer vorgegebenen Melodie, die auch als Cantus firmus bezeichnet wird. Eine Fuge besitzt eine solche Melodie, genannt Thema bzw. Soggetto; der Kontrapunkt umspielt und begleitet das Thema als zweite Stimme. Davon ausgehend bezeichnet der Begriff *Kontrapunkt* auch die Kunst bzw. Technik, Gegenstimmen zu gegebenen Tonfolgen zu erfinden, die sowohl einen vertikal (harmonisch) sinnvollen Zusammenklang ergeben als auch eine horizontal-lineare (melodisch) sinnvolle Eigenständigkeit aufweisen. Der Kontrapunkt kann linear (im Lauf der Zeit) und vertikal (gleichzeitig) gesetzt werden. Der Kontrapunkt als Kompositionstechnik unterlag in der Musikgeschichte sich wandelnden Regeln, die von der wechselnden Bewertung von Konsonanzen und Dissonanzen abhingen. Eine wichtige Rolle

Darstellung von Fragmenten der Ethik Spinozas quasi als Counterpart (Gegenstück) weichen. Der Verfasser betont an dieser Stelle, dass es sich hier nur um die Darstellung dieser Philosophie(n) im Roman handelt, es ist damit keinerlei Urteil über die Philosophie Nietzsches oder Spinozas im eigentlichen Sinne verbunden.

5) Spinoza: „Philosophie der Uneigennützigkeit“ und der Umschlag dieser in eine Philosophie des Relativismus der Werte³⁹

Zunächst wird im Roman an einige wenige biographische Details des Lebens Spinozas erinnert⁴⁰, Die Wesensverwandtschaft des Erzählers zum niederländischen

spielt der Kontrapunkt in polyphoner Musik, in der die beteiligten Stimmen nach Gleichwertigkeit und Unabhängigkeit streben ohne sich der harmonischen Bedeutung zu widersetzen (im Gegensatz zur Homophonie, die von einer Hierarchie zwischen übergeordneter Melodie und untergeordneter Begleitung geprägt ist). Da die Beherrschung kontrapunktischer Gesetze für die Komposition polyphoner Musik von großer Bedeutung ist, wird der Begriff Kontrapunkt in seiner umfassendsten Bedeutung auch häufig mit Polyphonie gleichgesetzt.

³⁹ Vgl. z.B. *Stille*, die Seite 54: „Ich habe dein Buch über Spinoza gelesen, aber nicht alles verstanden. Morgen fahre ich nach Zürich und habe an einen Halt in Basel gedacht.“ Oder *Stille*, S. 88: „Als einer der Herausgeber der von mir mitgegründeten *Spinoza-Studien* ist mein Name in eingeweihten Zirkeln präsent. Weil ich mich auf ein übersichtliches, im deutschsprachigen Raum bislang marginal behandeltes Gebiet spezialisiert habe, brauche ich mich mit neuen Thesen und Themen in den entsprechenden akademischen Kreisen nicht mehr zu beweisen. Im Grunde hat Grandsteter recht, wenn er mich dafür verachtet, daß ich mich auf einer philosophischen Insel ausruhe. Bei allem Befremdlichkeiten, das Friedrichs Unruhe und sein unstetes Schwanken zwischen unvereinbaren Vorhaben vermittelte, strahlte er noch in seinen selbstzerstörerischen Neigungen eine Energie aus, die mich allenfalls an meine eigene Schulzeit erinnert hat. Während er von der Musik derart besessen zu sein schien, daß er sich von ihr, wie er jedenfalls in Straßburg behauptet hatte, wie von einer Droge befreien zu müssen glaubte, ist mir die Philosophie längst zu einem routinierten Denkgeschäft geworden. Existierte nicht ein Rest an selbstdarstellerischer Lust, vor den Studenten mit allerlei geistesgeschichtlichen Verweisen zu brillieren, gäbe es vielleicht keinen einzigen Grund mehr, mich mit den immer ähnlichen Fragen und Antworten zu beschäftigen, die als Fußnoten zu Platon ganze Bibliotheken füllen. Bis vor ein paar Jahren fürchtete ich noch, vielleicht einmal wie manch anderer Habilitierter auf der Straße zu sitzen oder wie Fichtner in der Gosse zu landen, doch seit das Ziel erreicht ist, hat dieser Beruf sein Aura für mich verloren. (*Stille*, S. 88f.)

⁴⁰ *Stille*, S. 83f.: „Erstmals seit wir nicht mehr zusammen sind, bin ich diese Jahr an Ostern wieder allein verreist, zehn Tage nur, nach Amsterdam und ins ländliche Voorburg, wo Spinoza zurückgezogen als Brillenschleifer gelebt hatte. Als er aus Heidelberg sein Ruf an die Universität bekam und ihm zugesichert wurde, absolute Lehrfreiheit zu besitzen, solange er sie nicht zur Störung der öffentlichen Einrichtungen missbrauchte, lehnte er mit der Begründung ab, man könne nie wissen, wann dieser Tatbestand bereits erreicht sei. Er wolle seine Ruhe haben, nichts als seine Ruhe, und ohne jede Störung über das Verhältnis von Affekt und Vernunft, Begehren und Handeln nachdenken. Als ich im Abendlicht über das flache holländische Land fuhr und mir die Himmelsfarben erzählten, warum es ausgerechnet dort so viele Maler gegeben hat, versuchte ich mir vorzustellen, wie es sein könnte, inmitten dieser Weite an einem entlegenen Ort zu leben, aber trotz des Berückenden Leuchtens, trotz des gemäldeartigen Friedens fiel es mir schwer, mir in dieser Windmühlen-Ebene Bilder eines Daseins zurechtzulegen, das

Philosophen, drückt sich etwa in einer frühen Reise des Erzählers nach Voorburg aus (in Form einer Rückblende erzählt), wo Spinoza längere Zeit als Brillenschleifer arbeitete, dabei einen Ruf an die Universität Heidelberg ablehnend. Darüber hinaus wird intertextuell im Roman auf die Goetherezeption von Spinoza Bezug genommen, auf das 14. Buch von *Dichtung und Wahrheit*, wo es heißt: „Was mich aber besonders an ihn (Spinoza, SW) fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: `Wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe´ mit allen den Vordersätzen, (...) mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: `Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?´ mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.“⁴¹

Genau offensichtlich diesem Ideal, wie ich es hier einmal heuristisch nennen möchte, scheint der Ich-Erzähler in der Geschichte lange Zeit folgen zu wollen, nicht zuletzt dadurch, dass er, wie bereits erwähnt, seinen Gast viel zu lange gewähren lässt.⁴² Es ist dabei nicht die schiere Gutmütigkeit, die sich hier äußert⁴³, es ist der Versuch, dem Ideal der Uneigennützigkeit nachzukommen, so lange bis sich sich diese Vorstellung (*Maxime*, *Lehrsatz* heißt es bei Spinoza) schließlich gegen den Erzähler selbst zu wenden beginnt.⁴⁴

Ich folge in meiner Lesart dabei der Rezensentin Angelika Overath⁴⁵, für die es sich in dem Roman um die Bedrohung durch sich selbst, durch das Selbst handelt, wie sie ausführt: Grävenich ist für sie des Ich-Erzählers Alter-Ego: Der Verfasser würde dabei sogar noch einen Schritt weiter gehen, über eine rein psychologische Erklärung hinaus: Die Bedrohung des Selbst bedeutet das durch Klassikerrezeption und tief wurzelnde Überzeugung verbildete, handlungsunfähig gewordene Ich, durch die Beeinflussung von jenen „philosophischen Schriften und Begriffen, die seit langem mein Leben ausmachten“.⁴⁶

vor einer umso mächtigeren inneren Unruhe gefeit sein könnte. Schließlich hatte auch Friedrich in Straßburg die halbe Nacht lang sein lothringisches Einsiedlerleben angepriesen, doch nicht im geringsten den Eindruck hinterlassen, diese Stille genossen zu haben.“

⁴¹ „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an.“ Johann Wolfgang von Goethe, *Theatralische Sendung*, Frankfurt/Main 1984: Insel-Verlag, S. 289. Vgl. dazu auch: Baruch Spinoza: „Ethik.“ V. Lehrsatz. In: Ders.: *Opera, Werke*, 4 Bde. Hg. v. Konrad Blumensteck, Darmstadt 1967, 2 Bde, S. 529: „Wer Gott liebt, kann nicht danach streben, daß Gott ihn wieder liebe, *Beweis*: Wenn der Mensch danach strebte, würde er begehren (nach Folgesatz zu Lehrsatz 17 d. Th.), dass Gott, den er liebt, nicht Gott wäre, und folglich (nach L. 19, Th. 3) würde er wünschen Unlust zu haben, was (nach L. 28, Th.3) widersinnig ist. Also wer Gott liebt, etc. w.z.b.w.)

⁴² Ihn mit nach Hause nimmt, ihm sein Zimmer zur Verfügung stellt, für ihn sorgt, ihn bekocht, für ihn alles bezahlt, („sie versumpften bei Riesling und Coco Vin“, *Stille*, S. 57).

⁴³ Die sich später in ihr Gegenteil wenden kann wie uns viele Sozialpsychologen lehren.

⁴⁴ Inwieweit es sich hier um klassische Ideale handelt etwa bei Uneigennützigkeit oder Stille sei mal dahingestellt, es müssen ja auch keine klassischen Ideale sein.

⁴⁵ Angelika Overath in *Neue Züricher Zeitung (NZZ)* vom 10.09.2005: „Im Lichtwechsel des Ichs. Karl-Heinz Otts neuer Roman *Endlich Stille*.

⁴⁶ *Stille*, S. 174.

Diese Gefährdungen des Ichs-Erzählers personalisieren sich darüber hinaus in den Beziehungen zu den anderen Figuren des Romans, die ihn an seine von ihm selbst aufgestellten Prinzipien erinnern: Das sind neben Friedrich Grävenich seine Ex-Freundin Marie, die ihn auch immer wieder an ein bildungsbewusstes Auftreten zu erinnern versucht, Benno, sein ehemaliger Kommilitone, mit dem er sich über Spinoza und andere Klassiker austauschen kann⁴⁷ und schließlich seine Uni-Kollegen Grandstetter (der Name ist Programm) Grandmanier und Hiroshi, mit denen er die Auseinandersetzung um den Bildungsanspruch der Klassiker führt, bis der Protagonist in Form des Ich-Erzählers schließlich resigniert (und von allem nichts (mehr) wissen möchte). Er versucht ihnen deshalb ganz konkret, aus dem Weg zu gehen, etwa die Straßenseite zu wechseln, sobald er auf einen von ihnen trifft, will nur noch seine Ruhe haben, jene andere Form der Stille.

Seit meiner Berufung zum Professor, nach der ich mich jahrelang gesehnt hatte, hat mein Ehrgeiz spürbar nachgelassen. Gäbe es in der Fakultät den Kollegen Grandstetter nicht, der sich mit seinem musikalischen Furor für die Rettung des Abendlandes ereifert und mich als einen vom orientalischer Gleichgültigkeit befallenen Nihilisten abkanzelt – so jedenfalls soll er mich, ohne meinen Namen zu nennen, in einer Vorlesung titulierte haben, als gäbe es diesen gottlob kurz vor der Emeritierung stehenden Kollegen nicht, würden auch an der Universität meine Tage ruhig dahinfließen. (85)

Mit der Aufgabe seiner Ambitionen als Universitätsprofessor geht das Verlustigwerden der Ideale seiner Spinoza-Lektüre einher. Doch so einfach ist seinen Verfolgern, Hirngespinnsten in Form seiner eigenen durch die klassische Bildung generierten Ansprüchen, nicht zu entkommen: Er hat einmal die Büchse der Pandora geöffnet, jetzt muss er sich an seinen eigenen Vorgaben messen lassen.

5.1) Das Motiv der *Uneigennützigkeit*

Auf diese Weise verkehrt sich auch das Motiv der *Uneigennützigkeit* (was sich später auch in *Gleich-Gültigkeit* wandelt) im Verlauf des Romans in sein Gegenteil. Alles, was er als Person als Lebensmaxime(n) der Ethik Spinozas entnommen hat, lässt sich bei diesem hartnäckigen Verfolger sprich Wiedergänger nicht aufrechterhalten. Alle diese (nur scheinbar internalisierten Einstellungen (trotz der erwähnten Affinität zu Spinoza) erweisen sich als unnützlich, die Ausstrahlung von Spinozas Lehrsätzen im wortwörtlichen Sinne verfängt nicht mehr⁴⁸: Ja, es ist geradezu das

⁴⁷ Der einen Job am Flughafen hat, wo er einen Flughafen-Philosophen gibt, der „mit seinen Chefs einen herrschaftsfreien Diskurs im Sinne von Habermas führt, ohne dass die Chefs das bemerken,“ Vgl. *Stille*, S. 84.

⁴⁸ Vgl. *Stille*, S. 62: „Bis es, erst spät, zwei Stunden vor Mitternacht, zu dunkeln begann, arbeitete ich an einem Artikel über Spinozas Freiheitsbegriff, der in der nächsten Ausgabe der *Philosophischen Rundschau* (...) *Stille*, S. 63: „Um mich von diesen Spukgedanken abzulenken, saß ich, bis die ersten Vögel die Stille vertrieben, am Schreibtisch und versuchte jene These von Spinoza auszudeuten, die besagt, daß solche Menschen, die glauben, frei zu sein, sich täu-

Festhalten am Ideal der Uneigennützigkeit⁴⁹, das den Erzähler schließlich zum Äußersten greifen lässt.⁵⁰ So bleibt ihm am Schluss nur als der letzte Ausweg: der *Walking-Dead* im wahrsten Sinne des Wortes⁵¹, indem er Friedrich Grävenich auf einen Ausflug in die Berge einlädt (Vaduz, Lichtenstein, Alispitz) bei dem sie in einen Sturm geraten, Friedrich Grävenich bleibt zunächst hinter dem Ich-Erzähler zurück, der Ich-Erzähler bittet ihn dann vorzugehen, woraufhin Friedrich immer höher und höher steigt:

schen. „Diese Meinung besteht bloß darin“, heißt es in seiner *Ethik*, „daß die sich ihrer Handlungen bewusst sind, die Ursachen jedoch, von welchen sie bestimmt werden, nicht kennen. Denn wenn sie sagen, die menschlichen Handlungen hingen vom Willen ab, so sind das Worte, von welchen sie keine Ahnung haben.“ (...) *Stille*, S. 64: „Immer wieder, in jedem Seminar von neuem, verfinden wir uns in Spinozas paradoxer Behauptung, es gebe keinen feinen Willen, obwohl sich in seinen Schriften gleichwohl Lobgesänge auf die menschliche Freiheit finden. Diese Freiheit, so wurde er nicht müde hervorzuheben, bestehe in der Fähigkeit, mit nüchternem Blick unsere Begierden und Ängste, unsere Phantasien und inneren Bilde studieren zu können, um dabei zu erfahren, daß nicht wir, sondern sie es sind, die uns antreiben und verwirren, wobei nur die furchtlose Wahrnehmung diese Gedanken- und Seelengefühls die Möglichkeit gewähre, mit all den Regungen, die in uns rumoren, umgehen zu können, anstatt ihnen bloß ausgeliefert zu sein. Den Glauben, wir seien deshalb bereits Herr unserer selbst, belächelt Spinoza als Träumerei.“ (...) *Stille*, S. 64f.: Vielleicht, so versuchte ich meinen Studenten immer wieder zu erklären, entspringe die Idee des freien Willens mitsamt ihrer strafsüchtigen Gesinnung in erster Linie einem tiefsitzenden Schuld- und Sühne- und Rachebedürfnis und einem Verlangen, für alles eine klare Ursache und ein planendes, zielstrebiges, für sich selbst und das Geschehen verantwortlichen Täter zur Rechenschaft ziehen zu können. „Doch die Menschen“, kontert Spinoza, „welche sagen, diese oder jene Handlung des Körpers entspringe dem Geist, der die Herrschaft über den Körper besitzt, wissen nicht was sie sagen, und sie gestehen mit ihren hochtrabenden Worten ein, daß sie die wahre Ursache jener Handlung nicht kennen, ohne sich darüber zu wundern.“ Seit zwanzig Jahren repetiere ich diese Sätze, ohne an ihnen satt zu werden, als ermöglichten sie einem, sich wie einen Fremden wahrzunehmen und dabei zu staunen, was diesem anderen, der man selbst ist, gelingt oder versagt bleibt.

⁴⁹ Vgl. dazu: Cornelia Zumbusch: *Die Immunität der Klassik*. Frankfurt: Suhrkamp 2011. Hirschfeld weist dieses Motiv spätestens seit der Aufklärung nach, in Bezug zur Gastfreundschaft wird es durch die klassische Lesart antiker Quellen gesetzt.

⁵⁰ Eugen Drewermann: *Brüderchen und Schwesterchen*. Ostfildern 2003: Patmos-Verlag. (Psychologie), Paul Watzlawick: *Vom Schlechten des Guten oder Hekates Lösungen*. München 1986: Piper-Verlag.

⁵¹ Es soll hier keineswegs auf die gleichnamige amerikanische Fernsehserie von Frank Darabont (seit 2010) rekurriert werden, sondern der ursprüngliche Begriff des Wiedergängers gemeint sein. Von Gespenstern oder Wiedergänger wimmelt es in diesem Roman genügend, insbesondere in den Räumen des Instituts: etwa *Stille*, S.65: „Ein einziges Mal während der ganzen Nacht schlich ich gleichsam auf Zehenspitzen durch die engen Korridore, als gelte es, nichts und niemanden aufzuschrecken. Die Bücher hatten sich in dösende Katzen und Hunde verwandelt, die noch im Schlaf die Ohren spitzten. Bei jedem Knacken entdeckte ich Ansätze von Fichtners (weiter verkrachte Existenz und des Ich-Erzählers Mentor in Tübingen während des Studiums, SW) Schemen an den Wänden, gefolgt von allen toten Gestalten, die hier je ein und aus gegangen sind, ohne daß der in den tausendfach aufgereihten, von Aufklärungseifer besetzten Büchern versammelten Hohn über Geister und Gespenster diese Spukgesichter hätte verschrecken können.“

Und dann war es geschehen. Ein Schreien, das verzerrt durch die Luft hallte, Geräusche von Geröll, das Ende des Schreiens, immer noch Geräusch von Geröll. Immer weniger, nur noch einzelne Steine, Kieselrauschen, Stille.⁵²

Diese Szene wird gleich zu Anfang angedeutet, wo es heißt:

Endlich Stille. Nur Bussarde über mir. Beim Hinabsteigen das Geräusch von Geröll. Es klang, als möchte es ihm nachfolgen.“ (Stille, S. 7).

Und zum Schluss findet sich das „dramatische Crescendo“⁵³ und dann entsteht: Endlich Stille -

Die so geschaffene Stille, der Weg oder die Darstellung des Prozesses vom Altruismus zum (Selbst-) Mord, lässt sich wiederum mit dem Werk Spinozas in Einklang bringen:

Nicht zum ersten Male in diesen Tagen geht mir ein Briefstelle Spinozas durch den Kopf, die lautet: „Wer klar einsähe, daß er auf dem Weg des Verbrechens besser sein Leben und Wesen genießen könnte als auf dem Weg der Tugend, wäre dumm, wenn er es nicht täte.“ (Stille, S. 204)

6) Resümee: Wiedergang und Walking-Dead – das Abschütteln vermeintlich obsolet gewordener Ideale (der Klassik)

Endlich Stille bedeutet der so dringende wie implizierte Wunsch des Protagonisten, dass es doch möglichst bald wieder still in ihm selbst werden möge, jene verschiedenen polyphonen disparaten Stimmen und Ansprüche erweckt durch seine Klassikerlektüre, die in ihm und aus ihm sprechen, schweigen mögen. Am Schluss endet der Roman im Gebirge (auch hier gibt es viele intertextuelle Bezüge etwa zu Büchners 1839 posthum veröffentlichter Novelle *Lenz*⁵⁴ etc.), worauf der Abstieg des Ich-Erzählers beginnt: Friedrich Grävenich als Alter Ego, als Wiedergänger, als das Fremde/Andere des Eigenen⁵⁵ bleibt zwar irgendwo als toter Körper zurück, verweist

⁵² *Stille*, S. 198f. Vgl. dazu auch: „Wäre er noch in der Lager befragt zu werden, vermöchte selbst Friedrich nicht zu beurteilen, ob es ein Unfall war oder nicht.“ (*Stille*, S. 204)

⁵³ Ohne Verfasserangabe: „Von der Unmöglichkeit, nein zu sagen. Der freie Wille im krummen Turm: Karl-Heinz Otts zweiter Roman erzählt von der feindlichen Übernahme eines Lebens.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)* vom 19.02.2005.

⁵⁴ Vgl. *Georg Büchner: Lenz. Text und Kommentar*. Frankfurt/Main 1998: Suhrkamp: BasisBibliothek.

⁵⁵ Georg Heinzen, *Von der Nutzlosigkeit, älter zu werden*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2012, S. 12 und 14: „Wir hatten uns damit getröstet, dass wir kulturelles Kapital bilden und an unsere Kinder weitergeben. Jetzt mussten wir feststellen, dass Leute wie Holgers Eltern neben dem richtigen Kapital auch noch kulturelles Kapital angehäuft hatten, auch wenn sie es nicht zu würdigen wussten.“ (Drehbuchautor und Dozent für Filmdramaturgie); der Altruismus, die Uneigennützigkeit; Arno Grün: *Der Fremde in uns*. Stuttgart 6. Aufl. 2002: Klett-Cotta; Julia Kristeva: *Fremd sind wir uns selbst*. Frankfurt 1980: Edition Suhrkamp. »Der Fremde entsteht,

aber zugleich sich auf die misslungene Integration des Anderen bzw. des Eigenen in Sinne eines Alter-Eggos, der eigenen durch die Lektüre erweckten Ansprüche.

Zuletzt verbleibt also nur die Möglichkeit des (Selbst-) Mords als der Versuch des Tötens des Wiedergängers, des Unintegrierbaren des Selbst (wozu auch der Anspruch des Klassikers wie z.B. Spinoza gehörte), des *Walking Dead* im wortwörtlichen Sinne. Lösen lässt sich dieses Dilemma im Roman nicht: auf eine gewisse Weise „überlebt“ Friedrich Grävenich als Untoter bzw. als lebendig wandelnder Toter, der sich in des Protagonisten Ichs-Erzählung „geschlichen“ hat und dem auch mit dessen scheinbar leiblichen Tod nie mehr zu entgehen sein wird. Insofern lässt sich auch nur so von einem Changieren zwischen Anti-Bildungs- und Kriminalroman sprechen (wie es in einer Kritik heißt). Aber nicht zuletzt diese durchgehaltene Uneindeutigkeit evoziert durch die Intertextualität und klassischen Bezüge, macht die Güte dieses Romans eines zu wenig bekannten und anerkannten Autors aus, bei einem Roman, den man durchaus im Sinne einer Kriminalgeschichte (auch wenn es keine ist) mit dem Satz hätte einleiten können:

„Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wären rein zufällig.“

Bibliographie:

- Braun, Michael: „Das Scheitern als Das Scheitern als Lebensform – Karl-Heinz Ott und seine Weltanschauungsschwadronen.“ In: *Literaturblatt für Baden-Württemberg*. Stuttgart 2015, vgl. auch die *TAZ* vom 26.02.2015.
- Drost, Christian: *Formen und Funktionen intertextueller Spinoza-Bezüge in „Hoffmans Hunger“ von Leon de Winter und „Endlich Stille“ von Karl-Heinz Ott*. Magisterarbeit. Universität Lüneburg 2007.
- Halter, Martin: „Der Jasager, sein Schatten und das Ende vom Lied Nominiert für den Preis der Leipziger Buchmesse: „Endlich Stille“, der zweite Roman von Karl-Heinz Ott.“ In *Stuttgarter Zeitung*, 55, Kultur Regional, Dienstag, 8. März 2005, S. 26
- Heller, Erich: *Enterbter Geist. Essays über modernes Dichten und Denken*. Frankfurt/Main 1986: Suhrkamp.
- Höbel, Wolfgang: „Die Feigheit vor dem Freund.“ In: *Der Spiegel* 14/2005, 04.04.2005.
- Hoerster, Norbert: *Klassiker des philosophischen Denkens*, Bd. 1: Platon, Aristoteles, Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz, Berkeley 7. Auflage 2001: Deutscher Taschenbuch Verlag (dtv).
- Höffe, Otfried: *Klassiker der Philosophie. Von den Vorsokratikern bis David Hume*. München 2008: C.H. Beck.

wenn in mir das Bewußtsein meiner Differenz auftaucht, und er hört auf zu bestehen, wenn wir uns alle als Fremde erkennen« (ebd., S. 84). In Anlehnung an Freud zeigt sie, daß die Thematisierung des Fremden, des Anderen solange unvollständig bleibt, als sie nicht Freuds „kopernikanische Wende“ mit vollzieht, die da lautet: »das andere ist mein (eigenes) Unbewußtes«. Ausgehend von dieser psychoanalytischen Einsicht plädiert Kristeva für einen Umgang mit dem Fremden, der in einer Ethik des Respekts für das Unversöhnbare in uns selbst gründet.

- Kämmerlings, Richard: „Von der Unmöglichkeit, nein zu sagen. Der freie Wille im krummen Turm: Karl-Heinz Ott's zweiter Roman erzählt von der feindlichen Übernahme eines Lebens.“ In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19.02.2005.
- Maidt-Zinke, Kristina: Der Nicht-Neinsager. Nervensägen erkennen ihre gefügigen Opfer schon von weitem: Karl-Heinz Ott's sehr guter Roman „Endlich Stille“ In: *Süddeutsche Zeitung (SZ)* (Literatur), 61, Belletristik, Dienstag, 15. März 2005, S. 17.
- Mangold, Ijoma: „Karl-Heinz Ott: Die Liberalität des Spätburgunders.“ In: *DIE ZEIT*, Nr. 48 (2005), 10. Dezember 2005.
- Neuwirth, Markus: *Barock. Kulturgeschichte eines Wortes*. Innsbruck 2015: Studien-Verlag.
- Ott, Karl Heinz: *Endlich Stille*. München 2007: Deutscher Taschenbuch Verlag. (hieraus wird zitiert)
- Ott, Karl Heinz: *Die Verwandlung*. München 2015: Hanser-Verlag.
- Ott, Karl Heinz: *Enfin le silence*. Übersetzt von Françoise Kenk, Phébus, Paris 2008.
- Ott, Karl Heinz: *Finalmente silenzio*. Übersetzt von Paolo Scotini, Le Lettere, Florenz 2007.
- Ott, Karl-Heinz *Endlich Stille*. Hamburg 2005: Hoffmann & Campe (im folgenden: *Stille*).
- Overath, Angelika: „Im Lichtwechsel des Ichs. Karl-Heinz Ott's neuer Roman *Endlich Stille*. In: *Neue Züricher Zeitung (NZZ)* 211, Festival science et cité, Samstag, 10. September 2005, S. 37.
- Overath, Angelika: „Nervtötender Schatten.“ In: *Rheinischer Merkur*. 34, Literatur, Donnerstag, 25. August 2005, S. 21.
- Rüdenauer, Ulrich: „Treffen in Straßburg.“Endlich Dtille“ von Karl-Heinz Ott. In: *Frankfurter Rundschau* vom 16.03.2005. Vgl. auch: *Deutschlandfunk*. 30.03.2005 (www.deutschlandfunk.de/treffen-in-straßburg, zuletzt abgerufen 27.02.2017).
- Panofsky, Erwin: *Ikonographie und Ikonologie*. In: Ekkehard Kaemmerling (Hrsg.): *Bildende Kunst als Zeichensystem. Ikonographie und Ikonologie*. Band 1: *Theorien – Entwicklung – Probleme*. Köln 1994, S. 207–225, hier S.207.
- Schneider, Wolfgang: Ein Ich im inneren Ausnahmestand. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)*, 244, Feuilleton, Samstag, 20. Oktober 2007, S. 38.
- Vetter, Walther: *Der Klassiker Schubert*. Wien/Leipzig: Peters Verlag 1953.
- Zumbusch, Cornelia: *Die Immunität der Klassik*. Frankfurt: Suhrkamp 2011.

Schlüsselwörter

Klassikerrezeption in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur, Musikklassiker: Schuberts *Wandererphantasie*, Klassiker der Philosophie, Spinoza, Nietzsche, Goethe – Walking Dead – Wiedergänger

Abstract

Finally silence – the fall of persons who receive classical ideals in the novelle by Karl Heinz Ott: Finally silence

The article tries to shift emphasis on the connection between the ideals of the classical period and the application in nowadays life. It's on a professor on higher education who is confronted with a teacher of music (piano) who chase him the whole novelle through. They were talking a lot together about many things especially the connection of life and arts, philosophy and literature figured and pointed out in some „classical lives and works“ of Schubert and Spinoza. The „Wanderersymphony“ by Franz Schubert is the guiding theme (leitmotif) of the whole novelle, its breaks, its changes, its eruptions and disruptions and so on. The other person, the musician, called Friedrich Grävenich has got the function of the Alter-Ego or the again commuters to the protagonist and the story shows literally a Walking Dead finishing with the death of Friedrich Grävenich caused by the nonnamed protagonist.

Keywords

Modern Review in contemporary German literature of the authors of the classical period, music classics: Schubert *Wandererphantasie*, classics of the philosophy, Spinoza, Nietzsche, Goethe, Walking Dead, again commuters

Prof. Dr. Stephan Wolting; Lehrstuhlleiter Interkulturelle Kommunikation am Institut für Angewandte Linguistik, Poznań; Arbeitsschwerpunkte: Interkulturelle Hermeneutik, Thanatologie in kultureller Perspektive, Kreatives und biographisches, inter- bzw. transkulturelles Schreiben; wolting@amu.edu.pl.

Femme Fatale-Thematik in den Werken Arthur Schnitzlers

Erforscht man die Literatur vom Standpunkt der Thematik aus, so kann man trotz ihrer ständigen Entwicklung und damit verbundenen mehrfachen Abwechslungen der Literaturperioden feststellen, dass sie sich immer mit den gleichen Themen wie Liebe, Freundschaft, Hass, Rache, Tod oder Natur beschäftigt. Keine Ausnahme bildet das Thema der Frau, deren Darstellung in der Literatur eine lange Tradition hat. Dabei baute jede literarische Epoche zur Frau ihre eigenartige Beziehung aufgrund der gesellschaftlichen oder sozialen Bedingungen auf.

Im Zusammenhang mit dem sozialen Klima und der sozialen Situation um die Jahrhundertwende erhielt das Thema der Frauen in der Gesellschaft zweifellos einen Ehrenplatz. Nike Wagner bemerkt, dass „aus Frauen allmählich ein emanzipiertes Wesen geworden ist, das seine Forderungen nach Gleichberechtigung in Arbeit, Liebesleben und allgemein in anderen Bereichen des Lebens Schritt für Schritt steigerte“¹. Obwohl manche Frauen schon früher ihre Unzufriedenheit mit ihrer gesellschaftlichen Stellung offenbarten, scheint es, dass die Wiener Moderne zum Wendepunkt des weiblichen Kampfes für ihre Gleichstellung in der österreichischen Gesellschaft geworden ist.

„Die Frau in der Literatur ist immer eine Projektion ihres Autors. Sie ist das Produkt aus Entfremdung, Anziehung und Abneigung“, – behauptet Gudrun Brokoph-Mauch². In den Mittelpunkt des Geschehens rückte Arthur Schnitzler, einer der maßgeblichsten Autoren der Wiener Moderne³ und des *fin de siècle*, in seinen Werken die Frau und ihre Rolle im Bürgertum. Seine Literatur spiegelt in besonderem Maße die Situation des Bürgertums und den Zerfall der Habsburger Monarchie und des liberalen Bürgertums wider. Hauptsächlich in seiner späteren Prosa legte er sein Hauptaugenmerk auf die Situation der Frauen. Dadurch gelingt es ihm, die Doppelmoral der bürgerlichen Gesellschaft zu beleuchten. Einerseits leben seine weiblichen Protagonistinnen in der aufsteigenden Moderne und wollen an den Er-

¹ Wagner, Nike. Geist und Geschlecht: Karl Kraus und die Erotik der Wiener Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982, S.7.

² Brokoph-Mauch, Gudrun. Salome und Ophelia: Die Frau in der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende // Modern Austrian literature: journal of the International Arthur Schnitzler Research Association . Volume 22, Nos. 3 / 4, 1989, S. 242.

³ Siehe: Brodska, Oksana. Arthur Schnitzler: Poetik des Textes. Monographie / Red. M. Zymomrja. – Drohobytch: Posvit, 2011. – 180 S.

rungschaften einer industrialisierten Gesellschaft mitwirken. Später haben sie das Bedürfnis nach einem Bildungsstand, der den Männern ähnlich ist. Sie verlangen nach sexueller Selbstbestimmung, dem Recht auf finanzielle Unabhängigkeit durch das Ausüben eines Berufes und wehren sich gegen eine Versklavung durch die Ehe. Dies geschieht allerdings nicht öffentlich, sondern äußert sich im Inneren, in nicht ausgelebten Wünschen und Träumen. Gefangen im Korsett bürgerlicher Konventionen leben sie, trotz der Modernität ihrer Gesellschaft, immer noch so, wie es schon ihre Großmütter taten⁴.

Die Frau war vor allem Verkörperung der männlichen Wunsch- und Schreckvorstellungen und somit eine Projektionsfigur⁵. Trotz vieler Nuancen gab es zwei Hauptkategorien: die *Femme fatale* und die *Femme fragile*, erstere der männermordende Vamp, zweite die unschuldige Kindfrau. Beide Typen sind zwar höchst unterschiedlich, entspringen jedoch der gleichen Quelle. Sie sind pervertierte Wunsch- und Angstvorstellungen des Mannes von der Frau und deren Bewältigung durch die Kunst⁶.

Da wir uns in diesem Artikel mit *Femme fatale* Thematik beschäftigen, ist es nötig, eine knappe einleitende Minimaldefinition dieses Begriffes zu geben. Carola Hilmes meint, dass es: „... eine meist junge Frau von auffällender Sinnlichkeit ist, durch die ein zu ihr in Beziehung geratender Mann zu Schaden oder zu Tode kommt. Die Verführungskünste einer Frau, denen ein Mann zum Opfer fällt, stehen in den Geschichten der *Femme fatale* im Zentrum. Oft agiert die Frau in der Funktion eines Racheengels“⁷.

Als dämonische Hexe, vampirisches Wesen oder perverse Nymphomanin wurde die *Femme fatale* von Nike Wagner bezeichnet, wobei sie sie noch zur Prostituierten oder Hure mit masochistischen Neigungen abstempelt, die fähig ist, den Mann zum Liebessklaven zu erniedrigen. Sie wurde als Sünderin Eva präsentiert, die zur Verführerin des Mannes abqualifiziert wurde⁸. Bevor aber die Persönlichkeitsmerkmale dieser Frauengestalt beleuchtet werden, sollte man zuerst mit ihrem äußeren Erscheinungsbild vertraut werden. Laut Agata Rothermel zeichnet sich *Femme fatale* durch das lange wilde Haar und den leidenschaftlichen verführerischen Blick aus, wobei diese verführerische Leidenschaft noch mit ihren oft halbgeschlossenen Augen verstärkt wird⁹. Ihre Tüchtigkeit, männliches Geschlecht zu betören, liegt oft in ihrer

⁴ Vaders, Katja. Die Rolle der Frau in Arthur Schnitzlers erzählerischem Werk – Judentum und bürgerliche Welt. Online in Internet: <http://www.diplomarbeiten24.de/vorschau/35024.html> [Stand 12.06.2010]

⁵ Brokoph-Mauch, Gudrun. Salome und Ophelia: Die Frau in der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende // *Modern Austrian literature : journal of the International Arthur Schnitzler Research Association* . Volume 22, Nos. 3 / 4, 1989, S. 242.

⁶ Ebenda, S. 242.

⁷ Hilmes, Carola. *Die Femme fatale: ein Weiblichkeitstypus in der nachromantischen Literatur*. Stuttgart: Metzler, 1990, S.10.

⁸ Wagner, Nike. *Geist und Geschlecht: Karl Kraus und die Erotik der Wiener Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982, S. 140–141.

⁹ Rothermel, Agata. *Die Konstruktion des Weiblichen und Männlichen im Werk von Leopold von Sacher-Masoch: „Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter“*. München: GRIN Verlag, 2007, S. 52.

erregbaren Körpersprache und Bewegungen, hauptsächlich reizt sie die Männer mit dem Tanz oder mit ihrem anziehenden Gesang. Das Potenzial dieser Frauengestalt Männer zu verführen, besteht darin, dass sie in ihnen erotische Vorstellungen erweckt, welche nicht nur mit der koketten Miene und der Aufregung versetzenden Stimme (die auf die Männern besonders durch Gesang den Eindruck macht), sondern auch mit der perfekt durchgedachten Auswahl der Bekleidung und Schmucke schafft. Alle diese Faktoren machen aus Femme fatale ein mystisches, rätselhaftes Wesen, das jeden Mann um den Finger wickeln kann¹⁰. Sie erfüllte nicht traditionelle Vorstellungen von der gesellschaftlichen Stellung der Frauen und die Werte wie Mutterschaft, Gefolgschaft oder Treue waren ihr fremd, deshalb ist es nicht zu verwundern, dass sie Ehe und Kindererziehung vermeidet¹¹. „Die Eigenschaften der Femme fatale können nach Isabelle Stauffer in folgende fünf Elemente gefasst werden: Verhängnis, Dialektik der Macht, Verrätselung, Sinnlichkeit und Hybridität“¹².

Die Charaktermerkmale der Femme fatale demonstriert Arthur Schnitzler in seiner Erzählung „Die Fremde“. Ihr Hauptheld, Albert von Webeling, auf Hochzeitsreise in Innsbruck abgestiegen, findet morgens einen Abschiedsbrief seiner Frau Katharina vor, mit der er erst seit zwei Wochen verheiratet war. Er erinnert sich an die Vorgeschichte ihrer Ehe.

Nachdem Albert vor zwei Jahren erstmals der jungen Katharina begegnet war, verliebte er sich trotz Warnungen eines Freundes in die Frau, die bekanntermaßen starken Stimmungsschwankungen unterworfen war. Zwar rechnete sich Albert zunächst keine Chancen bei Katharina aus, schwor sich aber aus der Heftigkeit seiner Gefühle für sie heraus, sich das Leben zu nehmen, wenn sie einen anderen Mann ehelichen sollte. Nachdem ihre gerüchteweise Verlobung mit einem Grafen platzte, machte Albert ihr einen Heiratsantrag, den sie unbewegt annahm. Albert erkannte bald, dass seine Verlobte sich wie in einem anhaltenden Dämmerzustand bewegte und zu unerklärlichen, spontanen Handlungen neigte, und er in „eine wohl wunderbare, aber Ungewisse und dunkle Epoche seines Lebens eingetreten war“¹³. Trotz seiner festen Überzeugung, dass das Glück nicht von Dauer sein würde, heiratete er Katharina mit dem Vorsatz, sein Leben zu beenden, sobald sie ihn verlassen sollte.

Albert trifft alle Vorbereitungen, seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen, steckt einen Revolver ein und begibt sich hinaus, um einen stillen Ort für seinen Freitod zu finden. Unterwegs sieht er durch Zufall Katharina und folgt ihr heimlich in die Hofkirche. Dort hält sie sich lange geistesabwesend auf und küsst schließlich den Fuß der Theodorich-Bronzefigur. Albert veranlasst, dass auf dem gemeinsamen Wiener Anwesen des Paares eine Imitation der Bronzeplastik aufgestellt wird, die ihn sein gesamtes Vermögen kostet, und erschießt sich anschließend im Wald.

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Ebenda.

¹² Stauffer, Isabelle. Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles: Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle. Köln: Böhlau, 2008, S. 83.

¹³ Schnitzler, Arthur. Die Fremde. Online in Internet: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-fremde-5341/1>

In einem kurzen Epilog erfährt der Leser, dass Katharine nach ihrem Aufenthalt in der Hofkirche eine kurze Affäre mit einem fremden Mann hatte und schwanger wurde. Erst einige Woche später kehrt sie nach Wien zurück. Sie verharrt eine Weile vor der Theodorich-Figur, dann setzt sie einen Brief an den angeblich in Verona lebenden Vater ihres ungeborenen Kindes auf, der aber nie beantwortet wird.

Schon anhand dieses Inhalts kann man konstatieren, dass nicht die Frau, sondern der Mann zum Opfer einer unglücklich endenden Liebe fiel. Im vorliegenden Werk erfüllte der Vize-Sekretär Alfred die Aufgabe des weiblichen Verehrers, der sich in Katharina auf den ersten Blick verliebte, und es ist fast unmöglich, seine Neigung zu ihr zu übersehen. „Und so fühlte er, dass ein Wesen, geheimnisvoll und gleichsam aus einer anderen Welt wie Katharina, sich tief zu ihm herablassen müsste, wenn er sie gewinnen wollte, und dass sie jedenfalls von ihm verlangen durfte, ein unverdientes Glück teuer zu bezahlen“¹⁴. Katharina hatte solche Macht über Albert, dass er davon überzeugt war, dass er sich die Liebe und mit ihrer Person verbundenes Glück kaum verdient. Er war von ihr so fasziniert, dass er sich selbst in die Position des minderwertigen Wesens stellte, das Katharina nicht wert ist.

Daraus folgt, dass sich die *Femme fatale* durch ihre starke körperliche Anziehung auszeichnet, die von ihr als Mittel zur Erreichung des Mannes ausgenutzt wird. Laut Stephanie Catani sind „die fatalen Frauen gerade durch die äußere Erscheinung fähig die Männer zu unterwerfen, und zwar hauptsächlich vermittels der Anregung ihrer sexuellen Vorstellungen“¹⁵. Obwohl man im Werk im Prinzip nichts über das Alfreds liebeshafte Begehren nach Katharina erfährt, kann man jedoch eindeutig behaupten, dass er seine Leidenschaft zu ihr insbesondere auf Grund von ihrer körperlichen Ausstrahlung aufbaute. Dies kann man mit derartiger Bestimmtheit aufgrund dessen behaupten, weil alles in Alfred vor Sehnsucht nach dem gemeinsamen Wiedersehen schon bei ihrem ersten Treffen auf dem Kreuz-Ball brannte, wobei er noch keine Ahnung über ihr Inneres haben konnte. Im Grunde genommen, weckte ihr Inneres kein Interesse in ihm. Nachdem er den Zutritt zur Gesellschaft um Katharina erreichte, war es nicht ihr Charakter, sondern ihre schon im theoretischen Teil erwähnte und von Rothermel als wirksames (für fatalen Frauen typisches) Verführungsmittel betrachtete Körpersprache¹⁶, die seine Aufmerksamkeit auf sich zog und gleichzeitig so faszinierte, dass keine von ihren Regungen oder spezifischen Gesten ihm entging. „Jede Begegnung vertiefte seine Neigung für sie. Katharina trug sich immer einfach, aber ihre hohe Gestalt und ganz besonders ihre einzige, ja königliche Weise, das Haupt zu neigen, wenn

¹⁴ Schnitzler, Arthur. *Die Fremde*. Online in Internet: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-fremde-5341/1>

¹⁵ Catani, Stephanie. *Das fiktive Geschlecht: Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925*. Würzburg: Königshausen, 2005, S. 92.

¹⁶ Rothermel, Agata. *Die Konstruktion des Weiblichen und Männlichen im Werk von Leopold von Sacher-Masoch: „Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter“*. München: GRIN Verlag, 2007, S. 52.

sie jemandem zuhörte, verlieh ihr eine Vornehmheit von ganz eigener Art¹⁷. Die Erwerbung der männlichen Geneigtheit durch die körperliche Attraktivität ist der erste Schritt zur Erniedrigung des Mannes und zur Liebessklaverei. Es lässt sich nicht sagen, dass Katharina zu solchen fatalen Frauen zählte, die diese Unterwerfung des Mannes mit Absicht planten, ungeachtet dessen ist sowieso Albert zum Sklaven der Liebe geworden, und obwohl er vorher wusste, dass Katharina ihn eines Tages verlässt, war er bereit alles zu opfern, um mit ihr nur einen kurzen Augenblick zu verbringen. Sie verfügte über solche unwiderstehliche Kraft, die Alfred zur Überzeugung brachte, dass sein Leben ohne sie – die Frau, die er kaum kannte – kein Sinn hatte. „Damals wusste Albert, dass der Tag, an dem Katharina einem andern die Hand zur Ehre reichte, der letzte seines Lebens sein würde, und er, dessen Dasein bis zu seinem dreißigsten Jahr unbeirrt hingeflossen war, begriff mit einem Male alle Gefahren und allen Wahnsinn, in die heftige Leidenschaft den besonnensten Mann zu stürzen vermag¹⁸. Ein wirksames für die fatalen Frauen signifikantes Mittel zur Eroberung des Mannes ist neben dem äußeren Aussehen auch die oben besagte Stimme, die sich laut Rothermel hauptsächlich durch den Gesang manifestiert¹⁹. Der Gesang ist das Attribut, dank dem sich die Anwesenheit der *Femme fatale* auch in dieser Erzählung beobachten lässt, und zwar bei Katharina, die man im Text sogar zweimal beim Singen erwischen kann. „Jeden Abend saß er nun oben in dem gewölbten Zimmer. Zuweilen sang Katharina mit einer angenehmen Stimme, aber beinahe völlig ausdruckslos, einfache, meist italienische Volkslieder, zu denen er sie auf dem Klavier begleitete²⁰.

Weiteres Zeichen, an dem man sich die *Femme fatale* im Werk erkennen lässt, ist das tragische Schicksal, das nach Stauffer sowohl auf den Mann, als auch auf die Frau wartet²¹. Das Geschlechterverhältnis zwischen der *Femme fatale* und ihrem jeweiligen Partner bleibt dabei bestimmt von einer deutlichen weiblichen Dominanz, die den Mann zum hilflos ergebenden Opfer werden oder gar sterben lässt, nachdem er ihr – in einem explizit sexuellem Sinn – verfallen ist.

Femme fatale ist besonders attraktiv und mit ihrem Charme entzückt sie Männer. Diese Beziehungen haben aber meist fatale Folgen. In dem Drama „Liebelei“ droht die Gefahr deutlich durch eine dämonische Frau, die verheiratete Geliebte von Fritz, welche dieser offensichtlich anbetet. Deutlich wird, dass nicht die weibliche Individualität, sondern lediglich der Wunsch nach Befriedigung männlicher Wünsche

¹⁷ Schnitzler, Arthur. *Die Fremde*. Online in Internet: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-fremde-5341/1>

¹⁸ Schnitzler, Arthur. *Die Fremde*. Online in Internet: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-fremde-5341/1>

¹⁹ Rothermel, Agata. *Die Konstruktion des Weiblichen und Männlichen im Werk von Leopold von Sacher-Masoch: „Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter“*. München: GRIN Verlag, 2007, S. 52.

²⁰ Schnitzler, Arthur. *Die Fremde*. Online in Internet: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-fremde-5341/1>

²¹ Stauffer, Isabelle. *Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles: Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle*. Köln: Böhlau, 2008, S. 83.

bestimmend ist: „Das ist es, ganz richtig! Erholen! Das ist der tiefere Sinn. Zum Erholen sind sie da. Drum bin ich auch immer gegen die sogenannten interessanten Weiber. Die Weiber haben nicht interessant zu sein, sondern angenehm. Du mußt dein Glück suchen, wo ich es bisher gesucht und gefunden habe, dort, wo es keine großen Szenen, keine Gefahren, keine tragischen Verwicklungen gibt, wo der Beginn keine besonderen Schwierigkeiten und das Ende keine Qualen hat, wo man lächelnd den ersten Kuß empfängt und mit sanfter Rührung scheidet“²².

Es droht, dass Fritz seine Gefühle in der Beziehung mit der Repräsentantin der Femme fatale, mit der verheirateten Baronin, nicht mehr bewältigen kann. Deshalb wendet Theodor seine Überzeugungsmethode an und diese scheint ihre Wirkung bei Fritz zu haben. Die Gefahr, vom Ehemann der Baronin entdeckt zu werden, hat den letzten Rendezvous einen melodramatischen Charakter gegeben. „Sie hat Schreckbilder, wahrhaftig, förmliche Halluzinationen [...] Da traut sie sich nicht fort, da bekommt sie alle möglichen Zustände, da hat sie Weinkrämpfe, da möchte sie mit mir sterben...“²³, erzählt Fritz.

Das hysterische Repertoire, das ihm geboten wird, genießt er zwar, doch fühlt er sich der Gefahr, die jenes Verhältnis mit sich bringt, auf die Dauer nicht gewachsen²⁴: „Und du hast ja gar keine Ahnung, wie ich mich nach so einer Zärtlichkeit ohne Pathos gesehnt habe, nach was so süßem, Stille, das mich umschmeichelt, an dem ich mich von den ewigen Aufregungen und Martern erholen kann“²⁵.

Die Erzählungen von Arthur Schnitzler liefern das krisenhafte Bild eines der Verführungskraft dämonischer Femme fatale ausgelieferten und dadurch in seiner dominanten gesellschaftlichen Stellung gefährdeten Mannes. Grundlegend ist sein Glaube an das Unheimliche, Irrationale, Unkalkulierbare (Fluch, Schicksal). Die männliche Identitätskrise entsteht aus der Unfähigkeit, eine gefühlskalte, sexuell freie Frau zu erobern²⁶.

Von der unerfüllten Liebe zu einer unerreichbaren Frau handelt die 1903 entstandene Novelle „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg“. Im Text wird die jahrelange Ergebenheit des Ministerialbeamten für die verehrte Opernsängerin Kläre Hell nur ein einziges Mal erhört. Als der Freiherr vom Fluch ihres verstorbenen Ehemanns erfährt, geht er verzweifelt zugrunde.

Der Freiherr von Leisenbohg bewundert eine attraktive, durch ihre Auftritte in der Oper beliebte Frau, bietet ihr schon bei der ersten Begegnung sein Vermögen an und

²² Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 191–192.

²³ Ebenda, S. 190.

²⁴ Janz, Rolf-Peter, Laermann, Klaus. Arthur Schnitzler: Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im Fin de siècle. Stuttgart: Metzler, 1977, S. 28.

²⁵ Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 191.

²⁶ Fabiś, Agata. Tragisch Liebende im Werk Stefan Zweigs und Arthur Schnitzlers. Kraków 2012, S. 53.

bringt ihr starke Gefühle entgegen. Allerdings werben auch andere Männer um Kläre. Obwohl sie alle hoffnungsvollen Bemühungen des Freiherrn ablehnt, bekommt sie immer wieder prächtige Blumen geschenkt. Seine aussichtsreiche Staatskarriere gibt er auf, um sie von der Angst vor Drohbriefen zu befreien oder vor den unerwünschten Verehrern zu schützen. Das jahrelang ersehnte Glück der einzigen Nacht, das ihn mit innigster Fröhlichkeit erfüllt, wird ihm zum Verhängnis. Als er von der Abreise seiner Liebsten erfährt, erkennt er allmählich seine Rolle in der Intrige (davon noch später) und zieht sich zutiefst verletzt zurück.

Der Freiherr von Leisenbohg ist ein typischer Romantiker, der in seiner Welt der unverwirklichten Sehnsüchte und Träume lebt²⁷. Es gibt nur eine Frau, der er hoffnungslos ergeben ist. Diese soll aber in der Erzählung als eine Art *Femme fatale* verstanden werden, die vielen Verehrern gegenüber herzlos bleibt. Ihre Rücksichtslosigkeit kann Männer zum Wahnsinn treiben. Kläre verführt den Freiherrn für eine Nacht, wobei er wie gebannt „die wunderbarste Überraschung“²⁸ kaum fassen kann und einen tiefen Sinn in der späten glückhaften Befriedigung sieht. Seine romantische Lebensauffassung und vor allem die Sensibilität seiner Seele wird in seinen Selbstgesprächen und Schwärmereien sichtbar. In folgendem Zitat bildet er heitere Zukunftspläne weiteren Verlaufs seines Lebens sicher: „Wir werden zusammen auf dem Lande wohnen, ganz nah von Wien; vielleicht in St. Veit oder in Lainz. Dort werde ich ein kleines Haus kaufen oder nach ihrem Geschmacke bauen lassen. Wir werden ziemlich zurückgezogen leben, aber oft große Reisen unternehmen... nach Spanien, Ägypten, Indien...“²⁹. Für Leisenbohg bleibt die Liebe eine unerreichte, einseitige und daher leidvolle.

Die Eigenschaften einer *Femme fatale* hat Schnitzlers Protagonistin Leopoldine in der Novelle „Spiel im Morgengrauen“. Sie ist gereift und nicht gebrochen, ihr Gatte ist ihr hörig und zumindest finanziell von ihr abhängig. In Leopoldine kommt die Lust an der Rache an ihrem Verführer zum Vorschein. Zum einen raubte ihr Wilhelm Kasda die Unschuld, zum anderen brach er ihr Herz, was als eine Art Freiheitsberaubung gelten kann. Die Heldin oszilliert die zahlreichen Facetten ihrer Weiblichkeit offenbart. Im Prinzip handelt sie eigenständig und selbstbewusst, doch am Ende nimmt sie Gift. Leopoldines Wesen ist aber eine Mischung aus der *Femme fatale* (Selbstbestimmungsrecht der Liebhaber) und der *Femme fragile*. Sie tauscht mit Kasda die Rollen. Wie so häufig erweisen sich die Frauen in Schnitzlers Werken als eher befähigt, die multiplen Stimmen oder Persönlichkeitsanteile in ihnen zu leben und konstruktiv zu verbinden³⁰.

Zum Typus *Femme fatale* gehören Bianka und Cora, die Protagonistinnen des Dramas „Anatol“. Bianka ist eine Halbweltdame, da sie als Artistin beim Zirkus

²⁷ Ebenda, S. 34.

²⁸ Schnitzler, Arthur. *Erzählungen. [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]*. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 321.

²⁹ Schnitzler, Arthur. *Erzählungen. [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]*. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 321.

³⁰ Oei, Bernd. *Eros und Thanatos. Philosophie und Wiener Melancholie in Arthur Schnitzler's Werk*. Freiburg : Centaurus, 2013, S. 123.

arbeitet. Sie verführt gerne selbst und geizt mit ihren Reizen nicht. Sie erkennt ihren Liebhaber Anatol gar nicht wieder, er ist ja nur einer von vielen und bemerkt: „Wenn man drei Jahre an jemanden nicht denkt, und er steht plötzlich da – man kann sich doch nicht an alles erinnern“³¹.

Die Figur Cora setzt sich somit stets aus drei Figuren zusammen: aus der realen „guten“ Cora der derzeitigen Beziehung – „Mein Engel!“³² –, aus der realen moralisch indifferenten Cora, der „Laune“ der anfänglichen Verbindung, und aus der aus Anatols pessimistischen Menschenbild resultierenden imaginierten „bösen“ Cora, die als amoralische Femme fatale gesehen wird. Die Fragmentierung der Person Cora führt zu dem grundsätzlichen Misstrauen Anatols. Die Möglichkeit, die Wahrheit über Cora mittels der Hypnose zu erfahren und so die imaginierte Femme fatale Cora als Irrbild zu entdecken und zu vergessen, lässt Anatol als seinen Wunsch, lieber die ungeliebte Wahrheit durch seine Illusion zu verdrängen als aufgrund dieser zum konsequenten Handeln gefordert zu werden, verstreichen. So bleibt der Status Quo erhalten und Max fasst am Schluss des Textes die ambivalente Mischung aus Wahrheit, Lüge und Illusion wie folgt zusammen: „Eines ist mir klar: Daß die Weiber auch in der Hypnose lügen. Aber sie sind glücklich – und das ist die Hauptsache“³³.

Es scheint auch, dass Schnitzler in der Gestalt noch einer Frau und zwar der Schauspielerin im Drama „Reigen“ der „Mode der Femme fatale“ unterlag, die sich in der Zeit der Entstehung von Reigen in den künstlerischen Kreisen verbreitete. Diese Schauspielerin ist aber anders als alle anderen Frauen in Reigen, selbstbewusst bis sogar eingebildet, frech, erfolgreich in ihrem Beruf, und den Männern gegenüber verhält sie sich ablehnend, was ihren Reiz bei ihnen um so mehr erhöht. Von wem auch immer inspiriert ist die Figur der Schauspielerin originell – sie ist sarkastisch, ihre Partner lacht sie aus und erniedrigt sie. Die Rollen der Geschlechter werden so umgedreht. Die Männer sind es nun, die herabgesetzt, erniedrigt und beleidigt werden, und die Schauspielerin übernimmt wiederum die Rolle des Mannes. Sie ist beim Vorspiel dominant, äußert deutlich ihr Willen, und manipuliert die Männer.

In der Szene mit dem Dichter ist sie das, die die volle Initiative vor dem Beischlaf ausübt, der Graf muss sie fast überreden. Er ist jetzt in der Rolle eines Opfers, er wird verführt:

„SCHAUSPIELERIN. Setz dich doch näher. Näher.

GRAF *sich aufs Bett setzend*. Ich muß schon sagen, aus den Polstern kommt so ein ... Reseda ist das – nicht?

SCHAUSPIELERIN. Es ist sehr heiß hier, findest du nicht?

³¹ Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. – Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 44.

³² Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S.12.

³³ Ebenda, S.21.

GRAF *neigt sich und küßt ihren Hals.*

SCHAUSPIELERIN. Oh, Herr Graf, das ist ja gegen Ihr Programm.

GRAF. Wer sagt denn das? Ich hab' kein Programm.

SCHAUSPIELERIN *zieht ihn an sich.*

GRAF. Es ist wirklich heiß.

SCHAUSPIELERIN. Findest du? Und so dunkel, wie wenn's Abend wär' ... *Reißt ihn an sich.* Es ist Abend ... es ist Nacht ... Mach die Augen zu, wenn's dir zu licht ist. Komm! ... Komm! ...

GRAF *wehrt sich nicht mehr*³⁴.

Um den Grafen ins Bett zu kriegen, verwendet sie ihre koketten weiblichen Waffen. In der Szene mit dem Dichter wird dann ihre zweite Seite erkennbar – hier hat sie das Bedürfnis, durch die Demütigungen ihres Partners, durch ihren Sarkasmus und Ironie auf ihre dominante Position hinzuweisen, und dem Dichter sozusagen klipp und klar zu zeigen, wer hier die Hosen anhat. Der Dichter scheint mit der Situation nicht richtig umgehen zu können, und er versucht die Schauspielerin durch seine künstlerische Sprache voll von Metaphern und Romantik zu gewinnen, das bringt ihm aber noch mehr Beleidigungen:

„DICHTER. Ich werde vor dem Fenster auf und ab gehen. Ich liebe es sehr, nachts im Freien herumzuspazieren. Meine besten Gedanken kommen mir so. Und gar in deiner Nähe, von deiner Sehnsucht sozusagen umhaucht... in deiner Kunst webend.

SCHAUSPIELERIN. Du redest wie ein Idiot...

DICHTER. *schmerzlich* Es gibt Frauen, welche vielleicht sagen würden... wie ein Dichter³⁵.

Die Problematik rund um die Frau ist es, die Schnitzler seiner Gesellschaft wie einen Spiegel vorhält. Er kritisiert die überspitzten Frauendarstellungen seiner Zeit, die jeglicher realen Basis entbehren und reibt sich ebenso an der Doppelmoral, welche den Frauen unhaltbare Regeln diktiert. Die Frau ist das große Thema um die Jahrhundertwende. „Man umkreist sie, man deutet sie, man erniedrigt sie, man verherrlicht sie, man analysiert sie – aber man entkommt ihr nicht um 1900. Das ganze Unbehagen an der Kultur kristallisiert sich am „Rätsel Weib“³⁶. Das herrschende Weiblichkeitsbild wie „Femme fatale“ ist stumme Projektion männlicher Vorstellungen. Sie bekommen keine Sprache. Arthur Schnitzler, als Mann freilich, bringt die Frau um die Jahrhundertwende aber zum Sprechen und macht auf ihr Schicksal aufmerksam.

³⁴ Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 306–307.

³⁵ Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002, S. 295.

³⁶ Keller, Ursula: Böser Dinge hübsche Formel. Das Wien Arthur Schnitzlers. Verlag Guttandin & Hoppe. Berlin 1984, S. 184.

Literaturverzeichnis

- Brodska, Oksana. Arthur Schnitzler: Poetik des Textes. Monographie / Red. M. Zymomrja. – Drohobytshch: Posvit, 2011.
- Brokoph-Mauch, Gudrun. Salome und Ophelia: Die Frau in der österreichischen Literatur der Jahrhundertwende // Modern Austrian literature: journal of the International Arthur Schnitzler Research Association . Volume 22, Nos. 3 / 4, 1989.
- Catani, Stephanie. Das fiktive Geschlecht: Weiblichkeit in anthropologischen Entwürfen und literarischen Texten zwischen 1885 und 1925. Würzburg: Königshausen, 2005.
- Fabiś, Agata. Tragisch Liebende im Werk Stefan Zweigs und Arthur Schnitzlers. Kraków 2012.
- Hilmes, Carola. Die Femme fatale: ein Weiblichkeitstypus in der nachromantischen Literatur. Stuttgart: Metzler, 1990.
- Janz, Rolf-Peter, Laermann, Klaus. Arthur Schnitzler: Zur Diagnose des Wiener Bürgerturns im Fin de siècle. Stuttgart: Metzler, 1977.
- Keller, Ursula: Böser Dinge hübsche Formel. Das Wien Arthur Schnitzlers. Verlag Gut-tandin & Hoppe. Berlin 1984.
- Oei, Bernd. Eros und Thanatos. Philosophie und Wiener Melancholie in Arthur Schnitzler's Werk. Freiburg : Centaurus, 2013.
- Rothermel, Agata. Die Konstruktion des Weiblichen und Männlichen im Werk von Leopold von Sacher-Masoch: „Die Liebe ist der Krieg der Geschlechter“. München: GRIN Verlag, 2007.
- Schnitzler, Arthur. Die Fremde. Online in Internet: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-fremde-5341/1>
- Schnitzler, Arthur. Erzählungen. [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002.
- Schnitzler, Arthur. Gesammelte Werke in drei Bänden. Bd. 2: Dramen [Hg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Scheible]. Düsseldorf – Zürich: Artemis & Winkler Verlag, 2002.
- Stauffer, Isabelle. Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles: Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle. Köln: Böhlau, 2008, S. 83.
- Vaders, Katja. Die Rolle der Frau in Arthur Schnitzlers erzählerischem Werk – Judentum und bürgerliche Welt. Online in Internet: <http://www.diplomarbeiten24.de/vorschau/35024.html> [Stand 12.06.2010]
- Wagner, Nike. Geist und Geschlecht: Karl Kraus und die Erotik der Wiener Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.

Schlüsselwörter

Femme fatale, Porträtdetail, thanatologische Gestalt, künstlerische Welt, Konzeptualisation

Abstrakt

“Femme fatale” – the subject matter in Arthur Schnitzler’s works

The article is devoted to one of the key images of the Fin de siècle – the femme fatale. The image of Schnitzler’s heroine is endowed with such features as impermanence, fanaticism, duality, alogism, the desire for death, the combination of eroticism and “fatal” purity. Schnitzler’s heroine states popular in the era of modernism idea of the inseparable connection between suffering and pleasure, attractiveness of beauty and death. It is a “radical Another”, the attractiveness of which exists due to its illogical demands and an obstinate determination to “that which does not exist in the world”.

Key words

femme fatale, portrait detail, thanatological way, artistic world, conceptualization.

Martin Buber: Interpretation der chassidischen Botschaft

Martin Buber, ihn kennt die Welt. Sie nennt ihn zumindest und beruft sich auf ihn, wie man sich auf einen ethischen Garanten beruft, der vieler Titulaturen bedarf, um wenigstens einige Seiten seines Wesens sichtbar zu machen. Und so zählt der Philosoph des Ich-Du, der Verdeutscher der Schrift, der Deuter der chassidischen Botschaft als eine „Gründergestalt“ seines Jahrhunderts, als ein Schriftsteller, dessen Werke einige in die Nähe heiliger Schriften rücken, als „jüdischer Protestant“, als „religiöser Existenzialist“ und „hebräischer Humanist“, als „Verkündiger des Gottes, dem die Welt gehört“ (I. Ragaz).

Die wichtigsten Lebensstationen Martin Bubers sind allgemeinbekannt: Wien, Galizien, Zürich, Bern, Leipzig, Berlin, Prag, Frankfurt, Heppenheim und Jerusalem. Galizien nimmt in dieser Reihe einen besonderen Platz ein. Buber hat hier seine Kinder- und Jugendjahre verbracht.

Martin Buber ist am 8. 2. 1878 als Sohn von Carl Buber und Elise (geb. Wur-gast) in Wien geboren. Der kleine Bub kommt mit nicht ganz vier Jahren nach Lemberg zu seinen Großeltern. Vierzigjährig notiert er: »Etwa ein Jahr vorher (1881) war das Heim meiner Kindheit in Wien durch die Trennung meiner Eltern zusammengebrochen«¹. Die Mutter ist verschwunden, »ohne eine Spur zu hinterlassen, und das Heim seiner Kindheit verging«². Buber kommt also nach Galizien³. Seit dem Mittelalter haben sich hier vertriebene Juden angesiedelt.

In Galizien, in jenem Land, in dem die chassidische Tradition noch nachklingt, wird es ihm aber gut gehen. Die Landschaft, deren Wehmut, klingt in den Werken von P. Celan, J. Roth, O. Mandelstamm, R. Ausländer, J. Agnon und R. Luxemburg an. Buber führt uns auch in die Bukowina⁴. Hier begegnete sich ruthenische, deutsch-

¹ STÖGER, Peter (2008): Der Europäer Martin Buber und Galizien, in: Gegenwärtige Probleme der Germanistik in der Ukraine, Drohobytch: Surma Verlag, 14.

² FRIEDMAN, Maurice (1999): Begegnung auf dem schmalen Grad. Martin Buber – ein Leben, Münster: Agenda Verlag, 25.

³ Galizien gehörte von 1772 bis 1918 zur Habsburgermonarchie, war fast so groß wie das heutige Österreich, die Hauptstadt Lemberg um 1900 war die viertgrößte Stadt Österreich-Ungarns. Mit dem Zerfall der Monarchie verschwand Galizien 1918 von der Landkarte, doch als Mythos feierte es nach 1989 ein Comeback. Heute fahren viele Menschen nach Galizien auf der Suche nach ihrer »Kinderwelt«.

⁴ Die Bukowina, das Buchenland, wurde 1849 Kronland. Dort lebte ein Zehntel der Bevölkerung von Galizien. Hier lebten nicht nur Ruthenen, Deutsche, Polen und Juden (es waren

sprachige, jüdische und polnische Kultur. Die jüdische Kultur hat sich in Lemberg (Lwów, Lwow, Lwiw) schon im 14. Jahrhundert gebildet.

Eine jüdische Kultur war vorwiegend eine Kultur der armen Leute, der »Luftmenschen« (die eben von der »Luft« leben müssen, weil sie so arm sind). Es war die Kultur des Stetls⁵. Das jüdische Galizien zerfiel in zwei Teile. In einen überwiegend großen Teil arm, reich an Traditionen. Hier war Jiddisch die Muttersprache. Zentren des städtischen »aufgeklärten« Teils waren Lemberg und Czernowitz. Dann gab es noch Brody und Tarnopol. »Der Mythos Galizien ist älter als die Zerstörung der Vielvölkerkultur [...], beginnt damit, daß die einen die Einheimischen, andere die Fremden waren – Fremdsein war alltäglich, fast familiär in dieser Vielvölkerkultur«⁶.

Buber verbrachte seine Kindheit und seine Jugend in diesem Land »wo Menschen und Bücher lebten«. **Liebevoll berichtet er über die Zeit in Lemberg. Großeltern werden nun bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr bestimmend.** Der Großvater war viele Jahre Vorsteher der Israelitischen Kultusgemeinde in Lemberg. Er wurde autodidakt zum größten Forscher der Midraschtexte seiner Zeit. Die »Sprachluft« hat Buber so beschrieben: »Im großväterlichen wie im väterlichen Hause herrschte die deutsche Rede. Aber Straße und Schule waren polnisch. Nur das Judenviertel rauschte von derbem und zärtlichen Jiddisch, und in der Synagoge erklang, lebendig wie je, die große Stimme hebräischer Vorzeit. In dieser Sprachluft bin ich aufgewachsen«⁷. Vom Großvater wurde er in die Welt jüdischer Religiosität und Geistigkeit eingeführt, von der Großmutter in die Welt der schönen Literatur, vornehmlich der deutschen Klassik.

Der Großmutter hing er zärtlich an: »[...] **aber die Liebe der Großmutter zum echten Wort wirkte noch stärker auf mich als die seine; weil diese Liebe so unmittelbar und so fromm war**«⁸. **»Die Großmutter war in einer galizischen Kleinstadt aufgewachsen, wo bei den Juden das Lesen »fremden« Schrifttums verpönt war, für die Mädchen aber alle Lektüre, mit Ausnahme erbaulicher Volksbücher, als unziemlich**

auch viele russische Juden hierher gezogen). Hier lebten auch Rumänen, Ungarn, Lippowaner, Slowaken, Böhmen, Armenier, Roma.

⁵ Verena Dohrn geht dem Mythos der »Luftmenschen« nach: **»Menschen ohne Eigentum, Broterwerb, Schnorrer, waren so frei, sich sterben zu legen, die Brosamen von den Tischen der Reichen aufzuklauben oder sich eine Welt zu erfinden«**; vgl. DOHRN, Verena (1993): Mythos Galizien, in: Galizien. Fotografien von Guido Baselgia. Mit einem Essay von Verena Dohrn, Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag, 18. Dohrn zeichnet auch das Stetl und die verschiedenen Strömungen unter den Juden nach: »Die Juden Galiziens lebten im Shtetl, in der jüdischen Kleinstadt, die frei nach Manès Sperber, der »Alptraum eines Urbanisten« war, in engen Gassen, kleinen, einander bedrängenden Holzhäusern, aber auch in Lemberg – Lwów – Lwiw und anderen galizischen Städten. Sie lebten von der Wanderschaft, nicht wirklich niedergelassen, sondern vorübergehend. Nur die Orthodoxen, die Chassidim, blieben, so lange es ging, im Shtetl. Jene, die sich polnisch assimilierten, orientierten sich an Warschau, die deutsch Akkulturierten dagegen zog es in die Metropolen Wien und Berlin. Manche gingen auch nach Prag, nach Budapest. Zionisten blickten nach Palästina, wanderten dorthin aus. Die Sozialisten unter den galizischen Juden trafen sich in allen Metropolen Europas.« (Ebd., 19).

⁶ DOHRN 1993 [Anm. 5], 16.

⁷ STÖGER 2008, [Anm. 1], 16.

⁸ (ebd., 16).

galt. Fünfzehnjährig hatte sie sich auf dem Speicher ein Versteck eingerichtet, in dem Bände von Schillers Zeitschrift ›Die Horen‹, Jean Pauls Erziehungsbuch ›Levana‹ und manche andere deutsche Bücher standen, die von ihr heimlich und gründlich gelesen wurden. Als Siebzehnjährige nahm sie den Brauch des konzentrierten Lesens in die Ehe mit, und sie erzog ihre zwei Söhne in der Ehrfurcht vor dem göltigen Wort, das nicht zu umschreiben ist. Denselben Einfluß übte sie hernach auf mich aus; ich erfuhr, noch ehe ich vierzehn wurde, was es bedeutete, etwas wirklich auszusprechen⁹. Erfahrung und Nachdenken waren für sie nicht »zwei Stadien, sondern gleichsam zwei Seiten desselben Prozesses [...]: [...] Wenn sie auf die Straße sah, hatte sie zuweilen das Profil eines einer Frage nachsinnenden Menschen, und wenn ich sie ganz allein beim Nachsinnen betraf, erschien es mir zuweilen, als horchte sie. Dabei war es jedoch schon dem Blick des Knaben unverkennbar, daß sie, wen sie jeweils ansprach, wirklich ansprach«¹⁰.

Der kleine Bub erhielt bis zu seinem zehnten Lebensjahr Privatunterricht. Martin blieb bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr im Haus der Großeltern und übersiedelte dann (1892) zu seinem nun wiederverheirateten Vater in ein Stadthaus, der Kontakt mit den Großeltern blieb innig. Nach dem Privatunterricht besuchte der Junge das Franz-Josefs-Gymnasium in Lemberg. Es war eine Schule der Polen mit einer jüdischen Minderheit. Auf diese Weise lernte er die slawische Kulturwelt kennen (seine ersten Veröffentlichungen sind polnisch geschrieben). Über diese Schule schrieb er: »Vor 8 Uhr morgens mußten alle Schüler versammelt sein. Um 8 Uhr ertönte das Klingelzeichen; einer der Lehrer trat ein und bestieg das Katheder, über dem an der Wand sich ein großes Kruzifix erhob. Im selben Augenblick standen alle Schüler in ihren Bänken auf. Der Lehrer und die polnischen Schüler bekreuzigten sich, er sprach die Dreifaltigkeitsformel und sie sprachen sie ihm nach, dann beteten sie laut mitsammen. Bis man sich wieder setzen durfte, standen wir Juden unbeweglich da, die Augen gesenkt«¹¹. Er berichtet, dass es in seiner Klasse keinen spürbaren Judenhass gab und kann sich »kaum an einen Lehrer erinnern, der nicht tolerant war oder doch als tolerant gelten wollte«. »Aber«, so setzt Buber fort, »auf mich wirkte das pflichtmäßige tägliche Stehen im tönenden Raum der Fremdandacht schlimmer, als ein Akt der Unduldsamkeit hätte wirken können. Gezwungene Gäste; als Ding teilnehmen müssen an einem sakralen Vorgang, an dem kein Quäntchen meiner Person teilnehmen konnte und wollte; und dies acht Jahre lang Morgen um Morgen: das hat sich der Lebenssubstanz des Knaben eingepägt. Es ist nie der Versuch unternommen worden, einen von uns jüdischen Schülern zu bekehren; und doch wurzelt in den Erfahrungen jener Zeit mein Widerwille gegen alle Mission«¹².

In jungen Jahren kam Buber mit dem Chassidismus in Berührung. Dieser war eine kräftige Erneuerungsbewegung. Sie entwickelte sich im 18. Jahrhundert. Ihre

⁹ (ebd., 17).

¹⁰ (ebd., 17).

¹¹ STÖGER, Peter (1996): Martin Buber. Der Pädagoge des Dialogs. Einblicke und Ausblicke unter besonderer Berücksichtigung von »Ich und Du« und »Erzählungen der Chassidim«. Mit einem Geleitwort von Helmwart Hierdeis, Szombathely: Savaria University Press, 31.

¹² STÖGER 2008, [Anm. 1], 31.

Geschichte ist von Buber unter anderen in den »**Erzählungen der Chassidim**« ver-dichtet worden. Rund um ein weises und gelehrtes Oberhaupt, den Zaddik, der Ver-wirklichung seines Menschseins schon nahe gekommen, versammelten sich Getreue: die Chassidim, die Holdsinnigen. Sie taten dies meist in bescheidenen Bethäusern. Als Kind hat Martin in Sadagora¹³ (Gartenberg) noch Anklänge dieser Bewegung kennen gelernt.

In der Bukowina, in den Karpaten, im Osten Galiziens, in Podolien, in Wolhynien, in Bessarabien, den Gebieten zwischen Dnjestr und Pruth, in Moldawien gab es aller-orten die Bundestreuen, die Chassidim¹⁴. In dieser Landschaft erstand die Bewegung.

Um den Aufstieg des Chassidismus im 18. Jahrhundert und die Bedeutung, die er im Ostjudentum erlangte, zu verstehen, ist es unumgänglich, einen Blick auf die politische und sozioökonomische Situation der jüdischen Bevölkerung Osteuropas zu dieser Zeit zu werfen.

Das 16. Jahrhundert wird gemeinhin als »**goldenes Zeitalter**« für die Juden im Kö-nigreich Polen bezeichnet. Ein zeitgenössisches Sprichwort besagte: »Die Republik

¹³ Sadagora war der Sitz einer Dynastie von Zaddikim im alten Czernowitz (Tscherniwzi).

¹⁴ Ostgalizien gehört heute, nach dem Hitler-Stalin-Pakt nicht mehr zu Polen, sondern zur Ukrai-ne. Seine aus k. und k. Zeiten wohlbekannte Hauptstadt ist Lemberg. Verena Dohrn fragt sich auf ihrer »Reise nach Galizien« beim Anblick der Synagoge am Handelsplatz von Lemberg, von der Fragmente aus dem 17. Jahrhundert stammen; vgl., DOHRN, Verena (1993): Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europas, Frankfurt a. M. : S. Fischer Verlag, 73): »Eine chassidische Synagoge soll das Gebäude gewesen sein. Zaddikim, Wunderrabbiner, gab es in Lwów und Lemberg nicht. Die Kaufleute und Rabbiner neigten eher dem orthodoxen oder dem aufgeklärten Judentum zu. Aber Zaddikim kamen häufig zu Besuch in die Stadt, hatten dort chassidische Gemeinden. Ich schaue zu dem Gebäude hinüber und frage mich, ob das Kind Martin Buber Juden in ihren schwarzen Kaftanen, die schwarz-weißen Gebetsmäntel darüber, mit langen Schläfenlocken, Zobelmützen oder kleinen Samt- und Satinkäppchen, hier zum ersten Mal sah, sie reden, singen und beten hörte«. Ein kleines »Schade« bleibt zu dem, was Verena Dohrn über einen Artikel von Iwan Frankó schreibt. Martin Buber hatte den Ge-lehrten Frankó in Lemberg um einen Beitrag über »Die Juden in Galizien« für seine Zeitung »Der Jude. Revue der jüdischen Moderne« eingeladen. »Frankó, der sich, wie er sagte, nicht berufen fühlte, über die galizische Judenschaft als ganze zu schreiben, da sie ein kulturhisto-risch und völkerpsychologisch so wundersames Gebilde sei, daß weder ein Fremder noch ein Einheimischer sie ganz verstehen könne, schrieb statt dessen in deutscher Sprache von seinen Kindheits- und Jugenderlebnissen im ruthenischen Dorf und in der Kleinstadt Drohobycz: von Begegnungen mit dem Hausierer Fawel, mit den dymarki, den Handwerkern, die den Bau-ern Leinwand bedruckten; vom Händler, der Leinwandfetzen aufkaufte: vom Schulkamerad Abranko, dem Schankwirtssohn, mit dem er die Felder nach Vögeln durchstreifte und an-geln ging; von einem kleinen Mitschüler, der, weil er Ziffern und Buchstaben von rechts nach links schrieb, vom Schönschreiblehrer verprügelt wurde. Der Nachhilfeunterricht, mit dem der Gymnasiast Iwan Frankó sich seinen Lebensunterhalt verdiente, führte ihn oft in jüdische Familien, deren Zusammenleben, wie der früh verwaiste Bauernsohn voller Neid bemerkte, ihm so viel liebevoller, behüteter vorkam als das städtischer christlicher Familien. Ivan Frankó erinnert sich an den armen, gutmütigen Studentenschneider mit dem Spitznamen Megalojs und an die Ölmagnaten Lindenbaum, Gartenberg, Kreirberg von Drohobycz. Der Text wurde nicht gedruckt, entsprach wohl nicht den Intentionen der Zeitschrift »Der Jude. Revue der jüdischen Moderne« (DOHRN 1993 [Anm. 15], 73).

Polen ist des Bauern Hölle, des Städters Fegefeuer, des Edelmanns Himmel und des Juden Paradies«. Ein Beispiel für die Anerkennung, die Juden in Polen genossen, war die Legende von Rabbi Saul Wahl (1545–1617), der vom Zoll- und Steuerpächter zum Ratgeber der Großen des Königreichs geworden war und 1587 bei der Doppelkönigswahl zwischen Sigismund III. und dem später gescheiterten habsburgischen Kandidaten Maximilian, als man sich nicht einigen konnte, während einer Nacht König gewesen sein soll¹⁵. Eine Zäsur für das Leben der Juden in Osteuropa stellte die »Katastrophe von 1648« dar, als sich ein Strom von Kosaken in die Ukraine ergoss. Den Kosaken schlossen sich Ukrainer und Krimtataren an. In grausamen Feldzügen plünderten die Kosaken während mehrerer Jahre große Teile des damaligen Polens und Litauens. Im Rahmen dieser Feldzüge wurden blutige Massaker an Polen und vor allem Juden verübt. Bis zu 125 000 Juden fielen den Pogromen der 1640er und 1650er Jahre zum Opfer¹⁶. An den Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung beteiligten sich auch die Polen, waren ihnen die Juden, die pauschal als Steuereintreiber und Gutsverwalter des polnischen Adels betrachtet wurden, doch überaus verhasst. Die Kosaken-Pogrome werden noch heute mit dem Namen des Anführers der Eroberer, Hetman Bogdan Chmel'nickij (1595–1657) in Verbindung gebracht. Er wollte die polnische und ukrainische Bevölkerung hinter sich bringen, indem er den Hass auf die polnischen Juden gezielt schürte.

Die Folgen dieser Pogrome waren für die Ostjuden kaum zu bewältigen. Religiöse Institutionen, Schulen und Hochschulen lagen danieder. Gleichwohl die Judenheit in Polen sich relativ rasch konsolidierte, konnten sich die Juden kulturell und im ökonomischen Bereich kaum erholen. Die Auswirkungen der Massaker, insbesondere der Zerfall der jüdischen Institutionen, hat der Historiker Heiko Haumann wie folgt beschrieben: »All diese Veränderungen blieben nicht ohne Einfluss auf die Lebensweise der Juden. Zu dem Schock durch die Massaker und die sich verstärkende Feindschaft trat Verunsicherung, weil ihre überkommene Welt nicht mehr die alte war. Die inneren sozialen Gegensätze spitzten sich zu, bewährte Institutionen verloren ihre Autorität. Aber auch die Antwort der Rabbiner, ihre manchmal spitzfindige Auslegung des Talmuds, befriedigte vielfach nicht mehr, wenn man nach dem Sinn der Ereignisse, nach einer Reaktion auf die neue, ungewohnte Situation fragte. Manch einer begann, nach neuen Wegen zu suchen«¹⁷.

Einer dieser Wege war der Chassidismus – eine spirituelle, lebensbejahende, fröhliche Wegführung. Er kam aus Podolien in die Bukowina. Josef Roth, der große Sohn aus Brody, schildert die Chassidim mit folgenden Worten: »Die Chassidim faßten sich bei den Händen, tanzten in der Runde, lösten den Ring und klatschten in die Hände, warfen die Köpfe im Takt nach links und rechts, ergriffen die Thorarollen und schwenkten sie im Kreise wie Mädchen und drückten sie an die Brust, küßten sie und weinten vor Freude. Es war im Tanz eine erotische Lust. Es rührte mich tief, daß

¹⁵ HAUMANN, Heiko (1998): Geschichte der Ostjuden, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 37.

¹⁶ HAUMANN 1998, [Anm. 16], 40.

¹⁷ (ebd., 45)

ein ganzes Volk seine Sinnesfreude seinem Gott opferte und das Buch der strengsten Gesetze zu seiner Geliebten machte und nicht mehr trennen konnte zwischen körperlichem Verlangen und geistigem Genuß, sondern beides vereinte. Es war Brunst und Inbrunst, der Tanz ein Gottesdienst und das Gebet ein sinnlicher Exzeß¹⁸.

Nach dem Chassidismus sind kleine Funken Gottes überall in der Welt verstreut. Die »glimmenden göttlichen Funken« sind »in allen Wesen und Dingen erkennbar«¹⁹. Sie gilt es aus der Tiefe zu befreien und einzusammeln. Diese »Lese« macht den Sinn zum Leben hin aus. In sich und in anderen sollen die Funken wieder zum Leuchten kommen und zu Gott rückgeführt werden.

Die chassidische Tradition ist engstens mit Israel-ben-Elieser, dem »Herrn des guten Namen«, Baal-Schem-Tow verbunden. Er lebte (etwa) von 1700 bis 1760 meist in Podolien, aber auch in Wolhynien. Ihm widmete Buber die Schrift »Die Legende des Baalschem«.

Der Zaddik sammelt die Schüler: Er sammelt sie um sich und er hilft, dass sie sich sammeln, um Leib, Geist und Seele zu reinigen und die »**Funken**« aufzuspüren. Seine Schüler sind die Chassidim. »Um ihn sammeln sich Lernwillige; zu ihm kommen Bedrängte; Geschichten werden erzählt. Es bilden sich Überlieferungen, die sich oft im Nachhinein an den Namen eines verehrten Zaddik heften«²⁰. Einer der berühmtesten war Mendel von Ko(t)zk. Auch er war einmal Schüler. »Ein alter Mann in seiner Heimat pflegte der Jugend Geschichten von Zaddikim zu erzählen: ›Er hat erzählt und ich habe gehört‹, sagte später der Kozker Rabbi, er hat Wahres mit Unwahrem vermenget, aber ich habe nur das Wahre behalten, er hat erzählt was er wollte und ich habe gehört was ich brauchte, und so bin ich Chassid geworden«²¹.

Der Zaddik leistet, sehr vereinfacht, spirituell-religiös-pädagogische Arbeit. Er gibt auch Hilfestellungen. »Rabbi Schlomo sprach: ›Wenn du einen Menschen aus Schlamm und Kot heben willst, wähne nicht, du könntest oben stehenbleiben und dich damit begnügen, ihm eine helfende Hand hinabzureichen. Ganz muß du hinab, in Schlamm und Kot hinein. Da fasse ihn dann mit starken Händen und hole ihn und dich ans Licht«²².

Der geglückte pädagogische Bezug zeichnet sich so aus, dass sich darin der Lehrer als ein Lehrer-Schüler und der Schüler als ein Schüler-Lehrer erfahren darf. »Der Lehrer ist nicht länger bloß der, der lehrt, sondern einer, der selbst im Dialog mit den Schülern belehrt wird, die ihrerseits, während sie belehrt werden, auch lehren. So werden sie miteinander für einen Prozeß verantwortlich, in dem alle wachsen«²³.

Bubers Verdienst ist es, die Geschichten für Juden und Nichtjuden gesammelt und in gewisser Weise gerettet zu haben. Die Veröffentlichung dieser Geschichten ist nicht

¹⁸ STÖGER 2008, [Anm. 1], 23.

¹⁹ BUBER, Martin (1949): Die Erzählungen der Chassidim, Zürich: Manesse, 19.

²⁰ MILLER, Eleonore Beck/Gabriele (1993): Ich führe ein Gespräch. Ein Martin Buber Lesebuch, Hildesheim: Bernward Verlag, 30.

²¹ BUBER, Martin (1949): Gog und Magog. Eine chassidische Chronik, Gerlingen: Lambert Schneider, 292.

²² (ebd., 427).

²³ FREIRE, Paulo (1973): Pädagogik der Unterdrückten, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 64.

zuletzt unter dem Aspekt der Suche nach den Wurzeln zu verstehen. Buber war kein orthodoxer Jude, auch kein Chassid. Ein Buchtitel wie »Mein Weg zum Chassidismus« (1918) kann diesbezüglich missverständlich wirken. Ben-Chorin: »Buber wollte nie den Chassidismus als solchen propagieren, sondern der Chassidismus war ihm ein eindrückliches Beispiel für eine lebensverbundene Art der Frömmigkeit, welche die unheilvolle Scheidung in sakrale und profane Gebiete (»Raum und Kirche«) durch Einheiligung des ganzen Lebens überwunden hatte. Buber sah hier eine Möglichkeit, die auch in andere Lebensformen transponiert werden konnte«²⁴.

Martin Buber erzählt wie er in Schritten zum Chassidismus kam. Zionismus, das war der **erste Schritt**²⁵. »Daß mich der Zionismus erfaßte und dem Judentum neu angelobte, war [...] nur der erste Schritt. Das nationale Bekenntnis allein verwandelt den jüdischen Menschen nicht; er kann mit ihm ebenso seelenarm, wenn auch wohl nicht ebenso haltlos sein wie ohne es. Wem es aber nicht ein Genügen, sondern ein Aufschwung, nicht eine Einfahrt in den Hafen, sondern die Ausfahrt aufs offene Meer ist, den vermag es wohl der Verwandlung zuzuführen. So ist es mir ergangen«²⁶.

Dann kam ein **zweiter Schritt**: »Ich bekannte mich zum Judentum, ehe ich es recht eigentlich kannte. So wurde denn dies, nach einigem Umhertappen, mein zweiter Schritt: das Erkennenwollen. Erkennen – damit meine ich nicht eine Aufspeicherung anthropologischer, historischer, soziologischer Kenntnisse, so wichtig diese auch sind; ich meine das unmittelbare Erkennen, das Aug-in-Auge-Erkennen des Volkstums in seinen schöpferischen Urkunden. Auf diesem Weg kam ich zum Chassidismus«²⁷.

Der **dritte Schritt** ist so beschrieben: »Ich hatte mein Hebräisch, das dem Knaben ans Herz gewachsen war, in der Welt des Wirrsals vernachlässigt. Nun erwarb ich es mir neu. Ich begann, es in seinem Wesen zu erfassen, das wohl in keine andere, zumindest in keine abendländische Sprache adäquat übertragen werden kann«²⁸. „Ich begann es in seinem Wesen zu erfassen...«. Welcher Unterschied bestünde dies fragend auszudrücken: »Ich begann es in meinem Wesen zu erfassen...?«²⁹

Der **vierte Schritt** hat mit dem Lesen, in seiner ureigentlichen Bedeutung von Sammeln, zu tun: »Und ich las – las, erst immer wieder von spröder, ungestalter Materie abgestoßen, allmählich die Fremdheit überwindend, das Eigne entdeckend, das Selbst anschauend, mit wachsender Andacht. Da war es, daß ich, im Nu überwältigt, die chassidische Seele erfuhr. Urjüdisches ging mir auf, im Dunkel des Exils zu neubewußter Äußerung aufgeblüht: die Gottesebenbildlichkeit des Menschen als Tat, als Werden, als Aufgabe gefaßt«³⁰.

²⁴ BEN-CHORIN, Schalom (1978): Zwiesprache mit Martin Buber. Erinnerungen an einen großen Zeitgenossen, Gerlingen: Bleicher, 33.

²⁵ WOLF, Siegbert (1992): Martin Buber zur Einführung, Hamburg: Junius, 61.

²⁶ BUBER, Martin (1963): Mein Weg zum Chassidismus, in: Martin Buber: Werke (W) Dritter Band – Schriften zum Chassidismus, München-Heidelberg: Kösel und Lambert Schneider, 967.

²⁷ (ebd.).

²⁸ (ebd.).

²⁹ (ebd.).

³⁰ (ebd.).

»Und dieses Urjüdische war ein Urmenschliches, der Gehalt menschlichster Religiosität. Das Judentum als Religiosität, als »Frömmigkeit«, als Chassiduth ging mir da auf. Das Bild aus meiner Kindheit, die Erinnerung an den Zaddik und seine Gemeinde stieg empor und leuchtete mir: ich erkannte die Idee des vollkommenen Menschen. Zugleich wurde ich des Berufs inne, sie der Welt zu verkünden«³¹.

Der **fünfte Schritt** beginnt mit der Lernzeit, einer Zeit strenger Disziplin: „Erst aber kam die Zeit des Studiums. Ich zog mich, sechszwanzigjährig, für fünf Jahre von der Tätigkeit in der zionistischen Bewegung, vom Artikelschreiben und Redenhalten, in die Stille zurück, ich sammelte, nicht ohne Mühe, das verstreute, zum Teil verschollene Schrifttum, und ich versenkte mich darin, Geheimnisland um Geheimnisland entdeckend“ (ebd.).

Bubers Leistung bestand im Sammeln, im Übersetzen und Nacherzählen, in allen Facetten der Edierung. Aber nicht nur darin bestand sie. Buber musste sich in die teilweise sehr fragmentarischen, dann auch wieder durch spätere Erzählschichten überfremdeten Geschichten einlesen, musste eben diese Schichten auch als solche erkennen und ihren Kern freilegen. Spürend und nachsinnend geht er an das Werk. Das Nacherzählen wird hier zu einer wahren Kunst. Buber ist nicht als unverbindlich-neutraler Historiker ans Werk gegangen, sondern als ein Betroffener und Begeisterter. Dies scheint bei ihm durch. So wirken die Erzählungen über ihn und die damalige Zeit hinaus³².

Mit den **»Geschichten des Rabbi Nachman« (1906) und mit dem Buch »Die Legende des Baalschem« (1908)** hat die große Aufgabe begonnen, den chassidischen Schatz an Erzählungen für die Nachwelt zu bewahren. Bubers Auffassung von Chassidismus blieb nicht unwidersprochen. Gerschom Scholem kritisierte, dass Buber sich zu sehr auf die heilige Anekdote beschränkt habe und zu wenig das Lehrgebäude, das theoretische Schrifttum, tradiert habe. Für Buber sind die Anekdoten und Aphorismen Dokumente gelebten Lebens und so hat sich die Auswahl danach gerichtet. Er verteidigt seine Auswahl so: »Ich habe gewählt, was ich gewählt habe, vielmehr: ich habe es durch mein Herz wie durch ein Sieb gehen lassen, weil hier ein Weg ist, ein nur eben zu ahnender, aber ein Weg...«³³.

Die machtvolle religiöse Bewegung im osteuropäischen Judentum, die im 18. Jahrhundert ihren Ausgang nahm und unter dem Namen Chassidismus bekannt geworden ist, hat in einer fast unübersehbaren Fülle von legendären Erzählungen ihren Niederschlag gefunden. Diese teils mündliche, teils schriftlich niedergelegte Überlieferung blieb lange Zeit eine ungefüge Masse sozusagen ungeformten Materials, ohne Anspruch auf literarische Gültigkeit. Es ist das Verdienst Martin Bubers, die chassidischen Legenden nicht nur gesammelt, sondern auch sprachlich geformt und

³¹ (ebd., 968).

³² Martin Buber war natürlich nicht der einzige, der sich mit dem Chassidismus beschäftigt hat. An dieser Stelle soll Bubers Freund und solidarisch-wohlwollender Kritiker Gerschom Scholem erwähnt werden, ein Forscher jüdischer Mystik, der lange vor Buber nach Palästina auswanderte. Auch M. J. Bin Gorion's (1865–1921) Sammeltätigkeit sei angefügt.

³³ STÖGER 2008, [Anm. 1], 34.

philosophisch durchleuchtet zu haben. Peter Stöger hat einen guten Versuch gemacht, einige Charakteristika chassidischer Erzählungen zu erforschen³⁴.

1. Die Erzählungen der Chassiden lassen sich nicht kategorisieren. Man kann nur Themen, Leitlinien des Frage-Antwortspiels zwischen Lehrer und Schüler herausarbeiten. Die Schüler, die die Geschichten rund um ihre Zaddikim tradierten, berichteten das, was auf sie wirkte. »Was wir ihrem Bericht zu entnehmen vermögen, ist somit nicht eine Tatsache der Psychologie allein, sondern eine des Lebens. Begeisterndes geschah, und es wirkte, wie es wirkte ...«³⁵.

2. Die chassidischen Geschichten haben einen lehrhaften, humoristischen Charakter und sind auch »pädagogische Geschichten«.

Der Berditschewer sah einen auf der Straße eilen, ohne rechts und links zu schauen. »Warum rennst du so?« fragte er ihn. »Ich gehe meinem Erwerb nach«, antwortete der Mann. »Und woher weißt du«, fuhr der Rabbi fort zu fragen, »dein Erwerb laufe vor dir her, dass du ihm nachjagen musst? Vielleicht ist er dir im Rücken, und du brauchst nur innezuhalten, um ihm zu begegnen, du aber fliehst vor ihm?«³⁶.

3. Die Geschichten sind in den Tagesablauf eingebettet. Sie ranken sich um den Zaddik, den Rebbe, um das Lehrhaus, um den Sabbat, der wie eine Königin empfangen, begleitet und verabschiedet wird. Fröhlich und ehrfurchtsvoll wird mit der Thora umgegangen. Sie ist eine Braut und mit ihr wird auch getanzt. »Die Welt ist abgerundet, die Zeit ist nicht mehr wichtig, und so überrascht es nicht, wenn der Friedhof das »Haus des Lebens« ist, denn das Hiersein ist nur die kurze Station vor dem Dortsein, wo man hingehört«.

4. Die Geschichten atmen Heiterkeit und die Bereitschaft, den Menschen dort so anzunehmen, wo und wie er sich eben befindet.

All die Geschichten tragen Fragen und Motive, die mit Ambivalenz, Sublimierung, Entdeckung von Verschüttetem, mit dem Annehmen von sich selbst, mit der paradoxen Intention und mit der Sinnfrage zu tun haben. Und es überrascht nicht: Die Psalmen, die Epen und religiösen Erzählungen aller Weltreligionen, die Mythen, Märchen, Legenden und Sagen aller Kulturkreise tragen diese Momente in den ihnen jeweiligen zeit-, religions-, sozial- und kulturgeschichtlichen Färbungen, Deutungen und Bedeutungen.

5. Die Erzählungen leben von der Lebensfreude. Sie erzählen von der Verbindung von Heiligem und Weltlichem im Beten und im Lernen.

Die chassidische Bewegung erregte sowohl in den geistigen wie in den »einfachen« Menschen, die ihr anhängen, eine Freude an der Welt, wie sie ist, am Leben, wie es ist, an jeder Stunde des Lebens in der Welt, wie diese Stunde ist. Diese Freude kommt auch im gemeinsamen Leben der Schüler zum Ausdruck. »Die gemeinsame Bindung an den Zaddik und an das göttliche Leben, das er vertritt, bindet sie anein-

³⁴ STÖGER 1996, [Anm. 12], 95–114; vgl. STÖGER, Peter (2003): *Martin Buber. Eine Einführung in Leben und Werk*. Tyrolia – Innsbruck – Wien: Verlagsanstalt Tyrolia, 72–88; vgl. STÖGER 2008, [Anm. 1], 36–42.

³⁵ STÖGER 2003, [Anm. 34], 73.

³⁶ BUBER 1949, [Anm. 20], 361.

ander, nicht bloß in den Feierstunden des gemeinsamen Gebets und des gemeinsamen Mahls, sondern auch mitten im Alltag. In begeisterter Freude trinken sie einander zu, singen und tanzen miteinander, erzählen sich abstruse und tröstliche Wundergeschichten; aber sie helfen auch einander und setzen sich füreinander ein, und ihre Bereitschaft füreinander kommt aus derselben tiefen Quelle wie ihre Begeisterung«³⁷.

6. Die Erzählungen leben von der Rede. Die Geschichten sind Redebilder. Sie zeigen sich noch unversteckt und wirken direkt. »Das erzählende Wort ist mehr als Rede, es führt das, was geschehen ist, faktisch in die kommenden Geschlechter hinüber, ja das Erzählen ist selber Geschehen, es hat die Weihe einer heiligen Handlung [...] Nach chassidischem Glauben ist das göttliche Urlicht in die Zaddikim eingeströmt, es strömt aus ihnen in ihre Werke ein, und aus diesen strömt es in die Worte der Chassidim, die sie erzählen ... Aber die Erzählung ist mehr als eine Spiegelung: Die heilige Essenz, die in ihr bezeugt wird, lebt in ihr fort. Wunder, das man erzählt, wird von neuem mächtig. Kraft, die einst wirkte, pflanzt im lebendigen Worte sich fort und wirkt noch nach Generationen«³⁸.

Man bat einen Rabbi, dessen Großvater ein Schüler des Baalschem gewesen war, eine Geschichte zu erzählen. »Eine Geschichte«, sagte er, »soll man so erzählen, dass sie selber Hilfe sei«. Und er erzählte: »Mein Großvater war lahm. Einmal bat man ihn, eine Geschichte von seinem Lehrer zu erzählen. Da erzählte er, wie der heilige Baalschem beim Beten zu hüpfen und zu tanzen pflegte. Mein Großvater stand und erzählte, und die Erzählung riss ihn so hin, dass er hüpfend und tanzend zeigen musste, wie der Meister es gemacht hatte. Von der Stunde an war er geheilt. So soll man Geschichten erzählen«³⁹.

7. Das dialogische Moment als Charakteristikum. Es kommt vielgestaltig zum Ausdruck. Zum Beispiel in den Antwortsprüchen. Buber erklärt es so: »Der Lehrer, der Zaddik wird gefragt, nach der Bedeutung eines Schriftverses, nach dem Sinn eines Brauchs, er gibt Auskunft, und indem er sie gibt, lehrt er mehr, als der Fragende zu lernen hoffte«⁴⁰. Die Geschichten erzählen vom Dialog mit Gott und von Gottes Dialog mit dem Menschen, von der Einung zu Gott, die das Ziel jedes Tuns ist. Das Leben selbst wird zum Dialog. Im dialogischen Verhältnis stehen Frage und Antwort in einem besonderen Bezug. Das Antworten erfolgt oft auf einer Ebene, die der Fragende nicht erwartet. Das Überraschende kann Inhalt wie Mimik oder Sprachmelodie betreffen. Auch »Nicht-Antworten« kann eine spezifische aktive Form zu antworten sein.

8. Sie berichten vom Besorgtsein. Von Nöten ist auch ein großer Zaddik nicht ausgenommen. Im Gegenteil, die Geschichten erzählen, wie gerade er hart, und das immer wieder, vor die Entscheidung des rechten Weges gestellt ist. Die Geschichte von Sussja und seiner Frau zeigt dies:

Sussjas Frau war ein zänkisches Weib und lag ihm beständig in den Ohren, er solle sich von ihr scheiden lassen, und sein Herz war schwer von ihrer Rede. Eines

³⁷ (ebd., 27).

³⁸ (ebd., 6).

³⁹ (ebd.).

⁴⁰ (ebd., 11).

Nachts rief er sie an und sprach zu ihr: »Sieh her!« Und er zeigte ihr, dass sein Kissen ganz feucht war. Dann sprach er weiter zu ihr: »Es steht geschrieben in der Gemara: Wer sein erstes Weib vertreibt, der Altar selber vergießt Tränen über ihn. Von diesen Tränen ist das Kissen durchnässt. Und nun, was willst du noch? Willst du noch den Scheidebrief?« Von diesem Augenblick an wurde sie still. Und als sie still geworden war, wurde sie froh. Und als sie froh geworden war, wurde sie gut⁴¹.

9. Die Geschichten sind Beispiele existenziellen Lernens. Solches geschieht überall dort, wo Dialog und Bewusstseinsbildung ineinander gehen. Das Lehrer-Schülerverhältnis ist unter eben diesem Aspekt des existenziellen Lernens zu sehen. Lehrer und Schüler brauchen sich und unterstützen sich. Erfolge des Zaddiks hängen nicht nur wesentlich von den Chassidim ab, sie begründen sie erst. Der Zaddik ist die »begeisterte Mitte«. Sofern nun Erfolg überhaupt die richtige Vokabel ist, so begründet er sich im Akt solidarischen Lebens⁴².

Und dieses Leben kann Wundersames hervorbringen. Der Zaddik unterrichtet nicht. Sein Tun, sein »Sein, wie er ist« wirkt. Buber sieht im Zaddik keinen Mönch, der etwas vermittelt, sondern jemanden »der der allmenschlichen, allzeitlichen Heilsaufgabe gesammelter als die andern zugewandt ist, dessen Kräfte geläutert und geeinigt sich auf das eine Obliegende richten...«⁴³.

Lebendig wird hier der Grundgedanke des Lernens am Vorbild. Das Leben selbst wirkt handlungssikonisch, es ist erzieherisch programmatisch.

10. Die Geschichten provozieren. Sie werfen den Leser zurück, dorthin, wo er sich am wenigsten sucht: zu sich. Sie werfen zurück, dorthin, wo die Ferne am größten ist, so groß, dass ein Hinkommen kaum möglich ist: zu sich.

Jeder findet eine Geschichte, seine Geschichte. Jeder kann gerade die Geschichte finden, die er jetzt braucht. So wirken die Geschichten auch unterschiedlich, gemessen an Lebensaltern, Zeiten und Situationen. Die Themen sind die wiederkehrenden Lebensthemen – zeitlos.

Literaturverzeichnis

- Ben-Chorin, Schalom. Zwiesprache mit Martin Buber. Erinnerungen an einen großen Zeitgenossen, Gerlingen: Bleicher, 1978.
- Buber, Martin. Die Erzählungen der Chassidim, Zürich: Manesse, 1949.
- Buber, Martin. Gog und Magog. Eine chassidische Chronik, Gerlingen: Lambert Schneider, 1949.
- Buber, Martin. Mein Weg zum Chassidismus, in: Martin Buber: Werke (W) Dritter Band – Schriften zum Chassidismus, München-Heidelberg: Kösel und Lambert Schneider, 1963.
- Dohrn, Verena. Mythos Galizien, in: Galizien. Fotografien von Guido Baselgia. Mit einem Essay von Verena Dohrn, Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag, 1993.

⁴¹ (ebd., 386).

⁴² STÖGER 2003, [Anm. 34], 85.

⁴³ (ebd.).

- Dohrn, Verena. Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europas, Frankfurt a. M. : S. Fischer Verlag, 1993.
- Freire, Paulo. Pädagogik der Unterdrückten, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 64. 1973.
- Friedman, Maurice. Begegnung auf dem schmalen Grad. Martin Buber – ein Leben, Münster: Agenda Verlag, 25, 1999.
- Haumann, Heiko. Geschichte der Ostjuden, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 37, 1998.
- Miller, Eleonore Beck/Gabriele. Ich führe ein Gespräch. Ein Martin Buber Lesebuch, Hildesheim: Bernward Verlag, 30, 1993.
- Stöger, Peter. Martin Buber. Der Pädagoge des Dialogs. Einblicke und Ausblicke unter besonderer Berücksichtigung von »Ich und Du« und »Erzählungen der Chassidim«. Mit einem Geleitwort von Helmwart Hierdeis, Szombathely: Savaria University Press, 1996.
- Stöger, Peter. Martin Buber. Eine Einführung in Leben und Werk. Tyrolia – Innsbruck – Wien: Verlagsanstalt Tyrolia, 2003.
- Stöger, Peter. Der Europäer Martin Buber und Galizien, in: Gegenwärtige Probleme der Germanistik in der Ukraine, Drohobytsch: Surma Verlag, 2008.
- Wolf, Siegbert. Martin Buber zur Einführung, Hamburg: Junius, 1992.

Schlüsselwörter

Martin Buber, Chassidismus, chassidische Erzählungen, chassidische Botschaft, Interpretation.

Abstrakt

Martin Buber: the interpretation of the hasidic message

This article analyses political and socio-economic causes of the beginning of a great religious movement in Eastern European Judaism, which arose in the 18th century in today's Ukraine (in Bukovyna, the Carpathian mountains, Eastern Galicia, Podillia and Volyn), and which is known under the name of Hasidism.

The report focuses on Martin Buber's way to Hasidism, his reflections on Hasidism, the achievements of Buber in collecting, translating, and his chaste literary composition of Hasidic stories, which had long remained a blurred mass of unformed material with no literary value. The article presents the characteristics of these stories and Buber's attitude to them.

Key words

Martin Buber, Hasidism, Hasidic stories, Hasidic message, interpretation.

Linguokulturelle Dominante BROT in den phraseologischen und parömiologischen Einheiten der deutschen, russischen und englischen Sprache

Einleitung: Kulturbezogene Linguistik und Forschungsstand

Die Sprache ist im Allgemeinen als Kulturphänomen zu betrachten. Kultur ist ein dynamisches Konzept, dessen diskursive Erzeugung u. a. der Verortung und Identifikation von Gruppen und Individuen, der Herstellung, Aufrechterhaltung und der Modifikation gesellschaftlicher Wertvorstellungen und Normen dient. Die inhaltliche Bestimmung dessen, was jeweils unter Kultur verstanden wird, ist variabel, kontext- und situationsabhängig (Hornscheidt 2003). Ohne Sprache ist Kultur nur sehr begrenzt denkbar. Die kulturwissenschaftliche Linguistik ist eine interdisziplinäre Linguistik und Kulturwissenschaft, die – abhängig vom jeweiligen Untersuchungsobjekt – für die Beschreibung von Sprachkulturen und ihren Wechselbeziehungen (Kuße 2012: 19) auch in der Phraseologie und Parömiologie Anknüpfung findet. Der Begriff *Kultur* gehört somit zu den Schlüsselbegriffen, die in der Linguistik insbesondere mit der Analyse von phraseologischen und parömiologischen Einheiten verbunden sind. Gerade in diesen Einheiten kommt die nationale Identität eines Volkes zum Ausdruck.

Die kulturwissenschaftliche Linguistik knüpft an Pauls Überzeugung an, dass die Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft und deshalb immer auch eine historische Wissenschaft ist (Paul (1920: 5, 21), Földes (2003: 13)). Diese Überzeugung ist für unsere Problematik nicht unwichtig. Die Etymologie der zu analysierenden Phraseologismen und Parömien gewährt uns einen Einblick nicht nur in die Kultur, sondern auch in die Geschichte der jeweiligen Völker.

Der amerikanische Linguist und Kulturwissenschaftler Sapir definierte *Kultur* als sozial geerbte Gesamtheit von praktischen Ideen, die die Lebensweise eines Volkes charakterisieren (Sapir 1999: 185).

Uns interessiert der linguokulturelle Aspekt der Kultur, der die Fähigkeit der Zeichen hervorhebt, das kulturelle Bewusstsein eines Volkes zu schildern, das als Grundlage seiner Mentalität zu betrachten ist und im Sprachgebrauch zum Ausdruck kommt. Der Problematik der Phraseologismen und Sprichwörter im modernen Sprachgebrauch gebührt nämlich besondere Aufmerksamkeit. In der Monographie von Geister und Marek (2010) wurden Sprichwörter beim deutsch-anderssprachigen Vergleich in Bezug auf ihre Welt konstituierende Funktion betrachtet, mit anderen Worten: in Bezug auf die Funktion, die den Menschen die Orientierung in der Welt

erleichtert. Zu solchen Sprichwörtern gehören auch kulinarische Redewendungen, die in dieser Monographie vorkommen: *Wes Brot ich esse, des Lied ich singe*; *Salz und Brot macht Wangen rot*; *Margarine aufs Brot schmieren* (in der Bedeutung *die Kosten stark reduzieren*) u. a.

Meine Hypothese beruht darauf, dass die Phraseologismen und Parömien mit der Dominante BROT in der deutschen, russischen und englischen Sprache oft verschiedene Werte aufweisen, weil die Deutschen, Russen und Engländer unterschiedliche Mentalitäten haben.

Materialien und Methoden

Als Untersuchungsmethode beschreibe ich wie Skiba (1998) „das Verfahren, das zwischen Daten- und Ergebnisdarstellung für die Begründung von erreichten Zielen angewandt wird“. Die analytische Beschreibungsmethode, von der ich im vorliegenden Beitrag Gebrauch gemacht habe, sieht die Analyse des Materials mit weiterer Verallgemeinerung der Ergebnisse vor.

Bei der Untersuchung stehen wir vor den folgenden zwei Aufgaben:

1. Materialauswahl,
2. Materialbeschreibung.

Als Quelle des Korpus dienten Inhalte deutscher, russischer und englischer phraseologischer Wörterbücher und Sprichwörterbücher, sowohl elektronische als auch im Papierformat (Agricola (1992), Friederich (1976)). Ich habe die Wörterbücher der wahlfreien Stichprobenziehung unterzogen. Das Ziel war, Sprichwörter mit der Dominante BROT zu finden. Die lexikographische Auswahl solcher Sprichwörter wurde mit den anderssprachigen Redewendungen mit der Dominante BROT verglichen. Dabei habe ich die Methode der Sprachmittlung benutzt. Mit Hilfe dieser Methode werden verschiedensprachige Parömien mit dem Instrument der Sprache erklärt. Es sei betont, dass die Sprachmittlung keine Übersetzung, sondern mehr als eine Übersetzung ist. Das Ziel der Sprachmittlung ist, die Kommunikation zu ermöglichen. Teilweise wurden Entsprechungen festgestellt, teilweise Sprichwörter gefunden, die nur für eine Kultur typisch sind. Meine Untersuchung habe ich mit einer etymologischen Analyse der gefundenen Einheiten ergänzt. Dabei wurden phraseologische Korpora in drei Sprachen untersucht. Zur Prüfung meiner Hypothese wurden auch Parömien mit der Dominante BROT aus mehreren Sprachen herangezogen. Die Analyse erlaubte mir, die Hauptbedeutungen der Dominante BROT in verschiedensprachigen Phraseologismen und Parömien festzustellen.

Zum Begriff der *Parömie* und des *Sprichworts*

Jedes Volk hat eigene Kulturcodes, zu denen insbesondere Phraseologismen und Parömien gehören. Der Begriff *Parömie* wird in dieser Studie als Oberbegriff zu Sprichwörtern und Sprüchen mit beherrschendem bzw. didaktischem Sinn verstanden.

Solche Redewendungen haben grammatikalische Satzstruktur und werden in direkter und übertragener Bedeutung gebraucht.

Der Begriff *Parömie* ist griechischer Herkunft und bedeutet übersetzt *Spruchwort*, *Denkspruch* (Duden 1989: 1123). Das Sprichwort ist ein Satz mit einem belehrenden Sinn, der Spruch dagegen ist eine Redewendung, die man leicht mit anderen Worten sagen kann. Das Kriterium des moralischen Aspekts eines Sprichworts steht bei Coulmas im Vordergrund (Coulmas 1981). Die satzförmige Struktur eines Sprichworts ist ein Definitionskriterium, hinsichtlich dessen in der Parömiologie eine Übereinstimmung besteht. Dabei können die Sprichwörter sowohl eine Parataxe als auch eine Hypotaxe darstellen.

Phraseologismen und Parömien sind Vermittler und Hüter der Informationen, die von der Menschheit gespeichert wurden, und schildern die Besonderheiten der Mentalität einzelner Völker, da die meisten von ihnen verbal ausgedrückte Stereotype des Volksbewusstseins sind. Ihre Bedeutungen sind eng mit dem Hintergrundwissen der Vertreter der Kultur und den kulturhistorischen Traditionen des Volkes verbunden. Als Dominanten der Phraseologismen und Parömien gelten die Kulturcodes, die die verschiedensten Lebensseiten der Völker betreffen, darunter Lebensmittel und Getränke.

In Sprichwörtern wird Erfahrung eines Volkes fixiert, gespeichert und übertragen. Auch frühere Erfahrungen eines Volkes finden sich in Sprichwörtern wieder. Im vorindustriellen Europa haben die Sprichwörter vor allem Bauern benutzt. Das gleiche gilt auch für die Bildung des russischen parömiologischen Fonds, weil die russische Bevölkerung größtenteils bäuerlich war. Es sei betont, dass die Autoren solcher Parömien meistens unbekannt bleiben.

Die Bildung des parömiologischen Fonds beeinflussen Entlehnungen aus anderen Sprachen, vor allem aus dem Lateinischen und dem Griechischen.

Eine andere wichtige Quelle der Parömien ist die Bibel, die im Mittelalter von breiten Massen gelesen wurde, und viele ihrer Gedanken wurden zum Teil öffentlichen Bewusstseins, so dass heute nur Fachleute die biblische Herkunft dieser oder jener Parömie kennen.

Oft bereichern den parömiologischen Fonds Schriftsteller. In solchem Fall sprechen wir von schriftstellerischen Parömien.

Die russischen Sprichwörter sind oft mit Folklore verbunden, und zwar mit Märchen. In der russischen Sprache sind auch übersetzte Sprichwörter vorhanden. Einen wesentlichen Einfluss hat auf die russischen Sprichwörter der Domostroj ausgeübt – der Codex alter Regeln, Sitten und Legenden.

Das Konzept BROT und seine Rolle in der Kultur der Völker

Kulinarische Phraseologismen und Parömien sind unentbehrlich bei der Untersuchung der Kultur des Volkes.

Die Einheit BROT ist eine linguokulturelle Dominante, die in jeder Kultur vorhanden und dementsprechend universell ist. Die Übersicht der Geschichte des Konzepts

BROT zeigt, dass überall in Eurasien, in allen hier vorhandenen Zivilisationen BROT als Gesamtbegriff des Essens das wichtigste Lebensmittel bei den meisten Völkern des Altertums existierte. Davon zeugen alle berühmten Denkmäler der Weltkultur von den Aufschriften des 12. Jh. v. Chr. auf Kreta und in Mykene über Homer bis zur Bibel.

Die Etymologie des Wortes BROT zeugt davon, dass dieses Wort schon im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen in der Form *brōt*, im Altniederdeutschen in der Form *brōd* existierte. Das deutsche Wort ist mit dem englischen *bread* verwandt (Wasserzieher 1979: 37). Das englische Wort *bread* ist mit dem Altsländischen *brauð* verwandt. Das russische Wort *хлеб* gilt als allgemein slawische Entlehnung aus den germanischen Sprachen (vgl. im Gotischen *hlaifs*). Es gibt auch die Annahme, dass dieses Wort ureigen sowohl für slawische, als auch für germanische Sprachen sein kann. Die moderne Form entstand aus dem Altrussischen „*хлѣбъ*“ nach der Entwicklung von *ѣ* zu *e* (Schanskij / Iwanow / Schanskaja 1971: 477).

Laut der Bundesrichtlinie für Brot (1984: 7) „wird Brot ganz oder teilweise aus Getreide und/oder Getreideerzeugnissen meist nach Zugabe von Flüssigkeiten und anderen Lebensmitteln durch Kneten, Formen, Lockern und Backen des Brotteiges hergestellt und enthält weniger als 10 Gewichtsanteile Fett und / oder Zuckerarten auf 90 Gewichtsanteile Getreide und / oder Getreideerzeugnisse“. In Deutschland werden Brote mit über 60 Bezeichnungen verkauft, z. B.: Weizenbrot, Roggenmischbrot, Pumpernickel, Rosinenbrot, Altmärkerbrot, Westfälischer Bauernstuten u. a.

Das Konzept BROT ist schon viele Jahrhunderte lang eines der Grundkonzepte der russischen Kultur und der russischen Sprache, das zu den Konstanten der russischen Kultur gehört, die in alten Ritualen und Kulturtabus sowie in der Parömiologie weit verbreitet sind. Das nicht gegessene Brot wegzuworfen ist tabuiert und gilt als Sünde. Die armen Leute betteln in Russland für ein Stück Brot.

Die komplexe linguokulturelle Beschreibung der Struktur, der Ethnokultur und der Semantik des Konzeptes BROT ermöglicht zu schließen, dass es als eine kulturelle und sprachliche Konstante, genau in der Mitte der Konzeptosphäre der russischen Sprache ist. In der russischen geistigen Kultur, sowohl in Büchern als auch im Volksmunde, in der nationalen Mentalität und im Alltag trägt das Konzept BROT nicht nur die Bedeutung der natürlichen Lebenssicherung, sondern auch das ganze Spektrum von Bedeutungen des geistigen Lebens des russischen Volkes.

Das Konzept BROT gehört auch zu den Konstanten der englischen Kultur. Seit der Zeitperiode der Besiedlung von Britischen Inseln durch Kelten entwickelte sich die Landwirtschaft, weswegen zu einem der Grundnahrungsmittel der Briten die getreideartigen Kulturen wurden. Gerade sie wurden vom Volk als Grundlage des Lebens und wichtigste Bedingung des Überlebens und Wohlstandes verstanden. Das führte zur Mythologisierung, Sakralisierung und Symbolisierung des Brotes.

Das Wort BROT ruft in verschiedenen Ländern verschiedene Assoziationen hervor: Die Franzosen denken an ein Baguette, die Engländer suchen nach etwas leicht Toastbarem, die Amerikaner wollen einen schnellen Energieschub, und in vielen Ländern soll es einfach nur die Suppe aufsaugen. Für die Deutschen ist

Brot jedoch schon immer ein vollwertiges Nahrungsmittel gewesen, eine lang sättigende Mahlzeit¹.

4.1 Phraseologische und parömiologische Einheiten mit der Komponente BROT

Jesenšek (2011: 67) schreibt, dass Sprichwörter bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts relativ selten Gegenstand der metalexikographischen Forschung waren. Dies mag erstaunlich sein, da sie in den allgemeinen Wörterbüchern doch in der Regel verzeichnet sind und spezielle parömiologische Sammlungen in vielen Sprachen eine lange Tradition sowie Beliebtheit bei den Lesern haben. Eventuell stammt die älteste Sprichwortsammlung zum Wort BROT von Sébillot (1892).

Wir haben beschlossen, die linguokonzeptuelle Analyse des Essens gerade mit dem Sprichwort *Хлеб всему голова / Bread is the staff of life / Brot ist der Stab des Lebens* zu beginnen. Das genannte Sprichwort bedeutet, dass Brot der Urbeginn im Leben der Menschen ist, und nicht nur den biologisch natürlichen Wert hat, sondern auch einen geistigen. In der russischen Kultur gibt es kein Essen ohne Brot. Brot macht satt. Brot gehört fast zu jedem Gericht in der russischen Kultur. Das russische Wort *голова* wird mit der Hauptsache assoziiert. Das Sprichwort *Brot ist der Stab des Lebens* wird dem Schriftsteller Swift (1667–1745) zugeschrieben und gilt als schriftstellerisches Sprichwort. Gerade darauf ist vielleicht das Fehlen des wörtlichen Äquivalents in der ungarischen Sprache zurückzuführen². Es gibt aber im Ungarischen ein ähnliches Sprichwort: *bor, búza, szalonna, égnek fő adománya* (Nagy 1999: 96) (*Wein, Weizen, Speck sind das wichtigste Geschenk des Himmels*). Weizen wird mit dem Brot assoziiert und ist deswegen die Grundnahrung, Symbol der Fruchtbarkeit und Reichhaltigkeit.

In den zu untersuchenden Sprachen gibt es Sprichwörter, die keine Analogie in den Vergleichssprachen haben, wie z. B.: *Проголодаешься, так хлеба найтти догадаешься / Hunger teaches us many things*. Ins Deutsche wird das genannte Sprichwort wörtlich übersetzt, ungefähr so: *Beim Verhungern sucht man nach Brot*. In der Online-Version des Russisch-Deutschen Universalwörterbuchs (= RUW) gibt es aber eine andere Erklärung des russischen Sprichworts: „Etwas liegt zwar vor, ist jedoch durch ihre Auswahl unterdrückt“. Ich bin mit dieser Erklärung nicht einverstanden, wovon auch das englische Äquivalent des russischen Sprichworts zeugt. Im englischen Äquivalent fehlt die Komponente BROT, aber die Bedeutung deckt sich mit der des russischen. Das ungarische Sprichwort *kenyérhez jut* (wörtl.: ‚das Brot finden‘; übertragen: ‚die Arbeit bekommen‘) (Bárdosi 2012: 341) hat mich zu einer anderen Interpretation des Sprichworts gebracht: „Brauchst du Geld, findest du eine Möglichkeit zu verdienen“.

Übrigens wurde in Russland Hunger immer mit dem Fehlen an BROT assoziiert. Russland kennt Zeiten der Missernte, die zum *Hunger* führte, der ganze Gouverne-

¹ Vgl. <http://www.goethe.de/ins/gb/lp/prj/mtg/typ/bro/de4539763.htm> [Zugriff am 23.04.2017].

² Ich möchte mich herzlich beim Mitglied von Europhras Herrn Attila József Balácsi für die Liste der ungarischen Sprichwörter mit der Komponente BROT bedanken.

ments umfasste. Aus dem Grunde waren ganze Dörfer gezwungen, sich *auf der Suche nach Brot* an einem anderen Ort anzusiedeln. Mit der Missernte wurde vor allem die Roggenmissernte gemeint. Auf solche Weise symbolisiert das BROT Reichhaltigkeit, etwas, ohne das man nicht auskommen kann, vor allem in der russischen Kultur.

Von der Reichhaltigkeit zeugt auch der russische Phraseologismus *хлеб-соль*, der mit dem Ritual, Gäste zu bewirten, eng verbunden ist. Die Tradition, Gäste zu bewirten, hat tiefe Wurzeln. Das Doppelidiom *хлеб-соль* tritt als Symbol der Gastfreundschaft in der russischen Kultur. Hinter dieser Tradition steht die jahrhundertelange Geschichte des Kulturbenehmens. Die Gastfreundschaft bleibt in einzelnen Ländern sowohl ein Zeichen der Ehrung und Würdigung als auch friedliche und warmherzige Erscheinung. Dabei hat jede Komponente ihre eigene Bedeutung. BROT bedeutet Wohlergehen und Reichtum. SALZ spielt die Rolle eines Schutzamuletts. Es war nicht üblich, auf Brot und Salz zu verzichten. Es war so, dass ein Feind zum Freund wurde, wenn man ihm Brot und Salz zum Essen gab. In der deutschen Sprache wird dieses Doppelidiom als *Salz und Brot* übersetzt (dabei steht das *Salz* an erster Stelle) oder gerade *Gastfreundschaft*.

Die genannte Wortverbindung ist ein Teil des deutschen Sprichworts *Salz und Brot macht Wangen rot*. Die Komponenten *Salz* und *Brot* bedeuten Gesundheit, gesundes Essen und haben mit der Gastfreundschaft nichts zu tun. Ins Englische wird der Phraseologismus als *bread and salt* übersetzt (dabei steht *bread* an erster Stelle). BREAD bedeutet *kein Hunger* und *Fülle, Reichtum*. SALT bedeutet Luxus, ein „gewürztes“ Leben.

In der armenischen Sprache gibt es auch den Phraseologismus *Salz und Brot*: *սոլի հաղ* (mit SALZ an erster Stelle). Obwohl Armenien sehr gastfreundlich ist, hat dieser Phraseologismus mit der Gastfreundschaft nichts zu tun, sondern gilt als Charakteristik des Menschen: BROT steht für die Gutartigkeit, SALZ für die Würze, was auch eine positive Eigenschaft ist. Interessanterweise gibt es in der ungarischen Sprache Parömien mit der Komponente BROT, die auch zur Charakteristik des Menschen dienen, z. B.: *olyan, mint egy falat kenyér* bedeutet wörtlich *er ist wie ein Stück Brot*, d. h. *er ist sehr gutherzig* (Bárdosi 2012: 341), *kenyeres pajtás* bedeutet wörtlich *Brotfreund*, d. h. *Duzfreund* (Bárdosi 2012: 535).

Der russische Phraseologismus *хлеб-соль* ist ein Teil der Sprichwörter *с кем хлеб-соль водишь, на того и походишь; хлеб-соль ешь, а правду режешь; хлеб-соль вместе, а табачок врозь; без соли, без хлеба худая беседа; за хлебом-солью всякая шутка хороша* u. a.

Die erste Sprichwort (*с кем хлеб-соль водишь, на того и походишь*) hat in der russischen Sprache ein Synonym, auch mit der Komponente BROT: *Чей хлеб ешь, того и обычай теишь*. Das Sprichwort hat das deutsche Äquivalent, das schon am Anfang des Artikels erwähnt wurde: *Wes Brot ich esse, des Lied ich singe*. Es gibt auch ein englisches Äquivalent: *Whose bread I eat, his song I sing*. Hier können wir über zwischensprachliche lexikalische Varianten sprechen, weil die Sprichwörter dem Inhalt nach identisch sind und mindestens eine zwischensprachliche Invariante beim teilweise unterschiedlichen lexikalischen Bestand haben, wenn wir ein deutsches und ein englisches Äquivalent mit dem russischen vergleichen. Ins Englische

wird dieses Sprichwort in vier weiteren Varianten übersetzt, wobei sie keine Sprichwörter bilden und die Komponente BROT nicht enthalten: *a man is known by the company he keeps; evil communications corrupt good manners; he that lives with cripples learns to limp; who keeps company with the wolf, will learn to howl*. Diese Äquivalente übertragen die Bedeutung des Sprichworts sehr gut. Die zwei letzten Varianten erscheinen als Äquivalente des russischen Sprichworts *с волками жить – по-волчьи выть*.

In welcher Bedeutung tritt die Komponente BROT im ersten russischen Sprichwort (*с кем хлеб-соль водишь, на того и походишь*) auf? Höchstwahrscheinlich symbolisiert dieses Wort hier den Charakter des Menschen.

Im zweiten Sprichwort (*хлеб-соль ешь, а правду режь*) bedeutet BROT wiederum die Reichhaltigkeit. Im Altertum überreichte man den Ehrengästen und den besonderen Respektspersonen BROT und SALZ. Das Sprichwort gibt aber den Rat, unabhängig davon, in welcher Beziehung man mit den Menschen ist, ihnen die Wahrheit zu sagen. Das Sprichwort hat keinen schriftstellerischen Ursprung, kommt aber in Werken der russischen Schriftsteller Saltykov-Schtschedrin („*Сатиры в прозе*“ / „*Satyren in der Prosa*“), Tvardowsky („*Тёркин на том свете*“ / „*Tjorkin im Himmelreich*“) u. a. vor. Ins Englische wird das russische Sprichwort in neun verschiedenen Varianten übersetzt. Acht davon sind keine Sprichwörter und enthalten die Komponente BROT nicht: *call things by their proper names; call things by their true names; hit straight from the shoulder; please call a spade; say the truth and shame the devil; speak the truth and shame the devil; talk the truth and shame the devil; tell the truth and shame the devil*. Nur ein Äquivalent stellt ein Sprichwort mit der Komponente BROT dar: *this is bread and this is salt, and now be kind to speak your mind*. In der deutschen Sprache gibt es kein Äquivalent für dieses Sprichwort.

Im dritten Sprichwort (*хлеб-соль вместе, а табачок врозь*) symbolisieren die Komponenten BROT und SALZ Freundschaft, und die Komponente *Tabak* Geld. Das Sprichwort wird ins Englische fast wörtlich übersetzt: *bread and salt in common, but supply your own tobacco* oder *have in common salt and bread, but see to your own cigarette*. Im Deutschen wurde kein Äquivalent gefunden, Vermutlich soll man dieses Sprichwort auch nur wörtlich übersetzen. Ich meine, dass für die deutsche Mentalität solche Situation so selbstverständlich ist, dass es keine Volksweisheiten darüber vorhanden sind.

Das vierte Sprichwort mit dem Doppelidiom ХЛЕБ-СОЛЬ *без соли, без хлеба худая беседа* bedeutet, dass das schmackhafte Essen zur erfolgreichen Lösung eines Problems beiträgt. Dieses Sprichwort kommt beim russischen Schriftsteller Leskov vor. Das deutsche Äquivalent ist auch parömiologisch, aber ohne Komponente BROT: *Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen*. In der englischen Sprache gibt es kein Äquivalent für dieses Sprichwort.

Das letzte Sprichwort mit dem Doppelidiom ХЛЕБ-СОЛЬ *за хлебом-солью всякая шутка хороша* bedeutet Freundschaft, Frieden und Wohlergehen. Ins Deutsche und Englische ist dieses Sprichwort wörtlich zu übersetzen.

Beim Vergleich der russischen Sprichwörter mit der Komponente *хлеб-соль* mit den aserbajdschanischen mit der ähnlichen Komponente *дуз-чюряк*, wo *дуз* Salz

und *чуряк* Brot ist, wurde festgestellt, dass die Anzahl solcher Sprichwörter in der russischen Sprache größer ist als in der aserbaidtschanischen (Gussejnova 2012³).

Laut der Untersuchung von Gussejnova (2012) wurde festgestellt, dass die aserbaidtschanischen Sprichwörter mit der Komponente *дуз-чуряк* in Verfluchungen und Verschwörungen vorkommen, was für die russische Mentalität untypisch ist. Interessanterweise kommt auch das armenische Doppelidiom mit dieser Bedeutung in Verschwörungen vor.

Das russische Sprichwort *Не хлебом единым жив человек* hat ein englisches und ein deutsches Äquivalent: *Man shall not live by bread alone* und *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein*. Hier symbolisiert die Komponente BROT allgemein die Nahrung.

Im russischen Sprichwort *Каков у дела, таков и у хлеба* ist die Arbeit primär und sekundär der Verdienst. Manchmal wird dieses Sprichwort umgekehrt gebraucht: *Каков у хлеба, таков и у дела*. In diesem Fall ist der Verdienst primär, die Arbeit sekundär. Erstaunlicherweise gibt es im englischen Äquivalent die zweite Reihenfolge: *What is the bread, and such is the case*. Es gibt noch ein Äquivalent, wo die Komponente *bread* fehlt, aber das kulinarische Thema vorhanden ist: *Who eats with heart is a worker smart*. Das russische Sprichwort hat eine lexikalisch-syntaktische Variante *Какова обитель, таков и строитель* mit der ähnlichen Bedeutung. Im Deutschen sagt man *Am Neste kann man sehen, was für ein Vogel drin wohnt*.

Das russische Sprichwort *Свой хлеб слаще чужого калача* hat eine zwischensprachliche lexikalische Variante in der deutschen Sprache: *Besser eigenes Brot als fremder Braten* und eine zwischensprachliche lexikalisch-syntaktische Variante im Englischen: *Better is slice of bread and garlic eaten at one's own table than a thousand dishes eaten under another's roof*. Diese Sprichwörter demonstrieren unterschiedliche Werte in verschiedenen Kulturen. In der russischen Sprache wird *хлеб* dem *калач* gegenübergestellt. *Хлеб* kann oft einfach sein, *калач* ist dafür immer ein vollwertiges Brot. Das einfache eigene Essen ist besser als das reiche fremde. Braten ist an sich teurer als Brot. Hier symbolisiert *Braten* Reichlichkeit und *Brot* – Armut. Im englischen Sprichwort steht an der ersten Stelle die Einrichtung, nämlich Tisch, Teller und Haus. Das Essen ist hier nicht das Wichtigste.

Zwei weitere Beispiele illustrieren zwischensprachliche lexikalisch-syntaktische Varianten: *Без хлеба не обойдешься* / *No such thing as brown bread*; *Не спится – хлеб снится* / *The hungry man often talks of bread*. Die letzte Parömie hat eine Entsprechung in der polnischen Sprache: *Glodnemu chleb na myśli* (auch mit der Komponente BROT), die zwar wörtlich *Der Hungrige denkt an Brot* bedeutet, sich jedoch erstaunlicherweise auf erotische Kontexte bezieht. In der russischen Sprache hat diese Parömie mit der Erotik nichts zu tun, vielleicht aber ihre lexikalisch-syntaktische Variante *Голодной курице просо снится*. Es gibt übrigens ein deutsches Äquivalent dieses Sprichworts: *Der Lahme findet überall Krücken*.

Grzybek / Chlosta / Roos haben ein Beispiel der lexikalischen Variation angeführt: *Half a loaf is better than no bread = is better than none (no bread vs. none)* (1994: 244).

³ Vgl. <http://moluch.ru/conf/phil/archive/28/2587/> [Zugriff am 10.11.2016].

Fazit

In meiner Untersuchung habe ich die russischen Phraseologismen und Sprichwörter mit der Dominante BROT mit den deutschen und englischen Äquivalenten verglichen, die eine ähnliche Bedeutung haben. An Hand aller Beispiele ist zu schließen, dass zwar jedem Volk eigentümlich ist, was auch in den Redewendungen mit der Dominante BROT zum Ausdruck kommt, gibt es auch viele Ähnlichkeiten. Zur Bestätigung dieser Hypothese habe ich außer Russisch, Deutsch und Englisch auch Ungarisch, Polnisch, Armenisch und Aserbaidschanisch herangezogen.

Mit Hilfe der Sprachmittlung habe ich die Bedeutungen der Phraseologismen und Sprichwörter situationsgetreu und sinngerecht übermittelt.

Es wurde festgestellt, was im Konzept BROT steckt. Praktisch in allen Sprachen ist BROT Symbol der Fruchtbarkeit und Reichhaltigkeit. Die Unterschiede sind bei der Interpretation der konkreten Phraseologismen und Sprichwörter in verschiedenen Sprachen festzustellen. Es stellte sich heraus, dass ein Äquivalent aus einer anderen Sprache zu einer neuen Deutung der ursprünglichen Redewendung führen kann. Somit ist die Hypothese, dass die Redewendungen mit der Dominante BROT in verschiedenen Sprachen verschiedene Werte bedeuten, bestätigt.

Es sei vorangestellt, dass in meine Untersuchung nicht alle Phraseologismen und Sprichwörter mit der Dominante BROT gehörten, weil ihre Anzahl unendlich ist, sondern nur einige, die mit den Äquivalenten aus anderen Sprachen gut zu vergleichen waren.

Wenn es sich um eine Sprache handelt, können die Sprichwörter Synonyme und, wenn es um verschiedene Sprachen geht, zwischensprachliche Invarianten beim teilweise unterschiedlichen lexikalischen Bestand haben. Dabei können die Invarianten sowohl die Dominante BROT enthalten, als auch ohne die Dominante BROT vorkommen. Manchmal sind diese anderssprachigen Invarianten keine Sprichwörter.

Die Sprichwörter können direkte und übertragene Bedeutungen haben. Oft sind Sprichwörter gereimt, weil um in den Mund der Leute zu kommen, das Sprichwort einer Form bedarf, die sich dem Gedächtnis leicht einprägt und lange in ihm haftet (Seiler 1918: 1).

Meine Untersuchung trägt dazu bei, über interkulturelle Kompetenzen zu sprechen: Die Analyse der anderssprachigen Phraseologismen und Sprichwörter mit der Dominante BROT fördert die kulturellen Kenntnisse.

Die Sprichwörter und Phraseologismen haben sich einen festen Platz im Wortschatz jeder Sprache verschafft. Die Parömiologie und Phraseologie haben komplexe linguistische und mit ihnen zusammenhängende kognitive, kulturelle und gesellschaftliche Phänomene zu bieten, die ihre Brisanz und wissenschaftliche Attraktivität wohl nie verlieren werden (Geister / Marek 2010: 102).

Bibliographie

Quellen

- Agricola, Erhard (1992): *Wörter und Wendungen. Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch*. 14. Auflage. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich.
- Friederich, Wolf (1976): *Moderne deutsche Idiomatik. Alphabetisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen*. 2. Auflage. München.

Sekundärliteratur

- Bárdosi, Vilmos (2012): *Magyar szólástár. Szólások, helyzetmondatok, közmondások értelmező és fogalomköri szótára*. Budapest.
- Coulmas, Florian (1981): *Routine im Gespräch: Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik*. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion.
- Duden (1989): *Deutsches Universalwörterbuch. A-Z*. Mannheim / Wien / Zürich.
- Deutsches Brot: eine Institution, die nicht bröckelt*. URL: <http://www.goethe.de/ins/gb/lp/prj/mtg/typ/bro/de4539763.htm> [Zugriff am 6.05.2017].
- Földes, Csaba (2003): ***Dialektalität und Variation des Deutschen unter Mehrsprachigkeitsbedingungen***. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Nr. 2. Stuttgart. S. 177–193.
- Geister, Silke / Marek, Libor (Hrsg.) (2010). *Phraseologismen und Sprichwörter in der modernen deutschen Sprache*. Zlín.
- Grzybek, Peter / Chlosta, Christoph / Roos, Undine (1994): *Ein Vorschlag zur Klassifikation von Sprichwortvarianten bei der empirischen Sprichwortforschung*. In: Sandig, B. (Hrsg.): *Europhras 92. Tendenzen der Phraseologieforschung. Studien zur Phraseologie und Parömiologie*. Bochum.
- Gussejnova V. K. (2012). URL: <http://moluch.ru/conf/phil/archive/28/2587/> [Zugriff am 10.11.2016].
- Hornscheidt, Antje (2003): *Sprach(wissenschaft)liche Kulturen. Plädoyer für eine linguistische Partizipation an einem konstruktivistisch begründeten, kulturwissenschaftlichen Projekt transdisziplinärer Forschung am Beispiel der Interkulturellen Kommunikation*. In: Linguistik online 14, 2/03. URL: http://www.linguistik-online.de/14_03/hornscheidt.html [Zugriff am 07.11.2016].
- Jesenšek, Veda (2011): *Sprichwörter im Wörterbuch*. In: Linguistik online 47, 3/2011. URL: http://www.linguistik-online.de/47_11/jesensek.html [Zugriff am 09.11.2016].
- Kuße, Holger (2012): *Kulturwissenschaftliche Linguistik. Eine Einführung*. Göttingen.
- Nagy, Gábor, O. (1999): *Magyar szólások és közmondások*. Budapest.
- Paul, Hermann (1920): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Auflage. Tübingen.
- Richtlinie für Brot und Kleingebäck* (1984). Schriftenreihe des Bundes für Lebensmittelrecht und Lebensmittelkunde e.V. Heft 105. Bonn.
- RUW. URL: <http://russisch.urz.uni-leipzig.de/online-woerterbuch/ruw.htm?ru> [Zugriff am 10.11.2016].
- Sapir, Edward / Darnell, Regna / Irvine, Judith T. / Handler, Richard (1999): *The collected works of Edward Sapir: culture*. Berlin.

- Schanskij, Nikolaj M. / Iwanow Valerij V. / Schanskaja, Tamara V. (1971): *Kleines etymologisches Wörterbuch der russischen Sprache*. Moskau.
- Sébillot, Paul (1892): *Traditions et superstitions de la boulangerie*. Paris.
- Seiler, Friedrich (1918): *Das deutsche Sprichwort*. Strassburg: Verlag von Karl J. Trübner.
- Skiba, Romuald (1998): *Fachsprachenforschung in wissenschaftstheoretischer Perspektive*. (= Forum für Fachsprachen-Forschung. Band 47). Tübingen.
- Wasserzieher, Ernst (1979): *Kleines etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Leipzig.

Zusammenfassung

Der Beitrag ist den russischen und anderssprachigen (deutschen, englischen, ungarischen, polnischen, armenischen und aserbajdschanischen) Phraseologismen und Parömien mit der Dominante BROT gewidmet. Es wurde festgestellt, dass die Phraseologismen und Parömien Synonyme und zwischensprachliche Invarianten bei teilweise unterschiedlichem lexikalischem Bestand haben können, wenn es um eine oder verschiedene Sprachen geht. Dabei können die Invarianten sowohl die Dominante BROT enthalten, als auch ohne die Dominante BROT vorkommen. Manchmal sind diese anderssprachigen Invarianten keine Phraseologismen bzw. keine Parömien. BROT ist praktisch in allen Sprachen Symbol der Fruchtbarkeit und Reichhaltigkeit. Die Unterschiede sind bei der Interpretation der konkreten Phraseologismen und Parömien in verschiedenen Sprachen zu sehen. Es stellte sich heraus, dass ein Äquivalent aus einer anderen Sprache zu einer neuen Deutung eines Phraseologismus bzw. einer Parömie führen kann.

Schlüsselwörter

Parömie, Phraseologie, Sprichwörter, Kultur, Brot

Abstract

A Linguocultural Element of BREAD Used in German, Russian and English Phraseological and Proverb Units

The article deals with the Russian and foreign-language (German, English, Hungarian, Polish, Armenian and Azerbaijan) idioms and proverbs having the element BREAD. These idioms and proverbs may have synonyms if they refer to one language and interlinguistic invariants with a partly different lexical continuance if they refer to different languages. Besides, the invariants can also have the element of BREAD, although without a dominant purport of BREAD. These foreign-language invariants are no idioms/proverbs sometimes. Practi-

cally in all languages, BREAD is a symbol of fertility and largeness. While interpreting particular idioms and proverbs into different languages, one should ascertain the differences. It turned out that translation into another language can lead to a new interpretation of an idiom/ proverb.

Keywords

proverb, phraseology, wise saw, culture, bread

Eurolinguistik und Phraseologie – Fragestellungen, theoretische Grundlagen, Forschungsstand

1. Einleitung

Im vorliegenden Aufsatz wird auf die Fragen der Wortverbindungen aus eurolinguistischer Sicht eingegangen. Da Eurolinguistik eine junge sprachwissenschaftliche Disziplin ist, werden zuallererst ihre theoretischen Prämissen dargelegt. Die Besprechung von methodologischen Grundlagen und konkreten empirischen Vorgehensweisen wird aus Platzgründen separaten Aufsätzen vorbehalten. Auch die Anzahl der Beispiele ist absichtlich beschränkt. Die folgende Darstellung bringt ans Licht, dass sowohl das Forschungsmaterial selbst wie auch die Idee seiner Bearbeitung als gemeinsamen europäischen Sprachgutes auf eine Tradition in den vorwissenschaftlichen Arbeiten zur Phraseologie und in der Parömiologie (Sprichwortforschung) zurückzublicken hat.

2. Eurolinguistik – eine neue sprachwissenschaftliche Disziplin

Eurolinguistik ist eine sprachwissenschaftliche Forschungsrichtung, die das Gemeinsame der Sprachen Europas in den Vordergrund rückt.

Der Gründer der eurolinguistischen Forschungen ist der Balkanologe und Slawist Norbert Reiter (1927–2009).

Die vielseitigen Aktivitäten, das wissenschaftliche Engagement, Schriften und Herausgebertätigkeit Norbert Reiters prägten eine eurolinguistische Sichtweise sprachlicher Verhältnisse, die weit über den Balkan und die slawischen Sprachen hinausgingen.

1990 auf dem Linguistischen Kolloquium in Paderborn verwendete Reiter erstmals öffentlich den heute gültigen Namen der Disziplin.

1997 veranstaltete er die erste Internationale Tagung zur Eurolinguistik in Berlin und gab damit den Ansporn für weitere Eurolinguistik-Kongresse (u. a. in St. Petersburg, Udine, Zadar, Leipzig).

1999 wurde der *Eurolinguistische Arbeitskreis Mannheim* (ELAMA) begründet, der den Anfang dieser neuen Disziplin der Sprachwissenschaft markierte (vgl. Ureland 2005).

2007 gab Norbert Reiter zusammen mit Siegfried Tornow und Uwe Hinrichs Tagungsakte des Leipziger Kongresses *Eurolinguistik kognitiv* heraus. Letzte Publi-

kationen Reiters zur Eurolinguistik betrafen die Kultursemantik der Eurolinguistik, das Glaubensgut der Slawen, ein Beitrag von Reiter schließt auch das ihm postum herausgegebene *Handbuch der Eurolinguistik* ab (vgl. Handbuch 2010, *In Memoriam Norbert Reiter*: o. S., Hinrichs et al. 1992: ix)

2010 erschien in der renommierten Reihe *Slavistische Studienbücher. Neue Folge* (herausgegeben von Helmut Jachnow und Mirja Lecke) des Harrassowitz Verlags das *Handbuch der Eurolinguistik* herausgegeben von Uwe Hinrichs (unter der Mitarbeit von Petra Himstedt-Vaid).

3. Handbuch der Eurolinguistik (2010)

In Anlehnung an das *Handbuch der Eurolinguistik* (2010) können die theoretischen Grundlagen dieser Forschungsdisziplin in äußerster Kürze als *historisch, linguistisch und areallinguistisch, sprachpolitisch, kulturell und kognitiv* charakterisiert werden (vgl. Hinrichs 2010, Vorbemerkungen: 1 ff.). Als markante Stichpunkte der Eurolinguistik seien *Raum Europa, die Sprachen in Europa, Sprachtypen und Sprachbund Europa, Sprachpolitik in Europa* genannt.

Die linguistischen Zugänge zur Eurolinguistik werden auf den Ebenen: *Sprachkontakte, phonetische und phonologische Eigenschaften der Sprachen Europas, morphosyntaktische Gemeinsamkeiten, gemeinsame Lexik* (vor allem auf der Grundlage des Lateinischen, Lateinisch-Griechischen und Englischen), *phraseologische Gemeinsamkeiten, kulturpragmatische Gemeinsamkeiten* gestaltet.

4. Phraseologische Wortverbindungen in eurolinguistischen Forschungskontexten

4.1 Zur Tradition europäisch orientierter Sammlungen von Wortverbindungen

Ein Bewusstsein für die Gleichheit und Ähnlichkeit der phraseologischen Einheiten in vielen Sprachen bestand relativ früh. Bereits in der vorwissenschaftlichen Phase der phraseologischen Forschung und insbesondere im Bereich der Parömiologie (Sprichwörterkunde) ist das Wissen um einen universellen Charakter von vielen Mehrworteinheiten erkennbar. Dieses Bewusstsein kommt in den frühesten mehrsprachigen Sprichwortsammlungen zum Vorschein, von denen hier zwei in einem kurzen geschichtlichen Exkurs angesprochen werden.

So ist aus der Sprach- und Kulturgeschichte Europas die mittelalterliche Sammlung von Erasmus von Rotterdam *Adagia* (1500–1536) nicht wegzudenken. Mit der ursprünglichen Anzahl von ca. 800 Belegen, wurde sie von dem Verfasser mehrmals erweitert und mehrfach aufgelegt. Angefangen mit den lateinischen Belegen, die dann um Belege aus dem Griechischen ergänzt und in verschiedene europäische Nationalsprachen übersetzt wurden, enthielt sie schlussendlich über 4.000 Belege (Zitate, Sprichwörter und Redensarten) mit Erläuterungen (vgl. Mieder 2013: 16,

Eismann 2010: 714). Beispiele von Einheiten aus der Sammlung sind: *kolossal, die Panik, Tantalusqualen, der Zauberstab, mit der Muttermilch, der böse Geist, aus dem Nichts kommen, Eile mit Weile, Kleider machen Leute, Doppelt gibt, wer schnell gibt, Steter Tropfen höhlt den Stein*. Über die umfangreichsten Ausgaben des Werkes berichtet Mieder (2013: 16, Anmerkung 20), mehrere digitale Bearbeitungen der Sammlungen von Erasmus von Rotterdam sind im Internet zugänglich, so z. B. unter dem Link www.studiolum.com/en/cd13.htm (letzter Zugriff 05.09.2017).

Unter europäischen Zitatenswörterbüchern ist bis heute wohl die Sammlung *Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes* von Georg Büchmann (erste Auflage 1864) am bekanntesten. Ursprünglich als eine Sammlung von literarisch belegbaren Wortgruppierungen bedacht, ist sie schnell zu einem wichtigen Nachschlagewerk literarischer Zitate geworden, von denen recht viele allgemein bekannt geworden sind und sich in den langlebigen Kanon der phraseologischen bis vollidiomatischen Wortverbindungen mehrerer Nationalsprachen fest eingeschrieben haben. Seit über 150 Jahren ist Büchmanns Sammlung mit inzwischen 4.000 übersichtlich nach Ländern, Autoren und Werken gegliederten und genau nachgewiesenen Belegen zum Inbegriff des Zitatenschatzes geworden. Um nur einige Beispiele aus Büchmann (1864/⁴³2007) anzubringen: *Altweibersommer, Denkwort, Eulenspiegel, Mentor, Rabenvater, Sisyphusarbeit, der getreue Eckart, im selben Boot sitzen, Ohne Fleiß kein Preis, Arbeit schändet nicht*.

Die Auswahl der Beispiele aus beiden Werken soll gezielt veranschaulichen, dass in der älteren Phraseologieforschung kein Unterschied zwischen *monolexikalen Ausdrücken, polylexikalen Wortschatzeinheiten* und *Satzeinheiten* besteht. Auch die uneinheitlichen Terminologien der vorwissenschaftlichen phraseologischen und der parömiologischen Forschungen unterscheiden sich sehr stark von den gegenwärtigen Terminologien. Eine ausführliche Darstellung und Diskussion terminologischer Fragen kann an dieser Stelle nicht vorgenommen werden (dazu vgl. z.B. Komenda-Earle 2015: 39 ff.).

4.2. Gegenwärtige Forschung

Zum Gemeinsamen des phraseologischen Sprachguts in unterschiedlichen Sprachen Europas sind bereits einige bahnbrechende wissenschaftliche Arbeiten entstanden. Die folgende Darstellung orientiert sich absichtlich an zwei bedeutende VerfasserInnen, Wolfgang Eismann und Elisabeth Piirainen, enthält jedoch Ergänzungen um Arbeiten anderer Forscher, insofern sie im direkten thematischen Zusammenhang mit der eurolinguistischen Problematik stehen.

Der Beitrag von Wolfgang Eismann ist der einzige im *Handbuch der Eurolinguistik*, der den Fragen der gemeinsamen europäischen Phraseologie gewidmet ist und zugleich eine gute Übersicht ihrer gesamten Problematik bietet.

Die Forschungen von Elisabeth Piirainen verdienen hinsichtlich ihres überdurchschnittlichen Umfangs und einer sehr beträchtlichen Anzahl an Veröffentlichungen besondere Aufmerksamkeit.

4.2.1 Arbeiten von Wolfgang Eismann

In dem Beitrag *Zu phraseologischen Gemeinsamkeiten der Sprachen Europas* behandelt Wolfgang Eismann (2010) folgende große Themenbereiche:

- Klassen von Phraseologismen,
- nationale und internationale Prägung der europäischen Phraseologie,
- Untersuchungen zu europäischen Idiomen,
- Untersuchungen zu europäischen Sprichwörtern,
- Dynamik der europäischen Kultur und ihrer Phraseologismen.

Klassen von Phraseologismen werden von Eismann (2010) auf der minimalen und maximalen Ebene unterschieden.

Auf der *minimalen Ebene* ist die Frage wegweisend, inwieweit die Komponenten des Phraseologismus ursprünglich Wortcharakter haben müssen, einfacher ausgedrückt: ob nur Wortverbindungen, die mindestens ein Autosemantikum enthalten als Phraseologismen bezeichnet werden können? (vgl. Eismann 2010: 711)

Auf der *maximalen Ebene* lautet die problematische Frage, ob nur Wortverbindungen, die Wortäquivalenz aufweisen das Zentrum der Phraseologie bilden; anders: gehören auch Sätze und größere Einheiten zur Phraseologie?

Die Tendenz, *Redensarten, sprichwörtliche Redensarten, Sprichwörter* und „mit ihnen verwandte Erscheinungen“ (Eismann 2010: 712) in die phraseologische Forschung stärker einzubeziehen, ist heutzutage deutlich erkennbar. Es sind Einheiten, die „gerade in jüngster Zeit Gegenstand vergleichender Untersuchungen gewesen sind, in denen es um europäische Gemeinsamkeiten bzw. um eine europäische Phraseologie ging“ (Eismann 2010: 712), obwohl sie nach bestimmten gängigen Auffassungen an der Peripherie der Phraseologie liegen.

Eismann (2010) erwähnt in seiner Klassifikation auch „*phraseologische Wörter*“ (anders: „*Einwortphraseologismen*“) und *kommunikative Phraseologismen* (im Sinne Burgers 1998, 2003), anders: *phraseologische Formeln, pragmatische Formeln, Routineformeln, Redeformeln* sowie *die strukturellen oder grammatischen Idiome* (im Sinne Burgers 1998, 2003), die bislang nicht innerhalb des europäischen Rahmens untersucht worden sind, obwohl „es auf dem Bereich einiges an Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu entdecken gäbe“ (Eismann 2010: 713).

Beachtenswert ist, dass diese Klassifikation von Eismann (2010) speziell auf die Zielsetzungen der Eurolinguistik zukommt. In früheren (in seinem Beitrag von 2010 nicht erwähnten) Arbeiten bringt Eismann (1995, 1999) die Klassifikationen von Phraseologismen nach anderen Ansätzen, vor allem im strukturalistischen und kognitiv-psycholinguistischen Paradigma, zur Diskussion.

Der Themenkomplex *Nationales und Internationales* in der Phraseologie setzt sich ebenfalls mit den traditionellen und mit den neuartigen Sichtweisen zur Phraseologie auseinander.

Den nationalen und dann den „kulturell-nationalen“ (Telija 1996) Besonderheiten in der Phraseologie sind seit den Anfängen der phraseologischen Forschung sehr zahlreiche Arbeiten gewidmet, um hier nur einige zu nennen, z. B. Eismann (1995), Telija (1996), Telija et al. (1998).

Die „kulturell-nationale“ Tendenz kommt mit der Rückbesinnung auf sprachrelativistische Anschauungen, so dass sie mitunter in Auffassungen von jeweils spezifischen nationalen phraseologischen Weltbildern münden kann (kritisch zur Frage des sprachlichen Weltbildes in der Phraseologie vgl. Eismann 2002, 2003).

Internationale Tendenzen der phraseologischen Forschung kommen ausgesprochen in der *Internationalismen-Forschung* zum Vorschein. Bei Internationalismen handelt es sich bekanntlich um Wortschatzeinheiten, die in unterschiedlichen (mindestens drei) Sprachen und Sprachfamilien weit verbreitet sind, eine gleiche Form erkennen lassen, gleiche oder sehr ähnliche Bedeutung aufweisen und gleiche Herkunft haben. Wie Eismann (2010: 716) ausführt, geht es in der Forschung zu Internationalismen zum einen darum, den *Ursprung* einer Wortschatzeinheit zu ermitteln und ihre *internationale Herkunft* nachzuweisen, zum anderen darum, sprachliche und vor allem außersprachliche Gründe zu finden, die in unterschiedlichen Sprachen und Sprachfamilien die Entstehung von gleichen/ ähnlichen Wortschatzeinheiten begünstigt haben können.

Die Forschungen zu Internationalismen implizieren selbstverständlich die Forschungen zu Europäismen.

In der Phraseologie führen solche Untersuchungen zur Ermittlung von universalen oder wenigstens weit verbreiteten *strukturellen* und *kognitiven Modellen*, die die Herausbildung und das Bestehen gleichartiger oder ähnlicher Phraseologismen in mehreren Sprachen weltweit gefördert haben können. Solche Untersuchungen finden sich auch im Bereich der Psychologie und vor allem Kulturpsychologie (vgl. dazu auch Baranov/ Dobrovol'skij 1991, Eismann 2001), zum anderen in semiotischen Untersuchungen zu Strukturmodellen von Phraseologismen (vgl. Dobrovol'skij/ Piirainen 1996: 110ff.), Sprichwörtern und sog. *sprichwörtlichen Redensarten (Idiomen)* (hierzu vgl. Eismann/ Grzybek 1994, Schindler 1994).

Eismann (2010: 717) stellt fest, dass in der Phraseologieforschung *areale Abgrenzungen* – seien es regionale, kulturhistorische bzw. kulturalanthropologische Spezifizierungen – wesentlich zu kurz kommen oder ganz fehlen.

Abschließend bespricht Eismann (2010) aktuelle Untersuchungen zu europäischen Sprichwörtern und Idiomen. Neuere Arbeiten zu europäischen Sprichwörtern und Redensarten sind ein Projekt von Joachim Grzega ELiX und die Monographie von Britta Juska-Bacher (2009).

Ein kleines und leider nicht mehr abrufbares Projekt ELiX von Joachim Grzega, einem Eurologisten dessen Interessen in der letzten Zeit primär den pragmalinguistischen Erkenntnissen und der Sprachdidaktik gelten (vgl. Grzega 2010, 2013), umfasste eine Untersuchung von 19 Sprichwörtern und 9 Redensarten (aus dem Englischen bezeichnet als *sayings*) in 25 europäischen Sprachen anhand von Internetquellen (Angaben nach Eismann 2010: 718).

Juska-Bacher (2009) überprüft empirisch weit über 100 mittelalterliche Phraseologismen (Redensarten), die ursprünglich dem Gemälde Pieter Bruegels *Die niederländischen Sprichwörter* (1559) zu entnehmen sind. Die detaillierte empirisch-kontrastive Untersuchung verläuft auf der synchronen Ebene parallel in drei europäischen Sprachen (Niederländisch, Deutsch und Schwedisch). Beispielfhafte

phraseologische Einheiten aus Juska-Bachers Untersuchung sind: *aufheißern/ glühenden Kohlen sitzen, dem Teufel eine Kerze anzünden, jdm. an der Nase führen, An den Federn erkennt man den Vogel, Jeder hat sein Kreuz, Vor/mit dem Wind ist gut segeln.*

Die Darlegungen zu *europaweit verbreiteten Idiomen* orientiert Eismann (2010) an das neuste Forschungsprojekt von Elisabeth Piirainen, auf das hier auch gleich eingegangen wird.

Der Beitrag Eismanns (2010) schließt mit dem Abschnitt zur *Dynamik der europäischen Kultur und ihrer Phraseologismen* ab. Beachtenswert ist dabei die Differenzierung zwischen der *inneren* und *äußeren Dynamik* der europäischen Phraseologie.

Innere Dynamik kann mit den nationalen Tendenzen in den einzelnen europäischen Sprachen identifiziert werden, *äußere Dynamik* mit den gemeinsamen Tendenzen in den Phraseologien europäischer Sprachen (vgl. Eismann 2010: 724).

Zu solchen Erkenntnissen kommt auch Mokienko (1998), indem er *divergente* und *konvergente Tendenzen* in phraseologischen Systemen europäischer Sprachen untersucht.

Mit *Europäisierung* meint dabei Valerij Mokienko die aktive *Internationalisierung* phraseologischer Systeme der Sprachen Europas und ihr Streben zur *Konvergenz* (*äußere Dynamik* im Sinne Eismanns 2010).

Unter *Phraseologisierung* versteht Mokienko dagegen die *Deinternationalisierung*, also das Streben zur *Divergenz* (*innere Dynamik* bei Eismann 2010) (vgl. Mokienko 1998: 538).

Unter anderen Entitäten, die bei der Ermittlung der Gemeinsamkeiten der Phraseologie Europas besonders förderlich sind, werden vor allem die *Universalität* auf der *strukturell-syntaktischen* und der *strukturell-semanticen* Ebene genannt, die wesentlich breiter erscheinen als die Ebene der Komponentenzusammensetzung, wörtliche Bedeutungsebene, die Bildlichkeit oder die konkrete Bildhaftigkeit (vgl. Mokienko 1998: 544). Unter Quellen der phraseologischen Universalien bespricht Mokienko (1998: 546 ff.) *die Folklore*.

Als demonstrative Untersuchungseinheiten wählt Mokienko das Sprichwort *Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein* und den Phraseologismus *jdm. eine Grube graben*. An ihren Beispielen weist er nach, dass sie älterer textueller Quellen und mündlicher Verbreitung in der Folklore vieler Kulturen ihre Existenz verdanken und eben nicht biblischen Ursprungs sind. Die Bibel hat sicher die Verbreitung und den Erhalt von vielen Phraseologismen in mehreren Sprachen nachhaltig beeinflusst und spielt weiterhin eine Rolle in den aktuellen Prozessen der Verbreitung und Adaptation europäischer Phraseologismen in den europäischen Einzelsprachen. Diese Entwicklungen zeigt Mokienko (1998: 551 f.) am Beispiel eines alten europäischen Phraseologismus *in einem Boot sitzen/ sein* auf, dessen Verbreitung und Adaptation aus dem (amerikanischen) Englischen im Russischen nachgewiesen wird.

Am Rande sei bemerkt, dass der aufschlussreiche Aufsatz von Mokienko (1998) mit den im Titel ausgedrückten Oppositionen *Europäisierung – Phraseologisierung* und *Konvergenz – Divergenz* eine „Energiequelle der in den phraseologischen Systemen moderner Sprachen Europas vorgehenden dynamischen Prozesse“ erschließt und, wie der Autor eingangs zugibt, „die Bezeichnung ihrer Pole – *Europäisierung* und *Phra-*

seolosierung – nicht streng terminologisch, sondern gewissermaßen expandierend-prozeßhaft und sogar metaphorisch zu verstehen ist“ (Mokienko 1998: 537).

Die europäische Phraseologie und ihr gemeinsamer europäischer „Kern“ (Eismann 2010: 724) konstituiert sich gerade in dieser Dynamik und muss ihr Rechnung tragen. Um Eismann (2010: 724) abschließend zu zitieren: „Eine nationale und auch eine europäische Kultur kann sich nur über den Austausch mit anderen Kulturen weiterentwickeln. Das galt (...) und gilt weiterhin gerade auch für eine europäische Phraseologie“.

4.2.2 Arbeiten von Elisabeth Piirainen

Elisabeth Piirainen, eine der wichtigsten und wohl progressivsten VertreterInnen der eurologistischen Forschungsrichtung, befasst sich in erster Linie mit Idiomen.

Piirainen hat u. a. den Begriff *der Bildlichkeit der Idiome* – bei Piirainen vorzugsweise als *Figuriertheit* (engl. *figurativeness*) bezeichnet – neu erfasst und erarbeitet (vgl. Piirainen 1999a: 207 ff., Dobrovol'skij/Piirainen 2005, 2009). Eine aufschlussreiche Publikation hat sie der Untersuchung von *Symbolen* in Sprache und Kultur anhand von phraseologischen Einheiten gewidmet (vgl. Dobrovol'skij/Piirainen 1996).

Frühere Arbeiten von Elisabeth Piirainen (1991, 1994, 2003) betreffen Phraseologismen in arealen Bezügen.

Die zweibändige Monografie Piirainen (2000a, 2000b) ist der Phraseologie der westmünsterdeutschen Mundart gewidmet. Neben umfangreichen empirischen Erhebungen bringt die Arbeit neue und sogar innovative Erkenntnisse u. a. in areal-dialektalen, kognitiv-semantischen, pragmatisch-kommunikativen Forschungsdomänen.

Vom nächsten Forschungsziel geleitet, u. z. dem Gedanken der „Erweiterung des Blickfeldes von wenigen Einzelsprachen auf ein größeres, übereinzelsprachliches Areal“ (Piirainen 2009: 460), erarbeitete Elisabeth Piirainen das Projekt *Weit verbreitete Idiome in Europa und darüber hinaus*.

Die Idee des Projekts *Weit verbreitete Idiome in Europa und darüber hinaus* wurde zum ersten Mal auf der EUROPHRAS-Tagung in Basel 2004 ausgesprochen (vgl. Lapinskas 2013: 208).

Über Fortschritte und Teilergebnisse ihrer Arbeit berichtete die Verfasserin in mehreren Beiträgen, vgl. u. a. Piirainen (2005, 2006, 2008, 2009, 2010, 2011) sowie auf der Internetseite www.widespread-idioms.uni-trier.de, bis die fulminante zweibändige Monografie (2012, 2016), in Englisch verfasst, erschienen ist.

Der erste Band der Monografie mit dem Titel *Widespread Idioms in Europa and Beyond. Toward a Lexicon of Common Figurative Units* (2012) dient der Dokumentation des Forschungsprojektes. Sowohl in theoretischer wie in empirischer Hinsicht gibt der Band einen umfassenden Einblick in die Phraseologien europäischer Sprachen, die zum ersten mal als eine Ganzheit betrachtet und untersucht werden.

Mit dem zweiten Band *Lexicon of Common Figurative Units: Widespread Idioms in Europe and Beyond. Volume II* (Piirainen 2016) wird die Problematik fortgesetzt.

Wie sich Piirainen (2016, Umschlagtext) selbst über die Effekte ihrer Arbeit äußert:

We know now which Europe-wide common idioms actually constitute a “Lexicon of Common Figurative Units” and which chronological and cultural layers they may be assigned to. The question about the causes of the wide spread of idioms across many languages now can partly be answer.

Piirainen (2012, 2016) verzichtet auf die Termini *Inter-Phraseologismus*, *Internationalismus*, *Europäismus* (bzw. *Europem*, *Euroversal*). Ihren Ausführungen zufolge (Piirainen 2012: 27) sind die Termini *Europäismus* und *Internationalismus* für die zu verfolgenden Forschungsziele ungeeignet:

Europeanism and *internationalism* are rather pretentious terms. A minimum number of three (or a few more) languages required by the definition, however, even makes them almost semantically empty. In view of our widespread idiom research, it soon becomes clear that we do not need to follow the terms discussed here.

Weit verbreitete Idiome (WI) definiert die Forscherin (Piirainen 2012: 62) folgenderweise:

Widespread idioms (WIs) are idioms that – when their origins and particular cultural and historical development is taken into account – have the same or a similar lexical structure and the same figurative core meaning in various different languages, including geographically distant and genetically unrelated languages.¹

Der Terminus *weitverbreitetes Idiom* (WI) wurde von Elisabeth Piirainen neu in die Wissenschaft eingeführt und wurde bereits seitens der Phraseologie und Lexikologie übernommen. Mit dem Terminus werden strukturell analoge und *im semantischen Kern gleiche idiomatische Einheiten* gefasst, die in *geographisch entfernten* und *genetisch nicht verwandten Sprachen* auftreten (vgl. Komenda-Earle 2014: 29).

Die Definition des weitverbreiteten Idioms (WI) enthält sechs Kriterien (vgl. Piirainen 2012: 62 ff., hier zitiert nach Lapinskas 209f.):

- (1) *die Verbreitung* des WI: ausgeschlossen werden Idiome, deren Verbreitung sich auf einen geographisch begrenzten Raum beschränkt (d. h. die geographisch benachbart sind, also im arealen Kontakt stehen),
- (2) WI kommen in *genetisch entfernten Sprachen* vor; sie müssen in mindestens einer nicht-indoeuropäischen Sprache nachgewiesen werden,
- (3) WI kommen *in der gleichen bzw. einer ähnlichen lexikalischen Struktur* vor,

¹ In der deutschen Fassung lautet die Definition: „Unter *weit verbreiteten Idiomen* werden Idiome verstanden, die in mehreren Sprachen (darunter in geographisch nicht benachbarten und genetisch entfernten Sprachen) – unter Berücksichtigung der jeweiligen historischen Entwicklung und kulturellen Grundlage – in der gleichen bzw. einer ähnlichen lexikalischen Struktur und in der gleichen figurativen Kernbedeutung vorkommen“ (Piirainen 2009: 456 f.).

In dem vorliegenden Aufsatz wird für *weit verbreitete Idiome* die Abkürzung *WI* verwendet, die im Englischen und im Deutschen benutzt werden kann.

- (4) WI haben *die gleichen figurativen Kernbedeutungen*. Zu WI gehören nicht sog. falsche Freunde, d. h. Idiome, die zufällig gleiche lexikalische Struktur haben und dadurch grundverschiedene Bedeutungen aufweisen,
- (5) Die *historische Entwicklung der WI* kann von Sprache zu Sprache *anders* sein, d.h. WI können unterschiedliche lexikalische Besetzung und divergierende Bedeutungen aufweisen, d. h. von Sprache zu Sprache können sie lexikalisch-semantiche Sonderentwicklungen vollzogen haben, anders ausgedrückt: Elemente des Ausgangskonzepts können in den WI im Laufe der Geschichte abgewandelt oder modifiziert worden sein,
- (6) WI können *unterschiedliche kulturelle Grundlagen* haben; das Kriterium kommt daher, dass *die bildliche Bedeutungskomponente (das Etymon, die sog. innere Form und die lexikalische Besetzung)* vieler Idiome aus Wissensstrukturen herzuleiten ist, die in verschiedene kulturelle Domänen zurückreichen. Obwohl einer Reihe von Idiomen verschiedener Sprachen die gleiche Bildlichkeit zugrunde liegt, kann die lexikalische Struktur in einzelnen Idiomen erhebliche Unterschiede aufweisen.

Bereits eine kleine Auswahl von WI aus fünf großen europäischen Nationalsprachen lässt Unterschiede in der lexikalischen Struktur der Idiome erblicken und bietet direkte Nachweise dafür, dass ein WI nicht unbedingt in jeder Nationalsprache europaweit vorhanden sein muss, vgl.

(i.)

Englisch: *to take sb. under one's wing*

Deutsch: *jdn. unter seine Fittiche nehmen*

Französisch: *prendre qqn. sous son aile*

Russisch: *взять кого-л. под свое крылышко*

Polnisch: *brać/ wziąć kogoś pod swoje skrzydła*

(ii.)

Englisch: *a wolf in sheep's clothing*

Deutsch: *ein Wolf im Schafspelz/ Schafsfell*

Französisch: *un loup déguisé en agneau*

Russisch: *волк в овечьей шкуре*

Polnisch: *wilk w owczej skórze*

(iii.)

Englisch: *to be blue-blooded/ to have blue blood*

Deutsch: *blaues Blut (in den Adern) haben*

Französisch: *avoir du sang bleu*

Russisch: *быть голубых кровей*

Polnisch: *w czyichś żyłach płynie błękitna krew/ mieć błękitną krew*

(iv.)

Englisch: (-)

Deutsch: *jdm. läuft die Galle über/ jdm. kommt die Galle hoch*

Französisch: *épancher décharger sa bile*

Russisch: (-)
Polnisch: *zólć kogoś zalewa*

(v.)
Englisch: *to burn the candle at both ends*
Deutsch: *eine Kerze an beiden Seiten anzünden*
Französisch: *brûler la chandelle par les deux bouts*
Russisch: (-)
Polnisch: (-)

(vi.)
Englisch: *to be all ears*
Deutsch: *ganz Ohr sein*
Französisch: *être tout oreilles*
Russisch: (-)
Polnisch: *zamienić/ zamieniać się w słuch*

(vii.)
Englisch: *to buy a pig in a poke*
Deutsch: *die Katze im Sack kaufen*
Französisch: *acheter (le) chat en poche*
Russisch: *купить коша в мешке*
Polnisch: *kupić/ kupować kota w worku*

Als ein wichtiges Faktum stellt sich *die vollkommene Motivation* der WI heraus – nur vollständig motivierte Einheiten können sich in mehreren (zumeist gegen 50 oder 60) Sprachen etabliert haben (vgl. Komenda-Earle 2014: 29). Das übergreifende Kriterium der Motivation wird etymologisch-historisch in Anlehnung an *textuelle Herkunftsquellen* ausgetragen. Die ermittelten WI sind durch ihre historische *Intertextualität* begründet, d. h. WI stellen *etymologisch-historische Ableitungen von nachweisbaren Texten* dar (vgl. Komenda-Earle 2014: 29).

Die Gruppierung des reichhaltigen Materials der WI erfolgt in Piirainen (2012) dementsprechend nach ihren *textuellen Quellen* (Mythologie, Bibel, Literatur, Fabeln und angrenzende Gattungen), allerdings unter Zuwendung an die Sprachen, in denen die behandelten Idiome vorkommen (vgl. Komenda-Earle 2014: 29).

Je nach Textquellen ermittelt Piirainen (2012) sieben Großgruppen von WI (hier werden jeweils Beispiele von Idiomen des Deutschen angeführt):

- (1) Idiome aus dem Alten und Neuen Testament (40 WI), z. B. *verbotene Früchte, im Adamskostüm, sein Amen zu etwas geben, zur Salzsäure erstarren, das schwarze Schaf in der Familie (sein), den Schlaf des Gerechten schlafen, zu Staub werden, jdm. ein Dorn im Auge sein, seine Hände in Unschuld waschen, die Zähne zusammenbeißen;*
- (2) Idiome antiker Herkunft (28 WI), z. B. *wie der Phönix aus der Asche steigen, Tantalusqualen erleiden, die Gelegenheit beim Schopf ergreifen/ packen, Glück im Unglück haben, den Augiasstall reinigen/ ausmisten, an einem Haar hängen, alle*

Brücken hinter sich abreißen/ abbrechen, zwischen Skylla/ Scylla und Charybdis, die ewige Stadt, das trojanische Pferd/ ein trojanisches Pferd, ein wandelndes Wörterbuch/ Lexikon/ Konversationslexikon,

- (3) Idiome auf der Basis mittelalterlicher Sprichwörter und Redensarten (23 WI), z. B. *das eigen/ sein eigenes Nest beschmutzen, den Stier bei den Hörner packen, zwischen zwei Stühlen sitzen, mit dem Kopf durch die Wand (rennen) wollen, auf glühenden Kohlen sitzen, den Wagen vor das Pferd spannen, sich den Kopf über etwas zerbrechen, jdm. den Kopf waschen, das Kind mit dem Bade ausschütten,*
- (4) Idiome aus *Fabeln und Legenden* (31 WI), z. B. *nach jds. Pfeife tanzen, jdm./ dem Fuchs sind die Trauben zu sauer, eine Schlange am Busen nähren/ wärmen, sich mit fremden Federn schmücken, im Trüben fischen, für jdn. die Kastanien aus dem Feuer holen, Luftschlösser bauen,*
- (5) Idiome aus *den Dichtungen der Weltliteratur* (21 WI), z. B. *viel Lärm um nichts, mit einem lachenden und einem weinenden Auge, der Zahn der Zeit* (Shakespeare), *gegen/mit Windmühlen kämpfen* (Cervantes), *den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen* (Horace, Ovid, Propertius), *das Land der unbegrenzten Möglichkeiten* (Goldberger),
- (6) Idiome *aus den Vorstellungen von der Lebensweise nordamerikanischer Indianer*, die von Schriftstellern wie James F. Cooper und Karl May vermittelt wurden, z. B. *in die ewigen Jagdgründe eingehen, das Kriegsbeil ausgraben/ begraben, mit jdm. die Friedenspfeife rauchen, der letzte der Mohikaner,*
- (7) Idiome *aus nicht-abendländischen Textquellen (den orientalischen Märchen und asiatischen Kulturräumen)*, z. B. *Sesam, öffne dich; wie Phönix aus der Asche steigen., die/ eine heilige Kuh, das Gesicht verlieren.*

Insgesamt belegt Piirainen (2012) 380 idiomatischer Einheiten, die auf die genannten Quellen zurückgehen und als WI klassifiziert werden.

Theoretische Prämissen der Arbeit zur WI liegen in:

- der (grundsätzlich geographischen) Bestimmung des Europa-Begriffs (vgl. Piirainen 2012: 9),
- dem neu erarbeiteten Begriff der *Bildlichkeit* (anders *Figuriertheit*, vgl. Piirainen 2012: 19ff., 31ff., dazu auch Dobrovolskij/ Piirainen 2005, 2009, Piirainen 1999a),
- der Bestimmung des Terminus der *Intertextualität* (Piirainen 2012: 54ff.)

Zu den genannten Prämissen kommt das Problem der Bestimmung der Zahl der Sprachen in Abgrenzung von europäischen Dialekten (vgl. Piirainen 2012: 74ff.). Die 380 WI wurden in 54 Sprachen unterschiedlicher Sprachfamilien weltweit (die indoeuropäischen Sprachen; die uralischen Sprachen, die altaischen Sprachen, die autochthonen kaukasischen Sprachen, die semitischen Sprachen, das völlig isolierte Baskisch, die Plansprache Esperanto) untersucht.

Im zweiten Band (2016) kommen weitere 280 WIs aus insgesamt 78 europäischen Sprachen als Untersuchungseinheiten hinzu. Anders als im ersten Band, werden sie

nach ihren *Ausgangsdomänen* angeordnet, vgl. einige Beispiele von Ausgangsdomänen mit beispielhaften Untersuchungseinheiten aus dem Deutschen:

- Kunst, Theater, z. B. *hinter den Kulissen, eine Rolle spielen, Theater spielen, im Rampenlicht stehen,*
- Sport, z. B. *in den Startlöchern sitzen, das Handtuch werfen, aufs falsche Pferd setzen, auf der Zielgeraden sein, ein Wettlauf mit der Zeit/ gegen die Zeit,*
- Spiel, z. B. *seinen Trumpf ausspielen, ein Ass aus dem Ärmel ziehen, das Spiel ist aus,*
- Geschichte, Krieg, z. B. *ein Pyrrussieg, den gordischen Knoten durchschneiden, eine graue Eminenz, der eiserne Vorhang,*
- Technik, z. B. *seine Batterie wieder aufladen, jdm. grünes Licht geben*
- Geld, z. B. *etwas für bare Münze nehmen, um keinen Preis in der Welt, mit jdm. noch eine alte Rechnung zu begleichen haben, jds. Aktien steigen, jds. Aktien fallen, Schwarzgeld weißwaschen,*
- Volksglaube, z. B. *den Teufel an die Wand malen, dass dich der Teufel hole!, ein Teufelskreis,*
- Zeit und Raum, z. B. *die Zeit totschiagen, jetzt oder nie, nicht von gestern sein, am Ende der Welt, hinter verschlossenen Türen,*
- Natur, z. B. *zwischen zwei Feuer geraten, schnell wie der Blitz, (weg)schmelzen wie der Schnee in der Sonne, den Kopf über Wasser halten, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt.*

Unter den Untersuchungseinheiten befinden sich auch sehr moderne Schichten eines gemeinsamen figurativen Lexikons (z. B. moderne Technologien) einschließlich Zitate (sog. „geflügelte Worte“) von Persönlichkeiten der letzten Zeit.

Der Untersuchungsgegenstand der WI wurde bei Piirainen (2012, 2016) in den Kontext der aktuellsten phraseologischen Forschung gesetzt, der neben Interessengebieten der *EuroLinguistik* vor allem durch die Erkenntnisse der gegenwärtigen *Metaphernforschung*, *Symbolikforschung* sowie neue Erkenntnisse zur *Bildlichkeit* (engl. *figurativeness*) markiert wird. Zum anderen werden Bezüge auf förderliche ältere Ermittlungen (vorwissenschaftliche Phraseologie, Parömiologie) genommen, so dass sich die Untersuchung von Piirainen (2012, 2016) schlüssig in alte und neuste phraseologische Forschungstraditionen einschreibt. Die exzellente Arbeit von beinahe enzyklopädischem Volumen veranschaulicht, dass WI und darunter *europaweit verbreitete Idiome* nach ihren kulturellen Grundlagen gruppiert werden können und einen inhärenten Teil des sog. *gemeinsamen europäischen Kulturerbes* bilden. Die Einheitlichkeit der europäischen Phraseologien wird gerade durch Idiome apperzipiert. Piirainens (2012, 2016) gründliche Ermittlung der Quellen dieser Idiome geht über die Einträge in vielen relevanten Nachschlagewerken hinaus und bringt neue und unvorhersehbare Ergebnisse mit sich. Alle Daten aus den beiden Bänden (Piirainen 2012, 2016) bringen neue Erkenntnisse in die Bereiche Sprache, Kultur, EuroLinguistik.

5. Zusammenfassung

Im vorliegenden Aufsatz wurden Fragen der festen Wortverbindungen, insbesondere *Phraseologismen* und *Idiome* im *eurolinguistischen Forschungskontext* dargelegt.

Beide Gruppen von festen Wortverbindungen (Phraseologismen und Idiome) wurden gemäß den älteren parömiologischen und aktuellen linguistischen und semiotischen Forschungstendenzen auch mit dem Sammelterminus *Redensart* erfasst.

Unter Beispielen gemeinsamer europäischer Einheiten, sowohl aus älteren Bearbeitungen und Sammlungen wie auch aus neusten Veröffentlichungen, wurden auch *Wörter*, also monolexikale Ausdrücke angeführt.

Monolexikale Einheiten bieten zum einem Nachweise dafür, dass ältere phraseologische Forschungen sich auf andere (oft leider relativ inkonsequente oder fragmentarische) Terminologien und Begrifflichkeiten stützen, derer eingehende Erläuterung in dem Aufsatz unterlassen werden musste.

Zum anderen schreibt sich die Berücksichtigung von Einzelexemen in begründeten Fällen in die gegenwärtige phraseologische Forschung ein, besonders in die semiotisch begründete Forschungstradition, insofern die semiotischen, ggf. historischen und etymologischen Hinsichten es erlauben, stimmige Übergänge und Berührungspunkte zwischen Einzelexemen, Phraseologismen, Idiomen, Sprichwörtern bis hin zu anderen „kleinen Formen“ (im Sinne Jolles 1930/ 1999) wie z. B. anderen Typen von Satzphraseologismen, Wellerismen, kleinen Texten (wie Aphorismen, Rätseln, Witzen, Sprüchen) aufzuzeigen.

Eurolinguistik als eine neue Disziplin der Sprachwissenschaft hat sich im 20. Jh. konstituiert. Ihre ältesten Traditionen lassen sich in Europa bereits im Mittelalter erkennen. Diese Forschungstraditionen wurden auch in der Parömiologie (Sprichwörterforschung) bis zur Etablierung der gegenwärtigen Phraseologie fortgesetzt. Andere Forschungsrichtungen, die in dem Beitrag angesprochen wurden, sind die *Internationalismenforschung* und die neulich etablierte Erforschung der Idiome in *europaweiter Verbreitung*.

Detaillierte Fragestellungen der Eurolinguistik, methodische Entscheidungen und konkrete Vorgehensweisen konnten nur am Rande des Aufsatzes angesprochen werden. Die Besprechung der eurolinguistisch orientierten Arbeitsmethoden und empirischen Erhebungen verdient getrennte Abfassungen.

Bibliographie

- Baranov, Anatolij/ Dobrovol'skij, Dmitrij (1991): *Kognitive Modellierung in der Phraseologie: zum Problem der Aktuellen Bedeutung*. In: *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache* 10, S. 113–123.
- Büchmann, Georg (1864/⁴³2007): *Der neue Büchmann. Geflügelte Worte. Der klassische Zitatenschatz*. München.
- Burger, Harald (1998, ²2003): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

- Dobrovol'skij, Dmitrij/ Piirainen, Elisabeth (1996): *Symbole in Sprache und Kultur. Studien zur Phraseologie aus kultursemiotischer Perspektive*. Bochum.
- Dobrovol'skij, Dmitrij/ Piirainen, Elisabeth (2005): *Figurative Language. Cross-cultural and cross-linguistic perspectives*. Amsterdam, Boston, Heidelberg u. a.
- Dobrovol'skij, Dmitrij/ Piirainen, Elisabeth (2009): *Zur Theorie der Phraseologie. Kognitive und kulturelle Aspekte*. Tübingen.
- Eismann, Wolfgang (1995): *Pragmatik und kulturelle Spezifik als Problem der Äquivalenz von Phraseologismen*. In: Baur, Rupprecht S./ Chlosta, Christoph (Hgg.): *Von der Einwortmetapher zur Satzmetapher. Akten des westfälischen Arbeitskreises Phraseologie-Parömiologie*. Bochum, S. 95–119.
- Eismann, Wolfgang (1999): *Korrelation und Klassifikation in der Phraseologie*. In: Tošović, Branko (Hrsg): *Die grammatischen Korrelationen*. Institut für Slawistik der Karl-Franzens-Universität Graz (GraLiS-1999), S. 97–116.
- Eismann, Wolfgang (2001): *Jenseits der Weltbild-Phraseologie. Vergessene psychoanalytische Perspektiven in der Phraseologie*. In: Häcki Buhofer, Annelies/ Burger, Harald/ Gautier, Laurent (Hgg.): *Phrasologiae amor. Aspekte europäischer Phraseologie. Festschrift für Gertrud Gréciano zum 60. Geburtstag*, S. 107–121.
- Eismann, Wolfgang (2002): *Gibt es phraseologische Weltbilder? Nationales und Universales in der Phraseologie*. In: Hartmann, Dietrich/ Wirrer, Jan (Hgg.): *Wer A sagt, muss auch B sagen. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwörterforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis*. Baltmannsweiler, S. 107–125.
- Eismann, Wolfgang (2003) *Assoziation – Innere Form – Volksetymologie und Phraseologismus*. In: Burger, Harald/ Häcki Buhofer, Annelies/ Gréciano, Gertrud (Hgg.): *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen. Ascona 2001 zur Methodologie und Kulturspezifik der Phraseologie*. Baltmannsweiler, S. 155–168.
- Eismann, Wolfgang (2010): *Phraseologische Gemeinsamkeiten der Sprachen Europas*. In: Hinrichs, Uwe (Hg.): *Handbuch der Eurolinguistik*. Wiesbaden, S. 711–727.
- Eismann, Wolfgang/ Grzybek, Peter (1994): *Sprichwort, Sprichwörtliche Redensart und Phraseologismus: Vom Mythos der Nicht-Trennbarkeit*. In: Chlosta, Christoph/ Grzybek, Peter/ Piirainen, Elisabeth (Hgg.): *Sprachbilder zwischen Theorie und Praxis. Akten des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie/Parömiologie“ (1991/1992)*. Bochum, S. 89–132.
- Grzega, Joachim (2010): *Kulturpragmatische Gemeinsamkeiten in den Sprachen Europas (Umriss)*. In: Hinrichs, Uwe (Hg.): *Handbuch der Eurolinguistik*. Wiesbaden, S. 739–751.
- Grzega, Joachim (2013): *Studies in Europragmatics: Some Theoretical Foundations and Practical Implications*. Wiesbaden.
- Hinrichs, Uwe/ Jachnow, Lauer/ Schubert, Gabriella (Hgg.) (1992): *Sprache in der Slavia und auf dem Balkan: slavistische und balkanologische Aufsätze*. Norbert Reiter zum 65. Geburtstag. Berlin.
- Hinrichs, Uwe (Hg.) (unter Mitarbeit von Petra Himstedt-Vaid) (2010): *Handbuch der Eurolinguistik*. Wiesbaden.
- Jolles, André J. (1930/ 1999): *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. Tübingen.
- Juska-Bacher, Britta (2009): *Empirisch-kontrastive Phraseologie. Am Beispiel der Bekanntheit der „Niederländischen Sprichwörter“ im Niederländischen, Deutschen und Schwedischen*. Hohengehren.

- Komenda-Earle, Barbara (2014): Piirainen, Elisabeth (2012): *Widespread Idioms in Europe and Beyond. Toward a Lexicon of Common Figurative Units*. New York, Washington u. a.: Peter Lang, 591S. In: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen*. Bd. 55 H. 1/2, S. 29. (Buchbesprechung)
- Komenda-Earle, Barbara (2015): *Sprachhistorische Entwicklungsprozesse der Idiomatik. An Beispielen von realhistorisch motivierten verbalen Idiomen des Deutschen*. Baltmannsweiler.
- Lapinskas, Saulius (2013): *Zu ausgewählten theoretischen Problemen der deutschen Phraseologie*. Kapitel 9.2: *Eurologistik und Phraseologie*. Vilnius, S. 208–215.
- Mieder, Wolfgang (2013): *Neues von Sisyphus. Sprichwörtliche Mythen der Antike in moderner Literatur, Medien und Karikaturen*. Wien.
- Mokienko, Valerij M. (1998): *Phraseologisierung von Europäismen oder Europäisierung von Phraseologismen. Divergente und konvergente Prozesse in phraseologischen Systemen europäischer Sprachen*. In: Eismann, Wolfgang (Hg.): *Europäische Phraseologie im Vergleich: gemeinsames Erbe und kulturelle Vielfalt*. EUROPHRAS 95. Bochum, S. 539–555.
- Piirainen, Elisabeth (1991): *Zur Phraseologie des Niederdeutschen. Überlegungen zu einer kontrastiven Darstellung von Hochsprache und Mundart (am Beispiel des Westmünsterländischen)*. In: Iwasaki, Eijiro (Hg.): *Begegnung mit dem „Fremden“*. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Band 4: *Kontrastive Syntax, Kontrastive Semantik, Lexikologie, Lexikographie, Kontrastive Pragmatik*. München, S. 370–379.
- Piirainen, Elisabeth (1994): „*Phraseologismen der westmünsterländischen Mundart*“ – *Computer im Dienst semantischer Korpusanalysen*. In: Chlosta, Christoph/ Grzybek, Peter/ Piirainen, Elisabeth (Hgg.): *Sprachbilder zwischen Theorie und Praxis. Akten des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie/Parömiologie“ (1991/1992)*. Bochum, S. 175–208.
- Piirainen, Elisabeth (2000a): *Phraseologie der westmünsterländischen Mundart. Teil 1: Semantische, kulturelle und pragmatische Aspekte dialektaler Phraseologismen*. Baltmannsweiler.
- Piirainen, Elisabeth (2000b): *Phraseologie der westmünsterländischen Mundart. Teil 2: Lexikon der westmünsterländischen Rednsarten*. Baltmannsweiler.
- Piirainen, Elisabeth (2003): *Areale Aspekte der Phraseologie: Zur Bekanntheit von Idiomen in den regionalen Umgangssprachen*. In: Burger, Harald/ Häcki-Buhofer, Annelies/ Gréciano, Gertrud (Hgg.): *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen. Ascona 2001 zur Methodologie und Kulturspezifik der Phraseologie*. Baltmannsweiler, S. 117–128.
- Piirainen, Elisabeth (2005): *Europeanism, internationalism or something else? Proposal for a cross-linguistic and cross-cultural research project on widespread idioms in Europe and Beyond*. In: *Hermes. Journal of Linguistics* 35, S. 45–75.
- Piirainen, Elisabeth (2006): *Phraseologie in arealen Bezügen: ein Problemaufriss*. In: *Linguistik online* 27/ 2.
- Piirainen, Elisabeth (2008): *“Gegen Windmühlen kämpfen” – ein weit verbreitetes europäisches Idiom*. In: *Proverbium. Yearbook of International Proverb Scholarship* 25, S. 353–366.
- Piirainen, Elisabeth. (2009): *Phraseologie aus eurologistischer Perspektive: Aufgaben, Methoden und Ergebnisse*. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 4, S. 451–485.

- Piirainen, Elisabeth (2010): *Weit verbreitete Idiome in kulturhistorischen Bezügen: zum Verbreitungsmodus einiger Idiomgruppen*. In: *Das Wort. Germanistisches Jahrbuch Russland 2010. DAAD*. Bonn/ Moskau, S. 167–181.
- Piirainen, Elisabeth (2011): *Technology of modern times as a sources of the “Lexicon of common figurative units”*. In: *Proverbium. Yearbook of International Proverb Scholarship* 27, S. 259–279.
- Piirainen, Elisabeth (2012): *Widespread Idioms in Europe and Beyond. Toward a Lexicon of Common Figurative Units*. New York, Washington u. a.
- Piirainen, Elisabeth (2016): *Lexicon of Common Figurative Units: Widespread Idioms in Europa and Beyond. Volume II*. In cooperation with Józef Attila Balázs. New York, Washington u. a.
- Telija, Veronika N. (1996): *Russkaja frazeologija. Semantičeskij, pragmatičeskij i lingvokul'turologičeskij aspekty*. Moskva.
- Telija, Veronika N./ Bragina, Natalya/ Oparina, Elena/ Sandomirskaya, Irina (1998): *Phraseology as a Language of Culture: Its Role in the Representation of a Collective Mentality*. In: Cowie, Antony P. (Hg.): *Phraseology. Theory, Analysis and applications*. Oxford, S. 55–75.
- Schindler, Franz (1994): *„Als Zeichen gehören die sprichwörtlichen Wendungen zur Sprache und als Modelle zur Folklore“ – Versuch der Klärung einer Unklarheit bei Permjakov*. In: Chlosta, Christoph/ Grzybek, Peter/ Piirainen, Elisabeth (Hgg.): *Sprachbilder zwischen Theorie und Praxis. Akten des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie/ Parömiologie“ (1991/1992)*. Bochum, S. 209–233.
- Ureland, P. Sture (2005): *Five years of Eurolinguistics*. In: Ureland, P. Sture (Hg.): *Integration of European Language Research. Studies in Eurolinguistics. Vol. 2*. Berlin, S. 13–26.

Internetquellen

- <http://www.widespread-idioms.uni-trier.de/> = *Widespread Idioms in Europe and Beyond. A Cross- linguistic and Cross-cultural Research Project* (letzter Zugriff 05.09.2017)
- <http://www.studiolum.com/en/cd13.htm> = *13. The Adagia of Erasmus: versions and sources* (letzter Zugriff 05.09.2017)

Schlüsselwörter

Eurolinguistik, Phraseologie, Lexik, Parömiologie, Sammlungen von Phraseologismen, Wörtern und Sprichwörtern, europaverbreitete Idiome, weitverbreitete Idiome

Abstract

Eurolinguistics and phraseology – questions, theoretical foundations, research

In this essay, the questions of phraseological word connections from the eurolinguistic point of view are discussed. Since Eurolinguistics is a young linguistic discipline, its theoretical premises are first and foremost set forth. The discussion of methodological foundations and concrete empirical approaches is reserved for separate contributions. The number of examples is deliberately restricted. The following presentation reveals that the research material itself as well as the idea of its processing as a common European language has to look back on a tradition in the pre-scientific work on phraseology and in paremiology.

Key words

Eurolinguistics, phraseology, lexis, paremiology, collections of phraseologisms, words and proverbs, widespread idioms in Europe and beyond

Andeutung als Implikatur und impliziter Sprechakt

Thema des vorliegenden Beitrags soll Andeutung im alltäglichen Sprachgebrauch sein. Andeutung ist ein so komplexes sprachliches Phänomen, dass bisher nur wenig linguistische Forschung vorliegt, abgesehen von stilistischen Studien zu literarischen Anspielungen¹. Dieser Beitrag widmet sich der Andeutung als einem Sonderfall indirekter Kommunikation, wenn etwas „zwischen den Zeilen steht“ oder auch *mit* einer einzelnen Zeile über diese hinaus gesagt wird. Es geht um den „Wink mit dem Zaunpfahl“, um das, was sozusagen „durch die Blume“ gesagt wird, kurz – um Andeutungen. Phänomene wie diese sind häufig zu beobachten – gerade in der Alltagskommunikation. Im Fall der Andeutung wird etwas zu verstehen gegeben, was sich von dem, was mit der jeweiligen Äußerung direkt gesagt wird, unterscheidet:

„Wagen?“ lachte meine Frau, aber es war kein freundliches Lachen. „Das ist doch kein Wagen! Das ist ein fahrendes Gefängnis! Darin fühlen vielleicht *Sie* sich wohl und auch Ihre Frau, aber wir nicht!“

„Wollen Sie damit *andeuten*, dass meine Frau und ich ins Gefängnis gehören?“ fragte Robinson lauernd. „Ich werde Sie verklagen! Wegen Ehrenbeleidigung!“²

Im Alltagswissen ist die Andeutung fest etabliert. Wohl jeder Deutschsprachige ist fähig zu behaupten, ein anderer habe eine Andeutung bzw. eine Anspielung gemacht. In den relevanten Studien zu der Problematik indirekten Sprechens werden beide Wörter bisweilen synonym gebraucht, auch im Wörterbuch stoßen wir auf Zirkeldefinitionen, wenn wir uns über die Bedeutung beider Wörter informieren wollen: Anspielung wird durch Andeutung und Andeutung durch Anspielung erklärt. Es sei zwar zu bemerken, dass es dennoch einen Unterschied zwischen *Andeuten*, *Andeutung* und *anspielen*, *Anspielung* vorliegt: Die Andeutung unterscheidet sich von der Anspielung dadurch, dass sie eine Information gibt, etwas Neues ins Gespräch bringt. Die Anspielung vermittelt keine Information außer der, die allerdings für den Partner neu sein kann, dass der Anspielende ein Mitwisser

¹ Vgl. z.B. Frithjof, Rodi: Anspielungen. Zur Theorie der kulturellen Kommunikationseinheiten. In: Poetica Heft 7/1975, München 1975, 115 S. oder Wills, Wolfram: Anspielungen. Zur Manifestation von Kreativität und Routine in der Sprachverwendung. Tübingen 1989, 238 S.

² Wiener, Hugo: Eine schöne Bescherung. In: Ders. Krokodile fliegen nicht. Satiren. F.a.M. – Berlin 1993, S. 187.

von etwas ist. Das Faktum, auf das angespielt wird, muss aber dem Empfänger bekannt sein, es wird niemals durch eine Anspielung erst in den Horizont eingeführt. Dagegen ist das, was angedeutet wird, vorher unbekannt gewesen³. Da aber den beiden Phänomenen gemeinsam ist, dass doppelsinnige Äußerungen getan werden, die intendiert, rekonstruierbar, der Interpretation fähig und bedürftig sind, haben wir uns in unserer Arbeit für den Terminus *Andeutung* entschieden, um u.a. unseren Forschungsgegenstand klarer von dem entsprechenden Forschungsgegenstand der Stilistik (*Anspielung* als stilistisches Mittel) abzugrenzen und der dadurch bedingten terminologischer Verwirrung vorzubeugen.

Andeutung lässt sich zweierlei erforschen: im engeren Sinne als *konversationelle Implikatur* und im weiteren Sinne als *impliziter Sprechakt*:

1) Andeutung als konversationelle Implikatur

„Als Implikatur wird üblicherweise das bezeichnet, was Sprecher andeuten, zu verstehen geben oder zwischen den Zeilen sagen. Es ist unmittelbar einsichtig, dass es eines ziemlichen Aufwandes bedarf, um diese subtile Form der sprachlichen Kommunikation in plausibler Weise zu beschreiben. Das Verdienst von H. Paul Grice ist es, ein Instrumentarium zur Analyse dieser in manchen Situationen höchst geeigneten Kommunikationsform vorgelegt zu haben“⁴. Grice hat sich im Wesentlichen um zweierlei bemüht: zum einen um eine Analyse dessen, was es überhaupt heißt, wenn jemand etwas Bestimmtes *sagt*: Grices Analysevorschlüsse sind dabei zunächst nicht auf sprachliches Verhalten eingeschränkt, sie sind im Gegenteil, dadurch gekennzeichnet, dass sie auch nichtsprachliche Arten von Kommunikationsverhalten umfassen. Zum anderen ist Grice darum bemüht darzulegen, was es heißt, wenn der Kommunizierende S seinem Adressaten H *indirekt* etwas Bestimmtes zu verstehen zu geben versucht. Grice hat versucht, Voraussetzungen zu benennen, die jemanden in die Lage versetzen, indirekt zu kommunizieren.⁵ Seine Entdeckung war es, dass man in der Kommunikation grundsätzlich kooperativ verhält. Grundlagen der rationalen Kommunikation sind nach Grice das Kooperationsprinzip und die Konversationsmaximen: „Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird. Dies könnte man mit dem Etikett *Kooperationsprinzip* versehen. <...> Unter der Annahme, dass irgendein allgemeines Prinzip wie dieses akzeptabel ist, kann man vielleicht vier Kategorien unterscheiden, unter deren eine oder andere gewisse speziellere Maximen und Untermaximen fallen. Die folgenden darunter werden, im Allgemeinen, zu Ergebnissen führen, die im Einklang mit dem Koope-

³ Römer, Ruth: Die Anspielung im Sprechakt. In: Muttersprache, Heft 87/1977, S. 396–412, hier S. 409–410.

⁴ Liedtke, Frank (Hg.): Implikaturen. Grammatische und pragmatische Analysen. Tübingen 1995, hier S. 19.

⁵ Rolf, Eckard. Sagen und Meinen. Paul Grices Theorie der Konversations-Implikaturen. Opladen 1994, hier S. 11–12.

rationsprinzip stehen. In Anlehnung an Kant nenne ich diese Kategorien Quantität, Qualität, Relation und Modalität“.⁶

Maximen	Submaximen
Maxime der Quantität	1. Mache deinen Gesprächsbeitrag so informativ wie (für die augenblicklichen Gesprächszwecke) nötig. 2. Mache deinen Gesprächsbeitrag nicht informativer als nötig.
Maxime der Qualität	1. Behaupte nichts, von dessen Wahrheit du nicht überzeugt bist. 2. Behaupte nichts, wofür du keine hinreichenden Beweise hast.
Maxime der Relation	Sei relevant.
Maxime der Modalität	1. Vermeide Unklarheit im Ausdruck. 2. Vermeide Mehrdeutigkeit. 3. Vermeide Weitschweifigkeit. 4. Vermeide Ungeordnetheit. ⁷

Verstößt eine sprachliche Äußerung offenkundig gegen eine oder mehrere dieser Maximen, so ist dies für den Adressaten in der Regel kein Anlass, dem Sprecher Unwillen oder – schlimmer noch – die Unfähigkeit zur Einhaltung dieser Maximen zu unterstellen, sondern die Hypothese, dass der Sprecher die kommunikativen Erwartungen an sein Sprachverhalten weiterhin erfüllt, wird so lange wie möglich aufrechterhalten.⁷ Wenn also der Sprecher beabsichtigt dem Kooperationsprinzip und den Konversationsmaximen zuwiderhandelt, gibt er dem Adressaten auf indirekte Weise etwas Bestimmtes zu verstehen. Im Falle konversationeller Implikaturen haben wir mit der *Ausbeutung* von Maximen zu tun.

Wenn der Sprecher eine Andeutung macht, beutet er die Maximen der Relation und der Modalität aus, wobei die Verletzung von Maximen der Qualität und Quantität hier irrelevant ist, weil zum einen beim Andeuten die Quantität des Gesagten keine wesentliche Rolle spielt, zum Anderen hat Andeutung nichts mit Wahrheit/Lüge zu tun:

„Jonathan, du bist begabt. Du bist einer der Besten in deinem Beruf. Denk an die Bacardi-Kampagne, denk an Škoda – das waren doch Welterfolge. Du kannst doch jetzt nicht deinen Job auf immer und ewig auf den Nagel hängen, nur weil eine Handvoll amerikanischer Idioten meint, du seist zu alt. Das kann doch nicht dein Ernst sein. Und diese Schweizer Schwuchtel...“

„Deine Ente wird kalt“, unterbrach ich sie. +> Hör auf damit!

⁶ Grice, H. Paul: Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hg.) *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. F.-a.-M. 1993, hier S.248–249.

⁷ Liedtke, Frank (Hg.): *Implikaturen. Grammatische und pragmatische Analysen*. Tübingen 1995, hier S. 19–20.

⁸ Ebenda, S. 249–251.

„Na schön, wenn du nicht darüber sprechen willst, dann nicht. Ich jedenfalls halte es für Schwachsinn, dass du dich in dein Schneckenhaus zurückziehst. Beleidigt sein kannst du auch noch, wenn du achtzig wirst“.⁹

Dieses Beispiel zeigt, dass der Sprecher (Jonathan) absichtlich das Thema wechselt, um dem Adressaten (Susanne) zu verstehen zu geben, dass er darüber nicht sprechen will. Hier wird Maxime der Relation ausgebeutet, sowie die der Modalität: Jonathans Äußerung war mehrdeutig – Feststellung der Tatsache, dass das Essen kalt wird (explizit), und Aufforderung zum Schweigen.

Andeutung zeichnet sich durch sämtliche Eigenschaften der konversationellen Implikaturen aus, die man grundsätzlich auf drei Grundeigenschaften reduzieren kann:

- a) Rekonstruierbarkeit: Konversationelle Implikaturen sind aus der wörtlichen Bedeutung des geäußerten Satzes, dem Kooperationsprinzip und seinen Konversationsmaximen und dem jeweiligen Kontext mithilfe eines Schlussprozesses rekonstruierbar.
- b) Kontextabhängigkeit: Es gibt Kontexte, bei denen (bei gleicher Äußerung) die entsprechende konversationelle Implikatur nicht auftritt, d.h. die jeweilige konversationelle Implikatur ist abhängig vom Kontext, in dem sie auftritt.
- c) Streichbarkeit: Implikaturen sind streichbar, d.h. im selben Kontext kann im Anschluss an die Äußerung eine Rücknahme der Implikatur stattfinden, ohne dass dies widersprüchlich wird.¹⁰

Das oben angeführte Beispiel lässt alle diese Eigenschaften deutlich erkennen:

- a) Rekonstruierbarkeit: Der Adressat nimmt die Äußerung des Sprechers als irrelevant wahr, dabei hat er keine Zweifel, dass der Sprecher sich kommunikativ kooperativ verhält. Der Adressat weiß, dass der Sprecher ihn für fähig hält, Schlüsse zu ziehen, also kann daraus schließen, dass der Sprecher absichtlich gegen die Maxime der Relation verstößt, indem er das Thema wechselt. Ausgehend davon kann der Adressat vermuten, dass der Sprecher ihm dadurch zu verstehen gibt, dass er über das Thema nicht sprechen und den Adressaten zum Schweigen bringen will.
- b) Kontextabhängigkeit: Hätte der Adressat vorher über ein anderes, dem Sprecher unangenehmes Thema nicht gesprochen, wäre das keine Aufforderung zum Themawechsel gewesen, sondern bloße Feststellung, dass das Essen langsam kalt wird. Es könnte also einen Kontext geben, in dem bei gleicher Äußerung die Implikatur nicht auftreten würde.
- c) Streichbarkeit: Hätte der Sprecher z.B. hinzugefügt „Deine Ente wird kalt. Ich will darüber nicht sprechen, lieber fangen wir mit dem Essen an.“, so wäre somit die Implikatur, d.h. Andeutung, rückgenommen worden.

⁹ Nolte, Mathias: *Roula Rouge*. München 2009, hier S. 72.

¹⁰ Meibauer, Jörg: *Pragmatik. Eine Einführung*. Tübingen 2001, hier S.31–32.

2. Andeutung als impliziter Sprechakt

Andeutung als konversationelle Implikatur im engeren Sinne ist nichts Anderes, als implizite Proposition im impliziten Sprechakt im Sinne von Zimmermann/Müller¹¹, der unterschiedliche „Ebenen“ vorsieht. Das würde eher im Einklang mit dem progressiven, *anthropozentrischen* Forschungsparadigma stehen, in dem der Sprechakt nicht mehr einseitig als *Handlung des Sprechers* verstanden, sondern eher als *Prozess der Zusammenwirkung des Sprechers und des Hörers* gesehen wird, wo die beiden als gleichberechtigte Partner am Prozess der Sinnbildung teilnehmen. Somit wäre es für unsere Forschung produktiver, uns auf das Phänomen der Andeutung im weiteren Sinne zu konzentrieren.

Eine solche Studie kann am ehesten dem modernen anthropozentrischen, kognitiv-kommunikativen Herangehen an linguistische Phänomene entsprechen. Im Falle der Andeutung handelt es sich um einen *impliziten Sprechakt*, bei dem die *sekundäre* Proposition (implizite Proposition oder Implikatur) aus der *primären* Proposition (expliziten Proposition) logisch abgeleitet ist (*Es zieht.* (explizit) +> *Schließen Sie bitte die Tür!* (implizit)). Dabei kann eine Dissonanz zwischen den illokutionären Kräften der beiden Propositionen beobachtet werden (*Es zieht.* (assertive illokutive Kraft) +> *Schließen Sie bitte die Tür!* (direktive illokutive Kraft)).

Zur Erforschung des Andeutens wurden dem terminologischen Apparat der Logik die Begriffe *Antezedenz* und *Konsequenz* entnommen, die in linguistischen Forschungen zur Beschreibung des implikativen Verstehens gebraucht werden. In der Logik wird unter *Antezedenz* das Urteil verstanden, dem im logischen Implikationszusammenhang das Wort „wenn“ vorausgeht; unter *Konsequenz* — das Urteil, das im implikativen Zusammenhang dem Wort „so“ folgt.

Während wir die Situation der Folgerung von der logischen Ebene auf die kommunikativ-linguistische bringen und unter Implikation die kognitive Operation der Folgerung der impliziten Proposition von der expliziten verstehen, halten wir es für wichtig, als Antezedenz die explizite Proposition zu erforschen und als Konsequenz die implizite Proposition, also Andeutung im engeren Sinne, zu analysieren.

Der Hörer, indem er die explizit geäußerte Proposition wahrnimmt, also die wörtliche lokutive Bedeutung der Äußerung, benutzt sie als Antezedenz für die Folgerung der impliziten Proposition, die der Sprecher bewusst mit seiner Äußerung intendiert hat.

Die implizite Proposition (Konsequenz) kann der Hörer mithilfe verschiedener Antezedenzen ausdrücken. Allerdings wählt er in einer konkreten Situation eine der möglichen Varianten, die seiner Meinung nach ihm am wirksamsten helfen könnte, sein zusätzliches perlokutives Ziel zu erreichen — den Hörer die Andeutung erkennen zu lassen.

Andeutung stellt somit diskursiv-sprachliches Zusammenwirken von Sprecher und Hörer dar, das die gemeinsame Konstruktion einer konkreten intendierten Proposition, also Implikatur, vorsieht.

¹¹ Zimmermann, Klaus; Müller, Peter: Indirekte und implizite Sprechakte. In: Deutsche Sprache Heft 5/1977, Mannheim, S.238–254.

Besonderheit des intentionalen Aspektes dieses Sprechaktes liegt darin, dass der Sprecher außer dem illokutiven Ziel mindestens zwei weitere perlokutive Ziele verfolgt — das Hauptziel und das Nebenziel. Das erste Ziel kann sich variieren: Der Sprecher kann den Sprecher dazu zwingen wollen, dass er etwas macht oder an etwas glaubt, er kann ihm etwas mitteilen wollen oder von ihm etwas erfahren, ihn beleidigen oder umgekehrt loben. Das zweite Ziel, also Nebenziel, besteht darin, dass der Hörer die implizite Proposition erkennt, z.B.:

In der folgenden Woche rief eines Abends Dörte an, die ehemalige Freundin von Albert. Sie wusste noch nicht, dass Albert hatte ausziehen müssen. Sie fragte, was ich jetzt so mache.

Wenn Dörte fragte, was ich jetzt mache, so hieß das im Klartext, ob ich einen neuen Typen hätte.¹²

Der Sprecher (Dörte) erkundigt sich indirekt beim Adressaten (Constanze) nach ihrem Liebesleben, was ihr eigentliches Ziel ist, das Nebenziel wäre, dass der Adressat die implizite Proposition + *Hast du einen neuen Freund?* erkennt und die erwartete Antwort gibt.

Wenn wir das Phänomen Andeutung in weiterem Sinne als impliziter Sprechakt erforschen, werden wir davon vielerlei profitieren: Bei einer solchen Herangehensweise lassen sich sowohl Bedingungen für Gelingen/Erfolgreichsein von Andeutungen gründlicher analysieren, als auch Motive, die den Sprecher dazu bringen, seine Aussage zu „verschleiern“. Darüber hinaus würde sich für die Forschung als äußerst fruchtbar erweisen, wenn auch nonverbale Indikatoren, die im Falle von Andeutungen auch eine sinnkonstruierende Rolle spielen, analysiert werden könnten, z.B.:

Ich schüttelte mich wieder demonstrativ vor Kälte und sah Sieglinde wieder durchdringend an. +> Gib mir einen Kaffee!

„Soll ich einen Irish coffee machen für uns?“ fragte sie endlich.

„Gute Idee!“¹³

Aus Höflichkeit darf die Sprecherin den Adressaten (Sieglinde) nicht direkt um eine Tasse Kaffee bitten, sondern versucht ihr indirekt zu verstehen geben (durch Zittern und durchdringenden Blick), dass sie welchen gern hätte.

Außerdem lassen sich auch solche Sprechakte registrieren, wo die Andeutung gerade in den Bereich der Präsupposition verlegt wird:

„Du siehst müde aus, Kindchen“. Felix‘ Mutter kniff mir in die Wangen. „Nimmst du denn auch genug Vitamine zu dir? Folsäurekapseln sind sehr wichtig für Schwangere, das stand erst neulich im Apothekerblatt“. +> Bist du schwanger? (Präsupposition: Schwangere nehmen Folsäurekapseln ein.)

¹² Heller, Eva: Beim nächsten Mann wird alles anders. Reinbeck bei Hamburg 1999, hier S. 141.

¹³ Ebenda, hier S. 396.

„Ich bin nicht schwanger, Luise“, sagte ich.

„Hab ich das denn gesagt?“ Sie zwinkerte mir zu. Aus irgendeinem Grund unterstellte sie mir seit Monaten eine heimliche Schwangerschaft.¹⁴

Andeutungen als Sprechakte können erfolgreich und nicht erfolgreich sein. Unumstritten erfolgreich ist die Andeutung, wenn der Hörer sie sofort erkannt hat und gleich darauf reagiert hat bzw. erfüllt hat, was der Sprecher von ihm erwartete. Bedingt erfolgreich sind Sprechakte, wenn der Hörer zusätzliche Erläuterung braucht, um die Andeutung zu verstehen, zu akzeptieren und darauf zu reagieren. Deutlich nicht erfolgreich sind solche Sprechakte, wenn der Hörer die Andeutung nicht erkannt, nicht akzeptiert und darauf nicht reagiert hat. Bedingt nicht erfolgreich sind die Sprechakte, wenn der Hörer die Andeutung erkannt, darauf aber nicht reagiert hat.

Summa summarum lässt sich sagen, dass sich Phänomen der Andeutung zwar in seinen zwei Erscheinungsformen analysieren lässt, aber am fruchtbarsten hat sich die Positionierung von Andeutung als impliziter Sprechakt erwiesen, weil eine solche Platzierung dem Forscher eine breite Palette von Forschungsperspektiven öffnet, wobei auch nonverbale Kommunikationsmittel berücksichtigt werden. Als Forschungsgegenstand stellt Andeutung somit also einen impliziten Sprechakt dar, bei dem die implizite Proposition aus der expliziten Proposition logisch abgeleitet ist, wobei eine Dissonanz zwischen den illokutionären Kräften der beiden Propositionen beobachtet werden kann. Der Sprechakt des Andeutens ist diskursiv-sprachliches Zusammenwirken von Sprecher und Hörer, das die gemeinsame Konstruktion einer konkreten intendierten Proposition, also Implikatur, vorsieht. Solche Sprechakte können erfolgreich (unumstritten oder bedingt erfolgreich) und nicht erfolgreich sein.

Literaturverzeichnis

- Frithjof, Rodi: *Anspielungen. Zur Theorie der kulturellen Kommunikationseinheiten*. In: Poetica Heft 7/1975, München 1975, 115 S.
- Grice, H. Paul: *Logik und Konversation*. In: Meggle, Georg (Hg.) *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. F.-a.-M. 1993, S.243–265.
- Liedtke, Frank (Hg.): *Implikaturen. Grammatische und pragmatische Analysen*. Tübingen 1995, 233 S.
- Meibauer, Jörg: *Pragmatik. Eine Einführung*. Tübingen 2001, 207 S.
- Rolf, Eckard: *Sagen und Meinen. Paul Grices Theorie der Konversations-Implikaturen*. Opladen 1994, 263 S.
- Römer, Ruth: *Die Anspielung im Sprechakt*. In: *Muttersprache*, Heft 87/1977, S. 396–412.
- Wills, Wolfram: *Anspielungen. Zur Manifestation von Kreativität und Routine in der Sprachverwendung*. Tübingen 1989, 238 S.
- Zimmermann, Klaus; Müller, Peter: *Indirekte und implizite Sprechakte*. In: *Deutsche Sprache* Heft 5/1977, Mannheim, S.238–254.

¹⁴ Gier, Kerstin: *Auf der anderen Seite ist das Gras viel grüner*. Köln, 2011, hier S. 87.

Quellenverzeichnis

- Gier, Kerstin: *Auf der anderen Seite ist das Gras viel grüner*. Köln, 2011, 282 S.
Heller, Eva: *Beim nächsten Mann wird alles anders*. Reinbeck bei Hamburg 1999, hier S. 396.
Nolte, Mathias: *Roula Rouge*. München 2009, 425 S.
Wiener, Hugo: *Eine schöne Bescherung*. In: Ders. *Krokodile fliegen nicht. Satiren*. F.a.M. – Berlin 1993, 262 S.

Schlüsselwörter

Andeutung, konversationelle Maximen, konversationelle Implikatur, Proposition, impliziter Sprechakt.

Abstract

Hint as Implicature and Implicit Speech Act

The article deals with hint as a phenomenon of indirect communication. Its main focus is on two possible ways to investigate hinting – as a conversational implicature following the theory of non-natural meaning and conversational implicatures suggested by Herbert Paul Grice and as an implicit speech act following the definition of implicit speech act given by Klaus Zimmermann and Peter Müller. As a conversational implicature hint reveals all the features crucial for being defined as such: calculability, variability and cancellability. Another way to analyse hint as an implicit speech act allows investigating its locutionary, illocutionary, perlocutionary aspects more thoroughly. The paper considers the speech act of hinting as speech cooperation between speaker and addressee in discourse resulting in mutual construction of an intended implicit proposition, i.e. hint. The crucial features of the speech act of hinting include obligatory realization of implicit proposition and intendedness because in the situation of hinting speaker always has an additional perlocutionary goal to make the addressee reconstruct the hint.

Keywords

Hint, conversational maxims, conversational implicature, proposition, implicit speech act

Literatur in der Grammatik-Übersetzungs-Methode (GÜM) und der direkten Methode (DM) am Beispiel des DaF-Unterrichts an Gymnasien in Bosnien und Herzegowina

1. Einleitung

In der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts sind verschiedene didaktisch-methodische Konzepte vorhanden, welche den Unterricht gekennzeichnen und die angestrebten Lernziele bestimmen haben. An erster Stelle steht die Grammatik-Übersetzungs-Methode (GÜM) als die älteste Methode, dann kommt die direkte Methode (DM), nach der die audiolinguale (ALM) und audiovisuelle Methode (AVM) erscheinen, danach die vermittelnde Methode (VM) und schließlich die kommunikative Methode (KM) (Neuner / Hunfeld 1993). Jede von diesen Methoden hat etwas Spezifisches und setzt den Akzent auf bestimmte Bereiche des Fremdsprachenunterrichts, was sie auszeichnet und von den anderen Methoden unterscheidet.

Die Literatur ist einer dieser Bereiche, der seinen Platz im Fremdsprachenunterricht findet. In verschiedenen Methoden waren ihr Vorhandensein und ihre Rolle unterschiedlich. In einer Methode spielt die Literatur eine wichtige Rolle (GÜM), in einer anderen ist sie völlig vernachlässigt (ALM/AVM), während sie in einer anderen zusammen mit weiteren Bereichen des Fremdsprachenunterrichts zum Erreichen des Lernzieles und zur Entwicklung bestimmter Kompetenzen bei den Lernenden beiträgt (KM).

In der vorliegenden Arbeit wird die Rolle der Literatur in der GÜM und DM analysiert. Diese zwei Methoden werden in der Fremdsprachendidaktik als zwei entgegengesetzte Methoden betrachtet, da die DM als Folge der Nichtübereinstimmung mit den Prinzipien der GÜM entstanden ist. Lernziele, die im nach diesen Methoden gestalteten Unterricht angestrebt wurden, waren völlig unterschiedlich. Demgemäß war auch die Rolle der Literatur in diesen Methoden unterschiedlich. Und wie die Rolle wirklich war, wird anhand der Lehrpläne für den DaF-Unterricht in bosnisch-herzegowinischen Gymnasien¹ analysiert, als der DaF-Unterricht nach den Prinzipien der GÜM, bzw. den Prinzipien der DM gestaltet wurde.

¹ Ich habe mich für Gymnasien entschieden, da dieser Schultyp in den beiden Perioden in unveränderter Form existierte, der DaF-Unterricht in dieser Schule am allumfassendsten im Vergleich zu den anderen Schultypen ist und der DaF-Unterricht den allgemeinbildenden Lernzielen des jeweiligen Zeitraumes folgte.

Das Ziel der Arbeit ist also zu zeigen und festzustellen, welchen Anteil die Literatur im nach diesen Methoden gestalteten DaF-Unterricht hatte, welche literarischen Texte vorhanden waren und behandelt wurden und welche Funktion sie hatten.

2. Die Literatur im Unterricht

Die Bedeutung der Literatur im DaF-Unterricht ist unumstritten (Wicke 2004: 75), da sie Zutritt zu einer neuen unbekannteren Welt ermöglicht und Literaturkompetenzen bei den Lernenden entwickelt.

Auf zahlreiche Funktionen literarischer Texte weist Riemer hin (1996: 288, 289). Als erstes enthalten literarische Texte Sprachformen, die in anderen Textsorten in dem Maße nicht vorhanden sind. Diese Formen stellen die ästhetische Qualität der deutschen Sprache dar, die in Alltags-, Umgangs- und Fachsprachentexten nicht vermittelt werden.

Literarische Texte bieten Einblick in die Zielsprachenliteratur und sind wichtige Quellen für landeskundliche Informationen. Während Texte aus den anderen funktional-stilistischen Bereichen einen kleinen Ausschnitt aus der Wirklichkeit des Zielsprachenlandes thematisieren, vermitteln literarische Texte Komplexität (Ehnert / Wazel 1996: 276).

Die weitere Funktion literarischer Texte ist die Arbeit an fremdsprachigen Kenntnissen und Fertigkeiten. Hier wird vor allem an den Wortschatzerwerb, die Entwicklung des stillen Lesens, die Festigung grammatischer Kenntnisse und die Entwicklung stilistischer Kenntnisse gedacht.

Der Einsatz literarischer Texte im Unterricht hat auch eine pädagogische Funktion, da sie zur Persönlichkeitsentwicklung der Lernenden beiträgt. Die Beschäftigung mit literarischen Texten ermöglicht, dass die Vorurteile über das Zielsprachenland relativiert oder abgebaut werden.

Literarische Texte tragen weiter zur Dynamisierung und Auflockerung des Unterrichtsprozesses bei, da sie mit ihren Inhalten den Lernenden Anlass geben, die eigene Meinung zu äußern und zu diskutieren, weil sie sich oft mit Gestalten identifizieren können und ihre Bedürfnisse oft angesprochen werden.

Die oben genannten Funktionen der Literatur werden meistens mit dem modernen DaF-Unterricht verbunden, in dem literarische Texte erneut eine bedeutende Stelle eingenommen haben. Bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden verschiedene literarisch-didaktische Konzepte und Modelle für den Fremdsprachenunterricht entwickelt, obwohl gedacht wurde, dass die Literatur im nachkommen kommunikativen DaF-Unterricht nichts zu suchen habe (Kast 1995: 4). Einer der ersten, der auf den praktischen Nutzen der Literaturarbeit hingewiesen hat, war H. Weinrich, der die „Literarisierung oder Reliterarisierung“ des Sprachunterrichts verlangte (Weinrich 1985, zitiert nach Dobstadt / Riedner 2011: 6). Er meint, dass „die Literatur aufgrund ihrer ästhetischen Qualität sehr viel besser geeignet sei, das Interesse der Lerner auf die Sprache selbst zu lenken, als die Pattern Drills der audio-lingualen und audio-visuellen Methode und die alltags- und lebenspraktisch orientierten Sachtexte [...]“ (Dobstadt / Riedner 2011: 6).

Als das erste Konzept in der Literararbeit nennt Kast (1995: 5) das pragmatisch-funktionale Konzept, in dem die Literatur eine bescheidene Rolle spielte. Literarische Texte wurden meistens als Sprech Anlass oder als Lesetext mit unterschiedlichen Kontrollaufgaben verwendet.

Das nächste Konzept ist das interkulturelle Konzept (Kast 1995: 5), das auch Dobstadt und Riedner (2011: 6) nennen. Literarische Texte spielen jetzt eine bedeutende Rolle, da sie jetzt die Möglichkeit bieten, den Dialog zwischen der eigenen und der im Text vermittelten fremden Kultur herzustellen.

Kast (1995: 6) nennt das dritte Konzept: das entdeckende-literarische Konzept, wo die Lernenden als Leser Sinn suchen, indem sie zum Raten, Kombinieren und Fragen angeregt werden.

Dazu kann auch noch das Konzept eines handlungsorientierten und produktionsorientierten Literaturunterrichts hinzugefügt werden, das die Lernenden zu einem kreativen Umgang mit literarischen Texten anregt und diese für eine weitergehende Sprachproduktion der Lernenden nutzt (Dobstadt / Riedner 2011: 6). Eine intensive und altersspezifische Konfrontation mit Texten ermöglicht einen kognitiven Umgang mit Texten durch eine kreative, emotionale und phantasievolle Behandlung (Kast 1995: 9).

Aber die Rolle der Literatur im traditionellen DaF-Unterricht, welche der Gegenstand dieser Arbeit ist, war ganz anders. Sie war „im Zusammenhang mit dem Ideal einer höheren Bildung selbstverständlicher Ziel- und Gipfelpunkt des Fremdsprachenerwerbs“ (Dobstadt / Riedner 2011: 6). Die Literatur hatte damals einen kulturästhetischen und vor allem philologischen Wert (Wicke 2004: 75), weil die Lernenden durch die schöne Literatur, die als Zeugnis der höchsten kulturellen Leistungen des Zielsprachenlandes angesehen (Neuner / Hunfeld 1993: 30) und die im Unterricht behandelt wurde, Einblick ins Geisteserbe des Zielsprachenlandes bekamen und die Zielsprache lernten. In diesem Unterricht gab es keinen Platz für den kreativen Umgang mit literarischen Texten, weil sich die Literararbeit auf die Reproduktion des Wissens beschränkte, wo die Lernenden literarische Texte oder Ausschnitte gelesen, übersetzt und memoriert haben. Eine freie Interpretation von Texten war völlig vernachlässigt.

3. Merkmale der Methoden

Im weiteren Text werden die wichtigsten Merkmale der GÜM und DM kurz vorgestellt, um zu sehen, was die Lernziele des Fremdsprachenunterrichts waren, wie sie erreicht wurden und welche Rolle die Literatur in diesen Methoden hatte.

3. 1. Merkmale der GÜM

Wie der Name selbst erläutert, legte diese Methode den Akzent auf die Grammatik und die Übersetzung. Die Grammatik wurde deduktiv, mit Hilfe von Kategorien der Schulgrammatik der lateinischen Sprache behandelt. Im Allgemeinen wurde der Unterricht von lebenden Sprachen nach dem Vorbild der klassischen Sprachen, der griechischen und lateinischen, gestaltet. Die Lernenden haben grammatische Regeln

auswendig gelernt. Genauso haben die Lernenden Listen zahlreicher Wörter und deren Formen außerhalb des Kontextes auswendig gelernt. Die typische Übungsform dieser Methode war die Übersetzung. Es wurde die wörtliche Übersetzung unter Anwendung gelernter grammatischer Regeln angestrebt. Der mündliche Sprachgebrauch wurde völlig vernachlässigt. Die Erläuterung von Regeln und eine eventuelle Diskussion über Inhalte wurde auf der Muttersprache durchgeführt, d. h. die Muttersprache war die Unterrichtssprache der GÜM. (Radanović 2013: 59–65)

Das Hauptlernziel des Fremdsprachenunterrichts war „die allgemeine Geistesbildung und die Bildung des Verstandes und des Gemüts oder Herzens“ (Neuner / Hunfeld 1993: 31). Und gerade die Logik und Systematik der Sprache, neben Mathematik, sollte „zur Herausbildung von Fähigkeiten zum abstrakten/logischen Denken“ (Henrici 1996: 510), zum Trainieren von Gedankenverfahren (Kremzer 1983: 172) und zur Schärfung des Intellekts (Дурбаба 2011: 93) beitragen. Demgemäß diente das Sprachenlernen zur geistigen Ausbildung, Charakterbildung und Persönlichkeitsentwicklung der Fremdsprachenlernenden.

Im Wesentlichen wurden alle Lernziele des Altsprachenunterrichts auf den Neusprachenunterricht übertragen. Da die klassischen Sprachen nicht mehr mündlich gebraucht wurden, wurden sie nur deswegen gelernt, um die Lernenden zum Lesen von authentischen Texten in diesen Sprachen zu befähigen, und dafür wurden die Kenntnis grammatischer Regeln und ein umfangreicher Wortschatz benötigt (Дурбаба 2011: 93). So wurden neben der Grammatik auch literarische Texte behandelt. Auf diese Weise gestalteter Altsprachenunterricht wurde auf den Neusprachenunterricht übertragen und das bedeutet, dass in der GÜM neben der Grammatik auch die Literatur eine bedeutende Stellung einnahm. Auf dem niedrigeren Ausbildungsniveau wurde die Grammatik behandelt, während das höhere Niveau ausschließlich für die Behandlung literarischer Texte vorgesehen wurde. Es handelte sich um die schöne Literatur. Behandelt wurden Ausschnitte aus den gewählten Texten bekannter Autoren des Zielsprachenlandes. Solche Texte dienten zum Lesen und Übersetzen und kürzere wurden auswendig gelernt. Auf diese Weise sollten die Lernenden die bedeutendsten Errungenschaften der geistigen Kultur des Zielsprachenlandes kennen lernen (Blažević 2007: 22).

Die Rolle der Literatur in dieser Methode wird auch von Faistauer (2010: 963) beschrieben:

Geschriebene, literarisch geformte Sprache ist Grundlage der Sprachbeschreibung. Textsorten sind vor allem literarische, schöngeistige Texte. Im Vordergrund stehen daher die schriftlichen Fertigkeiten, Lesen und Schreiben: die Lernenden sollen in der Lage sein, (literarische) Texte zu lesen – wobei das Leseverstehen nicht als Sinnentnahme geübt wird – zu übersetzen und selbständig kleinere Texte (Aufsätze) zu verfassen.

3. 2. Merkmale der DM

Die DM erscheint als reiner Gegensatz der GÜM und damit gleichzeitig als Abkehr von literarischen Texten.

Nachdem man eingesehen hatte, dass der Grammatik- und Übersetzungsunterricht die Lernenden zur mündlichen Äußerung nicht befähigen kann, entstand noch im 19. Jahrhundert der Bedarf nach einer anderen Gestaltung des Fremdsprachenunterrichts und der Formulierung neuer Lernziele. Alles, was für die GÜM charakteristisch war, wurde jetzt aus dem Unterricht beseitigt und neue Prinzipien wurden festgelegt.

Die DM hat vorgesehen, dass eine Fremdsprache auf die gleiche Art und Weise wie die Muttersprache gelernt wird, wobei die Entwicklung des Sprachgefühls das Ziel war. Literarische Texte waren nicht mehr für das „natürliche“ Sprachenlernen geeignet. Statt literarischer Texte wurden in den Unterricht kürzere und einfachere Texte eingeführt, die Themen aus dem Schüleralltag, bzw. dessen unmittelbaren Umgebung behandelten. Der Unterricht wurde durch Lieder, Reime, Geschichten, Märchen usw. ergänzt, während die höhere Literatur völlig fehlte (Neuner / Hunfeld 1993: 42).

Bei der Wortschatzarbeit wurden visuelle Elemente verwendet, damit die Lernenden neue Wörter mit konkreten Gegenständen, Handlungen und Begriffen verbinden können. Grammatik wurde induktiv behandelt. Anhand von Beispielen sollten die Lernenden selbst die Regel erschließen, die als eine Zusammenfassung am Ende der Unterrichtseinheit im Lehrbuch stand. Im Unterricht wurde nur die Fremdsprache verwendet, die Muttersprache wurde völlig vernachlässigt. (Radanović 2013: 65–71)

Die aktive mündliche Sprachverwendung stand im Vordergrund, weswegen die Ausspracheschulung eine wichtige Rolle im Unterricht spielte. Aufgrund aller Merkmale der DM kann man sagen, dass es sich um ein imitatives, assoziatives und induktives Konzept des Fremdsprachenlernens handelt (Neuner / Hunfeld 1993: 42).

4. Methodologie der Untersuchung

Im DaF-Unterricht in bosnisch-herzegowinischen Gymnasien wurde die GÜM Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts verwendet, als in allen Segmenten dieses Unterrichts die typischen Merkmale der GÜM vorhanden waren.

Die ersten Anzeichen der DM im gymnasialen Unterricht in BiH wurden kurz vor dem 1. Weltkrieg sichtbar. Aber die volle Blütezeit erlebte diese Methode in bosnisch-herzegowinischen Gymnasien im Zeitraum zwischen den zwei Weltkriegen.

Um zu zeigen, welche Rolle die Literatur im gymnasialen DaF-Unterricht in BiH zur Zeit dieser zwei Methoden hatte, werden die Lehrpläne analysiert, welche die maßgebendsten Richtlinien für die Gestaltung des Unterrichts darstellen.

Für den ersten Zeitraum werden die Lehrpläne für Gymnasien aus den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts und dem Jahr 1912 verwendet. Für den zweiten Zeitraum der Lehrplan für Gymnasien aus dem Jahr 1927. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Literaturunterricht, und zwar auf dem Anteil der Literatur, deren Funktion und den literarischen Textformen.

In der Arbeit werden zwei Methoden verwendet: die Analyse des Inhalts und die kontrastive Methode. Zuerst werden die oben erwähnten Elemente in den Lehrplänen zur Zeit der GÜM und dann die gleichen Elemente zur Zeit der DM analysiert. Da-

nach werden die Lehrpläne und die erhaltenen Ergebnisse verglichen, um eventuelle Ähnlichkeiten und Unterschiede festzustellen.

5. Ergebnisse der Untersuchung

In diesem Kapitel werden die Lehrpläne für den DaF-Unterricht in BiH analysiert. Zuerst werden die Ergebnisse der Analyse der Lehrpläne zur Zeit der GÜM und dann die Ergebnisse der Analyse der Lehrpläne zur Zeit der DM vorgestellt. Beides Mal steht im Mittelpunkt der Literaturunterricht in den höheren Klassen des Gymnasiums in BiH.

5. 1. Literatur in der GÜM

Wenn es um den Zeitraum geht, als im gymnasialen DaF-Unterricht in BiH die GÜM verwendet wurde, haben die Gymnasien in BiH acht Klassen umfasst und wurden in die Unter- und Oberstufe eingeteilt. Die Unterstufe umfasste die Klassen 1 bis 4 und die Oberstufe umfasste die Klassen 5 bis 8. In allen Klassen wurde Deutsch gelernt und war eines der Fächer mit der meisten Wochenstundenanzahl, was zu verstehen ist, wenn man in Acht nimmt, dass die Verwendung der GÜM in BiH mit der Regierungszeit der österreichisch-ungarischen Monarchie von 1878 bis 1918 in BiH zusammenfällt. In diesem Zeitraum hat Deutsch in bosnisch-herzegowinischen Gymnasien eine wichtige Rolle gespielt. Das kann man vor allem in den Lehrplänen für Gymnasien sehen.

Die Lehrpläne zeigen, dass auf der Unterstufe Morphologie und Syntax gelernt wurden, während auf der Oberstufe gründlichere Kenntnisse in Grammatik erworben werden sollten, indem die auf der Unterstufe erworbenen Kenntnisse erweitert und gefestigt werden (Radanović 2013: 149).

Auf der Oberstufe des Gymnasiums nahm aber die Literatur einen bedeutenden Platz ein. Eigentlich wurden die Lernenden schon in der 4. Klasse mit leichteren poetischen und Prosatexten auseinandergesetzt, die sie auswendig gelernt und versucht haben auf Deutsch nachzuerzählen. Eine ernsthaftere Beschäftigung mit der Literatur begann auf der Oberstufe. In der 5. und 6. Klasse haben die Lernenden literarische Texte gelesen, in die Muttersprache übersetzt, auswendig gelernt, auf Deutsch nacherzählt, sowie in Bezug auf Inhalt und Stil analysiert. Außerdem haben sie auch die in diesen Texten enthaltenen grammatischen Phänomene analysiert. In der 7. und 8. Klassen haben sich die Lernenden ausschließlich mit literarischen Texten beschäftigt, als sie poetische und Prosatexte der bedeutendsten Vertreter der neueren deutschen Literatur gelesen und sie dabei „sachlich und ästhetisch“ analysiert (Službeni dodatak 1895).

Wenn man den im Jahr 1912 erstellten Lehrplan für bosnisch-herzegowinische Gymnasien betrachtet (Školski glasnik 1913, Školski glasnik 1914), kann man noch größere Anforderungen bemerken, die den Lernenden gestellt wurden, wenn es um die Literatur geht. Das Globalziel war „das Kennen einiger bedeutender Werke der neueren und neuesten deutschen Literatur aufgrund des Lesens“ (Školski glasnik

1913: 202; Školski glasnik 1914: 49). Neben dem Lesen „von Ausschnitten aus der poetischen und wissenschaftlichen Prosa, lyrischer Gedichte und des Nibelungenliedes“, dann ausgewählter Abschnitte aus den Werken deutscher Klassiker (Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller) und deutscher Schriftsteller der neueren Periode (H. Kleist, Körner, Uhland, Rückert, Hebbel, Dahn, Freytag, Grün, Anzengruber, Rosegger, Stifter, Detlef Lilienkorn, Hauptmann, Ebner-Eschenbach und Droste-Hülshoff), sollten die Lernenden in jedem Halbjahr von der 6. bis zur 8. Klasse jeweils ein Werk lesen. In der 6. Klasse haben sie je eine kurze Novelle gelesen, in der 7. je ein Drama und in der 8. Klasse ein ausgewähltes Werk der oben genannten Schriftsteller. Außerdem gab es auch eine Hauslektüre. Die Lernenden sollten in jeder Halbzeit auch zu Hause jeweils ein Werk bedeutender deutscher Schriftsteller lesen. In der 5. Klasse war das eine Erzählung, in der 7. ein Drama und in der 8. ein Werk aus der neuesten Literatur. Dazu wurde auch ein kurzer Überblick der Entwicklung der deutschen Literatur, kurze biographische und literarisch-historische Aufzeichnungen für einzelne Schriftsteller sowie kurze Merkmale einiger Perioden gegeben (Školski glasnik 1913: 202–204; Školski glasnik 1914: 49–52). Aus den Lehrplänen kann man entnehmen, dass von literarischen Texten Gedichte, Erzählungen, Novellen und Dramen vorhanden waren.

5. 2. Literatur in der DM

Im Zeitraum zwischen den zwei Weltkriegen wurde der DaF-Unterricht in bosnisch-herzegowinischen Gymnasien nach den Prinzipien der DM gestaltet. In diesem Zeitraum nahm Deutsch keinen bedeutenden Platz mehr in den Lehrplänen für Gymnasien ein. Deutsch wurde erst ab der 3. Klasse des Gymnasiums gelernt und war mit zwei Wochenstunden von der 3. bis zur 8. Klasse vertreten.

Wenn man den Lehrplan für Gymnasien aus dem Jahr 1927 betrachtet, kann man deutlich Bereiche sehen, die im DaF-Unterricht vorhanden sein sollten. An erster Stelle steht Grammatik, und gleich dahinter Texte, die als literarische Texte betrachtet werden können. Grammatik spielt eine wichtige Rolle von der 3. bis zur 6. Klasse, als alle bedeutenden Phänomene der deutschen Grammatik behandelt wurden, die für die Alltagskommunikation nötig sind. In der 7. und 8. Klasse wurde der grammatische Stoff gefestigt und ergänzt und jener grammatische Stoff wiederholt, der für die mündliche und schriftliche Äußerung erforderlich ist.

Ab der 5. Klasse des Gymnasiums fangen die Lernenden an, sich mit literarischen Texten zu beschäftigen. In der 5. Klasse sind das kürzere Formen: Beschreibungen, Fabeln, Geschichten, Sprichwörter und leichtere Gedichte bekannter Schriftsteller. In der 6. Klasse setzen sich die Lernenden mit längeren Prosatexten wie Grimms Märchen, Lessings Fabeln, Erzählungen aus den alten deutschen Sagen und Gedichten bekannter Dichter auseinander, unter denen man Goethe, Schiller, Uhland, Heine und Lenau hervorheben soll. Dabei lernen die Lernenden stilistische Eigenschaften der Prosa und des Reims (Просветни гласник 1927: 439).

Der DaF-Unterricht in der 7. und 8. Klasse ist ausschließlich der Behandlung literarischer Texte und der mündlichen und schriftlichen Äußerung aufgrund gelesener

literarischer Texte gewidmet. In der 7. Klasse lesen die Lernenden Erzählungen und Gedichte von Goethe, Schiller, Bürger, Uhland, Heine u.a., indem sie gleichzeitig gelesene Texte stilistisch analysieren. In dieser Klasse sollen die Lernenden den Lebenslauf und das literarische Schaffen bekannter Dichter des deutschsprachigen Raumes kennen lernen.

Eine weitere Neuigkeit in der 7. Klasse im Literaturunterricht sind landeskundliche Informationen. Die Lernenden lesen Texte, die Informationen über das deutsche Land und Volk (Beschreibungen von Orten, Regionen, Sitten und Gebräuchen) und über die deutsche Geschichte (Personen und Ereignisse) enthalten (Просветни гласник 1927: 439, 440).

In der 8. Klasse lesen die Lernenden Texte aus der schönen Literatur, und zwar kürzere Texte im Ganzen und von längeren Texten klassischer und moderner Schriftsteller nur Ausschnitte, indem sie gleichzeitig stilistische Analyse durchführen. Außerdem lernen die Lernenden die wichtigsten Momente der deutschen Literatur, vor allem die klassische Epoche und moderne Richtungen, wobei sie deutsche Werke mit serbischen und französischen literarischen Werken² vergleichen. Für die 7. und 8. Klasse ist noch die Hauslektüre charakteristisch. Die Lernenden sind verpflichtet, ein literarisches Werk zu Hause zu lesen und ein Referat vor der Klasse zu halten.

Die mündliche und schriftliche Äußerung der Lernenden basierte zum größten Teil auf den gelesenen literarischen Texten. In allen Klassen haben die Lernenden kürzere literarische Texte wie Sprichwörter und Gedichte auswendig gelernt. In der 5. und 6. Klasse haben sie Gespräche aufgrund von gelesenen Texten geführt, und in der 7. und 8. Klasse haben sie gelesene literarische Texte schriftlich und mündlich nacherzählt.

6. Diskussion: Kontrastive Analyse der Rolle der Literatur in der GÜM und DM

Die Ergebnisse der Analyse der Lehrpläne für den DaF-Unterricht in den bosnisch-herzegowinischen Gymnasien im Zeitraum, als in diesem Unterricht zwei völlig unterschiedliche, sogar entgegengesetzte didaktisch-methodische Konzepte verwendet wurden, zeigen, dass es viele Berührungspunkte gibt und dass Unterschiede nicht so groß sind, wie es in der Fachliteratur steht, wenn es sich um die Literatur im DaF-Unterricht handelt.

Es ist bekannt, dass die GÜM eine intensive Beschäftigung mit der Literatur im Fremdsprachenunterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums voraussieht, was auch für den Altsprachenunterricht charakteristisch war. In den Lehrplänen für bosnisch-herzegowinische Gymnasien wurde diese Anforderung völlig beachtet.

Wenn es sich um die DM handelt, wird der Akzent in der Fachliteratur auf mündlichen Sprachgebrauch, Alltagsthemen und Einbettung des Lernstoffes in Alltags-

² Serbisch war die Muttersprache und Französisch die erste Fremdsprache in bosnisch-herzegowinischen Gymnasien zwischen den zwei Weltkriegen. Deswegen haben die Lernenden im Serbisch- und Französischunterricht Werke serbischer und französischer Schriftsteller behandelt.

tuationen, Einsprachigkeit und induktives Verfahren in der Grammatikarbeit gesetzt. Literatur und literarische Texte im Fremdsprachenunterricht werden entweder gar nicht erwähnt (Neuner 1989; Rösler 1994; Henrici 1996; Jung 2001; Blažević 2007; Дурбаба 2011; Barkowski / Krumm 2010) oder es wird nur betont, dass die Literatur, vor allem die „höhere“ Literatur völlig fehlt (Neuner / Hunfeld 1993: 42), weil in diesem Konzept, wo Alltagsthemen in Alltagssituationen behandelt werden und der übliche Gesprächsstil verwendet wird, die Literatur nichts zu suchen hat. In der zugänglichen Literatur wird nur an einer Stelle angeführt, dass die Beschäftigung mit Literatur „bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein im Zusammenhang mit dem Ideal einer höheren Bildung“ im Fremdsprachenlernen stand (Dobstadt / Riedner 2011: 6).

Die Lehrpläne für Gymnasien in BiH, als die DM verwendet wurde, zeigen, dass die „höhere“ Literatur jedoch ihren Platz im DaF-Unterricht gefunden hat. Davon deutet auch das Globalziel des DaF-Unterrichts auf der Oberstufe des Gymnasiums, welches „das Verstehen deutscher Texte aus der schönen Literatur“ und „das Kennenlernen des Landes, der bedeutendsten ethnischen Eigenschaften und Erscheinungen des Kulturlebens des deutschen Volkes, vor allem aufgrund der Behandlung neuerer literarischer Werke“ voraussieht (Просветни гласник 1927: 438).

Im DaF-Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums in BiH überwiegt also in den beiden Methoden die Beschäftigung mit der deutschen Literatur. Die Lernenden haben Texte aus der schönen Literatur gelesen, kürzere im Ganzen, längere nur als Ausschnitte. Der besondere Akzent wurde auf die deutsche klassische und neuere Literatur gesetzt, sodass die Lernenden das literarische Schaffen von Goethe, Schiller, Heine, Uhland, Brüdern Grimm u. a. zum großen Teil kennen lernen konnten. Gelesene literarische Texte haben die Lernenden nacherzählt und ästhetisch und stilistisch analysiert. Kürzere Texte haben sie auswendig gelernt.

Der Unterschied im Literaturunterricht in der GÜM und DM spiegelt sich in der Intensität der Beschäftigung mit der Literatur und dem Umfang des literarischen Stoffes, sowie in einigen Behandlungszugängen wider. Zur Zeit der GÜM wurde Deutsch in allen Klassen der bosnisch-herzegowinischen Gymnasien, von der 1. bis zur 8. Klasse, gelernt. Auf der Oberstufe, von der 5. bis zur 8. Klasse, war Deutsch in jeder Klasse mit drei Wochenstunden vertreten. Zur Zeit der DM wurde Deutsch von der 3. bis zur 8. Klasse jeweils zwei Stunden wöchentlich gelernt. Schon dieses Verhältnis zwischen den Wochenstundenanzahlen erlaubte eine intensivere Beschäftigung mit der Literatur zur Zeit der GÜM und Behandlung eines umfangreicheren literarischen Stoffes. Was den Behandlungszugang zur Literatur betrifft, wurde das auch vom Charakter des didaktisch-methodischen Konzeptes selbst beeinflusst. In der Basis der gymnasialen Ausbildung zur Zeit der GÜM lag die klassisch-humanistische Ausbildung, deren Ziel die geistige Ausbildung der Lernenden und die Entwicklung deren Persönlichkeit war, wozu auch die Beschäftigung mit der schönen Literatur des Zielsprachenlandes beitragen sollte (Radanović 2017: 657). Deswegen war eine intensive und umfangreiche Beschäftigung mit der Literatur erforderlich. Auf der anderen Seite wurde in der DM der mündliche Sprachgebrauch bevorzugt. Literarische Texte wurde nicht mehr übersetzt, sondern sie stellten das Material dar,

aufgrund dessen ein Gespräch geführt wurde, wobei bei den Lernenden die Fähigkeit zur mündlichen Äußerung entwickelt wurde.

In der DM gibt es ein weiteres Merkmal im Literaturunterricht, das besonders im Globalziel des DaF-Unterrichts hervorgehoben wird. Das sind literarische Texte als Vermittler landeskundlicher Informationen über das Zielsprachenland. Das bedeutet, dass literarischen Texten eine neue Rolle zugeteilt wird. Literarische Texte in der GÜM enthielten aber auch landeskundliche Informationen, die jedoch als solche nicht anerkannt wurden.

7. Schlussfolgerungen

Die Analyse der Lehrpläne für den DaF-Unterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums in BiH hat gezeigt, dass die Literatur sowohl in der GÜM als auch in der DM einen bedeutenden Platz einnahm.

Was die Rolle der Literatur in der GÜM betrifft, ist sie völlig im Einklang mit dem, was man in der Fachliteratur finden kann. Aber die Rolle der Literatur in der DM entspricht gar nicht den Behauptungen von Fremdsprachendidaktikern. Eine mögliche Erklärung dafür wäre folgende gewesen: Sie bezieht sich auf die Erläuterungen der DM in der Fachliteratur. Die DM ist auch als die Anti-Grammatik-Methode und die Reform-Methode bekannt (Neuner / Hunfeld 1993: 33), was auf die völlige Umkehr im Fremdsprachenunterricht und das Ablösen der GÜM hinweist. Alles, was die GÜM auszeichnete, wurde kritisiert, und in der neuen DM wurden Prinzipien hervorgehoben, die den Prinzipien der GÜM entgegengesetzt waren. In der DM wurde besonders der mündliche Sprachgebrauch, die Situativität des Lernstoffes und Alltagsthemen hervorgehoben. Es ist verständlich, dass in solch einem Unterricht die „höhere“ Literatur nichts zu suchen hatte. Deswegen kann man bei Fremdsprachendidaktikern nur kürzere literarische Texte wie Märchen, Reime und Lieder finden, die als „Literatur des Alltags“³ bezeichnet werden. Aber diese Unterrichtsweise ist für die niedrigere Stufe des Fremdsprachenunterrichts charakteristisch. Es besteht die Möglichkeit, dass gegenwärtige Didaktiker mit jenen Merkmalen der DM beschäftigt waren, die der GÜM völlig entgegengesetzt waren und die man besonders auf der niedrigeren Stufe des Fremdsprachenunterrichts finden konnten und dabei die Gestaltungsweise des Unterrichts auf der oberen Stufe, besonders in den Abschlussklassen der Gymnasien, vernachlässigt haben. Wichtig war also das hervorzuheben, was anders oder vielleicht sogar entgegengesetzt in der DM in Bezug auf die GÜM war, weil die DM als Gegensatz zu der GÜM betrachtet wurde, und in den Analysen ging man nicht weiter von den niedrigeren Klassen.

Ob diese Vermutung richtig ist, können Analysen von Lehrplänen und -büchern für den DaF-Unterricht in anderen Ländern im Zeitraum zeigen, als dieser Unterricht nach den Prinzipien der DM gestaltet wurde. Deswegen wird empfohlen, dass eine solche Analyse in noch einigen europäischen Ländern durchgeführt wird, um

³ <http://www.daf.uni-mainz.de/Texte/lb-wilhelm.pdf> 10. 05. 2017

zu sehen, was das Lernziel im DaF-Unterricht in höheren Klassen des Gymnasiums war, auf welche Weise dieser Unterricht gestaltet wurde und in welchem Maße die „höhere“ Literatur vertreten war.

Quellen

- Službeni dodatak Školskog vjesnika II 1895, Sarajevo 1895
Deseti izvještaj Velike gimnazije u Sarajevu, objavljen na kraju (XVI) školske godine 1894/95, Sarajevo 1895
Školski glasnik 1913, Sarajevo 1913
Školski glasnik 1914, Sarajevo 1914
Просветни гласник. Службени лист Министарства просвете. Београд: Државна штампарија. 1927

Literatur

- Barkowski, Hans / Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2010): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Tübingen / Basel: A. Francke Verlag.
- Blažević, Nevenka (2007): *Grundlagen der Didaktik und Methodik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache*. Rijeka: Sveučilište u Rijeci, Filozofski fakultet.
- Dobstadt, Michael / Riedner, Renate (2011): **Fremdsprache Literatur. Neue Konzepte** zur Arbeit mit Literatur im Fremdsprachenunterricht. In: *Fremdsprache Deutsch*, Heft 44/2011, 5–21.
- Дурбаба, Оливера (2011): *Теорија и пракса учења и наставе страних језика*. Београд: Завод за уџбенике
- Ehnert, Rolf / Wazel, Gerhard (1996²): Landeskunde. In: Henrici, Gert / Riemer, Claudia (Hrsg.): *Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache mit Videobeispielen*, Band 2. Baltmannsweiler: Schneider Verlag, 273–281.
- Faistauer, Renate (2010): Die sprachlichen Fertigkeiten. In: Krumm, Hans-Jürgen et al. (Hg.), *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. Berlin: De Gruyter. 961–968.
- Henrici, Gert (1996): Kleine Geschichte der Fremdsprachenlehr- und -lernmethoden. In: Henrici, Gert / Riemer, Claudia (Hrsg.): *Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache mit Videobeispielen*, Band 2. Baltmannsweiler: Schneider Verlag, 506–522.
- Jung, Lothar (2001): 99 Stichwörter zum Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Ismaning: Max Hueber Verlag.
- Kast, Bernd (1995): Literatur im Anfängerunterricht. In: *Fremdsprache Deutsch*, Heft 11/1994, 4–13.
- Kremzer, Nikola (1983): *Osnove metodike nastave nemačkog jezika*. Beograd: Zavod za udžbenike i nastavna sredstva.
- Neuner, Gerhard (1989): Methodik und Methoden: Überblick, In: Bausch, Karl-Richard u. a. (Hrsg): *Handbuch Fremdsprachenunterricht*, Tübingen, 145–153.

- Neuner, Gerhard / Hunfeld, Hans (1993): *Methoden des fremdsprachlichen Deutschunterrichts*. Eine Einführung, Fernstudieneinheit 4. Berlin/ München/ Wien: Langenscheidt.
- Radanović, Sanja (2013): *Metode u udžbenicima njemačkog jezika u Bosni i Hercegovini za vrijeme vladavina Austrougarske monarhije*. Banja Luka: Univerzitet u Banjoj Luci. Filološki fakultet.
- Radanović, Sanja (2017): **Themen in den Lehrbüchern der deutschen Sprache in bosnisch-herzegowinischen Schulen Ende des 19. Jahrhunderts**: In: Philipp, Hannes / Ströbel, Andrea (Hrsg.): *FZ DiMOS: Geschichtliche Grundlagen und aktuelle Einbettung*, Band 5. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 645–657.
- Riemer, Claudia (1996²): Literarische Texte. In: Henrici, Gert / Riemer, Claudia (Hrsg.): *Einführung in die Didaktik des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache mit Videobeispielen*, Band 2. Baltmannsweiler: Schneider Verlag, 282–299.
- Rösler, Dietmar (1994): *Deutsch als Fremdsprache*, Stuttgart/ Weimar
- Wicke, Rainer E. (2004): *Aktiv und kreativ lernen*. Projektorientierte Spracharbeit im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Ismaning: Max Hueber Verlag.

Schlüsselwörter

Literatur, Grammatik-Übersetzungs-Methode, Direkte Methode, DaF-Unterricht, Lehrplan, Gymnasium

Abstract

Literature in the grammar-translation method (GPM) and the direct method (DM) in the teaching of German as a foreign language in grammar schools in B&H

Literature and the exploitation of literary texts represent an integral part of foreign language instruction. However, the role of literature in different methods was different. This paper analyses the role of literature in two completely different methods, grammar-translation method and direct method. In the grammar-translation method literature occupied a very important place, while in the direct method, according to many authors, its role was negligible. The aim of this paper is to analyse the curricula for B&H grammar schools from the times of grammar-translation and direct method, and discover whether the practical application of these methods coincides with the claims that can be found in the professional literature or shows something different.

Keywords

literature, grammar-translation method, direct method, teaching German as a foreign language, curricula, grammar school

Das Niveau der Entfaltung des verstehenden Hörens slowakischer Schüler der ausgehenden Sekundarstufe I in der Fremdsprache Deutsch

Die vorliegende Studie setzt sich zum Ziel, Leistungen von Schülerinnen und Schülern¹ in der Fremdsprache Deutsch im Bereich des Hörverstehens zu untersuchen. Der Beitrag blickt auf die Ergebnisse einer Pilotierung, die in fünf Klassen zweier Schulen in der Slowakei stattfand, um zu ermitteln, welches auditiv-rezeptive Leistungsspektrum von Lernern der ausgehenden Sekundarstufe I im DaF als zweite Fremdsprache anhand den Rahmenrichtlinien und Bildungsstandards verlangt und welches von ihnen aufgrund der Testresultate der eigens erarbeiteten Tests erreicht wird. Die auf der Basis der vorliegenden Voruntersuchung erprobten Aufgabenformate, Testverfahren und Bewertungskriterien sollen eine Grundlage zur Erarbeitung einer objektiven, validen und reliablen Large-scale- Leistungsbewertung des fremdsprachlichen verstehenden Hörens zum DaF in der geplanten zweiten Phase der Forschung bilden.

1 Einleitung

Die Fähigkeit, mehrere Fremdsprachen zu beherrschen, ist in der heutigen globalisierten Welt eine unentbehrliche Voraussetzung für einen aktiven, vielseitigen Lebensstil sowie eine der Bedingungen zum Erreichen des beruflichen Erfolgs (Bútorová/Gyarfášová 2011). Das gilt vor allen für kleine Nationen, deren Muttersprache nicht zu den Weltsprachen zählt.

Im Einklang mit der Forderung der Europäischen Kommission, damit jeder Bürger der Europäischen Union in der Lage ist, in der Muttersprache sowie in mindestens zwei Fremdsprachen angemessen zu kommunizieren, wird auch die Bestimmung des Bildungsprofils des Absolventen niedriger sekundärer Bildung (ISCED 2) in der Slowakei formuliert.²

¹ Die vorliegende Studie bedient sich Termini wie „Schüler“, „Lerner“, „Lernende“, „Proband“, „Testteilnehmer“. Sie werden als Synonym betrachtet und schließen die weibliche Form der Begriffe selbstverständlich mit ein.

² Vgl. Staatliches pädagogisches Institut (2008). Staatliches Bildungsprogramm für Sekundarstufe I (niedrigere Sekundarbildung ISCED 2) in der Slowakischen Republik (2008)

In meiner Praxis als Methodikerin für Deutsch als Fremdsprache (DaF) begegne ich häufiger der Klage seitens slowakischer Gymnasial- und Fachschullehrer, dass die Schüler³ beim Übergang von der neunjährigen Grundschule auf eine höhere Bildungsstufe nicht gut in Deutsch vorbereitet sind. Der Entwicklungsgrad ihrer Kompetenzen sei viel niedriger als das geforderte Niveau A1-A2 für die zweite Fremdsprache.⁴ Die Mehrheit der Schüler wird beim Übertritt auf die Sekundarstufe II in der zweiten Fremdsprache als totale Anfänger betrachtet⁵ und lediglich wenige Lernende trauen sich nach vierjährigem Gymnasial- oder Fachschulbesuch, neben dem obligatorischen Englisch, auch in der zweiten Fremdsprache ihrer Wahl das Abitur abzulegen. Die fehlende Kontinuität beim Erwerb der zweiten Fremdsprache trägt offensichtlich nicht zur – seitens des Schulministeriums der Slowakischen Republik und der Europäischen Kommission – proklamierten Förderung der Mehrsprachigkeit bei.

2 Forschungsstand

Um den Unterricht in der zweiten zu lernenden Fremdsprache⁶ trotz reduziertem Stundendeputat im Vergleich zur ersten Fremdsprache zu optimieren und ein Fortschreiten an der Sekundarstufe II zu ermöglichen, benötigt man sowohl auf der Ebene der einzelnen Klassen und Schulen als auch für das Bildungssystem insgesamt Erkenntnisse darüber, welches Wissen und Können vermittelt worden ist und welches sie vorzeigen können.

<http://www.statpedu.sk/sk/Statny-vzdelavaci-program/Statny-vzdelavaci-program-pre-2-stupen-zakladnych-skol-ISCED-2.alej>

³ Die vorliegende Studie bedient sich Termini wie „Schüler“, „Lerner“, „Lernende“, „Probant“, „Testteilnehmer“. Sie werden als Synonym betrachtet und schließen die weibliche Form der Begriffe selbstverständlich mit ein.

⁴ Dies bestätigen auch Forschungsergebnisse einer Schulleistungsstudie für Fremdsprachen von Butaš und Butašová aus dem Jahre 2006 (vgl. Butaš/Butašová 2006). Die Autoren haben im Schuljahr 2004/2005 an einer repräsentativen Stichprobe von 1972 Schülern aus 421 Schulen der gesamten Slowakei getestet, ob die Schüler der neunten Klasse einer neunjährigen allgemeinbildende Schule das in den Bildungsstandards festgelegte Niveau der Fremdsprachenbeherrschung in Englisch, Deutsch, Französisch und Russisch erreichen. Die untersuchten Bereiche waren: Leseverstehen, Wortschatz, kommunikativer Gebrauch der Sprache.

⁵ Die Kontinuität des Fremdsprachenunterrichts beträgt im Rahmen aller Leistungsgruppen (Gymnasien, Fachschulen und Hauptschulen) der Sekundarstufe II in der Slowakei 52,3 % (vgl. Butaš/Butašová 2005, S. 145). Dies bedeutet, dass nur etwa eine Hälfte aller Schüler in der Fremdsprache (und auf dem Niveau) auch beim Übergang auf eine höhere Bildungsstufe fortsetzt. In diese Zahl wurde jedoch das Englische inbegriffen, in dem, als erste Fremdsprache, Kontinuität besteht. Die Zahlen für die zweite Fremdsprache wären demnach noch viel niedriger.

⁶ In der Slowakei werden an der Sekundarstufe I aktuell zwei Fremdsprachen unterrichtet: Ab der 3. Klasse ist es Englisch und ab der 7. Klasse eine andere Wahlfremdsprache (meistens Deutsch und Russisch, vereinzelt Französisch, Spanisch und Italienisch). Der Mittelwert, gerechnet für die Klassen 5 bis 9, beträgt für die zweite Fremdsprache 0,8 Wochenstunden pro Jahr. Für die erste Fremdsprache sind es insgesamt 3,2 Wochenstunden pro Jahr.

In der Slowakei lassen sich bislang nur wenige nennenswerte empirische Untersuchungen auffinden, die das Niveau der fremdsprachlichen Leistungen slowakischer Schüler nach dem Abschluss der neunjährigen Grundschule differenziert und repräsentativ erheben, allerdings keine, die das Hörverstehen im Blick hätten.⁷

In diesem Beitrag werden Ergebnisse einer Pilotierung beschrieben, die in fünf Klassen zweier allgemeinbildenden Schulen realisiert wurden. Ihr Ziel war, im Rahmen einer kleinen Stichprobe zu ermitteln, welche auditiv-rezeptive Leistungen von Lernern Ende der neunten Klasse anhand den Rahmenrichtlinien und Bildungsstandards erwartet werden und welche Leistungen laut Auswertung von vorgelegten Testaufgaben erreicht (bzw. von mir registriert) werden. Die in dieser Voruntersuchungsphase erprobten und validierten Testverfahren, Aufgabenformate, und Bewertungskriterien bilden Grundlage für die zukünftige Erarbeitung einer objektiven validen und reliablen Untersuchung auf einer repräsentativen Stichprobe.

„Sprache [...] ist Hoffnung, gehört zu werden“ (Berendt 2004, S. 131)

3 Verstehendes Hören– Bestimmung der Grundbegriffe

Der Prozess des Hörens und Verstehens spielt eine zentrale Rolle im sprachlichen Aneignungsprozess. Die Klangform der Sprache ist sowohl bei der sprachlichen Produktion als auch bei der Rezeption anwesend. Dem Hörverstehen als einem elementaren, unerlässlichen Bestandteil des Spracherwerbs sollte deshalb ebenso im Fremdsprachenunterricht eine herausragende Rolle zuerkannt werden (Dahlhaus 1994, Neveling 2000, Lütge 2002, Blell/Lütge 2012).⁸

⁷ Bis auf das oben erwähnte Projekt des Staatlichen pädagogischen Instituts aus dem Jahre 2004/2005 unter der Leitung von Butaš und Butašová (vgl. Butaš/Butašová 2006), das sich das Niveau der Fremdsprachenbeherrschung in Hinblick auf das verstehende Hören allerdings nicht zum Ziel der Untersuchung setzte. Bis jetzt liegen in der Slowakei überhaupt keine Studien vor, die sich mit dem Entwicklungsgrad der Schülerkompetenzen in der zweiten Fremdsprache am Ende der Sekundarstufe I beschäftigen würden.

⁸ Hörverstehen wurde zumindest bis gegen Ende der 60er-Jahre nicht planvoll gefördert und wenig systematisch geübt (Dahlhaus 1994). Zu Beginn der 70er-Jahre hat S. Krashen die Wichtigkeit des Hörens mit seiner spracherwerbtheoretisch begründeten Unterscheidung von Erwerb (*acquisition*) und Lernen (*learning*) unterstrichen. In seiner Input- Hypothese bezeichnete er das Hörverstehen als Grundlage und Ausgangspunkt des Sprachlernprozesses. Mit der pragmatischen Orientierung des Fremdsprachenunterrichts Ende der 70er-Jahre und seit den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts wird dem verstehenden Hören auch im Kontext anderer spracherwerbtheoretischer und methodischer Ansätze verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet: Einerseits wird seitdem Hörverstehen als Ausgangspunkt (im Sinne Krashens) für die Kommunikationsfähigkeit insgesamt, andererseits als Teillernziel zur Entfaltung der Verstehenskompetenz betrachtet. Doch die Klage über die Vernachlässigung des auditiven Aspektes der rezeptiven Sprachaneignung, die sich durch Vernachlässigung ihrer gezielten Schulung erweist, hat einen persistierenden Charakter (Solmecke 1993, Dahlhaus 1994, Zajícová 1994/95, Zech 2009, Krumm 2010, Rossa 2010, Solmecke 2010).

Der Begriff der auditiven Rezeption wird in der Fachliteratur nicht einheitlich definiert. Die Uneindeutigkeiten entstehen bereits bei der Bestimmung der Oberbegriffe *Hörverstehen*, *Hörverständnis*, *Hörverstehensfähigkeit*. Bickes (Bickes 2010, S. 151) betrachtet *Hörverstehen* als einen durch einen auditiven Input ausgelösten Verarbeitungsprozess und *Hörverständnis* als den daraus resultierenden Bewusstseinsinhalt. Für ihn ist dementsprechend lediglich das *Hörverständnis* abrufbar beziehungsweise nachvollziehbar und dadurch auch zu beurteilen. Für Neveling gilt der Ausdruck *Hörverständnis* dagegen als eine ältere weniger präzise Äußerung (Neveling 2000, S. 3) und er setzt sich für den Gebrauch des Fachbegriffs „*Hörverstehen*“ zur Bezeichnung der Tätigkeit des verstehenden Hörens ein.

Leupold differenziert in Anlehnung an Schumann (Schumann 1995, nach Leupold 2000, S. 4) die *Hörverstehensfähigkeit* als eine an direkte Kommunikation gebundene Tätigkeit und die *Fähigkeit des Hörverstehens* als Rezeption medialer Kommunikation. Er weist darauf hin, dass beide Formen der auditiven Rezeption als Zielbereiche wichtig im Fremdsprachenunterricht sind. Im folgenden Text werden Begriffe wie „*Hörverstehen*“, „*verstehendes Hören*“ oder „*auditive Rezeption*“ im Sinne des Dekodierens und Interpretierens des auditiven (sprachlichen) Inputs durch den Hörer verstanden und als einander gleichgestellt betrachtet.

3.1 Prozess der sprachlichen auditiven Rezeption

Trotz der Stelle des verstehenden Hörens im menschlichen Spracherwerb,⁹ gilt es als die am wenigsten verstandene und entwickelte Fertigkeit (Ahrendt 2000, Lütge 2002, Nold/Rossa 2007, Solmecke 2010). Der Grund für mangelnde theoretische und empirische Untersuchungen zur Frage der Aneignung auditiver rezeptiver Fähigkeiten ergibt sich aus der Komplexität ihrer Erforschung. Die Prozesse der Rezeption des auditiv wahrgenommenen Inputs stützen sich größtenteils auf automatisierte mentale Operationen. Die Forscher haben keine genaue Vorstellung davon, welche kognitiven und metakognitiven Strategien der Rezipient bei der Dekodierung, Verarbeitung und Interpretation der auditiv eingehenden Sprachdaten gebraucht (Zech 2009, Bickes 2010, Rossa 2010, Blanco/Guisado 2012, S. 223).

In der kognitiven Psychologie besteht lediglich Einigkeit darüber, dass es sich beim Hörverstehen um einen konstruktiven interaktiven Prozess handelt, an dem sowohl aufsteigende (*bottom-up*) als auch absteigende (*top-down*) Verarbeitungsprozesse beteiligt sind. Die aktive Konstruktionsleistung des Hörers bei der auditiven Sprachverarbeitung besteht darin, die perzeptuellen Reize der Sprecheräußerung (die Schallwellen)¹⁰ auf sprachlicher wie inhaltlicher Ebene zu analysieren, sie durch Assoziationen mit dem bestehenden Welt-, Erfahrungs- und Sprachwissen

⁹ Ein dominanter Einfluss des verstehenden Hörens auf den (Fremd-)Spracherwerb ergibt sich aus seinem 45 % Anteil an der erstsprachlichen Kommunikation (Solmecke 1993, S. 28, Neveling 2000, S. 3, Bächle 2007, S. 14, Solmecke 2010, S. 969, Kopenhagen 2011, S. 138).

¹⁰ Er wird als datengesteuerter, aufsteigender, auf der Oberfläche verlaufender „*bottom-up-Prozess*“ bezeichnet.

in Beziehung zu setzen¹¹ sowie die aus der Wechselbeziehung beider Verarbeitungsstufen gewonnenen Informationen für einen spezifischen kommunikativen Zweck zu nutzen (Rikabi 1993, Solmecke 1993, S. 28, Eggers 1996, S.14, Neveling 2000, S.5, Wolff 2003, S. 11, Badstübner-Kizik 2005, S. 140, GeR 2006, S.66/67, Bächle 2007, S. 15, Faistauer 2010, Huneke 2010, S. 139, Solmecke 2010, S. 970, Kopenhagen 2011, S. 138, Blanco/Guisado 2012, Kostrzewa 2013, S. 44).¹² Die Perzeption und Interpretation der Bedeutung vollziehen sich vermutlich gleichzeitig oder zumindest rasch nacheinander (Neveling 2000). Sie verlaufen allerdings nicht automatisch als Aufbau einer mentalen Repräsentation des Textes, sondern sind durch die Hörintention des Rezipienten und dessen emotionaler Auswertung wahrgenommener Signale abhängig (Solmecke 1993, S. 45, Grotjahn 2005, S. 119 nach Kopenhagen 2011, S. 138).

3.2 Verstehensebenen

Hörverstehen umfasst eine Reihe von verschiedenen hierarchisch aufeinander aufbauenden Teilprozessen. Die meisten Autoren differenzieren vier Verstehensebenen (Phasen) des rezeptiven kommunikativen Sprachprozesses:¹³

1. Wiedererkennen – Dekodierungsebene (Laute und Wörter registrieren und wiedererkennen);
2. Verstehen – Interpretationsebene (den Text als Ganzes oder in einzelnen Teilen als relevant identifizieren);
3. Analytisches Verstehen – Texterschließungsebene (den Text als sprachliche Einheit semantisch und kognitiv verstehen, Bekanntes mit Unbekanntem verknüpfen);
4. Evaluation – Textverarbeitungsebene, d.h. die Mitteilung reflektieren, ständig aktualisieren und im Kontext interpretieren (Solmecke 1992, S. 8, Solmecke 1993, S. 27, GeR 2006, S. 66, Nold/Rossa 2007).

3.3 Spezifika des Prozesses fremdsprachlicher auditiver Rezeption

Das Dekodieren von auditiv wahrgenommenen fremdsprachlichen Texten ist selbst bei der Elimination aller potenziellen Störfaktoren wesentlich komplizierter sowie komplexer als das Verstehen geschriebener Texte. Der Hörverstehensvorgang wird charakterisiert durch die Gleichzeitigkeit, mit der sprachliche Elemente aufgenommen werden müssen, d.h., er wird durch eine „hohe Informationsdichte pro Zeitein-

¹¹ In der Fachliteratur wird ein „*top-down-Prozess*“ als wissens-, schema-, konzept-, erwartungsgeleiteter, hypothesenbildender, abwärts gerichteter, auf der Tiefenstruktur verlaufener Prozess bezeichnet.

¹² Der Gemeinsame europäische Referenzrahmen für Sprachen wird im vorliegenden Text unter der Abkürzung „GeR“ angeführt.

¹³ Blanco und Guisado unterscheiden in Anlehnung an Anderson (vgl. Blanco/Guisado 2012, nach Anderson 1985) drei Phasen des Hörverstehensprozesses: *perceptual processing, parsing and utilization*.

heit“ (Solmecke 1993, S. 11) gekennzeichnet. Hörverstehen als „real-time processing“ ist zeitlich objektiv begrenzt, dadurch vergänglich und nicht fassbar. Daraus resultiert für den Hörer eine mangelnde Kontrolle über einkommende Informationen. Der Rezipient kann nicht die akustische Qualität und Geschwindigkeit des Diskurses (*rate of delivery*) beeinflussen, er entscheidet weder über Inhalt, noch über sprachliche Mittel der Mitteilung (Hendrich 1992/1993, Solmecke 1993, Badstübner-Kizik 2006, Nold/Rossa 2007, Blanco/Guisado 2012, Cain/Bignell 2014). Andererseits kann die unmittelbare Wirkung des auditiven Eindrucks auf den Rezipienten sehr stark sein (Blell/Lütge 2012, S.100).

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Rezeption, Verarbeitung, Auswertung und Interpretation von sprachlichen Informationen, d.h. das Konstruieren der Bedeutung, als Ergebnis des Zusammenwirkens von unterschiedlichen mentalen Handlungskomplexen zu verstehen sind. Sie betreffen:

1. den sprachlichen Bereich, d.h. das Dekodieren phonologisch-prosodischer, lexikalischer und morpho-syntaktischer Signale;¹⁴
2. den außersprachlichen Bereich, d.h. Aktivierung von Schemata des Sach- und Erfahrungswissens, die sowohl kulturell als auch individuell bedingt werden;
3. den pragmatischen Bereich, d.h. die Kenntnis jener Faktoren, die an der sprachlichen Kommunikation beteiligt werden wie zum Beispiel die Spezifität der sprachlichen Situation, die Intention und die Rolle des Sprechers (Kontext und Co-text), Diskurswissen, Textsortenerfahrung u.ä. (Hirschfeld 1992, Solmecke 1992, Rikabi 1993, Solmecke 1993, Dahlhaus 1994, Segermann 2003, GeR 2006, Nold/Rossa 2007, Faistauer 2010, Blanco/Guisado 2012).

3.4 Zielsetzungen des Fremdsprachenunterrichts in Bezug auf das Hörverstehen

Das übergeordnete Ziel der schulischen Einübung des Hörverstehens ist es, die Schüler dazu zu befähigen, „*authentische Texte ohne Hilfe zu verstehen*“ (Solmecke 1993, S. 53). Diese Fertigkeit ist eine Bedingung für die erfolgreiche Interaktion mit anderen Sprechern der Fremdsprache und gleichzeitig die notwendige Grundlage für die Teilhabe an der Zielkultur (Dahlhaus 1994).

Doch welche spezifische Kompetenzen erforderlich sind, um Hörverstehen als rezeptive kommunikative Aktivität erfolgreich zu gestalten und wie die *bottom-up* und *top-down*-Prozesse vom individuellen Hörer kombiniert werden sollen, um ein optimales Textverstehen zu erreichen, ist den Forschern nicht bekannt (Zech, 2009, Solmecke 1993, S. 45, Solmecke 2010, S. 970).

¹⁴ Nold und Rossa (Nold/Rossa 2007, S. 179) gliedern den Prozess der auditiven Rezeption in zwei Handlungsbereiche: in den sprachlichen und in den strategischen Bereich. Der strategische Bereich bezieht sich auf die Aktivierung kognitiver und metakognitiver Strategien, die eingesetzt werden, um sprachliche Informationen zu entschlüsseln, zu speichern sowie zu verknüpfen. Der sprachliche Bereich umfasst neben den linguistischen Kompetenzen auch soziolinguistisches Wissen.

Zu weiteren Problemstellen, die angeführt werden können, zählen: die vorherrschende didaktisch-methodische Unsicherheit, ob und wie Hörverstehen messbar wäre, die Definition der anfänglichen Ziele für verstehendes Hören (GeR 2006, S. 117), die kaum zu bewältigende Stofffülle, der große technische und zeitliche Aufwand für die Prüfer (Dahlhaus 1994, Wößner 2000, Segermann 2003, GeR 2006, Solmecke 2010). Diese Ursachen sind häufige Argumente dafür, weshalb (weitaus) nicht alle Tests (mitunter auch solche standardisierten) Teile zum Hörverstehen erhalten, warum das Hörverstehen (noch) nicht Gegenstand der Abiturprüfung in der Slowakei ist und wohl auch warum bisher keine Studie vorliegt, die sich mit der Ermittlung der Leistungen der Schüler auf der Sekundarstufe I im fremdsprachlichen Hörverstehen befassen würde.

Die Vielschichtigkeit des Prozesses der auditiven Sprachverarbeitung und bestehende Schwierigkeiten, diesen in allen Details zu kennen und genau zu definieren, haben auch auf die aktuelle Sprachtestentwicklung Auswirkungen zum verstehenden Hören (Solmecke 1993, Bickes 2010).

4 Tests zur Ermittlung des fremdsprachlichen verstehenden Hörens

4.1 Parameter gängiger Hörverstehenstests, ihre Charakteristika und Kritikpunkte

Das Hören als individuell differenzierte Rezeptionsleistung eines akustischen Impulses ist lediglich begrenzt überprüfbar (Solmecke 1993, S. 105, Huneke 2010, S. 239, Rossa 2010), denn das kommunikative Ereignis besteht im Hören eines Textes (GeR 2006, S. 42). Da die Kompetenzen sich allgemein nicht direkt testen lassen, stützt man sich bei ihrer Beurteilung auf ein Spektrum von Beispielen der Performanz und darüber hinaus versucht man, Schlüsse auf die zugrunde liegende Kompetenz zu ziehen (GeR 2006, S. 129, Koopenhagen 2011, S. 139). Was und wieviel von einem Text verstanden werden soll, wird durch Hör- und Leseaufgaben bestimmt. Die hier erbrachten Leistungen, d.h. die Produkte des Testteilnehmers wie etwa gesprochene oder geschriebene Worte/Wortteile, Reaktionen auf sprachliche Stimuli in Form von Ankreuzungen in einer Multiple-Choice-Aufgabe und andere Aufgabenformate, können lediglich als Indizien für seine Fortschritte oder Defizite im Hörverstehen dienen (Solmecke 1993, Zydatiř 2012).

Bei einem Test zum Hörverstehen sind folgende drei Komponenten maßgeblich (van Weeren 1992), die miteinander die Art und Schwierigkeit eines Textes bestimmen: 1. Der Hörtext: Der Schwierigkeitsgrad eines Textes hängt von seinen qualitativen sprachlich-formalen, textorganisatorischen und inhaltlichen Beschaffenheitseigenschaften ab.

Bei der auditiven Rezeption im Unterrichtskontext (die sich auf akustische Tonaufnahmen beschränkt) spielen eine große Rolle vor allem sprachlich-formale Text-eigenschaften, die aus dem Charakter der gesprochenen Sprache resultieren: Hintergrundgeräusche (oder eventuelle Störungsgeräusche), Dynamik und Verständlichkeit

der Stimme,¹⁵ Aussprache, „Qualität“ des Vokabulars, syntaktische Komplexität der Sprache, Ausmaß der Dialekteinflüsse und das Sprechtempo.

Auswirkungen auf die Textschwierigkeit haben aber ebenso textorganisatorische und inhaltliche Beschaffenheiten des Textes, wie etwa Textsorte, Anzahl der Sprecher(-stimmen), Unterscheidbarkeit der Sprecherwechsel, thematische Nähe für die jeweilige Zielgruppe der Hörer etc. (Rikabi 1993, Solmecke 1993, Leupold 2000). Gerade die zuletzt erwähnte Anpassung der *Hörtexart* und – *inhaltes* an die Lebenswirklichkeit und Interessen der Lerngruppe relativiert vermutlich den Schwierigkeitsgrad des Textes (Leupold 2000, S. 9). Im Unterricht wird außer der sprachlichen und thematisch-sachlichen Ebene des Textes die „Textschwierigkeit“ auch von den Verstehensaufgaben bestimmt:

2. Die Verstehensaufgabe bestimmt, welche Informationen und in welchem Ausmaß der Hörer diese dem Text entnehmen soll. Die Aufgabe legt das Ziel und die Intensität der Konzentration des Rezipienten fest: Soll der Hörer die Mitteilung global verstehen (erfahren, was insgesamt gemeint ist); selektiv verstehen (eine ganz bestimmte Information heraushören)¹⁶ oder detailliert verstehen (das Gesprochene in allen Einzelheiten begreifen)? Im schulischen Fremdsprachenunterricht sollte vorrangig das Globalverstehen geschult und ermittelt werden, weil diese Verstehensabsicht auch im außerschulischen Leben dominiert (Dahlhaus 1994, Badstübner-Kizik 2005).

3. Die Antwortaufgabe (die Reaktion, die Art der Versprachlichung): Reines Verstehen ist (wie oben erwähnt) nicht beobachtbar. Zu dessen Überprüfung müssen deshalb andere sprachliche Fertigkeiten angesprochen werden. In der Regel sind es Leseverstehen und Schreiben. Hörverstehenstests bestehen meistens aus schriftlich fixierten Einzelaufgaben (Bickes 2010, S. 152). Die Lösung der Aufgabe resultiert aus doppeltem auditiv-visuellen Input. Die Einzelheiten des Zusammenspiels des Hörverstehens und Leseverstehens bei der Durchführung von Hörverstehenstests sind in Details nicht bekannt. Daraus ergibt sich automatisch die Frage, ob das gewünschte Hörverstehenskonstrukt überhaupt ausreichend durch das Testformat repräsentiert oder stark durch andere Tätigkeiten wie Schreiben beeinträchtigt wird (Bickes 2010, S. 155, Kopenhagen 2011, S. 139).

Zusammenfassend lässt sich zur Problematik der Text- und Textschwierigkeit konstatieren, dass „*a text does not have a „level“*“ (Council of Europe 2003, S. 84 nach Schneider 2007, S. 282). Dies bedeutet, dass die Textschwierigkeit keine Eigenschaft eines Textes allein darstellt, sondern von dem Zusammentreffen eines Textes mit bestimmten Eigenschaften des Hörers, d.h. mit seinem Niveau der Sprachkenntnisse, mit seiner jeweiligen Verstehenskompetenz, mit seinem Vorwissen (inklusive textrelevanten kulturellen Gegebenheiten) und den von ihm eingesetzten Verstehens-

¹⁵ Buck (Buck 2001 nach Nold/Rossa 2007, S. 187) postuliert, die Sprechgeschwindigkeit sei keine wichtige Variable im Hörverstehensprozess. Nach seinen Befunden wird das Verständnis bei ansteigender Sprechgeschwindigkeit nur wenig beeinträchtigt.

¹⁶ In der Literatur findet auch der Terminus „*selegierendes*“ Hören Verwendung. Dieser Hörstil wird entweder dem selektiven Hören gleichgestellt (Dahlhaus 1994) oder wird als Hörzugang bezeichnet, der „*aufgrund individueller Entscheidung*“ erfolgt (Eggers 1996, S. 20).

strategien, resultiert. Im Fremdsprachenunterricht bestimmen die Textschwierigkeit Aufgaben¹⁷ und Übungsgestaltungen, d.h. die Art der Versprachlichung. Der Erfolg bei der Lösung eines Testitems ergibt sich also aus der Interaktion zwischen verfügbaren Kompetenzen aufseiten des Testteilnehmers und den spezifischen Anforderungen der Aufgabe (Solmecke 1992, van Weeren 1992, Solmecke 1993, Dahlhaus 1994, Leupold 2000, Segermann 2003, Badstübner-Kizik 2005, S. 139, Nold/Rossa 2007, Faistauer, 2010, Rossa 2010).

Beim Hörverstehen spielen neben dem Text, Verstehens- und Antwortaufgabe noch weitere Faktoren zusammen, die die Lösung der Items¹⁸ und die Aussagekraft der Ergebnisse beeinflussen:

a./ Präsentationsweise der Texte: Hier werden live vorgetragene Texte den Tonaufnahmen gegenübergestellt. Live (von Muttersprachlern) vorgetragene Texte sind zwar gute Repräsentanten der sprachlichen Zieldomäne, gleichzeitig ist aber eine solche Präsentationsweise kaum wiederholbar (Kopenhagen 2011). Aus Gründen der Standardisierung und Gewährleistung der Objektivität der Testauswertung gelangen bei der Überprüfung des Hörverstehens ausschließlich Tonaufnahmen zum Einsatz.

b./ Ein weiterer Faktor ist die Häufigkeit der Textdarbietung. Viele internationale Sprachprüfungen bieten als Optionen einmaliges oder zwei- und mehrmaliges Hören. Mehrmaliges Hören impliziert eine Progression der Aufgabestellungen hinsichtlich des Schwierigkeitsgrades und kann die Testperformanz wesentlich beeinflussen (Badstübner-Kizik 2006, Nold/Rossa 2007, Schneider 2007, S. 281). Wiederholtes Hören widerspricht auf den ersten Blick den Gegebenheiten der Zieldomäne, da gehörte Texte meist einmalig und somit ephemere sind. Zweimaliges Hören ist allerdings in den Tests zur Überprüfung des Hörverstehens häufiger und wird vielfach gefordert, um den möglichen Stress getesteter Personen in der Testsituation zu mildern und den bei den Tonaufnahmen fehlenden außersprachlichen Kontext zu kompensieren (Solmecke 1993, S. 11, Kopenhagen 2011). Von einigen Testinstitutionen wird als gute Lösung eine Kombination von einmalig und zweimalig abgespielten Texten empfohlen.¹⁹

c./ Undeutliche Forschungsergebnisse gibt es auch zum Zeitpunkt der Präsentation von Fragen (Kopenhagen 2011, S. 140). Sie konnten bislang nicht eindeutig bestätigen bzw. widerlegen, ob und wie die Tatsache, dass „Question Previews“ vor oder erst nach dem Hören gelesen werden, das Testkonstrukt verändert (Dahlhaus 1994, Buck 1991 nach Kopenhagen 2011, S. 141).

Von Bedeutung bei der Erstellung von Tests ist zudem die Reihenfolge der Aufgaben. Es sollten Aufgaben unterschiedlicher kognitiver Belastung kombiniert werden und vor allem bei den sich wiederholenden Aufgabentypen wäre eine gewisse Abwechslung zu empfehlen (Rumlich 2012, S. 176).

¹⁷ Nach Solmecke ist es in gewissen Grenzen möglich, zu jedem Text Aufgaben zu stellen, die ihn für jedes Lernniveau geeignet machen (Solmecke 1993, S. 53).

¹⁸ Zur Differenzierung zwischen einer Aufgabe und einem Einzelelement des Tests hat sich im Deutschen die englische Bezeichnung „Item“ durchgesetzt.

¹⁹ Vgl z.B. Test DaF; Zertifikat Deutsch.

d./ Aufgaben- und Antwortformate: Alle Testinstitutionen arbeiten bei der Überprüfung rezeptiver Fertigkeiten mit zwei Aufgabenformaten. Dabei wird zum größten Teil²⁰ aus testökonomischen Gründen ein geschlossenes Antwortformat verwendet. Das Hörverstehen mit halboffenem Format zu erfassen, versuchen einige international anerkannte Testzentren.²¹

Aufgrund indirekter Überprüfungsweise der rezeptiven Fertigkeiten haben alle Aufgabenformate ihre Kritikpunkte:

Während bei Kurzwortaufgaben – als häufigste Vertretern halboffener Formate – konstruktirrelevante Schreibtätigkeiten und ihre Beurteilung problematisch sind, wird ihr verhältnismäßig geringer Konstruktionsaufwand als vorteilhaft erwähnt. Die Beantwortung der Aufgabe ist zudem beinahe frei von Zufallseinflüssen und bei guter Formulierung der Aufgabe bleibt die verlangte produktive Leistung innerhalb eng gesteckter Grenzen (Balme 2010). Den Schwachstellen dieses Formats, wie etwa subjektivem Entscheidungsspielraum der Beurteiler, kann man sich durch den Einsatz geschulter Beurteiler sowie durch Zuhilfenahme von Bewertungshandreichungen gegenüberstellen. In dem Falle ist die Validität dieses Formats hoch und die Objektivität und damit auch auf die Reliabilität des Tests nicht beeinträchtigt (Bärenfänger/Keckler 2004, Kopenhagen 2011).

Bei den geschlossenen Aufgabenformaten („Multiple-Choice“ bzw. „richtig/falsch“ oder „richtig/falsch/nicht in dem Text erwähnt“) wird die ungewünschte Schreibfertigkeit praktisch beseitigt. Nach Nold und Rossa ist der Einfluss des Leseverstehens auf die Bearbeitung der Aufgaben relativ gering (Nold/Rossa 2007). Der Testteilnehmer muss nur die richtige Antwortoption identifizieren und auswählen.²² Geschlossene Aufgaben zeichnen sich durch ein korrekturfrendliches Verfahren sowie durch Objektivität ihrer Auswertung aus (Balme 2010), was „*ein positives Licht auf die Konstruktvalidität der geschlossenen Hörverstehensaufgaben*“ wirft (Nold/Rossa 2007, S. 184).

Zu problematischen Stellen dieses Formats zählen allerdings sein erheblicher Konstruktionsaufwand (Schwierigkeit, gute Items zu schreiben), der Einsatz von Ratemethoden durch Testteilnehmer²³ und der Backwash-Effekt (Entwicklung einer spezifischen Testintelligenz). Die Validität solcher Aufgaben ist fraglich (Schneider 2007, Rossa 2010), denn der Prüfer kann nicht wissen, ob der Testteilnehmer lediglich Fragmente der relevanten Propositionen entschlüsselt hat oder die visuelle Aufgabenstellung (mitsamt der Distraktoren) unterstützende Wirkung auf

²⁰ z.B. Goethe Institut, Österreichisches Institut, telc GmbH, Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (vgl. die DESI-Studie).

²¹ z.B. **Gesellschaft für Akademische Studienvorbereitung und Testentwicklung (TestDaF)**, British Council (IELTS), CITO Holland.

²² Die Wahrscheinlichkeit, dass Multiple-Choice-Tests einfacher als Kurzwortaufgaben sind, liegt für das fremdsprachliche Hörverstehen bei 78 % (Wu 1998, S. 38 nach Kopenhagen 2011, S. 140).

²³ Bei einem Test, der genügend Aufgaben umfasst und eine Bestehensgrenze von über 50 Prozent setzt, ist die Erfolgswahrscheinlichkeit eines Teilnehmenden durch Raten statistisch gesehen sehr gering (Balme 2010).

das Dekodieren des auditiven Inputs ausgeübt haben. Die Strategien, die mit der Auswahl einer Antwort einhergegangen sind, können sehr fern vom eigentlichen Verstehensprozess sein (Bärenfänger/Keckler, 2004, Bickes 2010, Rossa 2010, Kopenhagen 2011).

4.2 Kriterien der Auswahl der Texte zum Testen des Hörverstehens

Die in der Literatur meistdiskutierten Kriterien zur Auswahl der Texte zum Testen des Hörverstehens sind: a./ das Niveau, dem die Texte zuzuordnen sind, und b./ der Grad ihrer Authentizität.

a./ Es existieren zwar zahlreiche Raster zur analytischen Beschreibung von Texten und Aufgaben und ihrer Eignung für Schulung und Testen rezeptiver Fertigkeiten, doch selbst Testexperten können nicht einheitlich einschätzen, welchem Niveau sie genau entsprechen (van Weeren 1992, S. 59, Solmecke 1993, GeR 2006, S. 138, Schneider 2007, S. 282). Wenngleich einige relevante Merkmale der Texte auch objektiv festgestellt werden können, etwa Sprechtempo, Vertrautheit der Lernenden mit lexikalischen und grammatischen Strukturen, Inhalt, d.h. Bezug zum Wissens- und Erfahrungsbereich der Prüfungskandidaten, erweist sich doch der Zusammenhang zwischen solchen formal- objektiven Merkmalen sowie dem effektiven Schwierigkeitsgrad des Textes als äußerst komplex. In der Praxis lässt man sich bei der Auswahl der Texte am besten durch Kollegen beraten und kann damit Subjektivität durch Intersubjektivität ergänzen.

b./ Die Forderung nach der Authentizität der Hörtexte, d.h. der Einsatz der Texte mit normalem Sprechtempo und den typischen Merkmalen gesprochener Sprache, wird im Prinzip von den meisten Autoren unterstützt (van Weeren 1992, Rikabi 1993, Segermann 2003, Nold/Rossa 2007 nach Buck 2001, Schneider 2007).²⁴ In den international anerkannten Tests überwiegen allerdings an schriftsprachlichen Konventionen orientierte Texte, die an die Erfordernisse der Lerner-sprachenentwicklung angepasst sind (Rikabi 1993, Solmecke 1993, Nold/Rossa 2007).

4.3 Hörverstehen aus der Sicht slowakischer Bildungsstandards und Rahmenrichtlinien für die Sekundarstufe I in der Fremdsprache Deutsch als zweiter Fremdsprache

In den slowakischen Bildungsstandards für die 9. Klasse der neunjährigen allgemeinbildenden Schule wird in den Fremdsprachen der Grad der Kompetenzanforderungen konkretisiert, der von der überwiegenden Mehrheit der Schüler beim Übergang auf eine höhere Stufe erreicht werden soll.

Die Autoren der slowakischen Bildungsstandards berufen sich dabei auf GeR (GeR 2006) und bieten ein Raster in Form von *Kann*-Beschreibungen, das der Kompetenzmodellierung dient. Wie oben erwähnt, werden in der Slowakei auf der Sekundarstufe

²⁴ Ein Fremdsprachenunterricht, der zu praktischer Kommunikationsfähigkeit befähigen soll, sollte das verstehende Hören anhand von authentischen Texten prüfen (van Weeren 1992).

I zwei Fremdsprachen unterrichtet. Deutsch wird meistens als zweite Fremdsprache (nach dem Englischen) angeboten.

In den Rahmenrichtlinien wird **jedoch nur sehr vage formuliert, welche Anforderungen** an die erste und an die zweite Fremdsprache gestellt werden und welche Standards der Absolvent dieser Bildungsstufe für die jeweilige Sprache erreichen sollte. Das angenommene Niveau der Fremdsprachenbeherrschung (Basisstandard) liegt am Ende der neunjährigen Grundschule für die zweite Fremdsprache auf dem Niveau A1.²⁵ Bei den rezeptiven Fertigkeiten werden aber im Allgemeinen höhere Erwartungen angesetzt als bei den rezeptiven,²⁶ deshalb habe ich die Testaufgaben zum Hörverstehen für die ersten zwei Stufen der sechsstufigen Skala des GeRs ausgearbeitet (GeR 2006).

Die in den Bildungsstandards verankerten Kompetenzanforderungen an die Absolventen der Sekundarstufe I (ISCED 2) sind für Fremdsprachen im Bereich Hörverstehen folgend formuliert. Der Schüler kann auf dem Niveau A1:

- bekannte Wörter und Wortverbindungen verstehen, die sich auf Alltagssituationen, auch ihn und seine unmittelbare Umgebung beziehen, wenn sie klar und langsam gesprochen werden;
- einfache Mitteilungen, Fragen und Anweisungen verstehen, wenn langsam und deutlich gesprochen wird und wenn im Diskurs längere Pausen eingebaut werden, die dem Hörer Zeit zum Verstehen des Globalsinns der Aussage geben;
- einfache Anweisungen verstehen, die langsam und deutlich präsentiert sind;
- einfache Wegbeschreibung verstehen und nachvollziehen.

Gemäß den Vorgaben des Staatlichen Bildungsprogramms für DaF kann der Lernende auf dem Niveau A2:

- seine individuellen Bedürfnisse auf der Grundlage des globalen Verstehens der Aussage erfüllen;
- Wortverbindungen und Ausdrücke, die sich auf Alltagsthemen und -situationen beziehen, verstehen;
- Grundinformationen aus Tonaufnahmen (Ansagen auf dem Anrufbeantworter, öffentliche Durchsagen sowie kurze Gespräche) heraushören, in denen alltägliche voraussagbare Themen angesprochen werden;
- das Thema des gehörten Diskurses identifizieren;
- Grundinformationen aus einem Diskurs zu den ihm bekannten Themen entnehmen;

²⁵ Siehe den Rahmenunterrichtsplan „Fremdsprachen“ für neunjährige Grundschulen (Sekundarstufe I) in der Slowakei, erhältlich unter <http://www.statpedu.sk/files/documents/svp/2stzs/isced2/rup2.pdf>. Die aktuelle Fassung ist gültig seit dem 1. September 2011 (trat am 19. Juni 2008 in Kraft) und legt für die zweite Fremdsprache in den Jahrgängen 5 bis 9 vier Stunden (davon 7. und 8. Klasse je eine Unterrichtsstunde pro Woche und 9. Klasse zwei Wochenstunden) fest. Dasselbe Stundendeputat wird auch für achtjährige Gymnasien vorgesehen.

²⁶ Vgl. Bildungsstandards des Staatlichen Bildungsprogramms für DaF erhältlich unter http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

- einfache Anweisungen informativen Charakters verstehen;
- Sätze, Ausdrücke und Worte, die ihn direkt betreffen, begreifen.²⁷

5 Das Forschungsdesign

5.1 Ziele, Methodik des Testens, Charakteristik der Probanden und der Tests

Ziel der vorliegenden Studie war es, den aktuellen Stand der Kompetenzentwicklung im verstehenden Hören in DaF als zweiter Fremdsprache der Schüler beim Übergang von der allgemeinbildenden neunjährigen Schule auf höhere Bildungsstufe zu ermitteln und gleichzeitig die Datenerhebungsinstrumente in einer Small-scale Untersuchung auf ihre Güte zu überprüfen. Die einzelnen Teilkompetenzen des Hörverstehens, die in diesem Test überprüft wurden, entsprechen der traditionellen Gliederung in intensives (detailliertes/ totales) sowie extensives (selektives, globales/kursorisches) Hören.

Ausgehend von diesem Forschungsziel knüpft die vorliegende Studie an Arbeiten zur Erforschung kognitiver Prozesse während des verstehenden Hörens in Fremdsprachen (Blanco/Guisado 2012), an Arbeiten zur Qualität und Konstruktvalidität der aktuell eingesetzten Hörverstehentests (Rossa 2010 Kopenhagen 2011), an Studien zur Problematik der Konzeption, Durchführung und Auswertung informeller Hörtests an (van Weeren 1992, Bärenfänger/Keckler 2004, Balme 2010, Rossa 2010, Grum 2012, Harsch 2012, Marx 2012, Settineri 2012, Tröhler 2012).

1. Im Vordergrund der vorliegenden Studie stand folgende Forschungsfrage: Entsprechen die im Test vorgebrachten Schülerleistungen im Bereich des Hörverstehens in DaF den in den Bildungsstandards festgehaltenen Kompetenzanforderungen für die Sekundarstufe I?

5.2 Charakteristik der Probanden

An der Untersuchung waren 43 Schüler aus fünf Klassen zweier allgemeinbildender Schulen (Ende neunter Klasse der Sekundarstufe I) beteiligt. Neben dem gleichen Altersprofil verfügten sie über die gleiche Erstsprache (Slowakisch) und über die erste zu lernende Fremdsprache (Englisch). Die Kontextfaktoren des Unterrichts waren gleich: Deutsch als zweite Fremdsprache und gleiche schuleigene Curricula in Bezug auf das Stundendeputat pro Klasse und Schule. Aufgrund der Ähnlichkeit dieser Variablen wurde bei den Probanden ein homogenes Sprachniveau in der deutschen Sprache vorausgesetzt.

²⁷ Nach dem staatlichen pädagogischen Institut der Slowakischen Republik (2008), Anhang IS-CED 2, Niveau A1 und Niveau A2, erhältlich unter: http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

Übersetzung: Jana Juhásová.

5.3 Wahl der Forschungsinstrumente

Für die Zwecke der Pilotierung wurden folgende Erhebungsinstrumente entwickelt: Tests zur Überprüfung des Hörverstehens in DaF, ein Fragebogen für Lehrkräfte und ein Fragebogen und Umfrage für die Schüler.

Bei der Zusammenstellung des Tests ging ich von diesen Referenzwerken aus:

- dem Rahmenunterrichtsplan „Fremdsprachen“ für neunjährige Grundschulen (Sekundarstufe I) in der Slowakei (ISCED 2);²⁸
- den Bildungsstandards für Fremdsprachen der Klassen 5.-9. der neunjährigen Grundschule in der Slowakei;²⁹
- dem Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen (GeR 2006);

5.4 Auswahl der Hörtexte: Domänen, Authentizität, Quellen, Textbeschreibung

Das Konstrukt des Hörverstehens wurde nach dem derzeit dominierten handlungsorientierten Testansatz (GeR 2006) operationalisiert. Die Absichten „*global verstehen*, „*selektiv verstehen*, „*detailliert verstehen*“³⁰ finden sich im Konstrukt sowie den entsprechenden Aufgaben wieder.

Die Auswahl der Texte habe ich auf Audiotexte beschränkt. Bei den Textbeispielen und Aufgaben handelte es sich um Übernahmen aus bestehenden internationalen Sprachdiplomprüfungen³¹ bereichert um Texte aus aktuellen Lehrwerken für Jugendliche der Niveaustufen A1-A2.³²

Die meisten Texte, die verwendet wurden, korrespondieren mit Solmeckes Forderung nach „*didaktischer Authentizität*“ (Solmecke 1992, S.10) und können als „semiauthentisch“ (Balme 2010, S. 1285, GeR 2006, S. 102) bezeichnet werden.³³

Von den in Bildungsstandards sowie im GeR aufgelisteten Höraktivitäten fanden in meinem Test jene Berücksichtigung, die die Schüler der neunten Schulstufe im Alltagsleben üblicherweise ausüben. Die eingesetzten Texte bezogen sich also auf private, öffentliche und bildungsbezogene Situationen der Sprachverwendung (GeR 2006). Innerhalb dieser Bereiche bestimmte die private Domäne die Inhalte und Themen der Texte (Textsorten wie eine Verabredung, Nachricht auf dem Anrufbeantworter etc.). Den öffentlichen Bereich repräsentierten eine Lautsprecherdurchsage,

²⁸ Erhältlich unter <http://www.statpedu.sk/files/documents/svp/2stzs/iscsed2/rup2.pdf>.

²⁹ Erhältlich unter http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

³⁰ Auf die Absicht „*Schlussfolgerungen ziehen können*“ wurde im Test aufgrund des vorausgesetzten elementaren Niveaus A der Probanden nicht eingegangen.

³¹ Vgl. standardisierte Sprachtests für DaF, die von Institutionen wie Goethe Institut, telc GmbH, Österreichisches Institut angeboten werden.

³² Vgl. Neuner, G.(Hg.): Deutsch.com 1 (2008) Hörtexte auf CD-ROM; Georgiakaki, M.: Beste Freunde (2013) CD mit Hörtexten; Krenn, W./Puchta, H.: Ideen (2009) CD-ROM; Funk, H./König, M. (et.al.): geni@l. Deutsch für Jugendliche (2003) Audio CD zu den Kursbüchern (A1/A2).

³³ Sie wurden zwar in Hinblick auf die Erfordernisse der Lersprachenentwicklung konzipiert, können jedoch auch in authentischer Kommunikation eingesetzt werden.

ein Telefongespräch (Informationssuche), eine Bekanntgabe von Lottozahlen, eine Wegbeschreibung sowie ein Auszug einer Radiosendung; den Bildungsbereich vertrauten Interviews (zum Thema Ausbildung sowie Zukunftsaussichten der Jugendlichen). Im Test wurden sowohl monologische als auch dialogische Texte eingeschlossen.

5.5 Charakteristika der eingesetzten Datenerhebungsinstrumente (Tests und Fragebogen)

Die Tests wurden aufgrund der Zielanforderungen im Bildungsprofil des Absolventen und Rahmenrichtlinien für die Jahrgangsstufe 9 in der Fremdsprache Deutsch der slowakischen allgemeinbildenden Grundschulen konzipiert. Die Tests zum Hörverstehen in DaF setzten sich aus drei Teilen und aus insgesamt 25 Items zusammen, mit deren Hilfe Global-, Detail- und selektives Verstehen standardsprachlich gesprochener (semi-authentischer) Hörtexte aus Österreich, Deutschland und der Schweiz mit alltäglicher, für Jugendliche gerechter Thematik überprüft wurde. Insgesamt bestand das gesamte Instrument aus:

- 11 geschlossenen Items zur Überprüfung des Globalverstehens;
- 9 halboffenen Items zur Überprüfung des selektiven Hörverstehens;
- 5 halboffenen Items zum Detailverstehen.

Die geschlossenen Items setzten sich aus Aufgaben mit Antwortoptionen („richtig/falsch“ oder „Multiple-Choice“) zusammen. Die halbgeschlossenen Items bildeten schwerpunktmäßig Kurzantwortaufgaben. Alle Texte und Aufgaben, bis auf eine Ausnahme, wurden als Text-Optionen formuliert.³⁴

Obwohl jedem Probanden aus Zeitgründen sowie aus Gründen der kognitiven Belastung lediglich 25 Items für alle drei getesteten Teilkompetenzen des Hörverstehens vorgelegt wurden, habe ich insgesamt mit 69 Items gearbeitet. Als gute Lösung bot sich der Einsatz des sogenannten Mixed Matrix Designs an. An die Probanden in fünf Gruppen wurden fünf unterschiedliche durch gemeinsame Aufgaben verankerte Testhefte distribuiert. Die Gesamtzahl von Items lag bei uns bei der Überprüfung des globalen Verstehens bei 25 Items und bei der Überprüfung des detaillierten und selektiven Hörverstehens jeweils bei 22 Items. In Bezug auf Schwierigkeit und Sensibilität der Items erwiesen sich alle Aufgaben als akzeptabel.

Die Hörverstehenstests habe ich im Sinne der Triangulierung um qualitative Verfahren ergänzt. Der Zweck des Einsatzes des Fragebogens war es, einen Einblick zu gewinnen, ob der Test in diesem Forschungskontext reliabel aus der Sicht der Aufgabenstellung (Anpassung der Aufgabe auf das Leistungsvermögen der Probanden und ihre klare, eindeutige Formulierung) ist. Vom Einsatz des Fragebogens für Schüler erhoffte ich mir außerdem, die nicht direkt beobachtbaren Phänomene (wie etwa Problemstellen bei der Testdurchführung seitens der Lernenden) aufzudecken.

Beide Fragebogen, sowohl für die Lehrkräfte als auch für die Schüler (siehe Tabelle 1), bestanden aus sechs Fragen mit Ratingskalen (*rating scale questions*)

³⁴ Ein Item: Auf dem Stadtplan den vorgegebenen Weg finden (eine Bild-Option).

sowie aus einer offenen Frage (*open-ended responses*). Die Befragten sollten auf einer vierstufigen Skala („*stimmt vollkommen*“, „*stimmt teilweise*“, „*stimmt wenig*“, „*stimmt überhaupt nicht*“) entscheiden, ob und in welchem Ausmaß die Aussage auf sie zutrifft:

Tabelle 1

Fragebogen für Schüler	Fragebogen für Lehrkräfte
Aussage 1: „Ich habe die Aufgabe verstanden.“	Aussage 1: „Den Schülerinnen und Schülern ist die Aufgabenstellung klar.“
Aussage 2: „Die Aufgabe war für mich interessant.“	Aussage 2: „Die Aufgabe ist für die Lernenden motivierend.“
Aussage 3: „Ich kam mit der Zeit gut aus.“	Aussage 3: „Die Lernenden kommen mit der Zeit gut aus.“
Aussage 4: „Die Durchführung der Aufgabe war für mich ohne Schwierigkeiten möglich.“	Aussage 4: „Die Durchführung der Aufgabe ist für die Schüler ohne Schwierigkeiten möglich.“
Aussage 5: „Ich kenne diese Art der Aufgabenstellung aus dem Deutschunterricht.“	Aussage 5: „Die Aufgabenstellung ist den Lernenden vertraut.“
Aussage 6: „Solche Aufgaben mache ich gerne.“	Aussage 6: „Diese Art von Aufgabenstellung gefällt den Lernenden.“

5.6 Auswertung der Fragebogen für Lehrkräfte und für die Schüler

Die Antworten der Lehrkräfte waren (im Gegensatz zu den sehr heterogenen Reaktionen der Schüler) mehr oder weniger eindeutig. Die Lehrer reagierten auf alle Aussagen mit bejahender Antwort, d.h. mit „*stimmt vollkommen*“ oder (seltener) „*stimmt teilweise*“. Die Antworten der Schüler präsentiert folgende Tabelle (Tabelle 2):³⁵

Die Mehrzahl bejahender Antworten der Probanden in Aussagen Nr. 1 und Nr. 5 deutet darauf hin, dass die Arbeitsaufträge zu den Hörverstehensaufgaben den Schülern bekannt waren, was sich positiv auf Gütekriterien der Reliabilität und Validität auswirkt. Subjektiv schätzten die Probanden die Durchführung von Aufgaben als schwer bzw. mittelschwer ein (Aussage Nr. 4), zeitlich kamen sie allerdings bei ihrer Lösung gut voran (Aussage Nr. 3). Von den in der Tabelle 2, in Aussagen Nr. 2 und Nr. 6 abgebildeten Daten ist ersichtlich, dass die Motivation der Schüler, ihr geäußertes Interesse mitzuarbeiten, sehr niedrig war, was wiederum die Reliabilität und Validität der Studie verringert.

Der Fragebogen wurde um eine offene Frage ergänzt.³⁶ Sie zielte auf die Aufdeckung der Schwierigkeiten der Probanden beim Hörverstehen. Die häufigsten Probleme

³⁵ Der Fragebogen wurde den Probanden in ihrer Erstsprache (Slowakisch) vorgelegt.

³⁶ Siehe letzte Angabe im Fragebogen (Tabelle 2).

Tabelle 2: Fragebogen für Schüler – Auswertung

	stimmt vollkommen		stimmt teilweise		stimmt wenig		stimmt überhaupt nicht	
	Anzahl der Schüler	%	Anzahl der Schüler	%	Anzahl der Schüler	%	Anzahl der Schüler	%
1. Ich habe die Aufgabe verstanden.	4	9,30%	23	53,50%	14	32,60%	2	4,70%
2. Die Aufgabe war für mich interessant.	4	9,30%	11	25,60%	12	27,90%	16	37,20%
3. Ich bin mit der Zeit gut angekommen.	6	14,00%	24	55,80%	10	23,30%	4	9,30%
4. Die Durchführung der Aufgabe war für mich ohne Schwierigkeiten möglich.	1	2,30%	8	18,60%	20	46,50%	14	32,60%
5. Ich kenne diese Art der Aufgabenstellung aus dem Deutschunterricht.	10	23,30%	19	44,20%	9	20,90%	5	11,60%
6. Solche Aufgaben mache ich gerne.	1	2,30%	7	16,30%	16	37,20%	18	41,90%
Schwierigkeiten beim Hörverstehen (bzw. beim Lösen der Aufgaben) bereitete mir:								

me der Lernenden³⁷ lagen bei der subjektiv wahrgenommenen hohen Geschwindigkeit des Sprechens,³⁸ bei schwachen Wortschatz- und Grammatikkenntnissen, bei der nachlässigen Aussprache der Sprecher auf Tonaufnahmen bzw. bei fremdem Akzent, bei Nebengeräuschen in den Aufnahmen sowie bei mangelnder Unterscheidbarkeit mehrerer Sprecherstimmen. Zwei Testteilnehmer haben auch Störungsgeräusche im Klassenzimmer erwähnt, die sich negativ auf ihr Hörverstehen ausgewirkt hatten.

Aus der Sicht der Lehrkräfte konnten die Lernenden beim Hörverstehen nur in Geschwindigkeit der Rede Probleme haben. Die Themenwahl sowie das Vokabular haben beide Lehrerinnen als angemessen – entsprechend dem Niveau A – eingeschätzt.

5.7 Methodik des Testens (Datenerhebung)

Die in Zukunft geplante large-scale-Untersuchung wurde in der in vorliegendem Beitrag dargestellten Phase der Voruntersuchung in kleinem Umfang durchgeführt und anschließend in Hinblick auf die Güte der Testinstrumente reflektiert und ausgewertet. Der Test wurde einer Überprüfung in Bezug auf Schwierigkeit und Sensibilität der Items, zeitliche Angemessenheit des gesamten Instrumentariums unterzogen.

Das eigentliche Testen erfolgte in den zwei letzten Wochen des Schuljahres 2013/2014 vom 17. Juni bis 23. Juni 2014.³⁹ Es handelte sich um ein Feldexperiment. Ich als Forschende war zwar während der Testdurchführung in den Klassen anwesend, die Probanden wurden aber in einer für sie natürlichen Situation (im Unterricht) untersucht. Die Lehrer wurden informiert, dass es sich um eine Forschung handelt, die Schulen werden nicht evaluiert und es werden keine Ranglisten erarbeitet. Schulen, Schüler und LehrerInnen traten in der Erarbeitung von erworbenen Daten anonym auf.

Sowohl die Tests als auch Fragebögen wurden mit Identifikationsnummer versehen und an die Probandengruppen im Klassenraum ausgehändigt. Die Hörtexte zum detaillierten und selektiven Hörverstehen wurden alle zweimal abgespielt, was zugleich natürlichen Gegebenheiten außerhalb der Unterrichtssituation entspricht. Die Itemschwierigkeit war bei den Aufgaben zum detaillierten und selektiven Verstehen höher als bei den Texten zum Globalverstehen, in denen keine produktive Leistung von den Probanden verlangt wurde. Texte zum Globalverstehen wurden den Testteilnehmern nur einmal präsentiert und danach Alternativantwortaufgaben („richtig/falsch“, bzw. „Multiple-Choice-Aufgaben“) vorgelegt.

Vor der Hörtextpräsentation habe ich mich versichert, dass die Aufgabenformate und Arbeitsanweisungen den Testteilnehmern vertraut sind und sie diese verstehen.⁴⁰

³⁷ Die Reihenfolge der Einträge entspricht der Häufigkeit ihres Vorkommens im Fragebogen, d.h. absteigend von den sich am häufigsten wiederholenden Reaktionen der Schüler.

³⁸ Sprachanfänger brauchen mehr Zeit für den Verstehensvorgang als Fortgeschrittene, da die Teilprozesse, die später hochgradig automatisiert werden, weniger Zeit beanspruchen (Rikabi 1993, Solmecke 1993, Nold/Rossa 2007, Solmecke 2010).

³⁹ Neben dem Test zum Hörverstehen wurden allen an der Untersuchung beteiligten Personen Umfragen distribuiert.

⁴⁰ Eventuelle Probleme in diesen Bereichen können negative Auswirkungen auf die Reliabilität des Tests haben (Solmecke 1993, S. 107, Rumlich 2012, S. 176). Ich vermied, den Schülern

Die verwendeten Hörtexte, die Testaufgaben sowie die Bedingungen der Testdurchführung wurden mit Lehrkräften vorab besprochen. Des Weiteren wurde ihnen die Möglichkeit angeboten, sich zur Eignung der Aufgaben und zum Verlauf des Testens zu äußern.⁴¹ Nach dem Abschluss der Datenerhebung wurden Tests sowie Fragebögen vor Ort eingesammelt.⁴²

Das Korrekturverhalten wurde vorab so abgestimmt, dass die inhaltliche Richtigkeit vor formal-sprachliche Richtigkeit gestellt wird. Abgesehen von den Fehlern oder sogar von der bei der Antwort verwendeten Sprache bekommen alle inhaltlich richtigen Antworten bei der Korrektur eine volle Punktezahl.⁴³

6 Auswertung

6.1 Summenvergleich der Ergebnisse

Gemäß den vom Staatlichen pädagogischen Institut herausgegebenen Bildungsstandards⁴⁴ werden die Ergebnisse:

- auf optimalem Niveau vermerkt, falls die Schüler den vorgeschriebenen Lernstoff zu 75 % beherrschen (und im Test vorzeigen können). Es handelt sich um die Note 2–3 in der schulischen Klassifizierung;
- und auf dem Mindestniveau bei vorgebrachten Leistungen zu 50 % erreicht. Es ist noch die Schulnote 4 in der schulischen Klassifizierung, die das Fortkommen des Schülers in die höhere Stufe oder in die weitere Bildungsstufe ermöglicht (vgl. Butaš/Butašová 2006).⁴⁵

Demnach bedeutet mindestens 50 % und weniger als 75 % das Nichterreichen des Bildungsstandards auf optimalem Niveau, es ermöglicht allerdings das Fortschreiten in eine höhere Jahrgangsstufe.

Übersetzungen ins Slowakische zu geben, obwohl in der Fachliteratur unterschiedliche Ansichten zur (Nicht-)Übersetzung von Arbeitsanweisungen zu finden sind. Buck empfiehlt, bei einer Testpopulation mit gleicher Ausgangssprache die Aufgaben in der Erstsprache zu geben. Dies garantiere wahrscheinlich am besten, dass die Resultate für das Hörverstehen nicht durch andere Fertigkeiten kontaminiert würden (Buck 2002, S. 143 nach Schneider 2007, S. 280). Die meisten Testinstitutionen empfehlen jedoch, den gesamten Test mitsamt den Arbeitsanweisungen einsprachig (in der Zielsprache) zu halten.

⁴¹ Siehe dazu den Abschnitt 5.6. in vorliegender Studie.

⁴² Die Lehrkräfte wurden von den Lernfortschritten und von dem im Test gemessenen Sprachstand im Bereich des Hörverstehens informiert.

⁴³ Die Überprüfung der Hörverstehens unter Verwendung der Fremdsprache, Muttersprache oder sogar einer Mischsprache ist ein geeignetes Verfahren zur Kontrolle des Verständnisses (van Weeren 1992, Balme 2010, Leupold 2000).

⁴⁴ Vg. Das Staatliche Bildungsprogramm der Slowakischen Republik (2008). Fremdsprachen. Erhältlich unter http://www2.statpedu.sk/buxus/generate_page.php_page_id=1221.html.

⁴⁵ Auf der fünfstufigen Notenskala in der Slowakei, wobei die Note 1 beste Ergebnisse bezeichnet.

Tabelle 3

	H1 (detailliertes Hörverstehen)	H2 (globales Hörverstehen)	H3 (selektives Hörverstehen)	H (Hörverstehen – Gesamtangaben)
1. Anzahl der Probanden Valid Missing	43 0	43 0	43 0	43 0
2. Anzahl der Items	5	11	9	25
Minimum	0,00	5,00	1,00	6,00
Maximum	5,00	11,00	9,00	25,00
3. Mean	2,0465	8,6512	4,7442	15,4419
4. Median	2,0000	9,0000	5,0000	16,0000
5. Mode	1,00	10,00	4,00	17,00
6. Std. Deviation	1,21407	1,67451	2,24768	3,96594
7. Skewness	0,410	-0,340	-0,100	-0,066
8. Std. Error of Skewness	0,361	0,361	0,361	0,361
9. Kurtosis	-0,398	-0,854	-0,746	-0,404
10. Std. Error of Kurtosis	0,709	0,709	0,709	0,709
11. Range	5,00	6,00	8,00	19,00
12. Optimales Niveau – Anzahl der Schüler	14	16	11	
Optimales Niveau in %	32,5 %	36,3 %	25,7 %	31,8 %
13. Minimales Niveau – Anzahl der Schüler	13	8	13	
Minimales Niveau in %	30,2 %	18,6 %	30,2 %	27,3 %
14. Unbefriedigendes Niveau (Nichterreichung des Standards) – Anzahl der Schüler	16	19	19	
Unbefriedigendes Niveau in %	37,2 %	41,1 %	44,2 %	40,8 %
15. Prozent der Schüler, die mindestens den Standard erreichen	62,8 %	55,9 %	55,9 %	58,2 %
16. Prozent der Schüler, die dem Standard nicht genügen	37,2 %	44,1 %	44,1 %	41,8 %
17. Reliabilität- Cronbach's Alpha	0,726	0,734	0,745	0,735

Die Tabelle 3 zeigt statistische Daten⁴⁶ über die untersuchten Merkmale des globalen, selektiven und detaillierten Hörverstehens sowie des verstehenden Hörens insgesamt.

Angesichts der globalen Skala des GeRs und der Bildungsstandards hatte ich in der 9. Klasse der Grundschule für die zweite Fremdsprache das Niveau A1.2 – A2.1 (sgn. „*elementarer Sprachverwender*“) erwartet.

Aus der Tabelle 3 ist ersichtlich, dass der Durchschnittserfolg⁴⁷ im Hörverstehen in der deutschen Sprache 59,1 % beträgt (Nr. 12 und 13 zusammen). Im Durchschnitt haben ein optimales Niveau im Hörverstehen 38,1 % der Schüler erreicht,⁴⁸ ein minimales Niveau 27,3 % und ein unbefriedigendes Niveau 40,8 %. Das aktuelle Niveau der Kompetenzentwicklung der Schüler der 9. Klasse erreicht also im Bereich des Hörverstehens nicht den erwarteten Erfolg von 75 %, da die Prozentzahl der Schüler, die die Standards nicht erreicht haben, relativ hoch ist. Zur Abschätzung der internen Homogenität von Testaufgaben gelangte der Index „Cronbachs Alpha“ zur Anwendung (Nr. 17). Reliabilitätswerte von 0,726 bis 0,745 deuten trotz kleinen Umfangs getesteter Personen auf eine relativ gute Qualität des Tests. Das Maß der zentralen Tendenz erreicht für das Hörverstehen insgesamt den Wert von 15,4 von 25 Items (siehe Nr.3). Das niedrigskalierte Maß der zentralen Tendenz (Mode) gibt an, welche Variablenausprägung besonders oft vorkommt. Am häufigsten wurde der Wert 17 (von 25 Items) in Bezug auf richtige Antworten vermerkt (siehe Nr. 5). Der Wert, der genau in der Mitte dieser Reihung liegt (Median), verzeichnet 16 Items (siehe Nr. 4). Die Spannweite (range) wird durch die Differenz aus dem größten sowie dem kleinsten Messwert gebildet und liegt bei 19 Items (Nr. 11), wobei als Minimum 6 und als Maximum 25 richtige Antworten vermerkt wurden. Die Kennwerte differenzieren sich in Abhängigkeit vom getesteten Teilbereich des Hörverstehens.

6.2 Auswertung der vermerkten Ergebnisse in Hinblick auf die Forschungsfrage

Bei der Auswertung der quantitativ und qualitativ erworbenen Daten sowie bei ihrer kritischen Würdigung kann in Hinblick auf die Forschungsfrage:

„Entsprechen die im Test vorgebrachten Schülerleistungen im Bereich des Hörverstehens den in den Bildungsstandards festgehaltenen Kompetenzanforderungen für die Sekundarstufe I?“

Folgendes schlussfolgert werden: Die Schüler der ausgehenden 9. Klasse der obligatorischen allgemeinbildenden Schule erreichen laut Bildungsstandard der Sekundar-

⁴⁶ Die Kennwerte wurden von der Software SPSS bearbeitet. Vom Aufgabenpool des Multi-Matrix-Designs wurden jedem Schüler insgesamt 25 Items vorgelegt.

⁴⁷ Der Durchschnittserfolg in Deutsch (getestete Bereiche: Leseverstehen, Wortschatz, kommunikativer Gebrauch der Sprache) beträgt nach Butaš und Butašová (vgl. Butaš/Butašová 2006) 49,02 %, d.h. ein schwaches Resultat. Sie konstatieren das Nichterreichen des Mindestniveaus in DaF.

⁴⁸ Ein Proband hat alle Items richtig gelöst und somit 100 % Erfolg verzeichnet.

stufe I das Niveau A im Hörverstehen in DaF als zweiter Fremdsprache, wenngleich nicht auf optimalem Niveau.

Laut der vorliegenden Pilotierung habe ich ein optimales Niveau im HV bei 38,1 % der Probanden vermerkt. Die Hauptursachen der nicht erfreulichen Ergebnisse sehe ich im niedrigen Stundendepotat für die zweite Fremdsprache, in der ungenügenden Aktualisierung der Methodenkompetenz von Lehrkräften (zum Beispiel in unbefriedigender Einübung von sprachübergreifenden Strategien zur Entschlüsselung fremdsprachlich auditiv rezipierter Texte) und vor allem im langjährigen und andauernd geringschätzigen Blick auf das Schulwesen seitens Gesetzgeber und Exekutive und deswegen auch seitens Eltern- und Schüleröffentlichkeit.⁴⁹

Die erworbenen Kompetenzen im Bereich des Hörverstehens bilden dennoch für ca. die Hälfte der Schüler (59,1 %) ⁵⁰ eine Basis, auf der man trotz der Kürzung von Wochenstunden für die zweite Fremdsprache auf der höheren Bildungsstufe weiter aufbauen kann.

6.3 Kritische Würdigung der Studie in Bezug auf die Gütekriterien der Validität, Reliabilität, Objektivität sowie Praktikabilität

Das Grundziel der Pilotierung bestand darin, die Güte der pilotierten Tests zu überprüfen und zu sichern. Den Kern der Testvalidität macht die Konstruktvalidität aus und bezieht sich auf die Frage, inwiefern die gewonnene Information eine genaue Abbildung der Kompetenz des oder der betreffenden Kandidaten darstellt (GeR 2006, S. 122).

Um die Validität der Tests zu gewährleisten, fanden verschiedene relevante Texttypen und Aufgabenformate Verwendung. Größtenteils wurden bereits kalibrierte Items von relevanten Testinstitutionen eingesetzt, die gleichzeitig in Korrespondenz mit den slowakischen Bildungsstandards ausgewählt wurden.

Die Tests zeichnen sich durch interne Validität aus, da sie Schlussfolgerungen (wenngleich vorläufige) zu den zuvor definierten Zielen der Untersuchung der Hörverstehensleistungen der Schüler zulassen (Balme 2010). Die interne Messkonsistenz der Tests wurde dadurch erzielt, dass die Testaufgaben auf eine gemeinsame zugrundeliegende Dimension zielen (globales, selektives und detailliertes Hörverstehen überprüfen), sich vergleichbar verhalten und unter gleichen Bedingungen präsentiert wurden. Das Kriterium der Reliabilität betrifft in der Praxis der Testkonstruktion auch die Frage nach der Genauigkeit der Korrektur- und Bewertungsentscheidungen, die vorab vereinbart wurden und die Frage nach der Anzahl von Items (GeR 2006, S. 122, Balme 2010, S. 1277).⁵¹ Das Kriterium der Validität und Reliabilität wurde in

⁴⁹ Die technische Ausstattung und Lehrmittel stellen in der Slowakei kein Problem mehr dar. Die meisten Schulen sind heute gut technisch ausgerüstet (Sprachlabors, Computerräume und spezialisierte Klassen sind für das Fremdsprachenlernen vorhanden).

⁵⁰ Vgl. Tabelle 3, Messwerte 12 und 13 zum optimalen und minimalen Leistungsniveau im Bereich des Hörverstehens.

⁵¹ Um reliable Aussagen über den Sprachstand machen zu können, sollte bei dem Testen von rezeptiven Fertigkeiten eine Mindestanzahl von Aufgaben vorhanden sein. Diese wird zwischen

Interaktion zum Kriterium der Praktikabilität gesetzt. Dies bedeutete, dass die Tests den schulischen Bedingungen entsprechend im Rahmen einer 45-Minuten-Stunde durchführbar werden sollten.

In Bezug auf die Aussagekraft der erworbenen Daten hat sich allerdings die unpassend gewählte Zeit des Testens unmittelbar vor dem Schuljahrende als negativ erwiesen, was sich in einer niedrigeren Motivation der Schüler zur Mitarbeit äußerte.⁵²

Beim Design der zweiten Phase der Forschung muss beachtet werden, dass die Erhebung der Daten unter den gleichen Bedingungen, d.h. auch (möglichst) zur gleichen Tageszeit und nicht kurz vor den Ferien o. ä., stattfindet. Außerdem sollen typisch auftretende Störfaktoren wie externe Einflüsse (Lärm oder Unterbrechungen) und interne Faktoren wie Prüfungsangst, Stress aufgrund knapp berechneter Zeit für die Aufgabenlösung ausgeschlossen, bzw. minimalisiert werden. Vor allem muss aber gründlich überdacht werden, wie die Teilnehmenden zum Mitmachen an der Datenerhebung (intrinsisch) zu motivieren sind.

Um möglichst viele relevante Blickwinkel auf die faktorenkomplexe Leistungsüberprüfung (Messung der Schüler der ausgehenden Sekundarstufe I im Bereich ihrer Hörverstehenskompetenz zu erhalten sowie latente Merkmale abzudecken, wird die zukünftige zweite Phase der Forschung weiterhin (und erweitert) aus unterschiedlichen Perspektiven trianguliert (wie z.B. zum Status des Fremdsprachenlernens in der Familie, zu den Einstellungen der Schüler bezüglich Deutschlernens, zum Hörverstehen in Fremdsprachen, zu (fremdsprachlichen) auditiven Gewohnheiten der Schüler in ihrer Freizeit etc.).

7 Fazit

Über die Frage, inwiefern sich externe Kompetenztests positiv auf die Gestaltung schulischer Lernprozesse auswirken können, werden in der Fachliteratur kontroverse Diskussionen geführt. Ziel dieser Studie ist nicht, auf ein möglichst großes Spektrum dieser betreffenden Ansichten einzugehen. Zweifelsohne ist es wichtig, die Leistungsfortschritte der Lernenden zu überprüfen sowie sich der verbliebenen Defiziten bewusstwerden (Solmecke 1993, S. 106, Balme 2010), denn weder eine ernstzunehmende Bildungs- und Sprachenpolitik noch eine erfolgreiche Schulgestaltung sind ohne empirisch abgesicherte Daten und praxisrelevantes Wissen vorstellbar (Studer 2010, Friedmann 2013). Ich vertrete die Ansicht, dass die Fragen der Sprachenpolitik konzeptionell und langfristig gelöst werden sollen und dass das Niveau der kommunikativen Kompetenzen der Schüler in der zweiten Fremdsprache am Ende der 9. Klasse klar definiert werden soll. Wenn unnötige demotivierende Wiederholungen vermieden und die Lernenden auf dem Niveau „abgeholt“ werden, wo

20 und 30 Items gesehen (Balme 2010, S. 1286). In der vorliegenden Studie wurde dies durch sgn. Mixed Matrix Design (siehe Kapitel 5.5) gewährleistet.

⁵² Dies zeigte sich sowohl in den Fragebögen für Schüler als auch in abschließenden Gesprächen mit Lehrkräften. Siehe dazu Teil 5.6 der vorliegenden Studie.

sie sich befinden, hilft dies nicht zuletzt, finanzielle Kosten wegen der Ineffektivität des Systems zu minimalisieren sowie die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass es mehrere Lernenden gibt, die das Abiturniveau (B1)⁵³ in der zweiten Fremdsprache am Ende der höheren Sekundarbildung erreichen.

Literatur

- Ahrendt, Manfred (2000): Hörverstehen – ein Kurs im Kurs. In: Fremdsprachenunterricht 6, 412–421.
- Badstübner-Kizik, Camilla (2005): Hinschen, Zuhören und Fragen – „Alte“ Medien und „vergessene“ Kompetenzen? In: G. Blell /R. Kupetz (Hg.), Fremdsprachenlernen zwischen Medienverwahrlosung und Medienkompetenz. Frankfurt am Main, 131–150.
- Badstübner- Kizik, Camilla (2006): Fremde Sprachen – Fremde Künste? Gdansk.
- Balme, Michaela Perlmann (2010): Testen und Prüfen von Sprachkenntnissen. In: H.J. Krumm/ Ch. Fandrych / B. Hufeisen/ C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin u.a., 1272–1288.
- Bächle, Hans (2007): Ecoutez! Standardorientierte Schulung und Überprüfung des Hörverstehens. In: Der Fremdsprachliche Unterricht Französisch 88, 14–23.
- Bärenfänger, Olaf/ Keckler, Gabriele (2004): Beurteilerkonsistenz und Beurteilerübereinstimmung bei der Bewertung von Kurzaufgaben. Eine empirische Studie zum Beurteilungsverhalten von Beurteilern im Subtest Hörverstehen des Tests Deutsch als Fremdsprache (TestDaF). In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung, 2 , 237–268.
- Berendt, Joachim-Ernst (2004): Das dritte Ohr – Vom Hören der Welt. Reinbek bei Hamburg.
- Bickes, Gerhard (2010): Hörverstehensüberprüfungen als methodisches Problem. In : H.W. Huneke (Hg.), Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. Berlin, 149–170.
- Blanco, Maria/ Guisado, Juan J.(2012): Exploring the listening process to inform the development of strategy awareness-raising materials. In: The Language Learning Journal. Journal of the Association for Language Learning 2, 223–236.
- Blell, Gabriele/ Lütge, Christiane (2012): Musical Visions: Filmmusik im Rahmen der Entwicklung von Hör-Seh-Verstehen im Fremdsprachenunterricht. In: M. Reinfried/ L. Volkmann (Hg.), Medien im neokommunikativen Fremdsprachenunterricht. Einsatzformen, Inhalte, Lernerkompetenzen. Frankfurt am Main, 99–110.
- Butaš, Juraj/ Butašová, Anna (2005): Kontinuita vo vzdelávaní v cudzích jazykoch pri prechode zo základnej na strednú školu. In: Pedagogická revue 2, 139–161.
- Butaš, Juraj/ Butašová, Anna (2006): Úroveň niektorých cudzojazyčných kompetencií žiakov 9. ročníka základných škôl. In: Pedagogická revue 2, 156–176.
- Bútorová, Zora/ Gyarfášová, Oľga (2011): Fremdsprachenkompetenz in der Slowakei: Deutsch im Vergleich zu anderen Sprachen. Bratislava.

⁵³ Vgl. Konzeption des Fremdsprachenlehrens und -lernens an der Sekundarstufe I und II herausgegeben vom Staatlichen pädagogischen Institut der Slowakei 2007. Erhältlich unter <http://www2.statpedu.sk/buxus/docs/predmety/kvcjasvp.pdf>.

- Cain, Kate/ Bignell, Simon (2014): Reading and listening comprehension and their relation to inattention and hyperactivity. In: *British Journal of Educational Psychology* 84, 108–124.
- Dahlhaus, Barbara (1994): *Fertigkeit Hören*. München.
- Deutsch Englisch Schülerleistungen International. Erhältlich unter: <http://www.dipf.de/de/forschung/projekte/deutsch-englisch-schuelerleistungen-international>
- Eggers, Dietrich (1999): Prüfungskurs DSH. Vorbereitung auf die Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang ausländischer Studienbewerber. Ismaning.
- Eggers, Dietrich (1996): Hörverstehen. Bestandsaufnahme und Perspektiven. In: P. Kühn (Hg.), *Hörverstehen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt/Main, 13–44.
- Faistauer, Renate (2010): Die sprachlichen Fertigkeiten. In: H.J. Krumm et al. (Hg.), *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin u.a., 961–969.
- Friedmann, Jan (2013): Lernen nach Zahlen. In: *Der Spiegel* 49, 38–39.
- Funk, Hermann/ König, Michael (et.a.) (2003): *geni@l. Deutsch für Jugendliche. (A1/ A2)*. Stuttgart.
- Georgiakaki, Manuela (2013): *Beste Freunde. Deutsch für Jugendliche*. Ismaning.
- Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen (GeR) (2006). Bratislava.
- Goethe Institut (2009): *Zertifikat Deutsch. Übungssatz 02/ Übungssatz 03*.
- Goethe Institut (2010): *Zertifikat Deutsch für Jugendliche. Übungssatz 03*.
- Grum, Urška (2012): Anwendungsbeitrag: Anwendungsbeispiele statistischer Verfahren zur Analyse von Lerner Sprachdaten. In: S. Doff (Hg.), *Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen*. Tübingen, 271–285.
- Hirschfeld, Ursula (1992): *Phonetik lehren und lernen*. München.
- Harsch, Claudia (2012): Tests als Untersuchungsgegenstand und Forschungsinstrument in der Fremdsprachenforschung. In: S. Doff (Hg.), *Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen*. Tübingen, 150–168.
- Hendrich, Josef (1992/1993): *Poslech s porozuměním cizojazyčnému ústnímu projevu*. In: *Cizí jazyky* 3–4, 322–330.
- Huneke, Hans Werner (2010): *Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung*. Berlin.
- Kopenhagen, Andrea (2011): Gegenwärtige Formate von Hörverstehentests und ihre empirische Evaluierung. In: *DaF* 3, 138–146.
- Kostrzewa, Frank (2013): Die Bedeutung von Formeln und Routinen für den Erwerb des Deutschen als zweit- und Fremdsprache. Eine Bestandsaufnahme. In: *Deutsch als Zweitsprache* 1, 41–48.
- Krenn, Wilfried/Puchta, Herbert (2009): *Ideen. Deutsch für Jugendliche*. Ismaning.
- Krumm, Hans-Jürgen (2010): Hörmaterialien. In: H.J. Krumm / Ch. Fandrych / B. Huftisen / C. Riemer (Hg.), *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin u.a., 1086–1093.
- Leupold, Eynar (2000): Didaktische Aspekte des Hörverstehens. In: *Der fremdsprachliche Unterricht Französisch* 6, 4–9.
- Lütge, Christiane (2002): *Syntagmen und Fremdsprachenerwerb*. Frankfurt am Main.
- Marx, Nicole (2012): Experimentelle Fremdsprachenforschung. In: S. Doff (Hg.), *Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen*. Tübingen, 51–70.
- Neuner, Gerhard (Hg.) (2008): *Deutsch.com 1 (A1)*. Ismaning.

- Neveling, Christiane (2000): Hörverstehen im Fremdsprachenunterricht. In: Praxis Fremdsprachenunterricht 47, 3–9.
- Nold, Günter/ Rossa, Henning (2007): Hörverstehen. In: B. Beck/ E. Klieme (Hg.), Sprachliche Kompetenzen. Konzepte und Messung DESI-Studie (Deutsch Englisch Schülerleistungen International). Weinheim/Basel, 178–196.
- Rikabi, Ursula Nebe (1993): Auswahlkriterien für fremdsprachige Texte – Konsequenzen für eine Textprogression. In: W. Gienow/ K. Hellwig (Hg.), Prozessorientierte Mediendidaktik im Fremdsprachenunterricht. Frankfurt/Main, 135–136.
- Rossa, Henning (2010): Explorative Untersuchung der Konstruktvalidität von Testaufgaben zum fremdsprachlichen Hörverstehen. In: C. Altmayer/ G. Mehlhorn/ Ch. Neveling/ N. Schlüter/ K. Schramm (Hg.), Grenzen überschreiten: sprachlich-fachlich-kulturell. Hohengehren, 279–291.
- Rumlich, Dominik (2012): Anwendungsbeitrag: (Sprach-)Tests in der Praxis. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 169–183.
- Schneider, Günther (2007): Auf dem Weg zu Skalen für die rezeptiven Kompetenzen im Bereich des Englischen. In: B. Beck/ E. Klieme (Hg.), Sprachliche Kompetenzen. Konzepte und Messung DESI-Studie (Deutsch Englisch Schülerleistungen International). Weinheim/ Basel, 273–289.
- Segermann, Krista (2003): Übungen zum Hörverstehen. In: K.R. Bausch/ H. Christ/ H.J. Krumm (Hg.), Handbuch Fremdsprachenunterricht. Tübingen/Basel, 295–299.
- Settinieri, Julia (2012): Statistische Verfahren. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 249–270.
- Solmecke, Gert (2010): Vermittlung des Hörverstehens“. In: H.J. Krumm / Ch. Fandrych / B. Hufeisen / C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin u.a., 969–975.
- Solmecke, Gert (1993): Texte, hören, lesen und verstehen. Berlin.
- Solmecke, Gert (1992): Ohne Hören kein Sprechen. Bedeutung und Entwicklung des Hörverstehens im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch 7, 4–11.
- Storch, Günther/ Eichheim, Hubert (2000): Mit Erfolg zum Zertifikat Deutsch. Stuttgart.
- Studer, Thomas (2010): Kompetenzmodelle und Bildungsstandards für Deutsch als Fremd- und Deutsch als Zweitsprache. In: H.J. Krumm / Ch. Fandrych / B. Hufeisen / C. Riemer (Hg.), Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch Band 2. Berlin u.a., 1264–1271.
- Tröhler, Daniel (2012): Was ist gute empirische Unterrichtsforschung? Ein Plädoyer für die vergessene reflexive Qualität von Wissenschaft. In: S. Doff (Hg.), Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen. Tübingen, 34–47.
- van Weeren, Jan (1992): Ein Test: Zur Erstellung und Auswertung informeller Hörverstehentests. In: Fremdsprache Deutsch 7, 58–61.
- Wolff, Dieter (2003): Hören und Lesen als Interaktion: Zur Prozesshaftigkeit der Sprachverarbeitung. In: Der fremdsprachliche Unterricht Englisch 4–5, 11–16.
- Wößner, Sonja (2000): Hörverstehensschulung und Leitsungsmessung. In: Der fremdsprachliche Unterricht Französisch 6, 17–20.
- Zajícová, Pavla (1994/1995): Poslech rozhlasu a budování autonomních učebních strategií. In: Cizí jazyky 1–2, 7–12.
- Zech, Claudia (2009): Transkriptanalyse: Vorschlag zur Erforschung von Aneignungsprozessen an Beispiel der Vermittlung und Aneignung rein rezeptiver Fähigkeiten. In:

B. Baumann/ S. Hoffmann/ C.M. Nied (Hg.), *Qualitative Forschung in Deutsch als Fremdsprache*. Frankfurt am Main, 65–84.

Zydatiř, Wolfgang (2012): Fragebogenkonstruktion im Kontext des schulischen Fremdsprachenlernens. In: S. Doff (Hg.), *Fremdsprachenunterricht empirisch erforschen*. Tübingen, 115–135.

Abstract

The Improvement of Listening Skills of Slovak Pupils in the Lower Secondary Level of German as a Foreign Language

The paper aims at examining the pupils' performances in German as a foreign language of listening skills. The paper deals with the results of a pilot study that has been realized in the fifth grade of grammar schools. Its goal is to find out what spectrum of performance can be expected from the pupils of the lower secondary level of German education, i.e. German as the second foreign language according to teaching curriculum and education standards. The paper is concerned with the results of specially designed tests. Our previous research, the verified formats of tasks, methodology of testing, evaluation criteria, create a platform for creating an objective, valid and reliable Large-scale evaluation of listening with comprehension in German as a foreign language in the second phase of the research.

Keywords

German as a foreign language, listening skills, study, formats of tasks, testing methods

Warmbrunn als Bad im Lichte des Werkes *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades vom Kurarzt Caspar Schwenckfeldt*

Die Entwicklung Bad Warmbrunns als Kurort

Bad Warmbrunn, bekannt von seiner schwach mineralisierten Fluor-Silizium-Hipertherme, ist einer der ältesten Kurorte nicht nur in Niederschlesien, sondern sogar in Mitteleuropa. Laut einer Legende entdeckte Prinz Boleslaus der Lange die Quellen im Jahre 1175; seitdem wurden sie zu Heilzwecken genutzt¹. Dies soll der Urtitel der Ortschaft Warmbrunn, lat. *Calidus Fons*, deutsch *Warme Quelle*, poln. *Ciepłe Źródło, Ciepłowod* (*Warmwasser*) aus dem Jahre 1291 bestätigen². Die Entwicklung Warmbrunns als Kurort begann im Jahre 1403 mit den hier vom damaligen Besitzer des Ortes, Gotsche II. Schoff (ca. 1346–1418), Ritter des Prinzen Bolko II. (Schweidnitz)³, herbeigezogenen Zisterziensern aus dem Kloster in Grüssau⁴. Die

¹ Manche Publikationen nennen auch Boleslaus Kraushaar, Vgl. *Warmbrunn*, [in:] *Encyklopedia Powszechna*, Bd. XXVI, Warszawa 1867, S. 410. Nakład, druk i własność S. Orgelbranda; T. Stec, *Sudety Zachodnie*, Warszawa 1965, S. 85.

² A. Andrejew, *Lekarze i inni polscy kuracjusze w Cieplicach Śląskich w XIX w.*, „Problemy Uzdrowiskowe” 1983, Heft 3–4, S. 190.

³ Der Stammvater der Familie Schaffgotsch (genannt auch Gotsche Schoff) sollte die Güter als Verleihung von der Witwe von Bolko II., Agnes, im Jahre 1381 bekommen, wobei z. B. die *Encyklopedia Powszechna* von S. Orgelbard aus dem Jahre 1867 angibt, dass die Familie Schaffgotsch die Stadt im Jahre 1401 übernommen hat und im Jahre 1403 die Propstei in Warmbrunn stiftete. T. Stec, *Sudety...*, S. 86. A. Kuzio-Podrucki, *Schaffgotschow. Panowie na Chojniku i Cieplicach*, Jelenia Góra – Cieplice 2013, S. 24–25; *Warmbrunn...*, S. 410. Siehe mehr: W. Wereszczyński, *Proces rozbudowy majątku Gotsche II Schoffa, założyciela rodu z Chojnika i Gryfa*, „Rocznik Jeleniogórski” 2002, T.1, tBd 34, S. 49–74, T.2, Bd. 35, 2003, S. 41–154; I. Twardoch, *Z dziejów rodu Schaffgotschów*, Ruda Śląska 1999, idem, *Geschichte des Geschlechts von Schaffgotsch*, Ruda Śląska 2001.

⁴ Die Ordensmänner kamen nach Grüssau am 9. August 1292, nachdem Prinz Bolko I. (Schweidnitz), der Enkel Heinrich des Frommen, eine neue Stiftung im loco Grissowe für die Zisterzienser aus Heinrichau gründete. Nach der Gründung einer Filiale der Abtei in Warmbrunn wurde ein Teil des Vermögens Abt Nikolaus V. Goldberg, der sein Amt in den Jahren 1401–1429 ausübte, übergeben. Das Vermögen blieb unter der Verwaltung des Ordens bis zu dessen Säkularisierung im Jahre 1810. Seit dieser Zeit wurde die Familie Schaffgotsch zum Verwalter der Quelle. Siehe mehr: D. Alojzy, *Cystersi na Śląsku*, T. 1. und 3. Wrocław 1989; R. Eysymontt, S. Firszt, A. Koziel, *Cystersi na tle dziejów Cieplic*, Jelenia Góra-Cieplice 2017.

Zisterzienser bekamen, neben dem Patronatsrecht für die dortige Pfarrkirche, auch das Sonderrecht für die Benutzung der Heilwässer im Besitzbereich des Pfarramtes. Dabei gab es Probleme, denn es fehlten Geräte und Behandlungsräume, daher war die Grundform der Heilkur das Trinken von Wasser. Deswegen baute man eine neue Verschalung der Hauptquelle, richtete zwei Ströme von dieser Quelle ein und für Behandlungen provisorische Brettergebäude. Der Ort wurde als „Pfarramt-Badeanstalt“ bekannt⁵. 1492 existierte in Bad Warmbrunn eine „Natürliche Badeanstalt“ (Balneum naturale), und 1537 bemühte sich der Grüssauer Abt Michael um den Bau eines Kurhauses aus Stein und Holz, des sog. „Langen Hauses“⁶. Wie R. Kincel angibt, findet man in einem Werk u.d.T. *Panagiryucus Silesiacus* aus dem Jahre 1506, in dem schlesische Städte beschrieben werden, eine Anmerkung, welche die heilenden Warmbrunner Quellen lobt, zu welchen „ein fremdes Volk, reich an Geld, strömt“⁷. Nichtsdestoweniger ergibt sich aus einem Briefwechsel eines sich im Jahre 1568 in Warmbrunn aufhaltenden Arztes, dass in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hier zwei Badeanstalten funktionierten. Die hölzerne wurde für die Armen und die steinerne für die Wohlhabenden bestimmt; dabei war vor allem die hölzerne Bebauung der Badeanstalt zerstört und eng⁸. Aus der Beschreibung ergibt sich, dass man Bade-, Trink- und Duschkur angewendet hat. Die Behandlungen führten Bademeister unter der Aufsicht der Ärzte durch. Um das Jahr 1570 wurde die Klosterquelle mit Steinwänden umbaut. Im Jahre 1599 wurde dank der Initiative des Abtes Caspar Ebert ein größeres Becken für die Klosterquelle gebaut; dabei vergrößerte man das es überragende Gebäude. Gleichzeitig wurden daneben Umkleideräume für die Badegäste gebaut. Bis zum Jahre 1609 wurde die balneologische Basis ausgebaut; dank dessen konnten gleichzeitig 14 Personen behandelt werden⁹. In dieser Zeit beginnt die Dominanz von Warmbrunn als eines Bades in diesem Teil Europas, bezeugt durch die Präsenz des Bades als einzigen Bades der Sudeten-Region im Weltatlas, herausgegeben in Antwerpen im Jahre 1603. Die Ortschaft wurde mit einer waschanneartigen Signatur und dem Wort *Therme*¹⁰ versehen. Zur Jahrhundertwende 16.-17. Jahrhundert kamen bis zu 400 Patienten, nicht nur aus Niederschlesien, sondern auch aus Deutschland, Tschechien, Sachsen, Pommern, Litauen, Russland hierher. Es kamen auch Polen, die im 17. Jahrhundert an diesem Ort Gefallen gefunden haben. Einen Einfluss darauf konnten die polnischen Zuneigungen der Familie

⁵ A. Andrejew, *Lekarze...*, S. 191.

⁶ Die der Familie Schaffgotsch gehörende Quelle besaß verschiedene Namen: „Holzquelle“, „Arme Quelle“, „Gräfliche Quelle“, „Großes Bad“, „Ost-Quelle“, „Damen-Schwimmbad“, „Nr. 5“, und die den Zisterziensern gehörende Quelle ist bekannt als: „Steinige Quelle“, „Pfarramt“, „Kleines Bad“, „West-Quelle“, „Männer-Schwimmbad“, „Nr. 6“. W. Cieżkowski, *Ciepliki wody termalne*, „Karkonosz“ 1993, Nr. 3–4, S. 20.

⁷ Zit. nach: R. Kincel, *Po naszym Cieplice*, [in:] idem, *U szląskich wód (Z dziejów śląskich uzdrowisk i ich tradycji polskich)*, Racibórz 1994, S. 40.

⁸ Ibidem.

⁹ Ibidem, S. 40–41; A. Andrejew, *Lekarze...*, S. 191.

¹⁰ J. Dębicki, *Kulturowe aspekty sudeckich uzdrowisk obecnego regionu dolnośląskiego w XVII-XVIII wieku*, Toruń 2005, S. 18.

Schaffgotsch haben¹¹. In derselben Zeit besaß Bad Warmbrunn zwei Quellen, die von verschiedenen Herren verwaltet wurden: von der Familie von Schaffgotsch und von den Zisterziensern, wobei, wie es im 18. Jahrhundert geschrieben worden ist, die Wirkung der zweiten Quelle etwas schwächer sein sollte, deswegen begann man die Kur eben hier, um den Körper für das Bad in der gräflichen Badeanstalt vorzubereiten¹². Das Bad zeichnete sich mit einer eigenartigen balneologischen Architektur aus; es besaß eine gut entwickelte Badeinfrastruktur und zu diesen Zwecken eingerichtete Wasserquellen. Man bemühte sich um neue und genauere Anweisungen und Behandlungsbeschreibungen für die Kurgäste: „Weil die edlen Warmbrunner Wässer die Eigenschaft besitzen, kalte Naturen zu erwärmen, und der Frauenstand kalt von seiner Natur ist, aber auch der größte Teil der Frauenkrankheiten einen kalten Charakter hat – deswegen sind die Warmbrunner Wässer sehr wirksam und hilfreich für die Frauen“ – schrieb ein Arzt, der Warmbrunn kannte¹³. In den Schriftquellen über Bad Warmbrunn aus dem 16. und 17. Jahrhundert befinden sich die Grundinformationen über Warmbrunn, die Zusammensetzung der örtlichen Mineralwässer, Art der Behandlungen, ihre Zeitdauer und Indikationen zu ihrer Anwendung. Die älteste Beschreibung des Kurortes, *Tractat de thermis hirschbergensibus*, stammt aus dem Jahre 1591 und war das Werk des Arztes Caspar Hofman (1572–1648), als Professor mit der Medizinischen Akademie in Frankfurt/Oder verbunden, der als erster die Heileigenschaften der Warmbrunner Quellen wissenschaftlich bestätigte und so zu ihrem Ruhm beitrug¹⁴. Der Autor der ältesten erhaltenen und vielseitigsten Beschreibungen von Warmbrunn ist Caspar Schwenckfeldt (1563–1609), dortiger Kurarzt, Botaniker,

¹¹ Das Bad besuchte u. a. Königin Marysienka Sobieski: „Eine große Ehre wurde Warmbrunn erwiesen. Im Sommer 1687 kam hier zur Kur mit hundert Kutschen und anderthalbtausend Personen zählendem Hof die Königin von Polen, die Ehefrau des Türkenbesiegers, Jan Sobieski. Sie wohnte im Schloss der Gräfin. Der Graf Schaffgotsch war abwesend“. Die Abwesenheit des Grafen resultierte aus der Aufforderung des Kaisers Leopold, während des Aufenthalts der Königin in Warmbrunn nach Wien zu kommen; der Kaiser war mit der Zuneigung der Familie Schaffgotsch den Polen gegenüber nicht zufrieden. Zit. nach: M. Terlak, *Cieplice Śląskie. Źródło i okolice*, Warszawa 1971, S. 19. W.H. Rostkowski, „Panna najśliczniejsza“ *zwycięzcy spod Wiednia u wód w Cieplicach*, [in:] idem, *Słynni ludzie w polskich uzdrowiskach*, Warszawa 1986, S. 10–27; J. Dębicki, *Kulturowe...*, S. 17–25. Siehe auch: I. Czartoryska, *Dyżanszem przez Śląsk. Dziennik podróży do Cieplice w roku 1816*, Übers. J. Bujańska, Wrocław-Warszawa-Kraków 1968; A. Andrejew, *Polonia u wód cieplickich*, „Rocznik Jeleniogórski” 1983, Bd. 21, S. 157–163.

¹² Es ist die Meinung Johann Heinrich F. Ulrichs, der im Jahre 1781 nach Warmbrunn reiste und diese im dritten Teil seiner Publikation *Bemerkungen eines Reisenden durch die königlichen preußischen Staaten in Briefen*, herausgegeben 1781, veröffentlichte. Siehe mehr: J. Pacholski, *Świeradów-Źródło i Cieplice Śląskie – Źródło w świetle XVIII sprawozdań z podróży po Śląsku (Buquoi, GutsMuths)*, [in:] *Uzdrowiska w procesie modernizacji (XIX-XXI wiek)* herausgegeben von B. Płonka-Syroka, L. Czyż, A. Syroki i K. Sudoł. *Kultura uzdrowiskowa w Europie*, Bd. 6., Wrocław 2014, S. 23–40.

¹³ Zit. nach: E. Drzewińska, *Ziemia jeleniogórska*, Katowice 1967, S. 161.

¹⁴ Nach A. Andrejew kann man die einzige Erwähnung solch eines Werkes im *Allgemeinen Gelehrten Lexikon* von Johann Gottlieb Jocher finden. Diese beschränkt sich nur auf den Titel der Arbeit von C. Hofman. A. Andrejew, *Najstarsze opisy uzdrowiska Cieplice Śląskie*, „Problemy

Philosoph, Mineraloge, Zoologe und Naturwissenschaftler der Riesengebirge-Region, der zu den herausragenden schlesischen Wissenschaftler der Aufklärung zählt. Seine erste Monografie ist das Werk *Stripium & Fossilium Silesiae Catalogus*, der Tier- und Pflanzenwelt des Riesengebirges gewidmet¹⁵. Es wurde in Form eines Katalogs der Pflanzen und Mineralien der Westsudeten herausgegeben, war ein beispielloses Werk in der Geschichte der schlesischen Botanik-Literatur und gehörte zu den hervorragendsten damaligen Abhandlungen dieser Art in Europa. Es beinhaltet Informationen über Quellen in Landeck, Bad Flinsberg und Bad Salzbrunn. Der Autor erwähnt auch die Heilkraft der Mineralwässer in Warmbrunn und informiert, dass sich hier mehrere gemauerte und einige Dutzend hölzerne Gebäuden befanden, weswegen die Gäste gezwungen waren, in den umliegenden Dörfern, die gastoffen waren, einen Aufenthalt zu finden¹⁶. Im Jahre 1607 wurde die nächste gedruckte Monografie des genannten Autors herausgegeben; diese handelte von dem Kurort in Warmbrunn. Mit dem Titel *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades* gilt sie als eine bahnbrechende Arbeit in der schlesischen Balneologie¹⁷ (Abb. 1). Diese Abhandlung ist der Geschichte der Ortschaft und den medizinischen Eigenschaften der in der Umgebung vorkommenden Mineralwässer gewidmet. Das dreiteilige Werk bildet eine Grundquelle, die nicht nur über den Verlauf der Heilkur in Warmbrunn, sondern auch über die Geschichte, Fauna, Heilkräuter und Geologie der Ortschaft berichtet¹⁸.

Caspar Schwenckfeldt – Kurarzt aus Bad Warmbrunn

Der Autor des Werkes, Caspar Schwenckfeldt, wurde am 14. August 1563 in Greiffenberg geboren. Sein Vater, Melchior Schwenckfeldt, war Mitglied des Stadtrats und Bürgermeister. Nach der Absolvierung der Elementarschule in Greiffenberg begann Caspar das Studium an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig. Wegen der unzureichenden Finanzmittel für das Studium machte er ein zweijähriges Praktikum bei Jacob Wecker (1528–1586), einem bekannten Stadtarzt in Colmar. Im Jahre 1585 traf er die Entscheidung, Medizin in Frankreich zu studieren, seine Pläne wurden aber von der Malaria durchkreuzt; um seine Gesundheit zu

Uzdrowiskowe” 1985, Heft 5–6, S. 105; A. Falkiewicz, M. Starzewska (Hg.), *Uzdrowiska dolnośląskie i ich okolice*, Warszawa 1975, S. 42; J. Dębicki, *Kulturowe aspekty...*, S. 6.

¹⁵ C. Schwenckfeldt, *Stripium & Fossilium Silesiae Catalogus*, Görlitz 1600.

¹⁶ F. Cohn, *Caspar Schwenckfeldt*, [in:] J. Graetzer, *Lebensbilder schlesischer Aerzte aus den letzten vier Jahrhunderten*, Breslau 1889, S. 36–38; R. Kincel, *Po naszymu...*, S. 41.

¹⁷ C. Schwenckfeldt, *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades in Schlesien, Neben einem allgemeinen Bericht von mineralischen Wassern und wild Bädern. Und kurzem Verzeichniz derer Kräuter und Berg Arthen*, Görlitz 1607.

¹⁸ Zum ersten Mal wurde die Abhandlung von C. Schwenckfeldt in Görlitz 1607 herausgegeben. Die Neuauflage erfolgte unter dem Hirschberger Drucker Georg Opitz im Jahre 1619. Die dritte Auflage stammt aus dem Jahr 1708. F. Cohn *Caspar Schwenckfeldt...*, S. 43. 2011 erschien eine Übersetzung des ältesten Werkes über Warmbrunn aus dem Deutschen ins Polnische (A. Paczos) u.d.T. *Dokładne opisanie jeleniogórskiego ciepłego źródłu położonego na Śląsku pod Karkonoszami*.

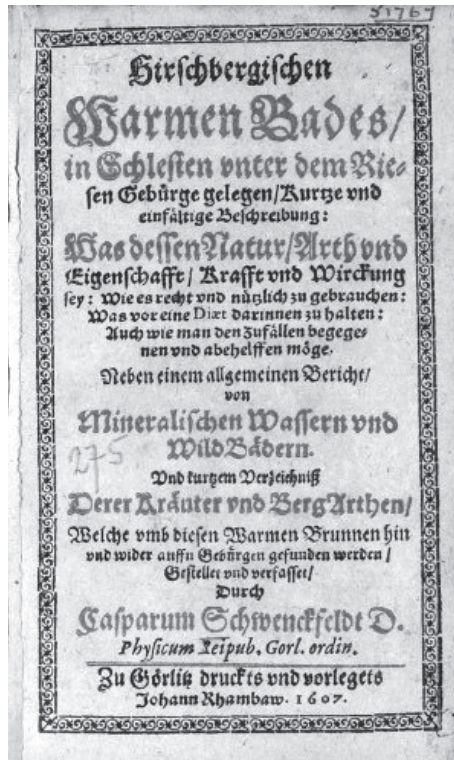


Abb. 1. Die Titelseite der Monografie von Caspar Schwenckfeldt aus dem Jahre 1708.
Quelle: Andrejew A., *Najstarsze opisy uzdrowiska Cieplice Śląskie*, „Problemy Uzdrowiskowe” 1985, Heft 5–6, S. 113.

retten, begann er eine dauerhafte Therapie in Basel. Durch die Krankheit entkräftet, ohne Finanzmittel, nahm er die Unterstützung des Dekans der Medizinischen Fakultät in Basel, Caspar Bauhin (1560–1624), eines hervorragenden Spezialisten für Anatomie und Botanik, entgegen. Dank ihm begann er das Studium an der Medizinischen und Philosophischen Fakultät in Basel. Unter der Leitung Bauhins schrieb er seine Dissertation – *Thesaurus pfarmaceuticus medicamentorum* (dt. *Die pharmazeutische Schatzkammer*) -, und im Jahre 1587 erlangte er die Doktorwürde in Philosophie und Medizin. Es war ein wichtiges Werk der medizinischen Literatur, eine Synthese des seit Jahrhunderten ausgearbeiteten, aber zerstreuten, pharmakologischen Wissens. Nachdem er promoviert hatte, kehrte er in demselben Jahr nach Greiffenberg zurück und arbeitete ab 1589 dort als der erste „phisici ordinarius“, also Stadtarzt, in der Stadtgeschichte. Seine Erfahrung und Wissen trugen dazu bei, dass er im Jahre 1591 vom Hirschberger Stadtrat berufen wurde, dieselbe Funktion dort auszuüben. Gleichzeitig wurde er zum Leibarzt der Familie von Schaffgotsch. Im Jahre 1597 weilte Schwenckfeldt auf Einladung des Grafen Conrad von Hochberg auf Schloss Fürstenstein, um dessen mit dem Rheuma verbundenen Beschwerden zu behandeln. Im Jahr 1597 wurde Schwenckfeldt witwer.

Nach dem Tod seiner Gattin, im Jahre 1605, zog Caspar Schwenckfeldt mit seinen fünf Kindern nach Görlitz über. Auch dort wurde er Stadtarzt. Er starb unerwartet am 9. Juni 1609 kurz bevor er 46 Jahre alt wurde¹⁹. Wie schon früher erwähnt wurde, enthält das Werk *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades* viele interessante Informationen über die Warmbrunner Quellen; aus diesem Grund gilt es als eine der ältesten Monografien des dortigen Bades²⁰. Schwenckfeldt beschrieb dort Warmbrunn vielseitig und gründlich. In der Einleitung, wo er großes Interesse für Mineralwässer zeigte, beschrieb er allgemein die Rolle und die Bedeutung des Wassers für die lebendigen Organismen, die Arten der bekannten Mineralquellen mit der Berücksichtigung ihrer Zusammensetzung und die damals geltenden Indikationen und Kontraindikationen zur Heilung der am häufigsten vorkommenden Krankheiten. Er charakterisierte die für das Mittelalter typische Gliederung der Natur; dabei unterstrich er, dass die Substanzen mit Heilwirkung tierischer, pflanzlicher und mineraler Abstammung sein können. Die Wässer zu der dritten Kategorie zählend, teilte er sie auf in wunderbare, trinkbare und metallische. Er fügte auch eine Liste der europäischen Ortschaften mit Mineralwässern hinzu, dabei gab er die Indikationen zu ihrer Anwendung an²¹. Im Hauptteil des Werkes stellte der Autor die Geschichte des Bades in Warmbrunn seit der Zeit der Entdeckung der örtlichen Mineralwässer, ihrer Einrichtung für Heilzwecke durch die Zisterzienser bis zum Ausbau der Balneologischen Infrastruktur durch den Grüssauer Abt Caspar Ebert²² vor. Er erörterte auch die Analyse der Zusammensetzung der Warmbrunner Wässer, detaillierte Informationen über die Behandlungen und Erkrankungen, die eine Kontraindikation für die Heilkur waren, sowie eine Diät für die Kurgäste und im Bad benutzte Heilkräuter. Viel Platz widmete er der Familienlegende der Familie Schaffgotsch. Im letzten Teil legt er eine Liste

¹⁹ F. Cohn, *Caspar Schwenckfeldt...*, S. 29–45; A. Andrejew, *Kaspar Schwenckfeldt – śląski lekarz, renesansowy badacz przyrody i bibliofil*, „Kwartalnik Historii Nauki i Techniki” 1995, Bd. 40, 3, S. 89–104; idem, *O autorze dzieła*, [in:] C. Schwenckfeldt, *Dokładne opisanie jeleniogórskiego ciepłego źródła położonego na Śląsku pod Karkonoszami*, Übers. A. Paczos, Hg. R. Firszt, Jelenia Góra-Cieplice 2011, S. 11

²⁰ Für die Warmbrunner Mineralwässer interessierte sich Schwenckfeldt nach der Rückkehr aus Greiffenberg im Jahre 1587. Dies bestätigen seine Worte aus dem Vorwort zu der im Jahre 1607 herausgegebenen Monografie: „Aufgrund der Zureden meiner herzlichen Freunde, die mich dazu überredet haben, eine kurze Abhandlung über die Warmbrunner Wässer zu schreiben, deren Eigenschaften ich selber in den letzten acht Jahren erfahren konnte“. Zusätzlich, wie es A. Andrejew bemerkt, schöpfte er Informationen zu dem genannten Werk über die Eigenschaften der Mineralwässer aus den Monografien bekannter Renaissancerbalneologen, deren Werke er in seiner reichen Büchersammlung besaß. Zit. nach: A. Andrejew, *Kaspar Schwenckfeldt – śląski lekarz...*, S. 94. F. Cohn, *Caspar Schwenckfeldt...*, S. 42–44.

²¹ C. Schwenckfeldt, *Hirschbergischen...*, S. 39–41; idem, *Dokładne opisanie...*, S. 23–24.

²² Caspar II. Ebert war Abt in den Jahren 1576–1609. Der zur Jahrhundertwende XVI./XVII. Jahrhundert vollbrachte Ausbau führte zur Popularisierung Warmbrunns als eines Bades. In der zweiten Auflage des Werkes *Hirschbergischen...* aus dem Jahre 1619 schrieb Schwenckfeldt, dass das Bad schon so bekannt und besucht ist, dass die Kurgäste die Wohnungen und die Badezeit schon zwei, drei Monate früher bestellen müssen. Die Berühmtheit des Bades sollte auch der Aufenthalt eines Italieners und eines Iren bezeugen. R. Kincel, *Po naszymu...*, S. 41.

von 50 Krankheiten (u.a. Durchfall, Malaria, Krätze) vor, die eine Indikation zur Behandlung in Warmbrunn waren²³.

Indikationen und Kontraindikationen zur Heilquellenbehandlung in Warmbrunn im Lichte der *Gründlichen Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades*

Nach Meinung des Autors der *Gründlichen Beschreibung des Hirschbergischen Warmen Bades* hatten die Heilwässer in Warmbrunn eine langfristige, vorbeugende und heilende Wirkung. Sie rochen nach Schwefel (er schrieb, dass das Warmbrunner Wasser „stank“), waren rein, hell und klar. Sie hatten keinen Geschmack, doch bei der Berührung fühlten sie sich fettig an und warm²⁴. Sie wurden vor allem zum Baden benutzt, was stark mit der Tradition der örtlichen Bewohner verbunden war, die Schwenckfeldt im Jahre 1607 als abergläubisch beschrieb, denn diese hielten die Quelle für „wunderbar“²⁵. Die Therapie wurde bei Zahnschmerzen, Ohrenschmerzen, Trockenheit in der Brust und bei der Gicht angewendet. Laut der Beschreibung verbesserten die Warmbrunner Quellen Verdauungsprozesse durch die Erhöhung der Feuchtigkeit des Darmes. Die Trinkkur steigerte den Appetit, linderte Blähungen, Verstopfungsschmerzen, Gelbsucht, Leber- und Kolikbeschwerden. Eine Anweisung zur Kur waren Probleme mit dem Urinieren und Nierensteine. Laut Schwenckfeldt diente das Wasser aus den Warmbrunner Quellen sehr gut gebärenden Frauen, weil ihre Temperatur die Geburtsbeschwerden stillte sowie Lenden- und Rückenschmerzen linderte. Weitere Anweisungen für eine Kur waren, u.a. Hautkrankheiten, gestörte Funktionen der Organe der Bauchhöhle, Schwierigkeiten beim Einnehmen von Nahrung und Getränken, Teillähmung der oberen und unteren Gliedmaßen. Außer den Indikationen erwähnte Schwenckfeldt auch Kontraindikationen für eine Kur: fortgeschrittenes Alter, heftiger Charakter, Melancholie, Herzrhythmusstörungen, Bauchhöhlenschmerzen, Beschwerden, die aus Harnblasenkrankheiten resultieren. Außerdem waren die Wässer des beschriebenen Bades für Lungenkranke – Schwind-süchtige, Tuberkulosekranke und Patienten mit Lungenentzündung – schädlich. Die Therapie wurde auch Kindern im Alter von 9–10 Jahre untersagt, weil die Wässer den Körperwuchs beeinträchtigten. Der Autor des Werkes rät ihre Anwendung auch Patienten mit Syphilis und Geschlechtskrankheiten ab. Zusätzlich warnte er vor Anwendung der Behandlungen ohne ärztliche Beratung, weil die Nichtbefolgung der Empfehlungen oder die

²³ C. Schwenckfeldt, *Dokładne opisanie...*, S. 47–53.

²⁴ *Ibidem*, S. 61.

²⁵ Die Heilkraft der Warmbrunner Wässer wurde von den Bewohnern dem hl. Johannes dem Täufer zugeschrieben, deswegen kamen am 24. Juni die Kranken zu den Quellen und glaubten fest an deren heilige Heilkraft. C. Schwenckfeldt, *Hirschbergischen...* S. 33. Die wunderbare Qualität und Kraft der Warmbrunner Quelle wurde breiter 1625 in der *Kronika Śląska* von Jakob Schickfuss (1574–1637) aus Schwiebus beschrieben. Siehe mehr: T. Steć, *Cieplice Śląskie Zdrój*, Jelenia Góra 1960.

Willkür dem Kranken mehr Schaden als Nutzen bringen konnte. Er empfahl eine frühe Vorbereitung auf die Behandlung durch das Bluteinlassen oder das Ansetzen von Schröpfköpfen. Er empfahl außerdem die Behandlungen zwei Stunden nach Sonnenaufgang und bis zu drei Stunden nach Sonnenuntergang durchzuführen, damit die Vollzeit der Kur insgesamt 150 Stunden lang dauert. Er war der Meinung, dass das örtliche Klima die beste Hilfskraft von Mai bis Oktober hat, am besten war dabei die Frühlingszeit, wenn die Kräuter blühen und die Luft mild ist. Nach Meinung Schwenckfeldts verursachten die niedrigen Herbst-Winter-Temperaturen Hautrisse²⁶.

Die Heilkur in Bad Warmbrunn nach der Beschreibung von Caspar Schwenckfeldt

Der Autor der Abhandlung informiert, dass die Heilkur in zwei zugänglichen Quellen mit verschiedenem Standard und verschiedener Bestimmung für unterschiedliche Kundschaft stattgefunden hat. Die Kuranstalt der Familie Schaffgotsch, genannt Holzbad oder Bad für die Armen, war mit hölzernen Wänden eingerichtet und für alle zugänglich. Die daneben liegende Klosterquelle, die den Zisterziensern gehörte, war mit einer steinernen Form umgeben und wurde entsprechend Steinbad genannt. Diese Quelle wurde, laut dem Bericht Schwenckfeldts, für wohlhabende und reiche Gäste bestimmt. Das Becken im Klosterbad war 3 Meter tief, für 12–14 Personen vorgesehen und der Überfluss an Wasser floss durch eine Steinrinne zum Fluss. Der Raum, der die Funktion des Umkleideraumes besaß, war beheizt. Die Kurgäste, die im Becken baden wollten, mussten sich an die vom Pastor, der das Bad verwaltete, bestimmten Stunden anpassen²⁷. Wie aus der Textanalyse hervorgeht, war das Bad der Familie Schaffgotsch 1,80 Meter tief und auf zwei ungleiche Teile geteilt. Seine Innenwände und der Boden wurden mit Brettern, in Form einer Kiste mit Ton abgedichtet, bedeckt²⁸. Die Kurgäste besaßen die Möglichkeit, sich während der Therapie im Klosterteil des Bades, wo ihnen das sog. Lange Haus bzw. Stein-Haus zur Verfügung stand, aufzuhalten. Eine andere Möglichkeit bildeten die von Schwenckfeldt genannten örtlichen Dorfhütten, die den Patienten Zimmer für die Zeit des Aufenthaltes im Bad anboten²⁹. Im Bad wurden auch individuelle Bäder, sowohl im Bad der Familie Schaffgotsch als auch im Klosterbad, angewendet. Das wissen wir von einem Eintrag Schwenckfeldts,

²⁶ Ibidem, S. 61, *Dokladne opisanie...*, S. 63–69.

²⁷ Seit der Reformation bis zur Gegenreformation wurde er „Pastor Thermensis“ genannt. Er war im Besitz der Schlüssel zu der Badeanstalt, bestimmte die Stunden der Behandlungen, überwachte den ordnungsgemäßen Verlauf der Heilkur und den Erhalt der Sauberkeit und „bewahrte die Liebe, Ruhe und Einigkeit zwischen den Herren und den Badegästen“. Zit. nach: R. Kincel, *Po naszymu...*, S. 41; C. Schwenckfeldt, *Hirschbergischen...*, S. 40, 69; W. Cieżkowski, *Cieplickie...*, S. 20.

²⁸ C. Schwenckfeldt, *Hirschbergischen...* S. 140–143.

²⁹ Ibidem, S. 37, 70, 79.

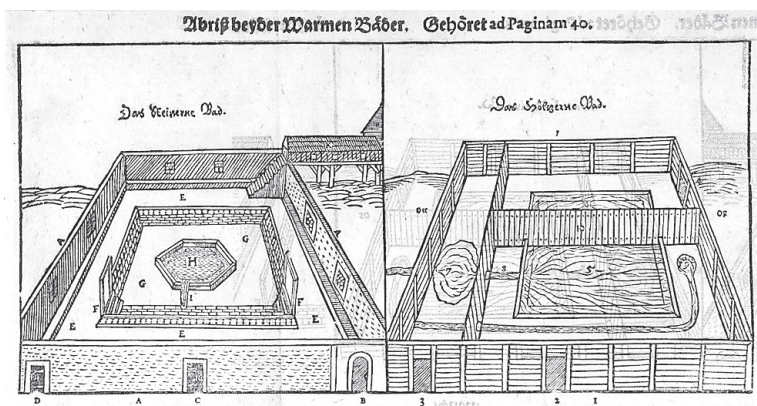


Abb. 2. Die äußere Erscheinung der Warmbrunner Becken nach Caspar Schwenckfeldt.

Quelle: Library of University Colleg, London

oder

Spalek K., *Rośliny lecznicze stosowane w fitoterapii i fitobalneoterapii uzdrowiskowej od XVII w. na Śląsku*, [in:] *Elitarny model europejskiego uzdrowiska – ewolucja koncepcji i jej funkcjonowanie w praktyce*, herausgegeben von B. Płonka-Syroka, M. Migala, M. Daśal i A. Syroka. *Kultura uzdrowiskowa w Europie*, Bd. 8, Wrocław 2017, S 170.

der erwähnt, dass man zur Wassertemperaturerhöhung erhitzte Steine, die in die Becken geworfen wurden, verwendet hat³⁰.

Bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren die balneologischen Grundbehandlungen in den Kurorten lange Bäder. Ähnlich sah es im Warmbrunner Bad aus. Die erste Behandlung sollte 15 bis 30 Minuten dauern, die zweite sollte 45 Minuten nicht überschreiten, die dritte sollte schon ca. eine Stunde lang sein und so stufenweise die Dauer der Behandlung bis zu 4 Stunden verlängern. Wenn Hautrötungen und Pustel an der Haut erschienen, wurde das Bad unterbrochen. Zum ordnungsgemäßen Verlauf der Therapie waren entsprechende Vorbereitungsaktivitäten erforderlich, u.a. das Körper-, Gesicht- und Wangenabspülen, das Verrichten der Notdurft, ein fünfzehn Minuten langer Spaziergang, manchmal auch das Bluteinlassen und das Ansetzen von Schröpfköpfen. Nach der Behandlung mussten die Patienten einen Pflichtschlaf halten und danach einen kurzen Spaziergang machen, nach dem sie essen konnten³¹. Außer den Bädern erwähnte Schwenckfeldt auch andere in Warmbrunn angewendete Behandlungen: das Trinken von Wasser, das Abspülen und das Dampfbad. Das letzte ist nur als im Klosterbad durchzuführen möglich erwähnt, denn es fehlt eine genaue Beschreibung desselben³². Obwohl die Trinkkur (Krenotherapie) sich keines großen Erfolges erfreute, trug diese, laut Schwenckfeldt, zur schnelleren Verbesserung des Gesundheitszustandes bei und wurde denjenigen Patienten empfohlen, die aufgrund der offenen Wunden nicht in die Becken durften. Die beste Zeit für das Trinken des Wassers war der frühe Morgen. Die nächste Portion sollte man drei bis vier

³⁰ Ibidem, S. 17.

³¹ Ibidem, S. 72.

³² Ibidem.

Stunden nach dem Essen einnehmen. Laut der Empfehlung eignete sich das Wasser zum Trinken nach langem Anstehen, sobald die „Suspension“ untergegangen ist. Schwenckfeldt riet von einer Trinkkur vor dem Schlaf ab und schloss die Zubereitung von Mahlzeiten aus der Therme ab. Außer den Bädern und der Krenotherapie empfahl der Autor des beschriebenen Werkes Abspülungen, am besten gleich nach dem Sonnenaufgang und am Abend, sogar bis zu drei Stunden nach dem Sonnenuntergang³³. Die Therapie sollte die Geschmeidigkeit der Muskel wiederherstellen, den Sehnen und Adern Flexibilität verleihen, das Auflösen der Teillähmungen der oberen und unteren Gliedmaßen und der Anschwellungen verursachen. Schwenckfeldt betonte mehrmals, dass das Ergebnis der Therapie sehr oft vom psychischen Zustand des Patienten abhängig war. Er bemerkte, dass den melancholischen Personen der Aufenthalt im Bad nicht nur wegen der Heilkraft der Warmbrunner Wässer, sondern auch dank der Gesellschaft anderer Kurgäste dient³⁴.

Die Diät in Bad Warmbrunn als Unterstützungstherapie für den Heilungsprozess

Laut der Beschreibung des Kurarztes und Autors der *Gründlichen Beschreibung Hirschbergischem Warmen Bades*, könnte einer der Gründe für den Misserfolg der Heilkur eine ungeeignete Diät sein; zu dieser zählte er: die ungünstige Zeit der Mahlzeiten, das Übermaß an Essen, das Essen unreifer Früchte, alten Fleisches und Fische aus schlammigen Gewässern, das Übermaß an Alkohol. Schwenckfeldt empfahl Weizen-Roggen-Brot mit Zusatz von Anis und Fenchel. Dazu Salate u.a. aus Zichorie, Sauerampfer, Weißem Gänsefuß, gelber Möhre, Rübe und Spinat. Von den Gewürzen riet er zu Zimt, Kümmel, Fenchel, Pfeffer und Safran³⁵.

Die Heilkräuter um Warmbrunn, die in der Badeheilkur verwendet wurden.

Schwenckfeldt ist, als Botaniker und Naturwissenschaftler der Riesengebirge-Region, auch der erste Forscher der Heilkräuter in Schlesien, die in der Phytotherapie und Phytobalneotherapie angewendet wurden. Im genannten Werk widmet er den Pflanzen aus der Region des Riesengebirges das vierte Kapitel, das den Titel *Von den Kreutern und Mineralien, welche umb diesen warmen Brunnen auff den Geburgen fürnemlichen zufinden sind* trägt. Er hat dort 50 Pflanzengattungen beschrieben, die als ein Element der Therapie im damaligen Warmbrunner Bad verwendet wurden.

³³ Ibidem, S. 59, 63, 71.

³⁴ Ibidem, S. 55, 83. Siehe auch: A. Andrejew, *Metody balneoterapeutyczne stosowane w Cieplicach Śląskich na przełomie XVI-XVII w. w relacji Kaspra Schwenckfeldta*, „Rocznik Jeleniogórski” 2009, Bd. 16, S. 37–42.

³⁵ Aus der Lektüre Schwenckfeldts Werke wissen wir auch, dass das Bad im Herbst mit frischen Fischen aus den umliegenden Teichen beliefert wurde. C. Schwenckfeldt, *Hirschbergischen...* S. 38, 60, 82.

Zu den in der Phytobalneologie Bedeutung habenden Pflanzen zählte er u.a. Echte Brunnenkresse *Nasturtium officinale*, Echten Thymian *Thymus vulgaris*, Silberdistel *Carlina acaulis*, Stieleiche *Quercus robur*, Echtes Eisenkraut *Verbena officinalis*, Gemeinen Efeu *Hedera helix*, Gemeine Fichte *Picea abies*, Echten Lorbeer *Laurus nobilis*, Türkenbund *Lilium martagon*, Rosmarin *Rosmarinus officinalis*, Sumpfporst *Ledum palustre*, Heidelbeere *Vaccinium myrtillus*, Himbeere *Rubus idaeus*, Schwarzen Holunder *Sambucus nigra*, Weinraute *Ruta graveolens*, Wassermintze *Mentha aquatica*, Echten Baldrian *Valeriana officinalis*, Echtes Tausendgüldenkraut *Centaureum erythraea*, Echten Beinwell *Symphytum officinale*, Huflattich *Tussilago farfara* und Gemeinen Wermut *Artemisia absinthium*³⁶.

Schlussfolgerung

Caspar Schwenckfeldt gehörte zu der Gruppe schlesischer Intellektuellen mit europäischer Reichweite, er zeichnete sich durch Fleiß, Vielseitigkeit der Interessen und wissenschaftliche Leidenschaft aus. Er hat ein reiches wissenschaftliches Schaffen in den Bereichen: Pharmakologie, Balneologie, Botanik, Mineralogie, Zoologie und Geografie hinterlassen. Dieses trug dazu bei, dass er zu den Kreisen der Ärzte des 17. Jahrhunderts, die das damalige breite medizinische Wissen mit der Vorliebe zur wissenschaftlichen Forschung verbunden haben, gehört. Sein Werk *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades* eröffnet das Zeitalter der neuzeitigen Balneologie und enthält das älteste Gutachten der Mineralwässer in Schlesien. Es ist die erste vollständige Analyse der physischen und chemischen Eigenschaften der Warmbrunner Quellen und eine bahnbrechende medizinische Abhandlung, die ununterbrochen vielseitige, wertvolle Informationen über die Geschichte der Medizin in Schlesien und in Mitteleuropa liefert. Schwenckfeldts Monografie, neben der Dokumentierungsrolle der Badkultur in Schlesien im 16. und 17. Jahrhundert, war eine Inspiration für andere Ärzte zur Fortführung der balneologischen Thematik³⁷; sie bildete auch ein Fundament für die Fortentwicklung der Kurheiltherapie

³⁶ K. Spałek, *Rośliny lecznicze stosowane w fitoterapii i fitobalneoterapii uzdrowiskowej od XVII w. na Śląsku*, [in:] *Elitarny model europejskiego uzdrowiska – ewolucja koncepcji i jej funkcjonowanie w praktyce* herausgegeben von B. Płonka-Syroka, M. Migala, M. Daşal i A. Syroki. *Kultura uzdrowiskowa w Europie*, Bd. 8, Wrocław 2017, S. 168–169; A. Andrejew, *Kaspar Schwenckfeldt – śląski lekarz...*, S. 92.

³⁷ Die Forschungen über Warmbrunn, von Schwenckfeldt angefangen, setzte u.a. Martin Pans, ein bekannter Breslauer Arzt, fort. Er ist der Autor des Werkes *Bad Ordnung das ist kurzer und allgemeiner Bericht von den Bädern und ihren Eigenschaften: Was einem jeden/ der solche Bäder zubesuchen und zugebrauchen ist Willens / notturfftig zuwissen: Dabei auch insonderheit die Arzt/ Eigenschaft und Tugend des Hirschbergischen Warmen Bades in Schlesien*, herausgegeben in Leipzig 1618, gewidmet Landeck, Warmbrunn und anderen europäischen Kurorten. Ein anderer Autor war der Hirschberger Arzt Adalbert Zindel, der 1656 in Liegnitz eine wissenschaftliche Abhandlung *Hirschbergischen Warmen Bades in Schlesien dem Riesengebirge gelegen* publizierte. Dort stellte er den Grundriss der Geschichte der europäischen Kurorte dar. Warmbrunn widmete er das letzte Kapitel, wo er die Ordnungsvorschriften für die Administration und die

in dieser Region³⁸. Sie besaß eine wesentliche Bedeutung im späteren Zeitalter, als im 19. Jahrhundert immer mehr Kurorte entstanden, die Konkurrenz immer größer wurde³⁹ und es zu einem Wechsel der Rolle und Funktion der Kurorte kam⁴⁰. Nichtsdestoweniger wichtig ist auch die Tatsache, dass die von ihm empfohlenen Kurmethoden bis heutzutage aktuell bleiben⁴¹. Einen bis gegenwärtig unvergängli-

Arbeiter besprochen hat, den Stand der medizinischen Belegschaft und die Bedienung des Bades vorgestellt hat sowie die Meinungen verschiedener Ärzte-Balneologen was die Anwendung, Wirkungsmethoden und die Folgen der Heilkur bei Behandlung der Krankheiten betrifft, geschildert hat. Die erste Beschreibung des Warmbrunner Bades in polnischer Sprache erstellte Teodor Bilewicz, ein niederlitauischer Truchsess. 1677 im *Diariusz Peregrinatiej Czeskiej, Niemieckiej i Włoskiej ziemi* beschrieb er die Ankunft M.K. Radziwiłłs samt seinem Gefolge in Warmbrunn; dabei stellte er eine kurze Beschreibung der Warmbrunner Wässer, der Behandlungsarten, der balneologischen Geräte vor. A. Andrejew, *Najstarsze opisy...*, S. 106–107.

³⁸ Die weitere Entwicklung des Warmbrunner Bades bestätigen u.a. die Beschreibungen zweier Globetrotter-Publizisten, die Warmbrunn besuchten. Einer von ihnen ist Erdmann Friedrich Buquoi (1750–1821), der nach der Reise im Jahre 1783 geschrieben hat: „Drinne in einer Vertiefung, befindet sich ein Badeplatz mit Bänken ausgestattet, an den Seiten befinden sich verschiedene Stuben, wo sich die Kurgäste aus- und anziehen. Der Eingang beiderseits führt durch einen grünen Vorhang. [...] In einem Bademantel sieht man den Stand- bzw. Rangunterschied. Später sahen wir das Bad verlassende Grafen und Herren. In der zweiten Badeanstalt war genau die Stunde für das gemeine Volk, die Armen konnten sich umsonst baden.“ Der zweite Globetrotter war Johann Christoph Friedrich GutsMuths (1759–1839), der Wegbereiter der deutschen Pädagogik, der das Warmbrunner Bad im Jahre 1796 besuchte und so beschrieben hat: „[...] Die Badegäste müssen eine bestimmte Ordnung einhalten. Ab vier bis sechs Uhr morgens trinkt man Wasser, danach badet der Adel, nach ihm das mehr einflussreiche Bürgertum, zum Schluß das gemeine Volk. Am Nachmittag gilt dieselbe Reihenfolge. Gegenüber Frauen ist man ritterlich; in jedem dieser Stände baden sie als erste. Die Zeit für jeden Stand ist bestimmt. Bei vielen Gästen bekommt jeder eine Stunde, wenn es weniger sind bis andert-halb“. Zit. nach: J. Pacholski, *Świeradów-Zdrój i Cieplice Śląskie...*, S. 35, 36.

³⁹ Im 19. Jahrhundert besaß Bad Warmbrunn schon einen guten Ruf und stand wirksam im Wettstreit mit anderen Kurorten. Im Jahre 1867, zur Blütezeit der Kurheilanstalten, in der *Encyklopedyja powszechna* von Samuel Orgelbrand, einer bekannten Universalenzyklopädie, die die Mehrheit der europäischen Kurorte beschrieben hat, wurde über Warmbrunn folgend berichtet: „[...] bekannt von den hier vorkommenden Schwefelwasserquellen, basisch-salzig. Die Quellen haben die Temperatur 29–300 R, holen hier jährlich über 2000 Gäste, die das Wasser zum Trinken und Baden benutzen. Sie benutzen diese Wässer bei: Rheumatismus, Arthritis, Hämorrhoiden, chronischen Ekzem, Vergiftung mit Metallen usw. [...]. Warmbrunn besitzt ein Schönes Krankenhaus für 24 Kranke, gebaut 1820 durch die Grafen von Schaffgotsch [...].“ Zit. nach: *Warmbrunn...*, S. 410. Siehe auch: K.F. Mosch, *Wody mineralne szląskie i hrabstwa glackiego*, Übers. A. Kuszański, Wrocław 1820.

⁴⁰ Als im 19. Jahrhundert viele andere Kurorte entstanden, sollten es Anstalten sein in denen mithilfe von Klima, Hydrotherapie und anderen diät-hygienischen Behandlungen Personen, die nach schweren Krankheiten, wegen Unterernährung usw. entkräftet waren, geheilt werden sollten. Aber in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden sie nicht nur zu ausgebauten Heilanstalten für Kranke, sondern auch bekannte, untereinander konkurrierende Erholungsorte für gesunde Menschen. Vgl.: *S. Orgelbranda Encyklopedyja Powszechna*, t. XV, Warszawa 1903, S. 46.

⁴¹ Heutzutage werden die Warmbrunner Wässer als schwach mineralisiert, eigenartig, fluor-silizial, thermal (22–440C) bezeichnet. Man verwendet sie bei der Therapie der Knochenge-

chen Wert der wissenschaftlichen Arbeit von C. Schwenckfeldt stellt die Tatsache dar, dass bei ihrem Schreiben die Wissenshauptquellen die Erfahrungen aus der achtzehnjährigen Arztpraxis und den Beobachtungen, die der Autor seit 1601 an der Stelle des Hauptbadarztes in Warmbrunn gemacht hat, waren. Die vielseitigen Interessen Schwenckfeldts, sein Fleiß und vor allem sein reiches wissenschaftliches Schaffen, darunter die vorgestellte Abhandlung, trugen dazu bei, dass er den Titel des „schlesischen Plinius“ bekommen hat. Dieser Beiname stellte ihn nicht nur in die Reihen der hervorragenden schlesischen Ärzte-Balneologen, aber auch in die Reihen der Hauptgelehrten der Epoche⁴².

Literaturverzeichnis

- Alojzy, D.: *Cystersi na Śląsku*, Bd. 1. und 3. Wrocław 1989.
- Andrejew, A.: *Kasper Schwenckfeldt – renesansowy badacz przyrody Karkonoskiej*, „Rocznik Jeleniogórski” 1981, Bd. 19.
- Andrejew, A.: *Lekarze i inni polscy kuracjusze w Cieplicach Śląskich w XIX w.*, „Problemy Uzdrowiskowe” 1983, Heft 3–4.
- Andrejew, A.: *Polonia u wód cieplickich*, „Rocznik Jeleniogórski” 1983, Bd. 21.
- Andrejew, A.: *Najstarsze opisy uzdrowiska Cieplice Śląskie*, „Problemy Uzdrowiskowe” 1985, Heft 5–6.
- Andrejew, A.: *Kaspar Schwenckfeldt – śląski lekarz, renesansowy badacz przyrody i bibliofil*, „Kwartalnik Historii Nauki i Techniki” 1995, Bd. 40, Nr. 3.
- Andrejew, A.: *Dorobek naukowy Kaspra Schwenckfeldta na tle śląskiej kultury renesansowej*, „Rocznik Jeleniogórski” 1998, Bd. 30.
- Andrejew, A.: *Metody balneoterapeutyczne stosowane w Cieplicach Śląskich na przełomie XVI-XVII w. w relacji Kaspra Schwenckfeldta*, „Rocznik Jeleniogórski” 2009, Bd. 16.
- Andrejew, A.: *O autorze dzieła*, [in:] C. Schwenckfeldt, *Dokładne opisanie jeleniogórskiego ciepłego źródła położonego na Śląsku pod Karkonoszami*, Übers. A. Paczos, Hg. R. Firszt, Jelenia Góra-Cieplice 2011.
- Ciężkowski, W.: *Cieplickie wody termalne*, „Karkonosz” 1993, Nr. 3–4.
- Cohn, F.: *Caspar Schwenckfeldt*, [in:] J. Graetzer, *Lebensbilder schlesischer Aerzte aus den letzten vier Jahrhunderten*, Breslau 1889.
- Czartoryska, I.: *Dyliżansem przez Śląsk. Dziennik podróży do Cieplic w roku 1816*, Übers. J. Bujańska, Wrocław-Warszawa-Kraków 1968.

rüstkrankeiten und -störungen (orthopädische, neurologische und rheumatologische Krankheiten), der Harnapparatkrankheiten (urologische bzw. nephrologische Krankheiten) und Augenkrankheiten. . Straburzyński, A. Straburzyńska-Lupa, *Medycyna fizykalna*, Warszawa 1997, S. 466.

⁴² F. Cohn, *Caspar Schwenckfeldt...*, S. 44–45; A. Andrejew, *Kasper Schwenckfeldt – renesansowy badacz przyrody Karkonoskiej*, „Rocznik Jeleniogórski” 1981, Bd. 19, S. 63–67; idem, *Dorobek naukowy Kaspra Schwenckfeldta na tle śląskiej kultury renesansowej*, „Rocznik Jeleniogórski” 1998, Bd. 30, S. 111–122; M. Staffa, *Karkonosze*, seria: *A to Polska właśnie*, Wrocław 1996, S. 114.

- Dębicki, J.: *Kulturowe aspekty sudeckich uzdrowisk obecnego regionu dolnośląskiego w XVII-XVIII wieku*, Toruń 2005.
- Drzewińska, E.: *Ziemia jeleniogórska*, Katowice 1967.
- Eysymontt, R.; Firszt, S.; Koziel A.: *Cystrerster in die Gegend von Cieplice*, Jelenia Góra-Cieplice 2017.
- Falkiewicz, A.; Starzewska, M. (Hg.): *Uzdrowiska dolnośląskie i ihre Umgebungen*, Warszawa 1975.
- Kincel, R.: *Po unserem Cieplice*, [in:] idem, *U schlesischen Wässern (Z den Geschichten schlesischer Heilbäder und ihrer Traditionen)*, Racibórz 1994.
- Kuzio-Podrucki, A.: *Schaffgotschowie. Panowie na Chojniku i Cieplicach*, Jelenia Góra – Cieplice 2013.
- Mosch, K.F.: *Wässer mineralische schlesische und hiesige glückliche*, übers. A. Kuszański, Wrocław 1820.
- Pacholski, J.: *Świeradów-Zdrój i Cieplice Śląskie-Zdrój im Lichte der XVIII Berichte über die Reise nach Schlesia (Buquoi, GutsMuths)*, [in:] *Uzdrowiska w procesie modernizacji (XIX-XXI wiek)* herausgegeben von B. Płonka-Syroka, L. Czyż, A. Syroki i K. Sudoł. *Kultura uzdrowiskowa w Europie*, Bd. 6, Wrocław 2014.
- Rostkowski, W.H.: *„Panna najsliechterer“ zueuey von Wien u Wässer in Cieplicach*, [in:] idem, *Slynnige Lütder in polnischen Heilbädern*, Warszawa 1986.
- Schwenckfeldt, C.: *Stirpium & Fossilium Silesiae Catalogus*, Görlitz 1600.
- Schwenckfeldt, C.: *Hirschbergischen warmen Bades in Schlesien, Neben einem allgemeinen Bericht von mineralischen Wassern und wild Bädern. Und kurzem Verzeichnis derer Kräuter und Berg Arthen*, Görlitz 1607.
- Schwenckfeldt, C.: *Dokładne opisanie jeleniogórskiego ciepłego zdroju położonego na Śląsku pod Karkonoszami*, Übers. A. Paczos, Hg. R. Firszt, Jelenia Góra-Cieplice 2011.
- Spalek, K.: *Rośliny lecznicze stosowane w fitoterapii i fitobalneoterapii uzdrowiskowej od XVII w. na Śląsku*, [in:] *Elitarny model europejskiego uzdrowiska – ewolucja koncepcji i jej funkcjonowanie w praktyce* herausgegeben von B. Płonka-Syroka, M. Migala, M. Dąsał und A. Syroka. *Kultura uzdrowiskowa w Europie*, Bd. 8, Wrocław 2017.
- Staffa, M.: *Karkonosze, Serie: A to Polska właśnie*, Wrocław 1996.
- Stec, T.: *Cieplice Śląskie Zdrój*, Jelenia Góra 1960.
- Stec T.: *Sudety Zachodnie*, Warszawa 1965.
- Straburzyński, G.: *Straburzyńska -Lupa A., Medycyna fizykalna*, Warszawa 1997.
- Terlak, M.: *Cieplice Śląskie. Zdrój i okolice*, Warszawa 1971.
- Twardoch, I.: *Z den Geschichten der Schaffgotschów*, Ruda Śląska 1999.
- Twardoch, I.: *Geschichte des Geschlechts von Schaffgotsch*, Ruda Śląska 2001.
- Uzdrowiska*, [in:] *S. Orgelbranda Encyklopedyja Powszechna*, Bd. XV, Warszawa 1903.
- Warmbrunn*, [in:] *Encyklopedyja Powszechna*, Bd. XXVI, Warszawa 1867. Nakład, druk i własność S. Orgelbranda.
- Wereszczyński, W.: *Proces rozbudowy majątku Gotsche II Schoffa, założyciela rodu z Chojnika i Gryfa*, „Rocznik Jeleniogórski” 2002, T. 1, Bd. 34 und 2003, T.2, Bd. 35.

Schlüsselwörter

Geschichte schlesischer Bäder, Balneologie, Cieplice-Zdrój (Warmbrunn), Caspar Schwenckfeldt

Abstract

The description of Cieplice-Zdrój in *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades* by Caspar Schwenckfeldt

Cieplice-Zdrój is one of the eldest ceaselessly working health-resorts in the Lower Silesia. The place, as the first one in the region, was characterised by a well-developed balneology infrastructure. Just at the beginning of 17th Century Cieplice had two sources of mineral water prepared for the health issues. Two different owners ran them: von Schaffgotsch family and the Cistercians from Krzeszów, which had a parish house in Cieplice. The author of the most comprehensive description the town as a health-resort at the time of Habsburg Monarchy was Caspar Schwenckfeldt (1563–1609). As a physician, naturalist and philosopher he is accounted among the prominent Silesians scholars of the Renaissance, which united his vast medical knowledge with passion to research in the field of natural sciences.

Key words

history of Silesian health-resorts, balneology, Cieplice-Zdrój, Caspar Schwenckfeldt

Streszczenie

Cieplice jako uzdrowisko w świetle *Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades* – dzieła lekarza zdrojowego Caspara Schwenckfelda

Cieplice-Zdrój są jednym z najstarszych, nieprzerwanie funkcjonujących, dolnośląskich uzdrowisk. Miejscowość najwcześniej w skali regionu, cechowała się dobrze rozwiniętą infrastrukturą balneologiczną. Już na początku XVII w. Cieplice posiadały dwa zagospodarowane do celów leczniczych źródła wody mineralnej, którymi zarządzali dwaj różni właściciele: rodzina von Schaffgotsch oraz cystersi z klasztoru w Krzeszowie, posiadający w Cieplicach probostwo. Autorem najbardziej wszechstronnego opisu miejscowości jako uzdrowiska, epoki habsburskiej w dziejach Śląska, jest Caspar Schwenckfeldt (1563–1609). Ten szesnastowieczny lekarz zdrojowy, przyrodnik i filozof, zaliczany jest do grona najwybitniejszych śląskich uczonych

doby odrodzenia, który rozległą wiedzę medyczną łączył z zamiłowaniem do badań naukowych w dziedzinie nauk przyrodniczych.

Słowa kluczowe

historia uzdrowisk śląskich, balneologia, Cieplice-Zdrój, Caspar Schwenckfeldt.

Challenging and channelling cross-curricular content in a language class: theoretical considerations

1. Introduction

Providing students with cross-curricular content is nowadays a very important objective which is emphasized both in scholarly literature and in ministerial directives. According to Jonathan Savage (2012: 16–17), a leading figure in cross-curricular research, the creation of interdisciplinary links in a class is evident today “in many varied aspects of an individual teacher’s pedagogy, including the selection of resources for a lesson, approaches to assessment, the types of questions the teacher might ask” and many other initiatives of modern educators. Savage (2012: 16) holds the opinion that the present-day teacher is an individual capable of organizing the cross-subject work of students in a productive and creative way, in other words, of effectively challenging and channelling cross-curricular content in a class, which is the main subject matter of this article. Such a view is also emphasized in national curricula frameworks which propose, among other goals, the development of teaching and learning by inclusion of cross-curricular dimensions (Savage 2012: 4–5).

As stated in the curricula, the inclusion of dimensions which reflect “some of the major ideas and challenges that face individuals and society” makes the whole process of learning more ‘real and relevant’ to students (QCA 2009: 1; Savage 2012: 5). Work with such dimensions leads to unification of the areas of learning distinguished in the curriculum and helps young people to make sense of the surrounding world. Thus, a recommendation for schools is the use of the dimensions in order to “provide a focus for work within and between subjects, in personal, learning and thinking skills (...) and across the curriculum as a whole” (QCA 2009: 1; Savage 2012: 5). This recommendation also applies to language educators for whom the integration of information from different school subjects should be an indispensable and natural element of everyday teaching practices.

Bearing this in mind, it is thus essential to shed some light on the process of challenging and channelling cross-curricular content in the context of language learning and teaching and on ways of working with it in classroom conditions.

2. Model of challenging and channelling cross-curricular content

The discussion of the notion of challenging and channelling cross-curricular content in a language class shall begin with the following illustrative model:

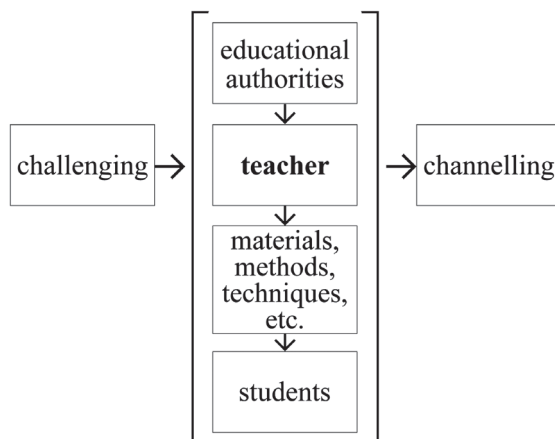


Figure 1: Model of challenging and channelling cross-curricular content (figure mine: MK)

The model has been developed by the author of this article on the basis of his personal experiences, observations and earlier studies conducted by him in the field of cross-curricular learning and teaching (e.g. Krawiec 2013, 2014, 2017). The model which he has created points to a series of factors which need to be seen as significant for cross-curricular education. This illustrative material also reflects the interactive character of the presented items and reveals their relationships in the ongoing process of challenging and channelling cross-curricular content in a language class.

An important factor highlighted in this model is the person of a teacher who, on one hand, is responsible for analyzing, selecting and integrating (that is challenging) the content of different school subjects, and on the other one, for transmitting this content to his/her students in a class (that is channelling). As featured in the model, the teacher by using proper materials, methods, techniques and forms of work can exert a significant influence on students who in turn, with challenging cross-curricular content in a lesson, can learn how to successfully use it in different situations and thus to implement it in their real lives. The cross-curricular undertakings of the teacher help students to perceive and interpret the surrounding world more thoroughly and holistically, to function appropriately and to solve tasks awaiting them, which involves the process of channelling the cross-curricular knowledge acquired by students in a lesson. Such knowledge allows learners to prepare better to function in adult life, overcome problems which they may come across and cooperate with other people in numerous domains.

When discussing the issue in question, one should not forget to note the role of the authors of different materials, methods, techniques and forms of work who, by

taking into account the principles of cross-curricular learning and teaching as well as ministerial regulations, can provide a basis for both challenging and channelling cross-curricular content in lessons, and thus contribute to the promotion of cross-curricularity in school conditions. By means of what they create and design for educational purposes, which is multidimensional in many cases, they facilitate the process of integrating different school subjects and encouraging learners to engage in cross-subject work at school. Although their role is considerable in this respect, it is still the teacher who plays a more important part, as he/she is the one who directly organizes activities in a class and carries out a proper selection of materials, methods and techniques helpful for cross-curricular teaching.

The model above also stresses the role of educational authorities, particularly of the Minister of Education and the educational policies launched by him/her. The minister, by creating the core curriculum and formulating certain directives, regulates and standardizes the whole process of teaching and learning at different educational levels and provides a framework for the work of teachers with students. By formulating the main objectives and principles of learning and teaching the minister provides some guidelines on what to achieve in the educational process and how to do it. The objectives and principles formulated by the minister are specified to a greater extent in the subject curricula which teachers follow on an everyday basis when organizing and preparing classes for their students. Thus, one may state that all curricula and directives from the minister help to guide the process of teaching in a particular direction, which also applies to cross-curricular teaching (see, for example, Kębłowska 2007; Kłós, Sikorzyńska 2014; Sosnowska, Wieruszewska 2012). One should, however, bear in mind that the teacher can achieve the effects stated in curricula and ministerial directives by using different materials, methods and forms of work which means that he is free in his choice of ways of channelling information to students and developing their knowledge and skills.

The considerations and the model presented above suggest that the process of challenging and channelling cross-curricular content in school conditions is complex in nature and involves a number of factors which explicitly or implicitly influence the extent and form of cross-subject work of students in a class. The major role, however, seems to be assigned to the person of a teacher who by following, of course, certain regulations of the Minister of Education and taking into account available materials, tools and methods decides himself/herself when, where and how the cross-curricular work should be performed. It is thus necessary now to list and discuss certain ways by means of which educators can make cross-curricular references in a class and motivate students to linking the content of different school subjects.

3. Ways of challenging and channelling cross-curricular content

The ways of challenging and channelling cross-curricular content which are suggested below result from over 15-year EFL teaching experience of the author of this article in different types of schools, from exchanges of information and opinions with

his students as well as from studies of literature related to the questions of CLIL and cross-curricularity. On this basis the author has formulated a list of items that come to play a significant role in facing and dealing with the multidimensional nature of the surrounding reality and in helping students to perceive and interpret the complexities of the world properly. Below are given only some of the ways which seem to be very effective in the process of challenging and channelling cross-curricular content:

- *Project work* – exemplified by the ‘Agent’ project (discussed in Krawiec 2008, 2011a, 2011b, 2012b, 2013, 2015, 2016a, 2016b) is a method which helps to integrate the content of different school subjects by engaging students in various forms of work (individual, pair or group work) in school and out-of school conditions (Krawiec 2015). The method allows theory to be linked to practice, and thus the contextualizing of students’ learning. It also leads to students’ “effective reception and interpretation of the surrounding reality and proper synthesis of knowledge acquired at school” (Krawiec 2013: 116).
- *Storyline method* – this allows learners to work with stories which are viewed as “a central point of human experience” (Róg 2017: 181). By using a story in a class the teacher can organize a series of lessons during which students can “take on different roles, depending on the topic and act them out, guided by the teacher” (Róg 2017: 182). Since the method has a great deal to do with real life experiences and problems, it significantly contributes to the integration of various domains and to the presentation of a meaningful context for teaching many elements from the curriculum (Róg 2017).
- *Games* – an example of which is ‘Bingo’ with its potential for mirroring the content of different school subjects. Games are viewed as ‘fun activities’ which stimulate the development of knowledge and behaviours of students and which prepare them for adult life by introducing elements of competitiveness and cooperation (Krawiec 2017). As the findings of researchers (e.g. Krawiec 2017) indicate, they are an effective tool in cross-curricular teaching because they bring cross-curricular content closer to learners, encourage young people to cross-subject work and motivate them to retrieve information and apply skills from different domains of human life. These fun activities help teachers “not only (to) develop the (...) skills of the students but also test and enrich young people’s knowledge of a number of areas. Thus, a game needs to be seen as an essential facilitator of cross-curricular (...) education and a preparatory step for adult life, which is inseparably connected with a holistic and multidimensional interpretation of surrounding reality” (Krawiec 2017: 159).
- *Songs* – whose lyrics can help the teacher and students to focus on and discuss a number of aspects of real life and to deal with the emotions which accompany people in various situations. Songs allow for the use of imagination and associations, and for the development of different perceptions and interpretations (Jedynak 2000: 30–31), thus leading to the cross-curricular enrichment of people. The teacher who uses songs in a class, especially those chosen by learners, gives school relevance to everyday lives and concerns of his/her

- students (Murphey 2002: 14). Exploiting music and songs as primary materials for teaching can encourage young people to reveal their feelings, experiences and thoughts, making the whole process of learning and teaching more effective and enjoyable (Murphey 2002: 14). As Coromina states (1993: 28), “exploring and discovering the essence of a song adds to students’ enjoyment of and interest in” given subject areas.
- *Authentic texts* – are “real life texts” (Wallace 1992: 145) such as brochures, announcements or articles in magazines and newspapers (Skrzypczyńska 2003: 101) which are created for genuine communicative purposes (Mishan 2005: 1) and which provide an insight into a particular language community (Peacock 1997: 144). Authentic texts, which are characterized by a natural language (Harmer 1994: 205), allow learners to obtain up-to-date information about the given socio-cultural milieu and to relate it to their own experiences and interests (Mishan 2005: 22). By using such texts in a lesson, teachers simulate the real world in the classroom (Guariento, Morley 2001: 347) and thus develop students’ skills for interpretation of selected phenomena and for interdisciplinary work. This work is generally based on a set of activities which are meant to be interesting, encouraging and challenging for students (Mishan 2005: 44; Peacock 1997: 144; Skrzypczyńska 2003: 102).
 - *ICT tools* – being omnipresent in people’s lives and functioning as effective forms of channelling information in the contemporary world play a significant role in the educational process and in the development of students’ knowledge and skills in different areas (Campregher 2011; Krawiec 2014; Olek-Taszarek 2017). By using such media as computers, the Internet and interactive whiteboards, the teacher can implement “a variety of methods, approaches and pedagogical philosophies” (Olek-Taszarek 2017: 68–69), including a cross-curricular approach to language learning and teaching. ICT tools, in fact, allow educators and learners to successfully link the content from different subjects, thus contributing to the promotion of cross-curricularity on educational grounds (as exemplified by Krawiec 2012a, 2014 and Olek-Taszarek 2017). Through their range of attributes and formats, the tools help young people to make cross-curricular references, “to engage in learning and to substantially enrich and consolidate (...) knowledge and skills (Krawiec 2014: 250).
 - *Visual materials* – such as pictures, photos, paintings or posters are certain forms of the-world-and-society representation. Since they point to and illustrate different fragments of reality, they draw viewers’ attention to a number of aspects, which encourage one to link facts and figures from various domains and to interpret presented phenomena in a complex way. Iconographic material is “an important element in the process of transferring (...) meanings to students” (Krawiec 2012c: 112). It functions “as a coloured map of the (...) world” which “plays an enormous part in affecting students and delivering essential information to them” (Krawiec 2012c: 112). Visual forms of representation “contribute to arousing students’ interest and motivation, to contextualizing the language (they bring the world into the classroom), as well as to

providing a specific reference point or stimulus for conversation, discussion and storytelling” (Krawiec 2012c: 112). Through photos, maps, posters, diagrams and drawings educators can relate to learners’ personal experiences, arouse different emotions and encourage to creative thinking, associating and imagining (Skrzypczyńska 2002: 22). Iconographic material with its diversified content motivates students to react naturally and to discuss subjects which can be identified as cross-curricular in nature.

- *Audio-visual materials* – bring the world to the classroom and draw students’ attention to a variety of aspects which characterize everyday life and daily contacts of people (Chudak 2004; Grąż 2014; Markunas 1984; Ojuwu Ode 2014; Salih Mutar 2009). Audio-visual materials with their useful function for replaying are valuable didactic aids which help to present objects, phenomena and processes from different perspectives and to reflect on them by using perception, imagination and thinking skills (Bereźnicki 2011; Grąż 2014; Pólturzycki 1997; Strykowski 1984). Materials such as films and commercials allow educators to sensitize learners to specific content and to develop among them proper ways of reacting and interpreting it. The teacher, of course, needs to select audio-visual materials very carefully and in this selection he/she must take into account the topic of the lesson, his/her and the learners’ knowledge on the given subject, activities he/she is planning to organize, students’ age, needs and interests and the equipment available in the classroom. The use of audio-visual materials in a lesson guarantees recognition of a variety of elements which relate to the presented content, language used in the material, and technical solutions, thus making cross-curricular references very noticeable in a class (Chudak 2004: 40–43; Grąż 2014: 97).
- *Course books* – with their texts, pictures, various tasks and recordings constitute an important didactic material which is used by educators and learners on an everyday basis. This material, by presenting and discussing a number of aspects from different domains, significantly shapes the perception and association system of young people (Krawiec 2010: 151). It functions as a carrier of meanings and of content which is analyzed and interpreted by the teacher and students in classroom conditions (Byram 1989: 122; Krawiec 2012c: 106). A course book is both a supportive tool and a guide to the complexity of the world and a stimulator of cross-curricular reflections and interpretations (Krawiec 2012c: 106). This material “allows students to develop their own ideas, to approach problems from different perspectives, as well as to shape certain attitudes about their own and other” realities (Krawiec 2012c: 107). It creates opportunities for cross-subject work of learners by referring through its texts, exercises and pictures to numerous spheres of human life and to different ways of functioning in the modern world and society.

The list above is definitely not exhaustive. It nevertheless points to some crucial materials, tools, methods and forms of work which teachers can incorporate to facilitate the process of challenging and channelling cross-curricular content in their lessons with students. The consequences of applying the enumerated ways of link-

ing the content of different school subjects in teaching and learning practices are discussed in a greater extent in the following section.

4. Consequences of cross-curricular challenging and channelling

The consequences of using challenging and channelling cross-curricular content in school conditions can be summarized by observations of Jonathan Savage (2012: 6), who notes that a cross-curricular approach to learning and teaching generally leads to “sensitivity towards, and a synthesis of, knowledge, skills and understandings from various subject areas” and to “an enriched pedagogy that promotes an approach to learning that embraces and explores this wider sensitivity”.

Other consequences of the process of cross-curricular challenging and channelling can be presented in the form of a list which was formulated by the author of this article in one of his previous publications (Krawiec 2014). The list includes several points which draw one’s attention to the fact that interdisciplinary links in teaching and learning result in (Krawiec 2014: 260–261):

- *creation of a bridge between different school subjects;*
- *facilitation of multimodal work in a lesson;*
- *development of skills and knowledge necessary for proper functioning in the present world;*
- *stimulation of students’ interest in a variety of areas;*
- *implementation of the rules for holistic perception and interpretation of the surrounding reality;*
- *promotion of autonomous learning among young people;*
- *development of creativity in school conditions;*
- *enhancement of the role of foreign language classes and their diverse content;*
- *appreciation of the attractive character of the lesson.*

One should also point to the potential of various materials, methods, techniques and tools available to the teacher and discussed in this account which make the whole process of challenging and channelling cross-curricular content more effective and efficient. All these ‘aids’, as indicated in the third section, allow educators to successfully implement the principles of cross-curricularity on educational grounds and to prepare young people to function in the modern world and solve complex problems in adult and professional life. By using them in a class, teachers can (Krawiec 2014: 259–261):

- equip young people with useful knowledge and skills;
- help learners to better understand the surrounding reality;
- encourage students to reflect on their learning and to solve problems and tasks in an interdisciplinary manner;
- develop independence and autonomy among young people;
- stimulate learners’ imagination;
- motivate students to experiment with different materials and concepts, and to make connections between personal experiences;

- contextualize the process of learning and teaching and interrelate the content of different school subjects;
- organize classes in a more effective and modern way.

All these consequences definitely emphasize an important role which cross-curricular teaching and learning plays in contemporary education. Bearing these consequences in mind, it is essential now to draw final conclusions and to present implications with regard to the presented model and the enumerated ways of implementing interdisciplinary learning and teaching.

5. Conclusions

The model with its constituent elements discussed in this account seems to reflect the complex nature of challenging and channelling cross-curricular content in educational conditions, especially in foreign language classroom conditions. It points to a number of factors which influence and contribute to this process and which make students aware of cross-curricular links in life and in surrounding reality. One of the factors is connected with a skilful use of different materials, methods, techniques and tools by educators who thanks to them can build cross-curricular bridges and motivate students to perceive and interpret the world in a more holistic way.

The model suggested here and all the information provided on the subject of challenging and channelling cross-curricular content in a class may turn out to be useful for those teachers and researchers who wish to understand the mechanisms of implementing principles of cross-curricular education more thoroughly and who treat the notions of making interdisciplinary links in a lesson and preparation of students for real life as prior tasks of the modern teaching system. The presented account thus needs to be viewed as a source of guidelines and an investigation area for all individuals who show considerable interest in the process of cross-curricular teaching and learning, and who find it relevant to provide young people with an insight into the complexity of the world and human functioning.

Bibliography

- Bereźnicki, Franciszek. 2011. *Podstawy kształcenia ogólnego*. Kraków: Impuls.
- Byram, Michael. 1989. *Cultural Studies in Foreign Language Education*. Clevedon, Philadelphia: Multilingual Matters.
- Campregher, Sabrina. 2011. The interactive whiteboard for language learning. http://conference.pixel-online.net/ICT4LL2011/common/download/Paper_pdf/IBL65-419-FP-Campregher-ICT4LL2011.pdf [ED 04.2017].
- Chudak, Sebastian. 2004. *Der Schwarzfahrer, Lola rennt, Good Bye, Lenin!, ...* Zastosowanie materiałów audiowizualnych na lekcjach języka niemieckiego (możliwości – problemy – propozycje). *Języki Obce w Szkole* 5, 40–49.

- Coromina, Irene. 1993. An original approach to the teaching of songs in the classroom. *English Teaching Forum* 31 (3), 27–28.
- Graż, Dominik. 2014. Jak wzbudzić w uczniach emocje? O edukacji filmowej w szkole. In: Marek Krawiec (ed.), *Cross-Curricular Dimensions of Language Learning and Teaching*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 89–100.
- Guariento, William, John Morley. 2001. Text and task authenticity in the EFL classroom. *ELT Journal* 55 (4), 347–353.
- Harmer, Jeremy. 1994. *The Practice of English Language Teaching*. Harlow: Pearson Longman.
- Jedynak, Małgorzata. 2000. Using music in the classroom. *English Teaching Forum* 38 (4), 30–32.
- Kęłowska, Magdalena. 2007. *Program nauczania języka angielskiego. Kurs dla początkujących. Grupy przedszkolne*. EGIS. http://www.egis.com.pl/upload/File/program_przedszkole.pdf [ED 04.2017].
- Kłós, Maria, Anna Sikorzyńska. 2014. *Program nauczania języka angielskiego. IV etap edukacyjny*. Pearson Central Europe. <http://www.pearson.pl/angielski/dla-nauczycieli/programy-nauczania.html> [ED 03.2015].
- Krawiec, Marek. 2008. Teaching English in a non-school setting: Proposal of teacher-student project work. *Zeszyt Naukowy Instytutu Neofilologii Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej w Koninie* (5), 125–133.
- Krawiec, Marek. 2010. Stereotypy kulturowe w kontekście nauczania języka angielskiego. In: Zdzisław Wąsik, Aleksandra Wach (eds.), *Heteronomie Glottodydaktyki*. Poznań: Instytut Filologii Angielskiej UAM, 139–152.
- Krawiec, Marek. 2011a. The project work ‘Agent’ and its contribution to the promotion of tourism in the school environment. *Conference Proceedings ‘Travelling Languages: Culture, Communication and Translation in a Mobile World’*, Centre for Tourism and Cultural Change, Leeds Metropolitan University, 1–10.
- Krawiec, Marek. 2011b. Zajęcia metodą projektu w warunkach pozaszkolnych: Wskazania dotyczące organizacji i efektów pracy uczniów i nauczycieli w projekcie ‘Agent’. *Języki Obce w Szkole* 2, 34–38.
- Krawiec, Marek. 2012a. A virtual tour of EFL students to the world of art: Theoretical and practical implications. In: Marek Krawiec (ed.), *Od języka do kultury, literatury, sztuki i mediów*. Wałbrzych: Wydawnictwo DTP Service, 89–101.
- Krawiec, Marek. 2012b. Creativity of teachers and students in the project work ‘Agent’. In: Hadrian Lankiewicz, Emilia Wąsikiewicz-Firlej (eds.), *Informed Teaching: Premises of Modern Foreign Language Pedagogy*. Piła: Państwowa Wyższa Szkoła Zawodowa im. Stanisława Staszica w Pile, 145–154.
- Krawiec, Marek. 2012c. Foreign language textbook as a carrier of cultural values and meanings. *Papers and Studies in Axiological Linguistics – Philologica Wratislaviensia: Acta et Studia* 7, 105–116.
- Krawiec, Marek. 2013. Integration of different school subjects in English language project work at the secondary school level. In: Anna Grabowska, Joanna Graca, Leszek Smutek (eds.), *Problemy Współczesnej Neofilologii: Wybrane Zagadnienia*. Tarnów: Państwowa Wyższa Szkoła Zawodowa w Tarnowie, 105–116.
- Krawiec, Marek. 2014. Cross-curricular links during a virtual visit to a castle in an English lesson: Theoretical and practical implications. In: Marek Krawiec (ed.), *Cross-*

- Curricular Dimensions of Language Learning and Teaching*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 243–262.
- Krawiec, Marek. 2015. Project work and its relevance to modern approaches in foreign language education – on the example of selected projects for secondary school students. *Orbis Linguarum* 42, 441–462.
- Krawiec, Marek. 2016a. Project ‘Agent’ as an enhancer of autonomy in the context of language teaching and learning. *JoLIE* 9:2/2016, 81–93.
- Krawiec, Marek. 2016b. Task-based teaching and learning exemplified through project work: A case of the ‘Agent’ project. In: Marek Krawiec (ed.), *New Insights into Language Teaching and Learning Practices*. Regensburg: Sprachlit Verlag, 21–40.
- Krawiec, Marek. 2017. Relevance of Bingo to cross-curricular language learning and teaching. In: Marek Krawiec (ed.), *Foreign Language Education and its Cross-Curricular Links*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 139–161.
- Markunas, Antoni. 1984. *Środki audiowizualne w glottodydaktyce*. Poznań: Uniwersytet Adama Mickiewicza.
- Mishan, Freda. 2005. *Designing Authenticity into Language Learning Materials*. Bristol: Intellect Books.
- Murphey, Tim. 2002. *Music and Song*. Oxford: Oxford University Press.
- Ojuwu Ode. 2014. Impact of audio-visual (Avs) resources on teaching and learning in some selected private secondary schools in Makurdi. *International Journal of Research in Humanities, Arts and Literature*, Vol. 2, Issue 5, 195–202.
- Olek-Taszarek Weronika. 2017. ICT tools for our schools. In: Marek Krawiec (ed.), *Foreign Language Education and its Cross-Curricular Links*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 67–79.
- Peacock, Matthew. 1997. The effect of authentic materials on the motivation of EFL learners. *English Language Teaching Journal* 51, 144–156.
- Półturzycki, Józef. 1997. *Dydaktyka dla nauczycieli*. Toruń: Wydawnictwo Adam Marszałek.
- QCA. 2009. *Cross-Curriculum Dimensions: A Planning Guide for Schools*. London: QCA.
- Róg, Tomasz. 2017. The cross-curricular nature of the Storyline Method in language education. In: Marek Krawiec (ed.), *Foreign Language Education and its Cross-Curricular Links*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 179–193.
- Salih Mutar, Sadoon. 2009. The effect of using technical audio-visual aids on learning technical English language at technical institutes. *Misan Journal for Academic Studies*, Vol. 8, No. 15, 1–12.
- Savage, Jonathan. 2012. Moving beyond subject boundaries: Four case studies of cross-curricular pedagogies in secondary schools. <https://e-space.mmu.ac.uk/311530/1/IJER-D-11-00311R3.pdf> [ED 04.2017], 1–23.
- Skrzypczyńska, Janina. 2002. Wykorzystanie fotografii na lekcji języka angielskiego. *Języki Obce w Szkole* 1, 22–26.
- Skrzypczyńska, Janina. 2003. Teksty typu *fiction* i *non-fiction* jako źródło ćwiczeń słownikowych w nauczaniu języka angielskiego. *Języki Obce w Szkole* 2, 101–106.
- Strykowski, Waclaw. 1984. *Audiowizualne materiały dydaktyczne: Podstawy kształcenia multimedialnego*. Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.

- Sosnowska, Joanna, Maria Małgorzata Wieruszewska. 2012. *Program nauczania języka angielskiego. IV etap edukacyjny*. Oxford University Press. http://www.liceum.org.pl/pliki/programy/program_j_ang_podst_rozsz.pdf [ED 03.2015].
- Wallace, Catherine. 1992. *Reading*. Oxford: Oxford University Press.

Abstract

The following article discusses the notion of challenging and channelling cross-curricular content in classroom conditions, especially in language lessons. The author of this article, by presenting a model of cross-curricular challenging and channelling, points to a number of factors which affect and contribute to the process of integrating the content of different subjects at school. He also distinguishes and describes certain ways of making interdisciplinary links in a class and of encouraging students to engage in cross-subject work and in holistic perception and interpretation of the world. The author highlights the role of numerous elements in the implementation of the cross-curricular approach to learning and teaching, and sheds light on the consequences of the interdisciplinary work of teachers and students. The article concludes with some implications of the suggested ways of challenging and channelling cross-curricular content to meeting the demands of the present world and society.

Key words

cross-curricular content, integration of different school subjects, interdisciplinary links in language learning and teaching, ways of challenging and channelling cross-curricular content in a foreign language class, materials, methods, techniques, forms of work

Lem Reread: What May a Stylometric Analysis of Stanisław Lem’s Novels Say Confronted With Their Conventional Classification?

The objectives of this text¹ include showcasing parts of the outcome yielded by a quantitative breakdown performed on a corpus comprising a major number of the novels written by a renowned science fiction² author, Stanisław Lem.

The relatively new distant reading method the study utilises is called stylometry, in other words: computational analysis. It may be reiterated that this niche of digital humanities: quantitatively analysing textual corpora, now under an intense exploration of stylometry, used to be an uncharted territory. Only recently, along with the advent of robust hardware and the development of suitable software, has it been opened up for wider research.

Such state of affairs evokes the following question that this text is intended to answer: in what ways will the results of a stylometric study correspond with the conclusions about Lem’s works (and in particular their classification) long arrived at by the conventional literary criticism? Is a non-sentient computer, who may count the words, but who cannot “understand” them, able to anyhow mirror the human perception of literature? Or will it all go the other way round and the results provided by the machine the researcher will find unsound?

Stylometry

It might be perhaps surprising that the roots of stylometry may be traced back to – at least – the 19th century when Mendenhall’s article (1887) commenced the era of attempts to determine what individual writing styles are on the basis of counting and comparing certain textual elements of given authors’ oeuvres. Lutosławski (1897) examined the evolution of the writing style of Plato’s dialogues, reiterating the importance of counting certain types of words as a method of establishing the level of similarity between particular works of the philosopher. Subsequently, numer-

¹ This article is based on excerpts from its author’s MA thesis entitled: *Lem Reread: Towards a Stylometric Analysis of Stanisław Lem’s Novels in Polish and in English*.

² The name of the genre and its Polish rendition are debatable *per se*. So is Lem’s label in literature.

ous scholars began to notice that text features such as sentence length, vocabulary richness, words preferred and avoided, punctuation marks, and virtually any other countable features of texts may all provide clues as to the authorship. Nonetheless, it was an observation made by Zipf that “the larger a word is in its length, the less likely it is to be used” (Zipf 1935: 22); along with the mathematically modelled thesis which became his eponymous law (namely that the frequency of a word in a corpus is inversely proportional to its rank therein) that have buttressed and propelled modern research within the field of stylometry; as they elucidated a seemingly paradoxical regularity that it is not necessarily the use of the most unique words, as one might perhaps intuitively assume, but that of most frequent ones, which perhaps best – or at least with a considerable accurateness – reflects the style of a given author from the vantage point of stylometry.

Yet another milestone of computational analysis was laid in 1963 by Mosteller and Wallace, whose work was pioneering in that it employed a computer to help count the data (which had been beforehand computed manually) for their authorship attribution of the Federalist papers.

A next turning point might be learnt from the seminal book of Burrows (1987), analysing the similarities of the idiolects in novels by Jane Austen and other writers used as a control set. Burrows (somewhat iconoclastically from the conventional literary criticism’s viewpoint) argued that within the dialogue layer of novels it is sufficient to quantitatively analyse as few as thirty most frequent words (such as personal pronouns, auxiliary verb forms, prepositions, conjunctions, and a few others) – these being a textual mass hitherto shunned by analyses, yet comprising up to fifty percent of a novel – in order to trace distinctive features of each idiolect, which helps show e.g. what consanguinity, or a lack thereof, they display to one another (ibid.). These findings not only corroborated what traditional close reading might have long told the audience about Austen’s characters, but they also yielded some new clues, e.g. on how strikingly different the dialogue layer tends to remain against that of the narrative, even regardless of the author (ibid.). It was Burrows, too, who later on commenced a trichotomic division of analyses that comprise word frequencies: these concerned with most frequent words have been referred to as Delta, those examining least frequent words have been named Iota, and, eventually, “the large area between the extremes of ubiquity and rarity” (Burrows 2007) has been labelled Zeta (cf. Rybicki and Eder 2010).

Stylometric tools

The basic computer tool harnessed to obtain analyses for the study is R³. Inconspicuous as its interface may perhaps seem in the layman’s eyes, R is a long-developed, reliable and widely used “language and environment for statistical computing and

³ R Core Team. *R: A language and environment for statistical computing*, <http://www.R-project.org/>, 2014.

graphics⁴.” The program’s advantages which seem hard to overestimate are its free and full availability, easy access to instructions, and, importantly, a vast library of open-source packages performing specific tasks, out of which the one that best suits the needs of this paper is the package of Stylo.

Stylo⁵ is a “suite of stylometric tools⁶” which, thanks to its comfortable interface and all-in-one fashion of accomplishing the tasks requested, is drivable even for a novice enthusiast whose proficiency in statistics is but little. What Stylo performs might be (very rudimentarily) likened to a rapid “reading,” or, in fact, “distant reading,” of the texts in a corpus or corpora. The program determines which words within given texts occur most frequently, and, upon the data harvested, Stylo produces – in a specific manner that depends on certain initial variables set by the user⁷ – the outcome: numerical tables, wordlists, and graphs. They show in what ways, and how closely – or how remotely – the input texts might be interconnected.

Results yielded via Stylo are, inter alia, saved in the format of numeric tables of words’ frequencies, which might undergo further analyses whose results will appear in appealing, or perhaps even visually tantalising forms of “networks” produced by means of yet another handy freeware, namely Gephi⁸. Gephi takes the presentation of the data obtained via R with the Stylo package a step further, as it allows for a creation of a colour-coded “network” of the texts analysed. Such a network may, for instance, show the general public how “remotely” Lem’s early novel (written in 1948⁹) would place itself from his last one, issued almost 40 years later¹⁰; or how closely Lem’s oeuvre translated into English would neighbour with, say, Jules Verne’s or H.G. Wells’¹¹ works seen upon the backdrop of an English literary polysystem. An advantage of a Gephi-made graph over a Stylo bootstrap consensus tree may be seen in that the former piece of software’s visualisation engine displays not only the strongest (as does the latter’s) bonds between the texts, but it also indicates a myriad of much more tenuous – yet valuable for the analysis – links amongst them.

⁴ *ibid.*

⁵ M. Eder, J. Rybicki, and M. Kestemont. “Stylometry with R: A Package for Computational Text Analysis.” *The R Journal* (2016) 8(1): 107–121.

⁶ *ibid.*

⁷ R provides the user with several statistical algorithms to choose from; Burrows’ Delta being the most employed one amongst them.

⁸ M. Bastian, S. Heymann, and M. Jacomy. “Gephi: an open source software for exploring and manipulating networks.” *Proceedings of the International AAAI Conference on Weblogs and Social Media*, San Jose, Ca., 2009.

⁹ *Hospital of the Transfiguration*. Lem had written *Człowiek z Marsa* (*Man from Mars*) earlier, but the latter has presently been disregarded as e.g. it lacks an English translation.

¹⁰ The last science fiction piece, *Fiasco*. It was written in 1986.

¹¹ As it was typical of Lem to reminisce those two authors as his primary inspirations.

Stanisław Lem and his prose

In 2006, at the Salwator Cemetery in Cracow, an early April day saw the secular and austere funeral of the veteran writer, philosopher, and futurologist¹². The mute ceremony gathered a crowd of the deceased's friends and readers, who immediately carpeted the fresh grave with mainly single red roses. Inconspicuous as his funeral was, facts situate Lem in the very forefront of the Polish and global cultural life. It is Lem who boasts a status of the second most popular Polish writer in the world. It is significant, too, that – very symbolically for this study – Lem has thus become a necropolis neighbour of Lutosławski, the above-mentioned father of stylometry.

Lem represented such a kaleidoscopic style of writing that it might have been only too natural that the American sci-fi writer Philip K. Dick eventually accused him of being nonexistent (sic!). He deemed Lem a Communist committee (cf. e.g. Orliński 61–62, Maślanka: 411).

This heterogeneity of Lem's creation manifests itself most visibly if viewed from a broad perspective of the entirety of his novels. Therein, a plethora of "hard sci-fi" books, such as *Eden*, *The Invincible*, *Tales of Pirx the Pilot*, *Fiasco* etc. meets the comical, facetious worlds of *The Futurological Congress*, *Mortal Engines* or *Star Diaries* on the one hand, and the solemn philosophical treatises of *The Dialogues* and *Golem XIV* on the other. The critics – and the readers – have long observed this peculiar dichotomy, or even trichotomy in Lem's oeuvre:

What by the "serious" sci-fi is depicted with an unshaken solemnity, here ends up being mixed with elements thoroughly unlike, pertaining to a remote, archaic threads – which not only results in a comical effect, but also emphasises the author's distance towards his own creation, as it was developing channelled in these parallel streams from *The Astronauts* to *Fiasco* (Smuszkiewicz: 90–91, translation mine: M. M.).

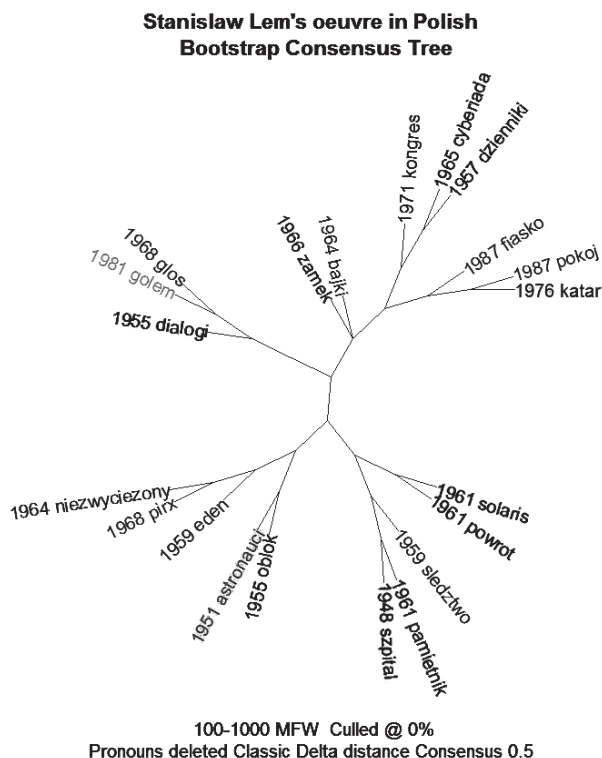
Let it be seen how these divisions, based upon conventional close reading, transpire in a stylometric analysis.

Stylometry meets Lem's prose: analysing a Bootstrap Consensus Tree

The diagram below represents the results of a stylometric computation produced by the Stylo package. The corpus analysed thereby consists of most of Lem's texts. The method employed is the Bootstrap Consensus Tree. In it, the texts of the corpus are repeatedly (in this instance, 10 times) compared with one another in terms of frequencies of their most frequent words, each time the number of the words examined increases (in this case, the increment value is set to 100 words at a time, hence the analysis spans from 100 to 1000 most frequent words). Upon these comparisons, the software calculates the consensus between the texts and then produces a tree diagram.

¹² It is debatable whether any of these labels would have satisfied the author. By his education, Lem was a physician.

It presents the levels of difference between the texts by means of the distances¹³ between particular branches of the tree.



Interpreting the diagram content-matter-wise, one instantly notes that the distribution of the texts upon the consensus tree is certainly not chronological. The main partition and the longest distance happens to lie between the north and the south group of the titles. Amongst these, there are two trenchant fascicles in the south and four other distinct ramifications in the north. A traditional close reading-based literary criticism provides numerous possible explications of such a conspicuous division; stylometric examination merely corroborated its existence in Lem. Buttressing the interpretation of the graph with the existing literary classification of Lem's writings, it is conceivable to associate all these groups of texts on the tree with certain subjects and dominant registers resorted to by Lem in certain books.

Consider the south-east fascicle of the diagram. It consists of *Hospital of The Transfiguration* (1948), *The Investigation* (1957), and the trinity of 1961 titles: *Return from the Stars*, *Memoir Found in a Bathtub*, and *Solaris*. The fact that *Hospital*, one of Lem's earliest, occupies the branch of the diagram that otherwise comprises novels written much later finds its corroboration in Lem's own confession about his book of

¹³ The equation used to measure the distances is Burrows' Delta. For its formula see Eder, Rybicki, and Kestamont: 18.

1948: namely that it had much more quality to it than everything else he begot around that time. Subsequently, the author of this paper has detected that all the books of the discussed fascicle – save for *Solaris* – have had their plots set on Earth. At that, *Hospital* and *The Investigation* are altogether devoid of any typical sci-fi features – it might be said that they utilise a realistic style. Another shared feature visible in this fascicle is that it bears all the fruit of Lem’s creative spurt of 1961. What is more, the location of *Solaris* and *Return* suggests that these texts are extremely alike. In this vein, basing the interpretation on the close reading, it is interesting to see yet another striking feature that the two texts have in common – namely, they both star a woman, or women, as heroes pivotal to the stories.

Hospital and *The Investigation* are narrated in third person singular, whereas *Return*, *Solaris*, and *Memoir* share the first-person singular narrative. It is therefore impossible to suspect the grammatical person to be the main (and uninteresting) discerning factor. No wonder: this analysis was conducted with the “Pronouns Deleted” setting on; no pronouns were used in the analysis.

Now consider the south-west fascicle of the diagram. It falls into two sub-branches, namely that of Lem’s “infamous” juvenile attempts: *The Astronauts* and *The Magellanic Cloud*; and that of the three hard sci-fi, men-and-their-mighty-rocket stories: *Tales of Pirx the Pilot*, *Eden*, and *The Invincible*. This is a very interesting group – because, having read the three novels, one finds oneself under the impression that the people depicted therein seem to belong to the same universe, to the same epoch, almost as if they heard the countdowns to their flights at the same cosmodrome.

It may be therefore rewarding to see these three titles occupying the same branch. Simultaneously, such a state of affairs as that of the presently interpreted fascicle hints at how skilful Lem was in conceiving a formula of the novel that he would then repeatedly return to, as the time span between *Eden* and *Pirx* amounts to that of a decade.

As to *The Astronauts* and *The Magellanic Cloud*, despite their shortcomings¹⁴, one still detects a semantic congruity with their later neighbours, as both also tell a similar story: that of a mighty, bulky, steel-clad spaceship powered by nuclear fusion, which undertakes a shorter or longer yet perilous journey. One might add that, in *The Magellanic Cloud*, perhaps for the first and the last time throughout his oeuvre, Lem did allow women to man the ship. This fact, however, does not find any reflection in the graph nevertheless.

Let the diagram’s north-west fascicle be examined. The dates of publication of the books which occupy that area, spanning for nearly a quarter of century, seem again to negate any purported appearance of a chronological signal throughout Lem’s

¹⁴ These books were issued under pressure of the censorship and were severely criticised for their concessions towards the regime: “*The Magellanic Cloud* includes the most far-fetched concessions towards the soc-realism” (Orliński 156–158, translation mine – M. M.), and even by the author himself: “today, this book evokes in me a particular aversion” (Lem and Beres: 103, translation mine – M. M.).

writings. Conversely, this fascicle might be dubbed the philosophical niche¹⁵ of Lem's creation. It comprises the following: *Golem XIV*, a book virtually devoid of a plot and containing elements of a quasi-academic lecture, the *per se* philosophising *The Dialogues*, and *His Master's Voice* – which, in turn, is a book on a scientific discovery and scientists. Therefore, this fascicle might be deemed marked by a strong thematic coherence.

Thus, it ought to be reiterated that the effectiveness of the stylometric method examining most frequent words might be assessed very highly, as the software correctly reproduced the divisions proposed hitherto by the literary critics – and by Lem himself.

Time to interpret the north branch. It consists of the writer's childhood memoir *Highcastle: a Remembrance* (1964) along with the two years later *Mortal Engines*¹⁶, which is a tale-like compilation of humorous short stories about robots. Curiously, Stylo's algorithm placed these two seemingly unlike volumes together. Seeking the reason for such a positioning, one might deduce that the light-hearted language describing Lem's childhood in the former book might have proved akin to that of the overtly jokingly *Mortal Engines*, when examined from the stylometric viewpoint of most frequent words.

The penultimate and northernmost fascicle of the discussed consensus tree houses *The Star Diaries* (1957), *The Cyberiad* (1965), and *The Futurological Congress* (1971). In order to understand their whereabouts on the tree, one shall bear in mind that each of these novels decidedly belongs to the non-serious, grotesque division of Lem's oeuvre (cf. Smuszkiewicz: 89). What is more, each of these is characterised by a heavily stylised language laden with neologisms; although, the language of the *Congress* is distinctly different from the other two – which is also clearly recognisable by the positioning of this novel on a separate sub-branch.

The last element of the discussed diagram to break down is its north-westernmost fascicle. It gathers *The Chain of Chance*, and two novels from 1987 – *Fiasco* and *Peace on Earth*. Tracing Lem's biography, one learns that the two latter tomes he wrote while already utterly disenchanted with the sci-fi genre and about to quit it altogether, which he soon did. It suffices to say that *Peace on Earth* was a rework and an expansion of a 1981's concise idea and *Fiasco* was commissioned by the American publishing house of Harcourt & Brace and it borrowed its introductory chapter from a much earlier short story. *The Chain of Chance*, in turn, is Lem's revamping of the concept already developed in *The Investigation*. Apparently, the thematic consanguinity between these two must have been too tenuous to exhibit itself on the graph – or, Lem might have intentionally made *The Chain of Chance* to read differently.

¹⁵ This part of the analysis lacks a few further philosophy-driven titles due to shortcomings in source materials for the corpus.

¹⁶ It is a slight simplification, as *Mortal Engines* is the tome that comprises, inter alia, *Bajki Robotów*.

Conclusions

It may be fair to state that the stylometric analysis of Lem's works discussed herein has brought no sensational disclosures. Conversely, the regularity detected by the author of this work is that the vast majority of the observations and interpretations tend to corroborate the well-known divisions and conclusions pertaining to Lem's prose, conceived hitherto on the basis of conventional close reading methods.

Consequently, it may be reiterated that the intensity of the resemblance between the close reading-based categorisation (as e.g. that of Smuszkiewicz) and the results of the computational analysis is not far from striking – except certain outliers that may be ascribed mainly to the influence of the chronological factor of Lem's writing.

Additionally – perhaps somewhat against intuitive presumptions – chronology itself turned out not to have played a major role in the distribution of Lem's books on the diagrams. This may hint at the author's hallmark ability (and tendency) to successfully repeat the blueprints of book's scenarios he had once tested. Such throwbacks took place even whole decades after the initial idea had emerged.

Nonetheless, the fact that the analysis somewhat faithfully mirrors the well-known observations by no means proves any inferiority of stylometry – inversely, it proves its credibility. It is in fact extremely curious to notice that a non-sentient computer, fed with a cornucopia of textual chunks which it cannot “understand,” is mostly able to mimic or reflect heterogeneous classifications painstakingly begotten by literary criticism – and it might have been equally flabbergasting to learn that it is able to do so within several seconds, had its speed and might not been so ubiquitous and omnipresent. One cannot help but ponder what potential of the electronic machines the future holds – and how they will translate into new possibilities in literature.

References

- Burrows, J. (2007). All the Way Through: Testing for Authorship in Different Frequency Strata. *Literary and Linguistic Computing*, 22(1): 27–48.
- Eder, M, Rybicki, J., Kestemont, M. (2015). ‘Stylo’: a package for stylometric analyses. Retrieved from <https://sites.google.com/site/computationalstylistics/stylo>.
- Jarzębski, J. (Ed.) (1989). *Lem w oczach krytyki światowej*. Cracow: Wydawnictwo Literackie.
- Lem, S., and Bereś, S. (2002). *Tako rzecze... LEM*. Cracow: Wydawnictwo Literackie.
- Lutosławski, W. (1897). “Chapter III: The Style of Plato.” In: *The Origin and Growth of Plato's Logic: With an Account of Plato's Style and of the Chronology of His Writings*, 64–193. London: Longmans, Green and Company. <https://archive.org/details/originandgrowth00lutogoog>.
- Maślanka, M. (2015). “Prorok w obcym kraju. O neologizmach Stanisława Lema.” In: Nowakowska, K., Niemiec P., and Zajchowska S. (eds.). *Literatura i języki obce w dobie kryzysu humanistyki*, 397–414. Wrocław: Atut.
- Orliński, W. (2007). *Co to są sepulki? Wszystko o Lemie*. Cracow: Wydawnictwo Znak.

- Rybicki, J., Eder, M. (2010). Deeper Delta Across Genres and Languages: Do We Really Need the Most Frequent Words? Retrieved from https://www.researchgate.net/profile/Jan_Rybicki/publication/220675399_Deeper_Delta_across_genres_and_languages_Do_we_really_need_the_most_frequent_words/links/55976c6308ae793d137cc1f0.pdf
- Smuszkiewicz, A. (1995). *Stanisław Lem*. Poznań: Rebis.
- Zipf, G. (1935). *The psycho-biology of language; an introduction to dynamic philology*. Boston: Houghton Mifflin company.
- Stoff, A. (1983). *Powieści fantastyczno-naukowe Stanisława Lema*. Warsaw: Państwowe Wydawnictwo Naukowe.

Abstract

This article discusses the major elements of the oeuvre of Stanisław Lem from the perspectives of computational analysis and close reading. Opened with a description of stylometry itself, it presents the software employed to conduct the analysis. Subsequently, the work presents the results of a stylometric analysis performed on a corpus of Lem's texts in Polish. The results are presented in the form of a Stylo Bootstrap Consensus Tree. The interpretation of this outcome utilises the findings of conventional literary criticism to explicate the observations and corroborate the conclusions arrived at by means of stylometry. It is observed in a vast majority of cases that the results of the quantitative breakdown of Lem's oeuvre agree with the classifications previously provided by the said close reading-based approach.

Keywords

stylometry, Stanisław Lem, science fiction

The Architecture of Lower Silesian health resorts as an regional cultural heritage – selected examples

Introduction

Health resorts architecture, there are buildings designed specifically for the health care in the health resorts with all contribute to the cultural identity of the region. Architecture of Lower Silesian health resorts had come into being mostly at the turn of the 19th and the 20th century. The time period, when a medical research had been on the fast track, especially in the areas of balneology, new developments in related fields (like the radon discovery) and modern medical procedures – all had led to the robust expansion of the spa infrastructure. The first climatic stations, balneology, hydropathy and natural treatment facilities appeared and, soon enough, had been turned into professional sanatoriums, health resorts and spas (Marsch, 2009). The evolution of the Lower Silesian spa architecture had been determined in particular areas by the specific, local conditions, like: geographical location, climate, properties and chemical composition of the springs, balneology resources present – but also the trends prevailing in architecture of the period. So the rich tapestry and diversity of the balneology spa architecture in the Sudetes Mountains became an invaluable evidence of the social, economic and scientific transformations taking place across Europe (Dębicki, 2005). The spa architecture of the Lower Silesia region preserves its own specific and recognizable character, distinguishable from anything that can be seen in the other parts of the country. What makes it so easily discernible, are the specific balneology and spa structures – buildings designed specifically for the health care related activities, such as: spa houses, natural treatment and mud-bath facilities, drinking and walking halls – which all contribute to the cultural identity of the region. The balneological spa buildings hold a cultural heritage potential and are capable to generate a significant tourist traffic – due to their historical and cultural features (Piróg, 2011). Majority of the historic spa buildings had been raised at the turn of the 19th and 20th century. Being designed by the eminent architects of the time, they are defined by their high aesthetic, historical and cultural values. Together with the spa parks – usually arranged at the same time when the spa buildings had been raised – they do contribute to the Sudetes springs unique character and create the space with the cultural landscape qualities (Grötz, 2012).

The Sudetes Mountains are the area in Poland, where the spa centers concentration is largest. The local spas have been evolving for centuries, taking advantage of the land – abounding with the balneology therapy resources, such as: mineral water springs, peloid deposits and therapeutic gas sources (Spielvogel, Wronecki, 2017).

The main purpose of this study is to present the most characteristic Lower Silesian health resort architecture objects as an example of perfect development of therapeutic agents and regional, cultural heritage. Those objects are unique on the national scale and are characterised by significant regional cultural features. In this paper, we endeavor to present just the selected, typical examples of the balneology spa architecture of the region – since its full and rich diversity is a much bigger affair, it deserves a much broader study.

Characteristic examples of walking halls

The Lower Silesian spas are all located in the mountainous region, where the natural building material has always been timber, so a number of them are of wooden construction. The wooden buildings, still in operation, are, among others, walking and drinking halls in: Szczawno-Zdrój, Świeradów-Zdrój, Długopole-Zdrój and, formerly a walking hall and currently the “Cafe Albrehtshalle” in Łądek-Zdrój (Piróg, 2008). The latter installation had been raised around the spring discovered in 1679. Initially just a cribwork had been done around it, but later on, about 1882, it had been covered with a hut. By 1842, the hut had been expanded into the walking hall – a neoclassical structure with the 51 meters long colonnade. The hall is a wooden, elongated, one story building. Its frame construction had been originally supported by 88 columns. The front elevation is preceded by staircases and by portico capped by a triangular pediment.

At the heart of a historic spa park in Szczawno-Zdrój, there is this 18th century building of a former inhalation facility (currently: “Legenda Restaurant”), which had been built in form of a pavilion, and alludes to some oriental motifs. A very special object, in part of wooden construction, is listed in the Polish Register of Objects of Cultural Heritage, the prestigious walking hall in Szczawno-Zdrój, dated 1896. This 70 m long, 15 m wide and 10 m high rectangular building, had been positioned in place of the former colonnade, which – together with the nearby located drinking hall – had been destroyed during a fire in 1893 (Heindle, 1906, Piróg 2008). In Świeradów-Zdrój there is the Lower Silesia region’s longest (total length 80 m) walking hall. It is made of larch timber and decorated with the plant motifs polychrome, stained glass, and with the coat of arms of the von Schaffgotsch family – the founders of the building. At the main entrance to the hall there is a drinking water fountain (acidulous water containing radon and iron). By means of their timber structure, all of these buildings have their unique aesthetic form clearly expressed by the light frame construction, elaborated ornaments and richly decorated interiors (Piróg, 2011).

Thermal Spa Houses

Other interesting spa architecture examples are the spa houses built around the thermal springs. Thermal springs are the sources of medicinal water, which – accord-

ing to the industry standard – is the ground water, bacteriologically and chemically completely safe, with very small fluctuations in the chemical content and the physical parameters. A water is being recognized for its medicinal qualities by the Ministry of Health, on the basis of a scientific research process or the long term monitoring process – during which the physicians verify the results achieved by the water external or internal use, for the defined disease entities. In the Sudetes region, best known for their medicinal thermal springs are: Cieplice-Zdrój and Łądek-Zdrój. In the Cieplice – Zdrój spa house, there is the low-mineralized, fluoride-silica thermal spring with temperatures ranging from 22 to 62°C, and in Łądek-Zdrój there is the hypo- and hyper-thermal, low-mineralized, fluoride-sulfide-radon hot water spring (Spalek, Trzewikowska, 2012).

The town of Cieplice-Zdrój was founded by the Knights Hospitaller (Joannite Monks) about the year 1281. It soon became one of the best known European spas – due to its truly exceptional hot springs (Falkiewicz, Starzewska, 1975). The present spa house buildings – located at the town's center, opposite the renaissance palace of the count Schaffgotsch – had been erected in the years 1929–1941, according to then trendy German modernist style. The modernism movement, launched in Germany e.g. by Walter Gropius, is also commonly referred to as the „bauhaus style” (that came from the fine arts and crafts design school in Dessau – Bauhaus). The design of Cieplice-Zdrój spa house observes principles of the German architectural modernism, which – among other things – was based on the beliefs that the functionality should not only result from the technical parameters, but it must also recognize – as equally important – the psychological and emotional needs of people; further, it should observe, that the wellbeing and the personal development of an individual are more important than the aesthetic, environmental or technical requirements; it is the architecture's domain to manage the interactions between the surrounding landscape, nature, technology and the men; and the design must take under consideration the biology, ergonomics, sociology, psychology; the community gets the kind of architecture it is ready to accept. In the building's two rotundas there are characteristic, very functional, swimming pools finished with marble, laid out exactly at the spot of the previous primitive facilities and the earlier pond, which had been used to cure the domestic animals and used to be called the “Horse Spring”. At present, the water for the spa house comes from the Marysieńka and C-2 springs. Bath therapies for the entire body and for specific body parts are being offered at the pool. At this spa house, in addition to the medicinal baths, the hot springs are also being used for crenotherapy. The mineral water drinking therapy can also be obtained at the center of the Cieplice-Zdrój, for several years there has been a thermal water fountain, in the form of monument. The spectacular thermal water fountains are rare in the European spas, so this one seems an excellent, additional attraction for visitors. Next to the spa house there is the von Schaffgotsch family palace. It used to house a remarkable, well known all over Europe collection of old manuscripts and books (some 80 000 volumes), and the best European ornithological collection – currently exhibition at the local Natural History Museum (Spielvogel, Spalek, 2017).

Famous natural health facility, “Wojciech” in Łądek-Zdrój, specializes in the thermal water therapies since 1678, and has been offering the hypo-thermal baths,

initially within a rather primitive bath house. The first truly luxurious bath house had been erected there as early as 1680, when the count Sigismund Hoffmann von Leuchtenstern had ordered to build a bath facility, modeled on a Turkish bath. The current building is in the baroque revival style. It was built in 1880 and designed by the architect Hermann Völkel as a two story structure, built on a circular base with the four entrance projections. The projections are accentuated with pediments, broken porticoes of the recessed or the arcade type. All elevations are lavishly divided with pilasters. The internal space is capped with the central dome, crowned by a tall lantern which features pairs of columns supporting a smaller dome with lucarnes (Spielvogel, Wronecki 2017). The interior design maintains the Turkish bath style. Spring, which supplies water to the pool as well, comes out indoors, inside the building. On the upper floor there is a mineral water drinking hall and a hotel with 47 beds in 23 rooms.

Object designed for the radon therapy

Other examples of the Sudetes region historic architecture, which – for their architectural values – seem to hold a considerable tourism potential, are the objects designed for the radon therapy. Radon (R) is a noble gas – colorless, odorless and tasteless. It can often be found within uranium ore deposits. Medically it belongs to the group of natural medicine resources. Radon has been discovered in 1900 by the German scientist Ernst Dorn. Initially, it was called „niton”, from a Latin word *nitens* – meaning “gleaming”. Radon is being employed in the spa industry as element of the so called radon therapy (alpha therapy), and medium for the gas therapeutic distribution is either water or air. For these procedures radon-222 is being used. It is an alpha radioactive isotope, belonging to the natural radioactive uranium family, and comes from the radium 226 decay. This gas dissolves very well in water, especially the water with the low acid content and low mineralization level. Alpha therapy may involve the following procedures: baths, emanatory inhalations, rinsing and drinking therapy (crenotherapy). Resorts and spas applying the radon therapy are scarce across Europe. In Poland there are only three locations, where the radon therapeutic procedures are being offered. All three are in the Sudetes region (Spałek, Trzewikowska, 2010). The centers with the most valued traditions in this field of expertise are: Łądek-Zdrój, Świeradów-Zdrój and Kowary. Waters with the low radon concentration are also present in the springs of Czerniawa, Szczawno-Zdrój, Duszniki-Zdrój and Długopole-Zdrój. Among the above listed radon treatment places, the oldest one is the natural wellness facility called Jerzy, in Łądek-Zdrój. It has a pool built as early as 1498 on the spring of *Georg Quelle*. The spring water here is hypo-thermal (temp. range of 20–35°C), low-mineralized, contains fluoride and sulphide, is radon active and comes out indoors, in the building of the “Stary Jerzy” facility. From there it goes straight to the pool, built in the 1920. The spring has eight outflow points, located in a trench (3.8 m long and 2.5 m wide), some 2.5 m below the bottom of the pool. The water does not enter the pool directly though, instead it comes from special tanks, from which it is supplied to the bottom of the

pool. In the spa a number of different treatment procedures is being offered, such as: radon baths in medical bathtubs, inhalations in emanatorium and drinking therapy; but the most popular remains bathing in the pool – in 1926 it had been described as the most beautiful and the best-equipped facility in this part of Europe.

The Świeradów-Zdrój mineral waters are of the low-mineralized, acidulous bicarbonates-calcium-magnesium type, containing iron, flour and radon. In the 1754 the spring had been surrounded with a crib work and covered with a roof; nearby, a small refuge hut had been built. In the 1768, at the very same site, had been erected a house with 14 rooms called “Stary Dom Źródłany”. It burnt down in 1895 and in its place, in 1898–1900, had been raised by Carl Grosser “Dom Kuracyjny”. The building consists of two parts, which are joined with 80 m long walking hall. The structure’s all-over design, with the distinctive little tower, keeps in tune to the trendy at the time “spa architecture” style. Adornments and decorative motifs are in the spirit of Art Nouveau, with beautiful stained glass, numerous details and forms – typical for this style, such as: balconies, verandas, terraces, elements of timber frame construction as well as stonework details. In the year 1933, Franz Schmidt discovered the radon active properties of the “Górne Źródło”. Somewhat later, the radon presence had also been confirmed in the other springs – in the “Dolne Źródło”, which had supplied water to the common reservoir, and from there to radon therapy baths facility, building erected in 1934 – in which the therapy procedures continue till now (Lieblein, Mylius, 1904).

Buildings erected for the peloid therapy

The last category of the spa architecture buildings are those designed for the peloid therapy. Taking advantage of the therapeutic properties of the peat peloid is an important component of the spa therapeutic programs. The Sudetes spas, along with the other physical therapy methods, provide the peat peloid care treatment. Especially, at the locations with the local peat deposits. At the present time, due to the peat deposits conservation programs, this natural resource is being considered scarce. The top spa centers, which specialize in the peloid therapy since the beginning of the 19th century and which are equipped with the peloid baths facilities, are: Świeradów-Zdrój, Polanica-Zdrój, Kudowa-Zdrój, Łądek-Zdrój, Długopole-Zdrój and Duszniki-Zdrój (Spałek, Trzewikowska, 2011). The first professional peat peloid bath facilities in Europe had been established in the 19th century in Bad Pyrmont (Germany). Such facilities would typically contain bath rooms for men and for women, showers and bathtubs for the peloid therapy. With time, the focus for such places has been shifted from the therapeutic to the prophylactic functions, and the facilities became more and more luxurious.

An excellent example would be the so called “Łazienki Marii” in Świeradów-Zdrój. Built in 1904, in the eclecticism style as a multi-functional building made of red brick. The structure is filled with the historic and cultural values, covering all aspects of the spa architecture. As early as at the beginning of the 20th century

there were twelve stalls for the entire body bathing and two for the partial bathing – equipped with the white, glazed bathtubs, nickel bathroom fixtures and central heating. Most of this original equipment has endured until now. Yet another example would be the truly functional building of “Wojciech II” in Łądek-Zdrój – developed on the north side of the spa during the period of 1935–1936, in the modernist style. It is a peat peloid facility with its own natural peat supply, coming from the nearby five peat deposit sites. Inside the building there is an exhibition devoted to the Łądek-Zdrój spa.

Conclusions

The spa architecture of the Lower Silesia region presents aesthetic, historical, cultural values and specific character because of spa function. Silesian health resorts have gone a long way from forest wild streams, through elite summer residences for the nobility to the centers with the dominant public architecture, which is used by all social strata. The evolution of the spa architecture were determined by the trends in architecture of the period and specific, local conditions like: geographical location, climate, chemical composition of the springs. Over the years, these buildings which were mainly aimed for therapeutic and social purposes for all patients became widespread serving as a “self-presentation” tool to move the boundaries of a bourgeois class. They stood in opposition to private objects modeled on the architecture of the court used only by selected group of people who wanted to highlight their status. Spa architecture was created for people; society could express themselves through buildings, in other words, different social groups could found aesthetic preferences in stylistically diverse objects. Due to a growing number of patients and an increase of therapeutic expectations almost all spas had expanded with new and widely available spa houses, theaters, bathing facilities and drinking pavilions at the turn of XIX and XX century.

References

- Balińska G., *Uzdrowiska dolnośląskie. Problemy rozwoju i ochrony wartości kulturowych po II wojnie światowej*, Wrocław, 1991.
- Dębicki J., *Kulturowe aspekty sudeckich uzdrowisk obecnego regionu dolnośląskiego w XVII-XVIII wieku*, Toruń, 2005.
- Falkiewicz A., Starzewska M., *Uzdrowiska Dolnego Śląska i ich okolice*, Wrocław 1975.
- Grötz S., *Aspekte zur Architekturgeschichte des Bades*, w: *Balnea*, S. Grötz, U. Quecke (red.), Marburg 2012, 13–29.
- Heindle C., *Die Bauten der Bade-Direktion in Bad Salzbrunn*, Ostdeutsche Bauzeitung, 1906, 4, 40, 309–312.
- Lieblein J., Mylius J., *Baulichkeiten für Kur- und Badeorte*, w: *Handbuch der Architektur*, 4, 2, J. Durm, H. Ende, E. Schmitt (red.), Stuttgart 1904, 37–56.

- Marsch A., *Kur- und Badeorte Schlesiens einst und jetzt*, Würzburg 2009.
- Piróg M., *Hala spacerowa i pijalnia wód mineralnych w Szczawnie Zdroju jako przykład drewnianej architektury uzdrowskiej z terenu Dolnego Śląska*, Teka Kom. Arch. Urb. Stud. Krajobr., OL PAN, Lublin 4, 2008, 222–226.
- Piróg M., *Architektura drewniana w tożsamości uzdrowsk dolnośląskich*, Teka Kom. Arch. Urb. Stud. Krajobr. OL PAN, Lublin, 7, 2011, 92–98.
- Spałek K., Trzewikowska I., *Tradycje radonoterapii w sudeckich uzdrowskach*, Sudety, 4, 109, 2010, 34–35.
- Spałek K., Trzewikowska I., *Zabiegi borowinowe w sudeckich uzdrowskach*. Sudety, 6, 123, 2011, 30–31.
- Spałek K., Trzewikowska I., *Lecznicze wykorzystanie wód termalnych w Sudetach*, Sudety, 5, 134, 2012, 36–37.
- Spielvogel I., Wronecki K., *Architektura uzdrowskowa Sudetów. Od reprezentacji do funkcji*. Zdrowie dla regionu, t. II: Uzdrawiska, red. Elżbieta Lonc, Kinga Plewa-Tutaj, Wydawnictwo Uczelniane Państwowej Wyższej Szkoły Zawodowej im. Angelusa Silesiusa, Wałbrzych 2017, 417–426.
- Spielvogel I., Spałek K.: *Zabytkowa architektura uzdrowskowa i balneologiczna Sudetów*, Spotkania z Zabytkami, 1–2, 2017, 10–12.

Streszczenie

Architektura uzdrowskowa Dolnego Śląska jako regionalne dziedzictwo kulturowe – wybrane przykłady

Obiekty balneologiczne uzdrowsk Dolnego Śląska, ze względu na ich walory historyczne i estetyczne, stanowią potencjał regionalnego dziedzictwa kulturowego. Na architekturę uzdrowsk dolnośląskich składają się obiekty zabudowy balneologicznej najbardziej powiązane z leczniczą funkcją uzdrowska ze względu na bezpośrednie zagospodarowanie tworzywa balneologicznego: domy zdrojowe z basenami wybudowanymi nad źródłami, łazienki borowinowe i zakłady przyrodolecznicze wykorzystujące złoża miejscowej borowiny, pawilony źródlane, pijalnie wód mineralnych z zagospodarowanymi źródłami i często połączone z nimi hale spacerowe. Inną grupę stanowią obiekty architektury uzdrowskiej niezwiązane bezpośrednio z tworzywem uzdrowskowym, pełniące jednak funkcją kuracyjną, takie jak szpitale uzdrowskowe, sanatoria, wille i pensjonaty. Dopełnieniem tych obiektów jest architektura służąca spędzaniu czasu wolnego w uzdrowsku: budynki domów konwersacyjno-zdrowskich z teatrami, salami balowymi, czytelniami czy mała architektura założeń parków zdrowskich z muszlami koncertowymi, wieżami widokowymi i pawilonami.

Słowa kluczowe

architektura uzdrowskowa, Dolny Śląsk, dziedzictwo kulturowe

Abstract

The balneological spa buildings in the Lower Silesia, because of their historical and aesthetic features, constitute the regional cultural heritage potential. The Lower Silesian health resort architecture consists in balneology buildings that are highly connected with the therapeutic function of the health resort due to direct development of the balneological agent: spa houses with pools built in the springs areas, mud baths and natural medicine centres that use local peat deposits, spring pavilions, mineral water pump rooms with developed springs and strolling areas that are often connected with them. The other group consists of health resort architecture objects that are indirectly associated with the therapeutic agents, which, however, have a healing function, such as spa hospitals, sanatoriums, villas and pensions. Those objects are complemented by the architecture which provides some spaces for leisure in spa: buildings of maintenance and spa houses with theatres, ballrooms, reading rooms or small architecture of spa parks with concert shells, observation towers and pavilions.

Key words

health resorts architecture, Lower Silesia, cultural heritage

Szkic do portretu Magdaleny Zawadzkiej (na podstawie jej felietonów oraz wspomnień)

Jednym ze znaków rozpoznawczych współczesności jest dążenie do transparentności życia. Tendencja ta – rzecz jasna – istnieje obok innych mód, które przed laty Marek Krajewski określił mianem kultur; wskazał kulturę okrucieństwa (epatowania złem), repetycji, czyli powrotu do czasów PRL, wreszcie aromatyzacji, zatem fascynacji zapachem¹. Wspomniany badacz stwierdza, że to trend dominujący we współczesnej kulturze, „którego istotą jest czynienie rzeczywistości przezroczystą. Za jego sprawą coraz większa liczba sfer społecznego i indywidualnego życia staje się nie tylko doskonale widoczna, ale również dostępna jako przedmiot doświadczenia. Kultura transparentności, i na tym opiera się przede wszystkim jej funkcjonowanie, eliminuje więc kulturowe, społeczne, obyczajowe i fizyczne bariery, które tradycyjnie zakreślały pole percepcji i zakres zjawisk, których mogliśmy doświadczyć”².

Żywym dowodem transparentności życia jest tzw. prasa kobieca, zdradzająca sekrety celebrytów i celebrytek, programy telewizyjne w stylu *Rolnik szuka żony*, a także relacje z obrad sejmu czy prac rozmaitych komisji śledczych. Świadectwem dążenia do czynienia życia przezroczystym są także wspomnienia, autobiografie (biografie), spisywane nie tylko przez ludzi pióra, ale także tzw. osoby medialne – aktorów, polityków, a nawet duchownych. W ostatnim czasie na rynku pojawiło się bardzo dużo tego typu publikacji. Warto w tym miejscu przywołać wspomnienia Wojciecha Żukrowskiego *Zsyp ze śmietnika pamięci* (Warszawa 2002) (notabene niedokończony przez pisarza, wydany dzięki staraniom córki Katarzyny), książkę odsłaniającą prywatność Doroty Terakowskiej *Moja mama czarownica* (Kraków 2005), przygotowaną przez córkę pisarki Katarzynę Nowak. W 1999 roku ważnym wydarzeniem medialnym stała się opowieść Gustawa Holoubka o swym dzieciństwie i młodości – *Wspomnienia z niepamięci* (Warszawa 1999), a w 2012 roku bardzo głośna okazała się publikacja Danuty Wałęsowej *Marzenia i tajemnice* (Kraków 2012). W nurt transparentności życia doskonale wpisują się zwierzenia Beaty Tyszkiewicz *Nie wszystko na sprzedaż* (Warszawa 2003), Magdaleny Zawadzkiej *Kij w mrowisko* (Warszawa 1999), *Gustaw i ja* (Warszawa 2011), *Taka jestem i już* (Warszawa 2014), ks. Jana Twardowskiego *Autobiografia: myśli nie tylko o sobie* (Kraków 2007), cierpiącego

¹ Zob. M. Krajewski, *Kultury kultury popularnej*, Poznań 2003.; *Mody w kulturze i literaturze popularnej*, pod red. S. Buryły, L. Gąsowskiej, D. Ossowskiej, Kraków 2011.

² M. Krajewski, *Kultury kultury popularnej...*, s. 166.

na bardzo rzadką chorobę – całkowity zanik kończyn Nicka Vujicica: *Bez rąk, bez nóg, bez ograniczeń* (Wrocław 2012), *Niezwyciężony – potęga wiary w działaniu* (Wrocław 2014), *Nie daj się gnębić* (Wrocław 2015). O panującej obecnie modzie na transparencję życia świadczą również książki-wywiady z przedwcześnie zmarłym ks. Janem Kaczkowskim: *Życie na pełnej petardzie, czyli wiara, polędwica i miłość* (Kraków 2015), *Szału nie ma, jest rak* (Warszawa 2013), *Dasz radę. Ostatnia rozmowa* (Kraków 2016).

Magdalenę Zawadzką (ur. 1944) wszyscy świetnie znamy z teatru, ekranu, znakomitych ról, m.in. w obrazach Jerzego Hoffmana (serial *Przygody pana Michała*, film *Pan Wołodyjowski*), Jerzego Antczaka (*Noce i dnie*), Jerzego Gruzy (*Wojna domowa*); niewiele natomiast wie, że jest ona także... pisarką. Wydała trzy książki wspomnieniowe: *Kij w mrowisko*, *Gustaw i ja* oraz *Taka jestem i już*. Zapowiada kolejne tytuły. Dobrym początkiem dla pierwszego tomu wspomnień były felietony drukowane przez Zawadzką w magazynie *Kobieta i Styl* (stały się ważną częścią książki). Tuż po opublikowaniu *Kija w mrowisko* Zawadzka podkreśliła, że do przeszłości przywiązuje ogromną wagę, „nie byłoby nas, gdyby nie było tych, którzy utorowali nam drogę. Buńczuczność i megalomania, że wszystko zostało stworzone teraz i niczego nie ma przed nami, są bardzo denerwujące. [...] Ja też jestem skierowana ku przyszłości, ale nie można tworzyć przyszłości bez przeszłości”³. Wspomnienia o Gustawie Holoubku – jak twierdzi autorka – powstały dla niej samej, ale po ich lekturze można śmiało powiedzieć, że powstały głównie „dla niego”⁴, czyli dla Holoubka (dla artystki był nie tylko mężem, ale także mistrzem na płaszczyźnie zawodowej⁵). O genezie książki *Gustaw i ja* Zawadzka opowiada następująco: „Pisałam tę książkę przede wszystkim dla siebie. To dawało mi poczucie jego [Holoubka, A.W.] obecności. We wspomnieniach on ciągle istnieje. Chciałam, żeby Gustawa pamiętali nie tylko z jego wielkich ról czy z innych dokonań. Ale żeby czytelnicy poznali go jako człowieka. Był wyjątkowy. Skromny, bez cienia megalomanii. Chociaż sukcesy, jakie odnosił, mogły temu służyć. Był w najpiękniejszy sposób naturalny i prosty”⁶. Trzecią wspomnieniową książkę Zawadzkiej można nazwać „recyklingową”, powstała bowiem na bazie pierwszej, znalazły się w niej treści prezentowane w *Kiju w mrowisko*. Jest ona zarówno powtórzeniem, jak i poszerzeniem tej pierwszej. Wspomnienia i felietony, wydane w 1999 roku, aktorka uzupełniła o rzeczy nowe (np. *Świat bez Gustawa*, *Świat bez Danusi i Jędrka*, *Modern talking Anno Domini 2014*); całości nadała tytuł *Taka jestem i już*.

Na jednym ze spotkań promujących książkę *Gustaw i ja* autorka podkreśliła, iż pisanie o zmarłym mężu stało się rodzajem terapii; „wspomnienia osaczyły mnie –

³ Kocham Warszawę. Z Magdaleną Zawadzką, aktorką, rozmawia Krzysztof Lubczyński, „Głos Nauczycielski” 2012, nr 3, s. 14.

⁴ Zob. *Dla niego*. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Dorota Buchwald, „Notatnik Teatralny” 2009, nr 52/53, s. 209–217.

⁵ Zob. *Mistrz i Magdalena*. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Jadwiga Polanowska, „Przegląd Tygodniowy” 1998, nr 48, s. 15.

⁶ *Magusiu, aż tyle napisałaś*. Z Magdaleną Zawadzką o sztuce bycia szczęśliwym rozmawia Ryszarda Wojciechowska, „Polska” 2013, nr 50, s. 9.

zwierzała się – i wręcz zażądały spisania. [...] Zanurzanie się we wspomnieniach jest rodzajem leczenia z traumy, w którą wpadłam, jak to często bywa, po śmierci bliskiej osoby”⁷. Na początku książki Zawadzka mówi: „Gustaw, Gucio, Gucieniek... Holoubek. Jestem dumna, że ten nadzwyczajny, o niepowtarzalnej osobowości człowiek był moim mężem. Spotkanie z nim to pocałunek losu” (1, s. 7)⁸. W finale wspomnień wyznaje: „Poczułam potrzebę utrwalenia tego, co pamiętam i czuję. Głównie dla siebie, ale chcę tę pamięć przekazać też tym, którzy nie znali Gustawa Holoubka takiego, jaki był na co dzień, albo chcieliby widzieć go jako pełną powagi i dostojeństwa pomnikową postać, którą nigdy nie był i nie chciałby być” (1, s. 357). I jeszcze ważki komentarz z ostatniej książki Zawadzkiej: „Człowiek umiera dopiero wtedy, gdy nikt o nim nie pamięta. Chciałabym, żeby inni pamiętali Gustawa tak jak ja. W miesiąc po śmierci Gucia zabrałam się za pisanie książki. Tytuł *Gustaw i ja* urodził się natychmiast i żaden inny nie wydawał mi się stosowny do tego, o czym chciałam pisać. Chciałam w niej i dzięki niej zatrzymać czas, przechować w pamięci czytelników wszystko to, co bezpowrotnie minęło, a było takie ważne i piękne w naszym trwającym trzydzieści dziewięć lat związku. Zanurzyłam się we wspomnieniach. Były tak wyraziste, chronologicznie uporządkowane i żywe, że wręcz domagały się zapisania (2, s. 141).

Wspomnieniowe książki Magdaleny Zawadzkiej są wieloaspektowe. Można je traktować jako kronikę życia teatralnego i filmowego, przede wszystkim w Polsce Ludowej, ale także w III Rzeczypospolitej; są zwierciadłem codzienności PRL-owskiej, wreszcie pokazują Magdalenę Zawadzką prywatnie, odsłaniają jej świat wartości, na ich podstawie można stworzyć szkic do portretu znanej aktorki. Oto przykładowe, bardzo trafne wtrącenie o czasach PRL: „W Londynie poznałam grupę młodych, początkujących angielskich aktorów. Chodziliśmy razem do pubów, na zabawy i spacer. Wiele z nich z braku pracy w swoim zawodzie pracowało, gdzie popadnie: jako kelnerzy, sprzątacze, ekspedientki, opiekunki przedszkolne. Zazdrościli mi stałej pracy w teatrze, propozycji telewizyjnych i filmowych. Nie mogli zrozumieć, dlaczego po nakręceniu kilkunastu filmów, w tym *Pana Wołodyjowskiego* i serialu telewizyjnego *Przygody pana Michała*, oraz ról z wielkiej klasyki światowej [...] mam w kieszeni parę groszy, które oficjalnie pozwolono mi kupić i wywieźć, a paszport będę musiała zwrócić zaraz po powrocie. Polska rzeczywistość była trudna do wytłumaczenia nawet w języku polskim, a co dopiero po angielsku” (2, s. 173).

Wspomnienia Magdaleny Zawadzkiej – co już zostało zasygnalizowane – pokazują osobowość znanej aktorki. Na pytanie: „Czego nauczyło mnie życie?” (2, s. 245) przekornie odpowiada: „Życie nauczyło mnie tego, że jest NAJWAŻNIEJSZE [!]. [...] Ponieważ życie jest najważniejsze, nie lubi, gdy się o nim zapomina w pogoni za celem niewartym tak wielkiego zachodu. Trzeba więc mieć na nie czas, a w tym

⁷ Internetowa Telewizja Piekoszów, *Moda na bibliotekę: Spotkanie z Magdaleną Zawadzką* (październik 2014).

⁸ Podaję sposób oznaczania cytatów z bibliografii podmiotowej: w nawiasie zamieszczam cyfrę przyporządkowaną książce (według powyższego wykazu) oraz numer strony

(1) M. Zawadzka, *Gustaw i ja*, Warszawa 2011;

(2) M. Zawadzka, *Taka jestem i już*, Warszawa 2014.

darowanym życiu zmieścić właściwie wszystko: radość, smutek, miłość, samotność, kontakty międzyludzkie, pracę, odpoczynek, rozwój duchowy i fizyczny, słowem wszystko, w granicach zdrowego rozsądku i sokratesowskiego umiaru” (2, s. 245). Jaki wizerunek Magdaleny Zawadzkiej wyłania się z jej wspomnień? To osoba ciepła, wrażliwa, może trochę sentymentalna, ale przede wszystkim kochająca i kochana. Zawadzka stawia na miłość, dla niej miłość jest wartością. Aktorka wielokrotnie podkreśla, że los zesłał jej na męża wspaniałego mężczyznę, łączące ich uczucie było przeto sprawą priorytetową. Zresztą pozwólmy przemówić samej autorce: „Do tej pory nie zetknęłam się z mężczyzną, który potrafiłby tak prosto i pięknie mówić. Ani przez chwilę nie czułam dzielącej nas [Zawadzka i Holoubka, A.W.] różnicy wieku. Nadawaliśmy i odbieraliśmy na tych samych falach. Wydawało się, że czytamy sobie w myślach. Byłam zupełnie pokonana uczciwością i otwartością uczuć, jaką przejawiał w stosunku do mnie” (2, s. 89). Oto poruszająca sentencja o miłości wymyślona przez Zawadzka: „[...] Tylko miłość liczy się w życiu człowieka. Dzięki niej i z nią można pokonać wszystko” (1, s. 240). Według aktorki-pisarki miłość to podziw dla drugiego człowieka (Gustawa Holoubka nazywa magiem, czarodziejem, hipnotyzerem, legendą, więcej: gigantem sceny; za Piotrem Fronczewskim powtarza, że był „papieżem polskiego teatru” – 1, s. 357), zafascynowanie nim, wspólnota serc i dusz. A oto jeszcze jedno wspomnienie wielkiej miłości: „My [Zawadzka i Holoubek, A.W.] dosłownie zgadujemy swoje myśli. Niepotrzebny nam telefon, którego posiadanie w tym czasie jest zresztą luksusem, bo porozumiewamy się telepatycznie. To samo nas bawi i martwi. Mamy tę samą hierarchię wartości i na szczęście poczucie humoru. Ani przez chwilę nie czuję różnicy wieku. Gustaw jest niemal moim rówieśnikiem, a czasami nawet wydaje mi się, że jest ode mnie młodszy. Miłość nie patrzy w metrykę, trwa poza czasem” (1, s. 32). W jednym z wywiadów Zawadzka, zapytana o to, czy nie bała się poślubić mężczyzny, dla którego miała stać się trzecią żoną, odpowiedziała: „Większość znajomych odradzała mi. Były to obawy, jakie mogłaby mieć pani Dulska: duża różnica wieku, brak mieszkania i tym podobne sprawy. Dla mnie nieistotne. Oczywiście oboje baliśmy się przyszłości, ale siłą dodawała nam wielka miłość. Wiele nas łączyło. W zasadniczych sprawach byliśmy zgodni. Tak samo czuliśmy, mieliśmy taki sam kodeks moralny i poczucie humoru. Ci sami ludzie działali nam na nerwy”⁹. Podczas innej rozmowy Zawadzka podkreśliła, że miała w życiu ogromne szczęście, gdyż mąż odpowiadał jej pod każdym względem, pasował do niej „jak rękawiczka do ręki”¹⁰. Po chwili dodała: „Bazą, z której wychodzę do życia, jest mój dom, moje małżeństwo i wreszcie moje macierzyństwo”¹¹. Jak widać, Zawadzka na pierwszym miejscu stawia miłość, małżeństwo, rodzinę. Owszem, ogromną wartością jest dla niej również praca, ale aktorstwu przyznaje zaszczytne drugie miejsce w swoim życiu. Zresztą aż po dzień dzisiejszy, blisko 10 lat od śmierci Gustawa Holoubka, Zawadzka mówi o nim z ogromnym

⁹ *Gucinku, nie odpuszczaj, walcz. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Dorota Wodecka*, „Gazeta Wyborcza” 2009, nr 125, s. 17.

¹⁰ *Mistrz i Magdalena...*, s. 15.

¹¹ Tamże.

uczuciem, uznaniem, więcej: z dumą, że była żoną giganta sceny i filmu; chlubi się ich wspólnym synem – Janem Holoubkiem, operatorem filmowym, z utęsknieniem oczekuje narodzin wnuczki. Dowodem głębokiej więzi, miłości łączącej małżeństwo Holoubków świadczy również fakt, że Magdalena Zawadzka wciąż pozostaje menedżerem swego nieżyjącego męża, zabiega o należny mu szacunek i dobrą pamięć. Trzeba w tym miejscu przypomnieć sytuację z 2013 roku, gdy Teatr Dramatyczny w Warszawie, którym Holoubek kierował przez wiele lat, przestał nosić imię swego mistrza. Zawadzka, wyraźnie zawiedziona, rozczarowana tym faktem, zwłaszcza, że wszystko odbyło się skrycie, bez porozumienia z nią, powiedziała: „Rozpoczęłam samotną walkę o pamięć wybitnego aktora i człowieka kultury, bo jestem mu to winna. Tacy artyści nie rodzą się często”¹².

Tworząc szkic do portretu Magdaleny Zawadzkiej na podstawie jej książek wspomnieniowych, trzeba raz jeszcze podkreślić, że aktorka jest bardzo rodzinna; jednak (i to przysłowiowa łyżka dziegciu dodana do beczki miodu) o swoim mężu mówi zbyt patetycznie, idealizuje go. Wcześniej cytowaliśmy fragment, w których podkreślała, iż nie chce dla swego męża ująć „pomnikowych” (1, s. 357); tymczasem sama współtworzy taki jego wizerunek; rozbudowuje legendę o Gustawie Holoubku. Pod piórem Magdaleny Zawadzkiej Holoubek trochę przestaje być człowiekiem z krwi i kości, wydaje się być kimś zupełnie pozbawionym wad. Nie odmawiając mu geniuszu aktorskiego i reżyserskiego, dla odbrązowienia, uprawdopodobnienia wizerunku Holoubka, aktorka mogłaby chociaż wspomnieć o socrealistycznych epizodach w jego biografii (rola F. Dzierżyńskiego w filmie Wandy Jakubowskiej *Żołnierze zwycięstwa*), mogłaby choćby nadmienić o nie do końca dobrych relacjach z dorastającymi córkami (zwłaszcza z młodszą – Magdaleną) czy wcześniejszymi żonami.

Ze wspomnień Zawadzkiej jasno wynika, że dla aktorki ogromną wartością jest praca, dająca poczucie spełnienia, dostarczająca wiele satysfakcji. Zawadzka podkreśla, że aktorstwo zawsze było jej pasją; z dumą stwierdza, że grała w wielkim repertuarze – klasycznym i romantycznym, występowała na deskach najlepszych warszawskich teatrów – Dramatycznego, Polskiego i Ateneum. Współpracowała z wybitnymi reżyserami – Kazimierzem Dejmkiem, Gustawem Holoubkiem, Witoldem Zatorskim, wspomnianymi już Antczakiem i Hoffmanem. Pięknie o swojej pracy-pasji Zawadzka pisze nie tylko w zajmujących nas książkach, ale również mówi w rozlicznych wywiadach. Oto przykładowy fragment rozmowy: „Gdybym ten zestaw ról zagrała w krajach, gdzie liczy się talent i dorobek aktora, mogłabym istotnie mówić o sukcesie. [...] Powiem [...] tak: Mam osobistą satysfakcję, ponieważ byłam obsadzana w ciekawych rolach. I musiałam chyba osiągać pozytywne rezultaty, skoro powierzano mi następne, coraz trudniejsze zadania”¹³.

W świetle wspomnień można śmiało powiedzieć o Magdalenie Zawadzkiej, że jest ciekawą osobowością, ma naprawdę wiele pasji, co ważne – stara się realizować

¹² *Dramatyczny już nie Holoubka. Z Magdaleną Zawadzką, wdową po Gustawie Holoubku, rozmawia Jolanta Gajda-Zadworna*, „W Sieci” 2013, nr 50, s. 73.

¹³ Tamże.

marzenia. Drugą – obok aktorstwa – pasją Zawadzkiej są podróże. Aktorka podkreśla, że świat, przyroda, obce lądy i kultury, najpierw poznawane z książek oraz z opowieści ojca pracującego jako makler w Żegludze Morskiej w Szczecinie – zawsze ją fascynowały. Część poświęconą rozlicznym podróżom otwiera następujące wyznaczenie: „Podróże od najmłodszych lat były moim marzeniem. [...] Mogłam godzinami słuchać opowieści o podróżach wokół lądów, które znałam tylko z książek i atlasu. Już same ich nazwy budziły emocje” (2, s. 161). Autorka widziała wiele cudów przyrody, m.in. norweskie fiordy, lodowce Alaski; podziwiała Indie wraz ze słynnym grobowcem Tadž Mahal, Australię, Grecję, Bejrut, Damaszek, Wielką Brytanię; do USA wybrała się na „starym, dobrym Batorym” (2, s. 163). Wraz z kabaretem „Pod Egidą” była w RPA. Z wielkim przejęciem opowiada o pobycie na Przylądku Dobrej Nadziei: „Nareszcie spełniło się moje marzenie. Stałam na końcu świata, na najdalej wysuniętym skrawku Przylądku Dobrej Nadziei. Za mną skały przylądka, a przede mną stykające się wody dwóch Oceanów – Atlantyckiego i Indyjskiego, i koniec ziemi! Takich wzruszeń nie da się niczym zastąpić” (2, s. 204).

I jeszcze wrażenia z Islandii, gdzie skały ukształtowane są na wzór instrumentu muzycznego, ściślej: organów: „Podczas jazdy w stronę południowego wybrzeża podziwiamy piękne lodowce, rzeki i wodospady, ukształtowane z bazaltowych skał. Zachwycają różnorodnością form. Niektóre wyglądają jak wielkie kościelne organy. Podobne <organowe> kształty mają nadmorskie klify na czarnych wulkanicznych plażach” (2, s. 234).

Portret Magdaleny Zawadzkiej staje się pełniejszy dzięki felietonom, włączonym do ostatniego tomu wspomnień, wcześniej – o czym była mowa – drukowanym na łamach „Kobiety i Stylu”. Felietony pochodzą z połowy i końca lat 90., obnażają ciemne strony współczesności i – pomimo upływu lat – o czym autorka mówi z pewnym zażenowaniem, więcej: smutkiem, niestety nie straciły na aktualności. Oto ważny fragment rozmowy z Zawadzką: „[...] Felietony są dla mnie rodzajem terapii, rekompensatą za głupotę, z jaką się stykam. Nazywam to brutalnie głupotą. [...] We mnie jest tyle wątpliwości, wynikających z obserwacji świata, który mnie otacza. Jest tyle spraw, które mnie obchodzą, denerwują, czasami złością i bolą. Dlatego piszę. [...] Pisanie tych felietonów jest wentylem, rodzajem upustu, może nawet wyżyciem intelektualnym, o które nikt mnie nie podejrzewa”¹⁴. Co zatem denerwuje Magdaleny Zawadzką w naszej codzienności? Wachlarz trudnych problemów jest naprawdę duży; aktorkę-pisarkę irytuje przede wszystkim biurokracja (*Gdzie tu logika?*), hałas (*Cena ciszy*), muzyka disco polo (*Upiorne disco polo*), wszechpotężny kult ciała i młodości (*95 godzin na dobę*, *Stary człowiek i baba*, *Kij w mrowisko*), zamiana płci (*Muszkietier czy markiza*), upadek dobrych manier (*Brudny jest ten świat*) i zanik wartości (*Zaszczyt czy obelga*), brak troski o środowisko naturalne (*Brudny jest ten świat*). W wielu felietonach Zawadzka ubolewa nad stanem współczesnej polszczyzny, nad postępującą w galopującym tempie degradacją języka. Żałuje, że „słowa [...] nie tylko straciły wartość, ale często nabrały odwrotnego wręcz sensu. Najlepszym przykładem są publiczne deklaracje ludzi stojących u władzy i podejrzliwość tych,

¹⁴ Tamże.

którzy boją się uwierzyć w to, co słyszą, żeby znowu nie czuć się oszukany” (2, s. 340). Zawadzka z rozczarowaniem, więcej: goryczą, stwierdza, że – niestety – brakuje odpowiedzialności za słowo. Piękna, poprawna polszczyzna jest dla znanej aktorki ogromną wartością, niestety – powoli spychaną do lamusa. W felietonie *Terapia szokowa* Zawadzka wylicza błędy językowe, które na dobre zadomowiły się w mediach, filmie; stały się nawykiem polityków, dziennikarzy. Rażą ją tautologie (np. „cofnąć się do tyłu”, „kontynuować dalej”, „tydzień czasu”), nadużywanie przysłowka „dokładnie”, najczęściej jako zastępnika zaimka „tak”, niewłaściwe akcentowanie wyrazów (brak przycisku proparoksytonicznego w formach czasownikowych oraz w rzeczownikach o zakończeniu –ika, -yka), rozpowszechnianie niepoprawnych form czasownikowych typu „włączam”, „wziąć”. We wspomnianym felietonie Zawadzka apeluje: „Mowa jest [...] naszą wizytówką. Wyraża nie tylko nasze myśli i uczucia, ale właściwie po sposobie mówienia można dowiedzieć się o nas prawie wszystkiego. Dlatego nieumiejętność poprawnego wysłowienia się, nawet przy zasobie dużej wiedzy, staje się kalectwem, barierą nie do pokonania w porozumiewaniu się” (2, s. 341). Nie tylko w książkach-wspomnieniach, ale również przy innych okazjach Zawadzka ubolewa z powodu upadku polszczyzny i kultury wysokiej: „Świat kultury ucieka od metafory w ekshibicjonizm, naturalizm, okrucieństwo i chamstwo. Następuje degradacja wyższych uczuć na rzecz instynktów. Obala się wszelkie tabu, żeby zaszokować i w ten sposób uatrakcyjnić widowisko. [...] Media powinny dawać przykład, proponując świetny gust i wysoki poziom tego, co oglądamy, słyszymy i czytamy. [...] Tymczasem zamiast misji mamy tandetę. Przykładem jest chociażby degradacja polskiego języka, wulgaryzmy, ordynarny ton, niechlujstwo i dziwolągi typu <powierzchnia eventowa>”¹⁵. W felietonach Zawadzka z ogromną determinacją broni kultury elitarniej przed zalewem tego, co masowe, ludyczne. Stawia mocną tezę: „Nie dbając o rozwój kultury wysokiej, jako naród nie mamy przed sobą przyszłości” (2, s. 303). Zaleca, by powrócić do klasyki w teatrze, filmie, muzyce, a nawet modzie. W tej ostatniej kwestii wypowiada się bardzo zdecydowanie: „Czy mogą dodać wdzięku w ruchach ciężkie buciory na zelówie typu traktor? Jaka kobiecość przebije się przez poroziągane swetrzyska, bezkształtne portki, tatuaże na ciele, ordynarne przekleństwa i zachowanie?” (2, s. 266).

Magdalena Zawadzka nie zgadza się na panujący współcześnie dyktat wiecznej młodości i szczupłej sylwetki. Z ironią powiada, że kobieta podążająca za poradami z tzw. czasopism kobiecych „zużywa na swoje potrzeby dziewięćdziesiąt pięć godzin na dobę” (2, s. 258).

Felietony Zawadzkiej pokazują, że ma ona poczucie humoru oraz lekkie, sprawne pióro. Pisze ze swadą, ale i z przekorą, hołduje zasadzie, która przyświecała Ignacemu Krasickiemu: „śmiejch [...] może być nauką, kiedy się z przywar nie z osób natrzasa”. Dla przykładu weźmy felieton *Modern talking Anno Domini 2014*, zapisany fonetycznie, miejscami przypominający kolaż, dedykowany „Miszczom [!] Mowy Polskiej” (2, s. 348). To tekst, do którego autorka włączyła cytaty bądź parafrazy wypowiedzi

¹⁵ Na tym polega perwersja. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Kamila Łapicka, „W Sieci” 2015, nr 9, s. 59.

osób publicznych. Posłuchajmy chociaż fragmentu tego udanego felietonu-kolażu: „Chuj [!], dupa i kamieni kupa. Ła! Hardkor, ale trzeba przyznać, że lapidarny i po mistrzowsku zrymowany. Nie dziwota, bo powiedział to taki jeden u władzy, co to ma nazwisko po naszym nobliście z literatury. [...] Onegdaj jeden taki z sejmu, swój chłop, opalony i odpicowany jak stróż w Boże Ciało, zapowiedział, że nie będzie tu wersalu. I dotrzymał słowa” (2, s. 347).

Na koniec – jako podsumowanie – spróbujmy odpowiedzieć na pytanie, jaka jest Magdalena Zawadzka, jaki portret własny skreśliła w felietonach i wspomnieniach, jakie świadectwo wystawiła sobie samej? Zawadzka wydaje się przede wszystkim kobietą szczęśliwą, spełnioną, zarówno w życiu osobistym, jak i zawodowym. Żyła przy boku dobrego człowieka i utalentowanego artysty, mistrza sceny (często mówi o nim w sposób zbyt egzaltowany); jako aktorka odniosła sukces, stworzyła niezapomniane kreacje, które gwarantują jej stałe miejsce w kulturze. Zawadzka hołduje tradycyjnym wartościom, jest konserwatystką. Na pierwszym miejscu stawia miłość, małżeństwo i rodzinę. Mąż i syn to dwie najważniejsze osoby w jej życiu. Aktorka z przejęciem mówi nie tylko o pracy zawodowej, ale również licznych podróżach, przez co podkreśla wagę pasji, osobistej realizacji w życiu każdego człowieka. Felietony Zawadzkiej są głosem sprzeciwu wobec współczesności, wobec takich negatywnych zjawisk jak dominacja kultury popularnej nad wysokoartystyczną, degradacja polszczyzny, zanieczyszczanie jej wulgaryzmami czy makaronizmami, odejście od tradycyjnych norm, reguł, zachowań właściwych obu płciom, zanieczyszczanie środowiska. Zawadzka domaga się, by nie nadużywać eufemizmów, zło nazywać dobitnie, zgodnie ze stanem faktycznym. Na koniec posłuchajmy smutnej refleksji Magdaleny Zawadzkiej o dokonującym się na naszych oczach upadku wartości: „Coraz mniej wśród nas ludzi, których dane słowo gwarantuje absolutną pewność, że osoba ta nie sprzeniewierzy się, nie zawiedzie, nie oszuka. Słowo honoru powinno znaczyć więcej niż pisemne zapewnienia. [...] Dziś mało kto przestrzega honorowych reguł gry, sam nie czuje się dotknięty na honorze ani nie przejmuje się zranieniem honoru drugiego człowieka. W związku z tym rzadkością są dymisje ludzi skorumpowanych. To samo dotyczy lojalności” (2, s. 335).

Bibliografia

- Dla niego. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Dorota Buchwald*, „Notatnik Teatralny” 2009, nr 52/53, s. 209–217.
- Dramatyczny już nie Holoubka. Z Magdaleną Zawadzką, wdową po Gustawie Holoubku, rozmawia Jolanta Gajda-Zadworna*, „W Sieci” 2013, nr 50, s. 72–73.
- Gucinku, nie odpuszczaj, walcz. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Dorota Wodecka*, „Gazeta Wyborcza” 2009, nr 125, s. 16–17.
- Internetowa Telewizja Piekoszków, *Moda na bibliotekę: Spotkanie z Magdaleną Zawadzką* (październik 2014).
- Kocham Warszawę. Z Magdaleną Zawadzką, aktorką, rozmawia Krzysztof Lubczyński*, „Głos Nauczycielski” 2012, nr 3, s. 14.

- Krajewski Marek, *Kultury kultury popularnej*, Poznań 2003.
- Magusiu, aż tyle napisałaś. Z Magdaleną Zawadzką o sztuce bycia szczęśliwym rozmawia Ryszarda Wojciechowska*, „Polska” 2013, nr 50, s. 8–9.
- Mistrz i Magdalena. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Jadwiga Polanowska*, „Przegląd Tygodniowy” 1998, nr 48, s. 15–16.
- Mody w kulturze i literaturze popularnej*, pod red. S. Buryły, L. Gąsowskiej, D. Ossowskiej, Kraków 2011.
- Na tym polega perwersja. Z Magdaleną Zawadzką rozmawia Kamila Łapicka*, „W Sieci” 2015, nr 9, s. 58–59.
- Zawadzka Magdalena, *Gustaw i ja*, Warszawa 2011.
- Zawadzka Magdalena, *Kij w mrowisko*, Warszawa 1999.
- Zawadzka Magdalena, *Taka jestem i już*, Warszawa 2014.

Abstract

Sketch to the portrait of Magdalena Zawadzka (based on her feuilletons and memories)

In recent years, the famous theater and film actress Magdalena Zawadzka has published a collection of feuilletons *Kij w mrowisko* [Set a cat among the pigeons] and memories *Gustaw i ja* [Gustav and I] and *Taka jestem i już* [That's how I am]. These items are not only the mirror of the Polish People's Republic, moreover there are also the cronicle of artistic life in Poland, they allow to sketch a portrait of Magdalena Zawadzka. This article is an attempt to make the portrait of Magdalena Zawadzka based on her books. The actress raises the importance of true love (her long marriage with older Gustav Holoubek – there are no limits, even age), points the need to realize her vocation and passion (for her the first is acting, the second – travelling). Zawadzka points out the value of family, friendship. In feuilletons she laments on the current collapse of values; she counters the mighty cult of body and youth. She protects values of high culture.

Key words

Magdalena Zawadzka, popular culture, memory book, feuilleton

Paradygmaty antropologii ciała w *Pamiętnikach* Jana Chryzostoma Paska. Dyskurs wojenny i kulturowy

Wstęp

Badania naukowe *Pamiętników* Jana Chryzostoma Paska koncentrowały się dotychczas na ukazaniu fenomenu autora jako kronikarza epoki, gawędziarza posiadającego nieprzeciętny talent pisarski, typowego sarmaty XVII-wiecznego, reprezentującego mentalność i kulturę warstwy szlacheckiej, żołnierza zdobywającego doświadczenie na polach bitewnych Europy oraz ziemianina zaabsorbowanego zajęciami gospodarskimi. Analizowano historyczną wiarygodność jego przekazu, dobór i selekcję faktów, element fikcyjności, język, styl, ukazany w tekście obraz życia codziennego, problemy polityczne, społeczne, obyczajowe i religijne epoki. Podkreślano związki autora z ziemią rodzinną, opisywano jego wyprawę do Danii. Porównywano dzieło ubogiego szlachcica mazowieckiego z innymi pamiętnikami epoki, by wykazać jego kunszt narratorski¹.

Wśród bogatej literatury przedmiotu brak dotychczas ujęć kulturoznawczych, związanych z prężnie ostatnio rozwijającym się nurtem badań antropologii ciała². Zbigniew Libera pisze: „Ciało przestało być marginalnym i okazjonalnym tematem

¹ Zob.: Jan Chryzostom Pasek, *Pamiętniki*, wstęp i objaśnienia Władysław Czaplński, Wrocław 1968 – wszystkie cytaty przytaczam za tym wydaniem; Jadwiga Rytel, „*Pamiętniki*” Paska na tle pamiętnikarstwa staropolskiego. Szkic z dziejów prozy narracyjnej, Wrocław 1962; Jan Chryzostom Pasek jako kronikarz XVII wieku. Materiały z sesji popularnonaukowej. Rawa Mazowiecka 28 czerwca 1987, red. Andrzej Wyrobisz, Rawa Mazowiecka 1987; Patrycja Gawliczek, *Sarmatyzm a współczesność na kanwie Pamiętników Jana Chryzostoma Paska*, Opole 2014; Dariusz Chemperek, *Pasek w Danii: literackie i kulturoznawcze jakości „Pamiętników”*, „*Studia Filologiczne*” 2 (2001), s. 67–76; *O języku i stylu „Pamiętników” Jana Chryzostoma Paska*, wybór i oprac. Halina Rybicka-Nowacka, Warszawa 1989.

² Zob.: *Antropologia ciała. Zagadnienia i wybór tekstów*, red. Małgorzata Szpakowska, Warszawa 2008; *Doświadczone, opisywane, symboliczne. Ciało w dyskursach kulturowych*, red. K. Łeńska-Bąk, M. Sztandara, Opole 2008; Tadeusz Chrzanowski, *Ciało sarmackie*, [w:] idem, *Wędrowki po Sarmacji europejskiej. Eseje o sztuce i kulturze staropolskiej*, Kraków 1988, s. 224–251; Małgorzata Krzysztofik, *XVII-wieczny model antropologii ciała w Kazaniu umarłych do żywych (1650) Eleuterego Zielejewicza*, „*Studia Wschodniosłowiańskie*” (13) 2013, s. 249–267; Ireneusz Szczukowski, *Ciało w badaniach nad polską literaturą dawną*, „*Litteraria Copernicana*” 1(9)2012, red. Paweł Bohuszewicz, Ireneusz Szczukowski, s. 9–21.

badania, a stało się jednym z centralnych, najczęściej poruszanych problemów w ramach różnych dyscyplin szczegółowych³. Ciało ludzkie, jak powszechnie wiadomo, jest podstawową kategorią każdej kultury. Jako produkt społeczeństwa, wyraz ekspresji i nośnik międzyludzkich relacji, stanowi wypadkową zależności między ograniczeniami natury a naciskami kulturowymi. Warto postawić pytanie o kształt antropologii ciała w *Pamiętnikach*, ponieważ prezentują one mentalność typową dla warstwy szlacheckiej XVII wieku, wszak Pasek „był przeciętnym szlachcicem o losach nie odbiegających od kolei życia wielu innych członków tej warstwy; to samo można powiedzieć i o światopoglądzie Jana Chryzostoma Paska”⁴. Analiza cielesności ukazanej w tekście odsłania ukryte, niepisane normy i paradygmaty ikonicznej matrycy dyskursu somatycznego w dobie baroku.

Zdaniem Zbigniewa Libery „Každy typ społeczeństwa wytwarza własne typy ciała. Na własną miarę tworzy praktyki dyskursywne i niedyskursywne, które inwestuje w ciało, przez co staje się ono mniej naturalne”⁵. W niniejszej publikacji, stanowiącej przyczynek do refleksji o XVII-wiecznej antropologii ciała, poszukam odpowiedzi na pytanie, w jakie dyskursy wpisuje się myśl Paska o ludzkim ciele, a następnie analizie poddam dyskurs wojenny i kulturowy. Mam nadzieję, że zaproponowany tu kierunek interpretacji staropolskiej prozy pamiętnikarskiej doczeka się kontynuacji w środowisku naukowym.

Dyskursy somatyczne w *Pamiętnikach* Paska

Jan Chryzostom Pasek – genialny gawędziarz, nieświadomy własnego nieprzeciętnego talentu, był żołnierzem patriotą, walczącym na wielu polach bitewnych, a zarazem piniaczem, zawadiaką, kłótnikiem, pijakiem, awanturnikiem oskarżonym o morderstwo i skazanym na banicję. Dyskursy somatyczne w jego *Pamiętnikach* wiążą się ściśle, co jest zrozumiałe, zarówno z biografią samego autora, jak i kulturą doby baroku. Typowe dla niego standardy myślenia przejawiają się w kulcie wojska i wodza, miłości ojczyzny, przywiązaniu do króla, umiłowaniu ziemi rodzinnej, megalomanii, ksenofobii oraz fanatyzmie religijnym połączonym z zabobonnością. Biografia przeciętnego szlachcica – żołnierza, a następnie gospodarza, determinuje kształt refleksji o ciele, wpisując ją w kilka porządków dyskursów: przede wszystkim wojenny i kulturowy, ale także medyczny (ciało chore), modowy (ciało ubrane, ubiór), kulinarny (spożywanie posiłków), psychologiczny (somatyczne reakcje emocjonalne). W refleksji narratora na plan główny wysuwa się dyskurs wojenny oraz kulturowy, dlatego staną się one przedmiotem interpretacji w niniejszym artykule. Dyskurs wojenny ukażę w dwóch aspektach (ciało w walce, ciało pokonane), dyskurs kulturowy zanalizuję w odniesieniu do ciała ukaranego oraz kategorii nagości. Z

³ Z. Libera, *Antropologia ciała*, [w:] *Doświadczone, opisywane, symboliczne...*, s. 14.

⁴ Janusz Tazbir, *Pasek jako kronikarz XVII wieku*, [w:] *Jan Chryzostom Pasek jako kronikarz XVII wieku...*, s. 3.

⁵ Z. Libera, *op. cit.*, s. 21.

uwagi na szczupłość miejsca pozostałym dyskursom (medyczny, modowy, kulinarny, psychologiczny) poświęcę osobną publikację.

Ciało w walce: ekspresja witalności i ruchu

Refleksja XVII-wiecznego pamiętnikarza o ciele na tle całości utworu jawi się jako marginalna, przypadkowa, dla samego autora drugorzędna bądź nieistotna wobec rangi poruszanych tematów. Pasek nie daje czytelnikom szczegółowej charakterystyki wyglądu zewnętrznego opisywanych postaci, ale jedynie notuje lakoniczne wzmianki dotyczące głównie ciała mężczyźn. Np. o poruczniku Krzywieckim pisze: „mężczyzna pewnie urody pięknej i okazałej” (s. 180), Kazimierza Żeromskiego, porucznika chorągwi husarskiej charakteryzuje słowami: „urody bardzo pięknej, wzrostu średniego, młody, w lat nie doszło czterdziestu, broda do pasa czarnusieńka” (s. 288), u chorągwi bojarskich zauważa długie brody „Spojrzawszy na owe ich brody, to się to tak jakaś reprezentuje *maiestas*, jakby się na panów ojców porwał” (s. 157). Jako żołnierz, z pogardą odnosi się do eleganckich ruchów ciała ewokowanych w tańcu, ponieważ stanowią one w jego wizji świata przejaw braku rycerskości: „Insza to, słuchając wdzięcznej melodyjnej uczyć się baletów⁶, tańców, szykując podkasałe nóżki jako z rejestru⁷, a insza słuchać klangoru⁸ marsowej kapele; insza rozlewać słodkie likwory, insza rozlewać krew” (s. 211). Wartościami somatycznymi, które go fascynują, są: witalność, siła, szybkość i sprawność fizyczna. Widzimy je głównie w licznych opisach ciała męskiego w czasie wojen, bitew, potyczek, podchodów, pojedynków. Typowa dla Paska optyka narracyjna prezentuje przed oczyma czytelnika migawkowe ujęcia, dające wrażenie gwałtowności, bezładu, chaosu. Opis walki ukazuje ciała wojowników w nieprzewidywalnej sekwencji ekspresyjnych, brawurowych gestów:

Ciąnem go w ramię [...] Domogłem się⁹ go; znowu go w oko zajadę [...] Tnę go przez czoło [...]. Szablę mi podaje, a z konia leci. [...] wyciąnem go płazą przez plecy (s. 133).

A ten drugi, młody, za krark mię [...]. Ja za tę rękę, co trzymał szablę, uchwyciłem go lewą ręką zaraz wtenczas, kiedy mię porwał za kark, i tak wodziemy się właśnie, kiedy owo się dwaj jastrzębie zwiążą. [...] Ja też nie chciałem puścić” [...] ciąn go tedy Jakubowski w kark, spadł (s. 152–3).

Plecy, ramię, oko, czoło, kark to fragmenty ciał uchwyconych w ruchu, których opis nasuwa skojarzenia z malarstwem historycznym prezentującym sceny batalistyczne. Pamiętnikarz ma plastyczną wyobraźnię, dzięki czemu z pasją przedstawia gwałtowne gesty i migawkowe ruchy. W somatycznym dyskursie wojennym, nieustannie

⁶ Kapreole – skoki taneczne.

⁷ Jako z rejestru – jak wypada wedle nut.

⁸ Klangor – dźwięk.

⁹ Domogłem się – dopadłem.

wystawiającym człowieka na niebezpieczeństwo, oscylującym na granicy życia i śmierci, liczy się zręczność, szybkość, brawura, agresywność. Ciała walczących prezentowane są w ruchu horyzontalnym oraz wertykalnym: w chaosie walki upadają, skaczą, podskakują, biegną, zwierają się, chwytają, ciągną, szarpią, wyrrywają się, uciekają. Sceny bitewne jak w kalejdoskopie w zawrotnym tempie zmieniają ułożenie ciał:

Skoczą na nas, dadzą ognia gęsto z pistoletów i bandoletów, natrą blisko, szereg na szereg [...]. Ten, co się ze mną zwarł, uchwycił się łęku, znać, że był postrzelony; dragan się wysunawszy, ciał szablą w kark, spadł (s. 260).

Towarzysz poleciał do góry od kulbaki, wyżej niżli na trzy łokcie, a nic mu (s. 130).

Wojna narzuca potrzebę posiadania ciała o nieprzećiętej sprawności fizycznej, żywotnego, wytrzymałego, odpornego na trudy, krzepkiego, zdrowego. Sztuka i technika batalistyczna kształtuje typy somatyczne charakteryzujące się walecznością, brutalnością, impulsywnością i gwałtownością. Wigor cielesny stanowi synonim potęgi prowadzącej do zwycięstwa. Uaktywnia się mroczna strona ludzkiej cielesności, ponieważ stawką walki jest wartość nadrzędna – ratowanie życia własnego kosztem śmierci wroga. Fascynacja żywiołem bitwy usuwa na plan dalszy uczucie strachu. Czytelnik odnosi wrażenie, że Pasek nie boi się niczego, co z pewnością jest zabiegiem autokreacji pamiętnikarza, ale wiąże się też z dyskursem religijnym. Autor jest przekonany, że nad całym chaosem i gmatwaniną bitwy panuje Bóg, który stanowi najwyższą, ostateczną instancję odwoławczą decydującą o losie człowieka:

Pan Bóg obronił od śmierci, kogo miał obronić; wyrzuciły prochy pana Bobołę, szlachcica tamecznego, i z koniem aż za Wisłę na drugą stronę, a przecię zdrowy został. I teraz strzelaliście gęsto, a niewieleście nabili Polaków – czemuż? Bo ich aniołowie strzegą, a was czarni [...]. Miły Boże, jakie to sprawiedliwe sądy Twoje (s. 34).

Kolejna odsłona wojennego dyskursu somatycznego ukazuje ciało pokrwawione, ranne, zmasakrowane, postrzelone, pokaleczone. Krew leje się często i obficie. O starych żołnierzach, Janie Rubieszowskim i Janie Wojnowskim czytamy: „obudwu porąbano i rapirami pokłuto, za umarłych na placu zostawiono” (s. 105); o Franciszku Lanckorońskim: „W tym szturmie ustrzelono nogę lewą odważnemu stawającemu kawalerowi” (s. 518). O sobie pamiętnikarz pisze: „mnie trochę śluzem [postrzelono – M. K.] w lewy ud, alem tego nie czuł, aż po wszystkim” (s. 261). Huk armat odbiera wojownikom słuch:

Pod Woyniłowiczem konia zabito i głuchych gwałt narobiono, bo owe bliskie pod armaty podsadzanie *causavit*¹⁰, że ów huk i srogi impet szkodził słuchowi; i mnie samemu więcej niż trzy miesiące w głowie szumiało jak w browarze (s. 154).

¹⁰ *Causavit* – sprawiło.

Makabra wojny zmienia próg wrażliwości emocjonalnej – zakrwawione ciało żołnierza, który walczy w imię miłości ojczyzny, nie budzi obrzydzenia, odrazy czy lęku, ale stanowi powód do chluby. Pasek bezpośrednio po bitwie służy do Mszy św.:

Klęknąłem ks. Piekarskiemu służyć do Mszej; ujużony¹¹ ubieram księdza, aż Wojewoda rzecze: „Panie bracie, przynajmniej ręce umyć”. Odpowie ksiądz: „Nie wadzi to nic, nie brzydzi się Bóg krwią rozlaną dla Imienia Swego (s. 35).

Dokonuje się znamienne przesunięcie optyki somatycznej ze sfery *profanum* w sferę *sacrum*. To co nieczyste (brudne, zakrwawione ciało) pod pewnymi względami staje się nie tylko czyste, ale też święte. Jawi się jako demonstracja waleczności, patriotyzmu, religijności. Sakralizacja ciała ściśle łączy dyskurs wojenny z religijnym.

Ciało pokonane, czyli trup

Paradygmaty dyskursu wojennego nakazują walczącym całkowitą obojętność i brak współczucia dla pokonanych, co uwidacznia się również w odniesieniu do sfery somatycznej. Pamiętnikarz targuje się z innymi o ścięcie bezbronno go jeńca. Zależy im jedynie na zdjęciu pięknych ubrań z wroga, by się nie pokrwawiły (s. 30). Pola walki pełne są konających, których dobija się bez cienia litości, a następnie okrada oraz bezcześci ich zwłoki:

Trup na trupie leży na kupie (s. 158). Rąbanina sroga, trupi lecą (s. 171).

Trup na trupie padł; a do tego owa brzezina na pagórku była, to tak krew lała się stamtąd strumieniem, właśnie jak owo po walnym deszczu woda (s. 137).

Dopieroż bitwa tęga, trupa leci dosyć. Moskwa nazad obwodem, a my tu przycieramy; tym bardziej trup leci (s. 154).

Owego zaś brodę, na ziemi leżącego, bo jeszcze żyw był, przebił towarzysz sztychem. Chciał do niego z konia zsieść, obmacać mu kieszenie (s. 152).

Ciało pokonanego w Paskowym języku opisu nie jest już ciałem, ale zyskuje pogardliwe miano trupa. Bezradny, całkowicie bezbronny, ostatecznie upokorzony, martwy człowiek nie ma prawa do godności. Triumf zwycięzcy objawia się w brutalnych gestach pogardy. Poległym nie należy się szacunek, z jakim w pokojowych warunkach otacza się zmarłych. Groza i majestat śmierci ustępuje chciwości – chłopcy rozpruwają zwłoki Szwedów, by szukać w nich połkniętych monet:

Zbierając chłopcy zdobycy na poboju, nadeszli jednego trupa tłustego z brzuchem, okrutnie szablą rozciętym, tak że *intestina*¹² z niego wyszły. Więc, że kiszka przecięta

¹¹ Ujużony – okrwawiony.

¹² *Intestina* – wnętrzności.

była, obaczył jeden czerwony złoty; dalej szukając, znalazł więcej: dopieroż inszych pruć, tak i znajdowali miejscami złoto, miejscem też błoto (s. 6).

Z trupem można zrobić wszystko, o czym pomyśli wychowana na okrutnych prawach wojny zwyrodniała fantazja. Nie istnieją nakazy i zakazy moralne respektowane w czasie pokoju, nie panują żadne normy czy ograniczenia. Zmasakrowane zwłoki wroga sytuują się w obszarach sensów takich jak: upokorzenie, poniżenie, hańba. Ciało ostatecznie pokonane staje się przedmiotem, nad którym można dokonywać popisów siły, by zaspokajać najgorsze, prymitywne, żalosne instynkty poczucia władzy. Triumf spektakularnego widowiska poraża barbarzyńskim okrucieństwem:

Niemcy zaś żywcem nic nie brali, ale zabijali *crudelissime*¹³. Nawet i po śmierci z nimi cuda robili: włoczyli, pasy z nich darli, rzemień na potrzeby z tych pasów wykręcali; jak trzeciego dnia po bitwie, to już z trudnością było obaczyć Turczyzna na pobojowisku z całymi plecami (s. 513).

Ciała zabitych można użyć tak samo, jak używa się rzeczy. Nie przynależą one do porządku *sacrum*, właściwego majestatowi spraw ostatecznych, ale stają się manifestacją *profanum*. Zamiast spać po bitwie na twardej ziemi, pijany Pasek wraz z towarzyszem broni robi sobie wygodną ‘poduszkę’ ze zwłok tłustego Moskala:

Służył z nami Kaczewski, Radomianin, wielki przechera, i mówi: „Panie Janie, co mamy pięść pod głowę kłaść? Układźmy się miasto poduszki na tym Moskalu!” A leżał blisko tłusty Moskal zastrzelony. Ja tedy mówię: „Dobrze, dla kompanijej”. – On tedy z jednej strony, ja z drugą położyliśmy głowy i takieśmy zasnęli (s. 128–129).

Trup w pamiętnikarzu nie budzi odrazy czy obrzydzenia, natomiast posiada konkretną wartość użytkową. Somatyczny dyskurs wojenny także i tym razem przesuwa progi wrażliwości. Martwe ciało po prostu może się do czegoś przydać. Następuje odwrócenie zasad i standardów obyczajowych obowiązujących w czasie pokoju, związanych z szacunkiem dla zmarłego. Zachowania te wiążą się z potrzebą demonstracji siły, władzy, zwycięstwa, wymierzaniem sprawiedliwości czy powetowaniem doznanych krzywd, a także brawurą.

Ten sam pamiętnikarz w zgoła odmienny sposób pisze o ciałach dwóch królów sprowadzonych do Krakowa na uroczysty pogrzeb:

Do Krakowa przywieziono króla ciało, Michała; przywieziono też i Kazimierza ze Francyjej [...]. Był tedy pogrzeb obudwu razem królów na zamku krakowskim dnia 31 stycznia; obudwu trumny, pole siebie stojące, na jednym wozie wieziono, obudwu na jednym katafalku wedle siebie postawiono, ceremonije spolne odprawiano (s. 465–466).

Nagminnie wypowiedane słowo ‘trup’ w relacji Paskowej ustępuje miejsca słowom ‘ciało’, ‘kości’. Okazały pogrzeb, należny władcom, stanowi unaocznienie świętości oraz powagi śmierci. Zwłoki królów Michała Korybuta Wiśniowieckiego i Jana Kazimierza, przynależące do dyskursu władzy, związane ze splendorem i czcią na-

¹³ *Crudelissime* – bardzo okrutnie.

leżną majestatowi najwyższego urzędu w Rzeczypospolitej, sytuują się w obszarach *sacrum*. Wpisane są w ikoniczne matryce dyskursu kulturowego związane ze czcią, szacunkiem, powagą, podziwem, respektem, hołdem. Piero Camporesi, analizujący kulturowe podejście do śmierci, słusznie zauważa: „Zaskakuje jednak ambiwalencja martwego ciała, podwójne spojrzenie i podwójna wrażliwość, z jaką bada się trupa, odmienny użytek, jaki z fizycznego rozpadu można uczynić w ramach jednej i tej samej kultury”¹⁴.

Ciało ukarane, kara cielesna

Kolejny aspekt antropologii ciała wiąże się w *Pamiętnikach* z karą i karaniem za różne przewinienia. Pasek często sam wymierza innym sprawiedliwość, siłą egzekwując swoje prawa oraz pozycję społeczną. O lekceważących go sąsiadach pisze: „Dopiero tego w łeb, tego w nos, tego po plecach; i tak ci uczyniłem sobie pokój, żeć mię przecięć nie nazywali adweną” (s. 414). Ciało staje się przestrzenią praktyk kulturowych związanych z ideologią sarmacką. Szacunek wśród znajomych zdobywa ten, kto jest silniejszy fizycznie i tę przewagę potrafi w odpowiednich okolicznościach zademonstrować. Zjawisko to opisuje Janusz Tazbir: „Życiu publicznemu i towarzyskiemu szlachty towarzyszyły przejawy okrucieństwa, występującego często tam, gdzie szablą starano się wyrąbać sprawiedliwość czy powetować szwank na honorze”¹⁵.

Burdy, zajazdy czy małe wojny domowe często kończyły się kalectwem. W trakcie awantur na sejmikach czy bankietach obcinano nosy, uszy, gwałcono, bito ze skutkiem śmiertelnym. Taki los spotkał przykładowo Jana Firleja Broniowskiego, nad którym szlachta dokonała samosądu („W polu rozsiekali-ć go okrutnie” s. 456). Opisując to wydarzenie, Pasek nadmienia: „o mało nie zabito Zamoyskiego, kasztelana, takim sposobem jako i Broniowskiego” (s. 456).

Lektura *Pamiętników* w kulturowym dyskursie penitencjarnym uświadamia różnice między dobą staropolską a czasami współczesnymi. Dzisiejszego czytelnika może dziwić ogrom oraz okrucieństwo ówczesnych kar cielesnych, stosowanych nawet za niewielkie wykroczenia lub za przewinienia popełnione nieumyślnie. Dragon, który zabił wydrę ofiarowaną przez Paska królowi, został skazany na śmierć przez rozstrzelanie. Za namową księży i biskupów, którzy tłumaczyli, że dopuścił się zła z niewiedzy, kara została mu złagodzona – miał piętnaście razy przebiec między dwoma szpalerami żołnierzy uzbrojonych w pręty i różgi (tzw. praszczęta):

Stanął tedy regiment dwiema szeregami według zwyczaju; dekret taki, żeby piętnaście razy biegał [...]. Przebieżał dwa razy – ludzi w regimencie półtora tysiąca, koźdy po raz uatnie – trzeci raz padł w pół szeregu; nad prawo sieczono i leżącego. Tak ci wzięto go w prześcieradło, aleć zaś powiedano, że się nie mógł wysmarować¹⁶ (s. 484).

¹⁴ Piero Camporesi, *Laboratoria zmysłów*, przeł. J. Ugniewska, Gdańsk 2005, s. 125–126.

¹⁵ Janusz Tazbir, *Okrucieństwo w nowożytnej Europie*, Kraków 2000, s. 160.

¹⁶ Wysmarować – wyleczyć się.

Okrutny spektakl staje się areną zadawania bólu w celu zademonstrowania przewagi fizycznej nad bezbronnym człowiekiem, który nieświadom rangi popełnianego czynu, zabił ulubione przez Jana III Sobieskiego zwierzę. Publiczna pokuta przeradza się w krwawe widowisko, wyzwalające w żołnierzach regimentu najgorsze instynkty. Zmasakrowane ciało dragona już nigdy nie odzyska zdrowia. Czytelnik odnosi wrażenie, że ta spektakularna demonstracja władzy nie służy żadnym rozsądnym celom – po egzekucji: „król przez cały dzień i nie jadł, i nie gadał z nikim, wszystek dwór jak powarzony” (s. 484).

Kara cielesna nie tylko stanowi unaocznienie potęgi sprawiedliwości, ale zarazem jawi się jako *sui generis* spektakl, umoralniająca widowisko o celach wychowawczych. Winnemu trzeba odebrać życie w taki sposób, by na własnej skórze odczuł ogrom cierpienia i stanowił czytelną przestrożę dla innych. Za nieposłuszeństwo wodzowi w trakcie wyprawy wojennej grozi przerażająca męka:

Karanie zaś było za ekscesy już nie ścinać ani rozstrzelać, ale za nogi u konia uwiązawszy, włóczyć po majdanie [...] okrutna jest męka, bo nie tylko suknie, ale i ciało tak odpada, że same tylko zostają kości (s. 14).

Kara może mieć wymiar penitencjarny, wychowawczy, a także ośmieszający oraz kompromitujący. Pamiętnikarz z pasją opisuje ukaranie Mazepy, który miał romans z żoną Falbowskiego:

Rozebrawszy go [Mazepę] do naga, [Falbowski] przywiązał go na jegoż własnym koniu, zdjąwszy kulbakę, głęba do ogona, a do głowy tyłem, ręce opak związane, nogi pod brzuch koniowi podwiązano [...]. A tu nagiemu, tyłem do głowy siedzącemu na tak bystrym i zhukanym koniu, który od strachu i bólu oślepieciał, gdzie go nogi niosły, co się tam dostało specyjałów, poko owych szerokich chrostów nie przejechał, snadno uważać (s. 303).

Fantazja zdradzonego szlachcica święci triumfy – filozofia kary cielesnej domaga się, by winny dotkliwie ją odczuł nie tylko w wymiarze fizycznym, ale też społecznym oraz moralnym. Upokorzenie Mazepy jest totalne – gdy nagi, zziębnięty i poraniony dociera wreszcie do domu, nie poznają go nawet słudzy. Hańba na zawsze wyklucza go z grona ludzi szanowanych, co Pasek podsumowuje stwierdzeniem: „z samego wstydu pojechał z Polski” (s. 304). Za cudzołóstwo ukarana została także niewierna małżonka, o której czytamy lakoniczną wzmiankę: „Ale też co ucierpiano, tych okoliczności opisać się tu nie godzi, osobliwie jednak od ostróg, na to przygotowanych i umyślnie tu gdzieś koło kolan przywiązanych” (s. 304). Filozofia kary fizycznej wpisuje się w dyskurs kultury sarmackiej, wraz z właściwym jej wymierzaniem sprawiedliwości na własną rękę, a także okrucieństwem, brawurą, fantazją oraz specyficznym rozumianym poczuciem honoru. Janusz Tazbir słusznie zauważa:

Znaczna część dawnych kar cielesnych miała znaczenie hańbiące. Nie tylko obecnie, ale i w XVI-XVII w. uderzenie, gwałt, wystawienie na publiczne szyderstwo odbierano

jako kulminację cierpienia i poniżenia. Tortury wykluczały przeważnie na zawsze ofiarę z szanującego się społeczeństwa, spychały na margines¹⁷.

Ciało nagie, nagość

Jan Chryzostom Pasek o nagości pisze kilkakrotnie i ma do niej wieloraki stosunek, uwarunkowany zinterioryzowanymi normami kulturowymi¹⁸. Przykładowo razi go zachowanie duńskich kobiet, które przed snem rozbierają się nawet przy obcych i gościach: „Nago spiąją, tak jako matka urodziła, i nie mają tego za żadną sromotę, rozbierając się i ubierając jedno przy drugim” (s. 17). Kategoria nagości łączy się bezpośrednio ze wstydem jako sankcją chroniącą wyznawane przez społeczeństwo wartości i normy moralne¹⁹. Polski szlachcic nadaremnie usiłuje zawstydzić nagie kobiety:

Kiedyśmy im mówili, że to tak szpetnie, u nas tego i żona przy mężu nie uczyni, powiedały, że „tu u nas nie masz żadnej sromoty i nie rzecz jest wstydzić się za swoje własne członki, które Pan Bóg stworzył” (s. 17–18).

Wszelkie próby zmiany nawyków Dunek nie przynoszą najmniejszego skutku, ponieważ pamiętnikarz nie zdaje sobie sprawy z istnienia różnic kulturowych między Danią a Rzeczpospolitą. W tym kontekście mamy do czynienia ze wstydem o wydzźwięku dydaktycznym:

Wstyd za kogoś drugiego, wstyd, który przed właściwym winowajcą nie jest skrywany, ma w założeniu wydzźwięk dydaktyczny i powinien obudzić poczucie winy lub poczucie przyzwoitości w tym, za kogo wstydzić się wypada. Ten rodzaj wstydu sprowadza się w istocie do publicznej manifestacji poczucia współodpowiedzialności za naganne zachowania jednostki, z którą wstydzącego się łączą specyficzne więzy²⁰.

Relacja między tym, które członki ciała w danych okolicznościach wypada odkrywać bądź należy je zasłaniać, stanowi normę społeczną, stojącą na straży takich wartości jak moralność, cześć, reputacja, honor. Zachowanie, które w danej kulturze stanowi powszechnie aprobowaną normę, w innej jawi się jako nietaktowne lub nawet bezwstydne. Stosunek do ciała nagego jest paradygmatem społecznego dyskursu związanego z obyczajem, konwencją, poczuciem dobrego tonu, ale przede wszystkim z nadrzędną zasadą moralnego ładu w świecie. Pamiętnikarz jest oburzony nagością

¹⁷ Janusz Tazbir, *Okrucieństwo...*, s. 114.

¹⁸ Na temat postrzegania nagości w religii, polityce, magii, sztuce, tańcu, teatrze, kulturze wysokiej i popularnej zob. Philip Carr-Gomm, *Historia nagości*, przeł. Agnieszka Wyszogrodzka-Gaik, Warszawa 2010.

¹⁹ O wstydzie jako kategorii kulturowej zob.: *Wstyd i nagość*, red. Marian Grabowski, Toruń 2003.

²⁰ Eugeniusz Jaworski, *Wstyd jako kategoria typologiczna*, [w:] *Wstyd w kulturze. Zarys problematyki*, red. Ewa Kosowska, Katowice 1998, s. 45.

duńskich kobiet, ale ta sama nagość absolutnie go nie razi na polu walki, pełnym rozebranych i okradzionych zwłok poległych (s. 134, 517).

Nagość, związana bezpośrednio ze wstydem, pod pewnymi warunkami okazuje się doskonałym narzędziem represji i regulacji zachowań, zwłaszcza w kulturze szlacheckiej, wyznającej zasady honoru. Ukazanie Mazepy nieprzypadkowo wiązało się z rozebraniem go do naga, ponieważ ten gest w uwypuklał ogrom doznanej pogardy oraz poniżenia. Pasek opisuje stosowanie tej kary także w innych okolicznościach:

Owych tedy powiązanych trzech starszyny wzięwszy, kazałem drugich kańczugami ociąć, żeby pamiętali czarniecczyków; a przytym dragani porozbierali ich do naga i pognali do lasa za drugimi, w śnieg srogi (s. 261).

Władza nad pokonanymi ludźmi przybiera znamiona spektakularnego widowiska, będącego przejawem sarmackiego animuszu, brawury i fantazji. Pozbawienie człowieka jego szat, związane z narażeniem go nie tylko na zimno, ale też na ośmieszenie oraz degradację społeczną, staje się symbolem dotkliwego upokorzenia. Standardy postrzegania przez pamiętnikarza nagości reguluje obyczajowość wychowana na prawach wojny oraz zasadach i normach kultury szlacheckiej. Pod pewnymi warunkami nagość go razi (Dunki), pod innymi natomiast stanowi środek represji karnej bądź dowód siły i widomy znak zwycięstwa (odzieranie z szat zwłok poległych). Warto zauważyć, że ciało nagie nie wpisuje się u pamiętnikarza w dyskurs estetyczny, związany z kontemplacją fizycznego piękna. Ciała rozebranych do snu duńskich kobiet nie porywają jego sarmackiej wyobraźni, wychowanej na poczuciu moralnego wstydu.

Zakończenie

Analiza przejawów antropologii ciała obecnych w *Pamiętnikach* Jana Chryzostoma Paska odsłania standardy myślenia i wartościowania typowe dla mentalności szlachty średniej, wychowanej na ideałach kultury sarmackiej oraz polach bitewnych Europy XVII wieku. Pomimo że dyskurs somatyczny stanowi poboczny wątek rozważań pamiętnikarza, jak w soczewce skupia wyznawane przez jego warstwę społeczną zasady i normy, w sobie właściwy sposób łącząc w nierozzerwalną unię sprzeczności oraz kontrasty. Ambivalentny stosunek do ludzkich zwłok (szacunek, profanacja), nagości (wstyd, środek represji) splata się z kultem ciała sprawnego, zaprawionego w boju, wytrzymałego na trudy żołnierskiej tułaczki. Sam pamiętnikarz staje się figurą wojownika sarmackiego, prezentującego wrażliwość somatyczną wychowaną na okrutnych prawach wojny (służenie do Mszy św. w zakrwawionym ubraniu, spanie na zwłokach Moskala, wymierzanie kar cielesnych itp.).

Na zakończenie warto zauważyć, że czytelnik odnosi wrażenie, iż Pasek nie przejawia najmniejszego lęku przed kalectwem, cierpieniem fizycznym, wreszcie śmiercią. W stosunku do ludzkiej somatyczności więcej u niego fascynacji żywiołem niż grozy, więcej brawury niż litości, praktycznie brak obrzydzenia. Ze wszystkich

opisywanych bitew, walk, bijatyk, burd z sąsiadami wychodzi prawie zawsze cały i zdrowy, pięścią oraz fantazją sarmacką zdobywając sobie posłuch i szacunek wśród innych. Z pewnością jest to zabieg autokreacji, ale ta pamiętnikarska demonstracja krzepy, wytrzymałości, zręczności stanowić ma również przejaw cielesnej żywotności i siły polskiej szlachty doby baroku.

Bibliografia

- Antropologia ciała. Zagadnienia i wybór tekstów*, red. M. Szpakowska, Warszawa 2008.
- Camporesi Piero, *Laboratoria zmysłów*, przeł. J. Ugniewska, Gdańsk 2005.
- Carr-Gomm P., *Historia nagości*, przeł. A. Wyszogrodzka – Gaik, Warszawa 2010.
- Chemperek D., *Pasek w Danii: literackie i kulturoznawcze jakości „Pamiętników”*, „*Studia Filologiczne*” 2 (2001), s. 67–76.
- Chrzanowski T., *Ciało sarmackie*, [w:] idem, *Wędrowki po Sarmacji europejskiej. Eseje o sztuce i kulturze staropolskiej*, Kraków 1988, s. 224–251.
- Doświadczane, opisywane, symboliczne. Ciało w dyskursach kulturowych*, red. K. Łeńska-Bąk, M. Sztandara, Opole 2008.
- Gawliczek P., *Sarmatyzm a współczesność na kanwie Pamiętników Jana Chryzostoma Paska*, Opole 2014.
- Jan Chryzostom Pasek jako kronikarz XVII wieku. Materiały z sesji popularnonaukowej. Rawa Mazowiecka 28 czerwca 1987*, red. A. Wyrobisz, Rawa Mazowiecka 1987.
- Krzysztofik M., *XVII-wieczny model antropologii ciała w Kazaniu umarłych do żywych (1650) Eleuterego Zielejewicza*, „*Studia Wschodniosłowiańskie*” (13)2013, s. 249–267.
- O języku i stylu “Pamiętników” Jana Chryzostoma Paska*, wybór i oprac. H. Rybicka-Nowacka, Warszawa 1989.
- Pasek J. Ch., *Pamiętniki*, wstęp i objaśnienia W. Czapliński, Wrocław 1968.
- Rytel J., „*Pamiętniki*” Paska na tle pamiętnikarstwa staropolskiego. *Szkic z dziejów prozy narracyjnej*, Wrocław 1962.
- Szczukowski I., *Ciało w badaniach nad polską literaturą dawną*, „*Litteraria Copernicana*” 1(9)2012, red. P. Bohuszewicz, I. Szczukowski, s. 9–21.
- Tazbir J., *Okrucieństwo w nowożytnej Europie*, Kraków 2000.
- Wstyd i nagość*, red. M. Grabowski, Toruń 2003.
- Wstyd w kulturze. Zarys problematyki*, red. E. Kosowska, Katowice 1998.

Słowa kluczowe

antropologia ciała, Jan Chryzostom Pasek, pamiętniki staropolskie, kultura staropolska, sarmatyzm, kara cielesna, zwłoki, nagość, wstydy

Abstract

Paradigms of body anthropology based on the *Memoirs* of Jan Chryzostom Pasek. At war times and in culture discourse

This article is devoted to the anthropology of the body in the seventeenth-century *Memoirs* of John Chryzostom Pasek, as described by him in the war and peace conditions. The war imposes the need for a body with an extraordinary physical fitness, viable, durable, healthy and resistant to difficult terms. In battle of life and death, the most desirable are dexterity, speed, courage, aggressiveness of the fighters. The battlefields are full of dying people, who are being killed and robbed without a trace of pity, and their corpses are desecrated. The dead do not get the respect normally given to the deceased in peaceful times. Everything can be done with a corpse, according to the cruel laws of war degenerated fantasy. There are no moral precepts and prohibitions of peace time. In the seventeenth century cultural beliefs, corporal punishment is a manifestation of the power of justice, it is also a moral spectacle with educational goals. It can have a penitentiary, educative or ridiculous and humiliating meaning. The nudity in Jan Chryzostom Pasek diary is directly linked to shame which protects the moral values and norms of society. Relationship to the naked body reflects social discourse related to customs, convention and the sense of proper behavior, but first of all with the overriding principle of moral order of the world.

Key words

anthropology of the body, Jan Chryzostom Pasek, Old Polish diary, Old Polish culture, sarmatism, corporal punishment, corpse, nudity, shame

Ekfrastyczne wiersze księdza Franciszka Kameckiego

Franciszek Kamecki (ur. 1940 r.) – kapłan i poeta, jest stosunkowo mało znanym twórcą w historii literatury polskiej. Przed laty, ściślej: w 1971 roku, Bonifacy Miązek w pionierskiej na gruncie polskim antologii poezji kapłańskiej *Słowa na pustyni*, wydanej w Londynie, zamieścił 16 utworów ks. Franciszka Kameckiego¹. Wtedy nasz autor znalazł się w doborowym towarzystwie Janusza Artura Ihnatowicza, Bonifacego Miązka, Tadeusza Chabrowskiego, Pawła Heintscha, Jana Twardowskiego oraz Karola Wojtyły, który napisał wstęp do wspomnianego wyboru kapłańskiej liryki. Od tamtej pory Kamecki opublikował szereg tomów poetyckich (*Parabole Syzyfa* – debiutancki zbiór z 1974 roku, *Sanczo i ocean* – 1981, *Epilogi Jakuba* – 1984, *Borowiackie językowanie* – zbiór szczególny, bo napisany gwarą Borów Tucholskich – 1989, *Skarga księdza* – 2002, *Lustro* – 2006), wyborów poezji (*Ten, co umywa nogi. Wiersze zebrane z lat 1960–2000–2001*, *Podsluchiwanie siebie. Wybór wierszy* – 2006, *Kuglarz i świadek* – 2011) oraz zbiorów felietonów (*Drabiną do nieba* – 1997, *Podróże i przystanki* – 2010). Jego utwory przetłumaczono na język niemiecki, angielski, czeski, słowacki oraz słoweński.

Dla historyka literatury twórczość ks. Kameckiego jest terenem dziewiczym, ponieważ, nie licząc wypowiedzi Kazimierza Nowosielskiego czy Piotra Lorkowskiego, nie doczekała się zbyt wielu recenzji krytycznych lub omówień historycznoliterackich. Franciszka Kameckiego nie znajdziemy w słowniku biobibliograficznym, redagowanym przez Alicję Szałagan i Jadwigę Czachowską. Był natomiast prezentowany w filmach emitowanych przez TVP Niepokalanów (*Przenoszenie wyobraźni*, reż. Andrzej Danilewicz, 1997) oraz TVP Bydgoszcz (*Na tyłach świata. Portrety twórców*, reż. Urszula Guźlecka, 2007).

Wypada przeto choć pokrótce przybliżyć sylwetkę ks. Kameckiego. Urodził się 3 października 1940 r. w Cekcynie na skraju Borów Tucholskich. Ma chłopski rodowód. Rodzice uprawiali dwuhektarowe gospodarstwo; ojciec dodatkowo prowadził stolarnię. Wyrabiał przede wszystkim trumny, w czym pomagał mu kilkunastoletni Franciszek. Z trzech synów państwa Kameckich (Franciszek, Feliks i Andrzej) najstarszy Franciszek miał największe zadatki na stolarza. W jednym z wywiadów ks. Kamecki podzielił się takim wspomnieniem z tego okresu: „Ojciec był stolarzem. Pędzlowaliśmy trumny tuż przed pogrzebem, każda musiała ładnie lśnić. Tata, kiedy

¹ Zob. *Słowa na pustyni. Antologia współczesnej poezji kapłańskiej*, wybór tekstów i opracowanie B. Miązek, Londyn 1971, s. 70–90.

był zmęczony, to w trumnie drzemał. W podświadomości mam zapisane, że w trumnie się zasypia, ale i budzi, wstaje do życia”². W siódmej klasie szkoły podstawowej Kamecki otrzymał legitymację ZMP. Rozgniewana matka nakazała natychmiast ją zwrócić. W związku z tym pojawiły się problemy z dostaniem się do szkoły średniej. Kamecki zdawał do Kolegium Marianum w Pelpinie; niestety, zabrakło mu punktów. Za to dostał się do liceum w Wejherowie. Zimą podczas zabawy na śniegu uległ wypadkowi, ściślej: doznał poważnego urazu kolana. Przez wiele miesięcy był hospitalizowany; w szpitalu nadrabiał zaległości lekturowe. Wtedy też podjął decyzję o wstąpieniu na drogę kapłańską. W ankiecie „Znaku” (*Twarze kapłaństwa*), gdy opowiadał o swym powołaniu, wyznał, że nie było w jego życiu tak spektakularnego wydarzenia jak w historii Szawła-Pawła, nawróconego pod Damazkiem. Zafascynowała go natomiast postać patrona od chrztu – św. Franciszka (dlatego w przyszłości poświęci mu szereg wierszy, m.in. *Powrót świętego Franciszka*, *Projekt świętego Franciszka*, *Psalm do świętego Franciszka* – wszystkie z debiutanckiego zbioru *Parabole Syzyfa*); wyznał: „Kielkowały we mnie idee Franciszkowe: nie mieć nic, wyrzec się wszystkiego i iść za Jezusem”³. Nie bez znaczenia było – oczywiście – wspomniane poważne złamanie kolana. Oto ważne wspomnienie Kameckiego: „W szpitalu poznałem cierpienie, ludzi chorych oraz książki w bibliotece. Bo ja byłem zdrowy, głowa cała, żołądek też, tylko noga dokuczała i uniemożliwiała chodzenie. Miałem okazję do rozmyślań. Głębiej musiałem patrzeć na ludzki los. Zdawało mi się, że jestem bardziej dorosły niż moi koledzy. I dziś myślę podobnie. Życie mnie hartowało. Potrafiłem rozerwać przysłowiową paszczę lwa. Od 15. roku życia musiałem z czegoś rezygnować. Już wiedziałem, że noga mnie ogranicza. Że muszę się liczyć z realiami i z cierpieniem. Doszedłem do wniosku, że cierpienie jest potrzebne, jest niezwykle twórcze. Że Pan Bóg nas <zadrapał> bólem, abyśmy mieli łatwość myślenia o rzeczach naprawdę ważnych”⁴.

Franciszek Kamecki wstąpił do seminarium w Pelpinie. Tu zetknął się z wybitnymi osobowościami – ks. Januszem Pasierbem, Florianem Znanieckim. W latach seminaryjnych zaczął publikować pierwsze utwory literackie w „Tygodniku Powszechnym” oraz „Więzi”. Podpisywał je pseudonimem Franciszek Damecki. Bronisław Mamoń na łamach „Tygodnika Powszechnego” (gdzie przez wiele lat kierował działem kulturalnym) w reportażu o Seminarium Duchownym w Pelpinie zaprezentował sylwetkę kleryka, w którym możemy dopatrywać się rysów Franciszka Kameckiego. W reportażu ów kleryk nosi imię Marek; autor nazywa go artystą, młodzieniec jest bowiem malarzem (właśnie stworzył portret Judasza) i początkującym poetą. Co ważne – kleryk Marek przedstawia się wierszem *Nasz świat*, który pod nieco zmienionym tytułem (*Logiczny kwadrat, czyli nasz świat*) i w trochę innym kształcie wszedł do debiutanckiego tomu Kameckiego o Syzyfie (*Parabole Syzyfa*). Oto fragment reportażu Mamonia z postacią kleryka Marka: „Marek prowadzi mnie

² M. Kowalski, *Odlóż miecz, katoliku*; „Gazeta Wyborcza. Bydgoszcz” z dnia 9.06.2012 r., Wyborcza.pl/ Duży format

³ *Twarze kapłaństwa. Ankieta „Znaku”*, Franciszek Kamecki, opoka.org.pl

⁴ Tamże.

do własnej pracowni. Jestem zaskoczony. – Masz własną pracownię, tu, w seminarium? Sądziłem, że w seminarium nie cierpią artystów, że nie znoszą tego wszystkiego, co nie jest ściśle powiązane ze studium teologii. [...] Marek należy do grupy ludzi zapalczywych. Swoje malarstwo traktuje serio. Jest pełen wątpliwości, obaw. – Powiedz mi, czy to jest dobre – wyciąga spod pieca ogromne płótno utrzymane w różnych tonacjach czerwieni. Obraz przedstawia rozmowę Judasza z Chrystusem. Postać Judasza wyraża ogromne cierpienie. Wstrząsa dramatyzmem. Jest ludzka. [...] – Podoba mi się – mówię ostrożnie. Choć postać Chrystusa robi wrażenie dosyć konwencjonalnej. Jest martwa. [...] Marek nie tylko maluje, ale i pisze. Swoje wiersze czyta tylko najbliższymi. Wyciąga z kieszeni kilkanaście pomiętych, nerwowym piśmem zabazgranych kartek. Wiersze są nierówne. W niektórych znajduje się jakiś ładny obraz, jakąś jedną świeżą metaforę”⁵.

Święcenia kapłańskie Franciszek Kamecki przyjął w 1964 roku z rąk bpa Kazimierza Józefa Kowalskiego. W latach 70. rozpoczął studia na KUL-u z zakresu katechetyki i homiletyki. W ten sposób stał się uczniem Karola Wojtyły, Józefa Tischnera, Waława Hryniewicza oraz Józefa Życińskiego. Po wielu latach wikariatu (m.in. w Nowej Cerkwi koło Pelpina, Nieżywieciu, Gniewie, Bydgoszczy-Fordonie) osiadł jako proboszcz w parafii w Grucznie. Wykładał katechetykę, homiletykę, teologię przepowiadania, retorykę, sacrum w literaturze i kulturę żywego słowa w bydgoskich uczelniach kościelnych i świeckich. Był także wizytatorem religii. Lubił pracować z młodzieżą, organizował biwaki, wycieczki. Nauczył się obsługiwać komputer i internet; jest obecny na Facebooku. Z domu parafialnego w Grucznie uczynił dom rekolekcyjny. Obecnie przebywa na emeryturze. Tak mówi o sobie: „Zajmuję teraz miejsce na tyłach świata, skąd przesyłam pozdrowienia. Ktoś jest z przodu i ktoś z tyłu”⁶. Dodaje: „Ostatni będą pierwszymi. Ale zapewne pierwsi w miłosierdziu Bożym nie będą ostatnimi”⁷.

Jak wspomnieliśmy, pierwszym tomem liryków naszego księdza-poety były *Parabole Syzyfa*, wydane w 1974 roku. Starania o publikację tomu trwały 5 lat. Zbiór okazał się udany, więcej – nagrodzono go na ogólnopolskim festiwalu poezji. *Parabole Syzyfa* recenzowała wówczas Anna Kamińska, a jury konkursowemu przewodniczył Michał Sprusiński. Ksiądz Kamecki z humorem stwierdza, że nagrodził go zagorzały w latach 70. marksista, nie wiedząc zresztą, kim jest autor tomu z Syzyfem w tytule⁸. Od Zbigniewa Zielonki, wypowiadającego się z okazji edycji tomu *Skarga księdza* w języku czeskim, Kamecki otrzymał zaszczytne miano najbardziej pomorskiego poety w literaturze polskiej⁹. Wspomniany badacz wskazał najważniejsze cechy twórczości lirycznej proboszcza z Gruczna: sensualizm, reminiscencje biblijne, metafizyczne, odwołania do religii, nader surowa ocena świata współczesnego, akcenty eschatologiczne. Poezji księdza Kameckiego – stwierdził

⁵ B. Mamoń, *Dzień jak co dzień. Reportaż z seminarium duchownego*, „Tygodnik Powszechny” 1960, nr 25, s. 5.

⁶ *Odlóż miecz, katoliku...*

⁷ Tamże.

⁸ Zob. F. Kamecki, *Od autora*, w: tegoż, *Ten, co umywa nogi*, Pelpin 2001, s. 8.

⁹ Zob. Z. Zielonka, *Znad Wisły nad Weltawę*, „Acta Cassubiana” t. IX, Gdańsk 2007, s. 262.

Zielonka – patronują dwa wielkie nazwiska: Janusz Stanisław Pasierb oraz Jan Twardowski; poza tym ta twórczość „sprowadza [...] głębokie poruszenie umysłowe, doprowadza do pytań ostatecznych, kiedy nie ma już żadnej odpowiedzi, rzuca <linię miłosierdzia>”¹⁰. Do wymienionych powyżej jakości liryki Kameckiego wypada dodać jeszcze jedną cechę charakterystyczną – zanurzenie w kulturze, zapatrzenie w kulturę i literaturę. Kamecki odwołuje się do Franciszka Villona (*Monolog Franciszka Villona*), Szekspira (*Monolog Ofelii*, *Hamlet recytuje*), Cervantesa (*Testament Don Kichota*, tom *Sanczo i ocean* – tu dwa tytuły: *Sanczo przy oknie* i *Wędrówka Sancza*), Dantego (*Komedia Dantego*, *Wyjazd*), Camusa (*Przesłanie Alberta Camusa*), Saint-Exupéry’ego (*Antoine de Saint-Exupéry*), z polskich twórców zaś preferuje Zofię Kossak-Szczucką (*Krzyżowcy*) i Norwida (liryk o incipicie *Podobno z tego świata* z pierwszego zbioru poezji), medytuje razem ze św. Augustynem (*Wizje św. Augustyna*), Akwinatą (*Medytacja św. Tomasza z Akwinu*). Bardzo ciekawa i godna przywołania jest aluzja do liryku Norwida. Podmiot liryczny zastanawia się nad aktualnością stwierdzenia o trwałości, wieczności poezji i dobroci. „Ja” liryczne Kameckiego zdaje się kwestionować wieczność dobra we współczesnym świecie; ma wątpliwość, czy dobro będzie trwać, czy zdoła skutecznie przeciwstawić się złu. Monolog podmiotu lirycznego układa się wciąż pytań: „Kto ma tyle sił/ tyle odwagi/ by z dobrocią wyjść/ na pole krwi?/ Kto wytrzyma krzywdę/ uderzenia płucie/powolne upalenie nóg/ wyrwanie języka?/ Kto magazyny dobroci/ zostawi czasem zemsty?”¹¹.

Jak powiedzieliśmy, poezja Franciszka Kameckiego często obcuje ze sztuką, realizuje – co zasugerował już przed nami Kazimierz Nowosielski – tę samą linię co Pasierb¹². Kilkanaście lat temu, dokładnie w 2001 roku, wspomniany historyk literatury zastanawiał się, czy Kamecki bliższy jest Twardowskiemu, czy raczej Pasierbowi. Sam sobie zadał pytanie, czy linia Kameckiego jest kontynuacją linii jednego z tych dwóch wybitnych kapłanów-poetów? Odpowiedź brzmiała następująco: „[...] Sztukę Franciszka Kameckiego sytuowałbym bardziej na przedłużeniu <linii Pasierba> aniżeli <linii Twardowskiego>. [...] Kamecki idzie zblizoną w swym charakterze drogą co Pasierb; tak jak i tamten stale ujawnia swe wyczulenie na temperaturę historii, na znaki kultury, na ludzkie sposoby czytania jednej i drugiej [...]”¹³. O wyczuleniu poezji Kameckiego na znaki kultury, o jej interferencji z malarstwem i rzeźbą bardzo dobitnie świadczą następujące tytuły: *Dzieło Xawerego Dunikowskiego*, *Ikony Rublowa*, *Rembrandt*, *Cicerone*. Nie są to ekfrazy w klasycznej postaci, lecz utwory ekfrastyczne, zatem modne wśród współczesnych twórców. O dzisiejszej ekfrazie trafnie pisze Adam Dziadek: „Gdyby próbować odpowiedzieć na pytanie o sytuację ekfrazy w literaturze współczesnej, może się okazać, że jest ona bardzo szczególna, z trudem bowiem da się znaleźć w obrębie zbioru współczesnych tekstów takie, które stanowią przykład

¹⁰ Tamże, s. 263.

¹¹ F. Kamecki, *Podobno z tego świata...*, w: tegoż, *Ten, co umywa nogi...*, s. 158 (pozostałe liryki ks. Kameckiego cytuję z tego zbioru poezji, podając w nawiasie numer strony).

¹² Zob. K. Nowosielski, *Porządkowanie doświadczeń. O poezji Franciszka Kameckiego*, w: F. Kamecki, *Ten, co umywa nogi...*, s. 411.

¹³ Tamże, s. 411–412.

klasycznej ekfrazy¹⁴. Dziadek podkreśla, że dzisiaj rzadko spotykamy ekfrazę klasyczną; zdecydowanie częściej obcujemy z utworami ekfrastycznymi czy Bildegichtem, czyli „swobodną wariacją słowną na temat jakiegoś obrazu”¹⁵. Kamecki skłania się nie ku ekfrazie, lecz ekfrastyczności; nie opisuje obrazu czy rzeźby, lecz dzieli się z czytelnikiem luźną refleksją na temat dzieła sztuki lub twórczości danego artysty.

Pokażmy to na wyżej wymienionych przykładach. W wierszu *Dzieło Xawerego Dunikowskiego* podmiot mówiący bardzo dyskretnie, zdawkowo wskazuje na kolejne dzieła artysty, niewątpliwie utalentowanego, ale mocno zaangażowanego w budowę komunizmu w Polsce. Na wstępie wymienia słynne *Macierzyństwo* i *Kobiety Brzemienne* – rzeźby, które zapoczątkowały karierę Dunikowskiego, powstały jeszcze w okresie międzywojennym. O tym ostatnim cyklu mówi peryfrastycznie: „Rzeźbił [...] to, z czego rośnie człowiek” (s. 87). Mówiący w żaden sposób nie komentuje tych monstrualnych, naturalnej wielkości figur kobiecych, które odegrały niebagatelną rolę w życiu Dunikowskiego. Dowiodły – by przytoczyć komentarz Włodzimierza Sokorskiego – że autora interesuje „zagadka życia i śmierci, tragiczny problem bytu, niedola ludzka”¹⁶. Wybitny międzywojenny historyk sztuki Mieczysław Tretter tak wyjaśniał istotę *Kobiet Brzemiennych*: „To samo dręczące pytanie – jaki jest cel rodzącego się w bólu życia, skoro, po pewnym okresie niedoli, wszystko obumiera”¹⁷. Kolejne zdanie wypowiedziane przez podmiot znów brzmi trochę enigmatycznie, niejednoznacznie: „Zawsze kuł syntezę bohaterów i bandytów” (s. 87). Mówiący liczy na wiedzę czytelnika; ma nadzieję, iż odbiorca dobrze zna – by odwołać się do tytułu utworu – dzieła Xawerego Dunikowskiego. Cytowana fraza wskazuje na zaszczytne realizacje Dunikowskiego, m.in. słynne *Głowy Wawelskie* (dzieło, zainicjowane przez króla Zygmunta Starego, Dunikowski uzupełnił o wizerunki zasłużonych Polaków – Adama Mickiewicza, Juliusza Słowackiego, Fryderyka Chopina, Stefana Batorego, Zygmunta Augusta, Anny Jagiellonki, Henryka Walezego. Zamierzał także do tego panteonu wprowadzić Ludwika Waryńskiego oraz Feliksa Dzierżyńskiego – na szczęście feralnego pomysłu nie zrealizował¹⁸), bardzo oryginalny w formie, mający kształt fontanny, pomnik *Wdzięczność Ameryce* czy piękny grobowiec Bolesława Śmiałego. Zajmujące nas słowa przypominają również o słabych, socrealistycznych postumentach Dunikowskiego. Takimi są: popiersie W. I. Lenina, *Głowa żołnierza radzieckiego*, wreszcie *Pomnik Wyzwolenia Ziemi Mazursko-Warmińskiej* dla Olsztyna. Ostatnim dziełem Dunikowskiego, przywołanym bezpośrednio i mocno, jest rysunek *Wigilia w Oświęcimiu* ze wstrząsającym przedstawieniem obozowej choinki. Na jej gałęziach – zamiast tradycyjnych świeczek i bombek – widzimy powieszonych. Liryczne „ja” Kameckiego mówi hasłowo, lakonicznie, zaledwie wylicza dzieła Dunikowskiego; posługuje się przy tym wymownymi peryfrazami obrazu lub rzeźby. W sumie – co

¹⁴ A. Dziadek, *Obrazy i wiersze. Z zagadnień interferencji sztuk w polskiej poezji współczesnej*, Katowice 2004, s. 56.

¹⁵ Tamże, s. 54.

¹⁶ W. Sokorski, *Xawery Dunikowski*, Warszawa 1978, s. 9.

¹⁷ Cyt. za: tamże.

¹⁸ Zob. *Xawerego Dunikowskiego Głowy Wawelskie*, wstęp i opracowanie M. Walicki i A. Wojciechowski, Warszawa 1956.

zapowiada tytuł – podmiot liryczny daje zręczny, syntetyczny przegląd dorobku Dunikowskiego. Interesująca i warta komentarza jest forma analizowanego wiersza. Kamecki umieścił go w zbiorze poetyckim, przez co podkreślił jego liryczność. Tymczasem utwór zewnętrznie przypomina prozę; jest zapisany in continuo. Z tego ciągłego zapisu – i to chyba dowodzi liryczności tekstu – stosunkowo łatwo da się wyłonić linijki wierszowe, więcej: wyraźnie się one wyodrębniają. Wprowadzając rozczłonkowanie właściwe wierszowi, można by przyjąć zasadę zgodności działów syntaktycznych i wersowych. W ten sposób omawiany utwór, formalnie bliski prozie, przybrałby postać zdecydowanie bardziej liryczną. I jeszcze jedno: wiersz Kameckiego o Dunikowskim trochę przypomina liryk Tadeusza Kubiaka *Nie cofa się, kto się związał z gwiazdą*, będący próbą całościowego omówienia malarstwa Van Gogha. W swym ekfrastycznym utworze Kubiak przywołuje bardzo wiele obrazów Van Gogha (m.in. serię *Słoneczniki*, *Pole pszenicy z krukami*, *Jedzących kartofle*, *Listonosza Roulin*, *Arleżankę*, *Portret doktora Gacheta*, *Irysy*) i splata je z tragiczną biografią artysty.

Innym ekfrastycznym lirykiem Kameckiego, a zatem „wyczulonym na znaki kultury” – by raz jeszcze przywołać myśl Nowosielskiego – są *Ikony Rublowa*. Wstępem do prezentacji tego tytułu niech stanie się krótka charakterystyka sztuki największego przedstawiciela moskiewskiej szkoły pisania ikon – Rublowa: „Ikony i freski Rublowa były przeznaczone do dekoracji cerkwi. [...] Wartość Rublowa nie na tym polega, że malarstwem swoim oddał to, co powiedzieli przed nim Ojcowie Kościoła, ale na tym, że zawarł w nim rzeczy niewyrażone, a nawet niepomysłane przez nikogo przedtem. Każda z jego ikon jest jak hymn, pochwała, modlitwa. [...] W sztuce Rublowa przeważa symbol i to przydaje jej głębi. [...] Średniowieczni artyści często ukazywali to, co ważniejsze jako większe. Ogromne oczy w bizantyjskim malarstwie mają zaakcentować uduchowienie, a zarazem siłę działania. Rublow postępował inaczej. Zbawiciel [...] ma rysy twarzy – zwłaszcza oczy, nos i usta – zmniejszone w stosunku do dość pełnego ciała, a jednak wizerunek jest uduchowiony i subtelny. Malarstwo Rublowa ma w sobie kobiecą miękkość [...]. Kolor u Rublowa ma wielką siłę oddziaływania, nawet w półtonach, ale nigdy nie jest gęsty, przedmiotowy i ciężki. [...] Czyste kolory i światło oddają piękno duchowe, są obietnicą, przeczuciem rajskiej szczęśliwości”¹⁹. Zajmujący nas liryk Kameckiego, dedykowany księdzu Januszowi Stanisławowi Pasięrowi, jest apostrofą do Rublowa. Mówiący podziwia malarstwo Rublowa; fascynuje go zwłaszcza umiłowanie błękitów i złocieni, świetlistość postaci, ich duchowa głębia, wyraźnie kontrastująca – jak powie „ja” liryczne – „z wrzeszczącymi gębami naszej epoki” (s. 318). Podmiot zachwyca się „niebiańskością” przedstawień Rublowa, jest przekonany, że ta sztuka prowadzi wprost do raj, daje wyobrażenie o wiecznej szczęśliwości, pokazuje to, co dla widza na razie jest zakryte, niedostępne. „Przez twoje [Rublowa, A.W.] malarstwo – wyzna podmiot – widzę to co niewidoczne/ i złudność naszej pewności” (s. 318). Dla mówiącego sztuka Rublowa jest wyjątkowa, zwraca się ku niebu, a przez to przypomina o nietrwałości, tymczasowości świata materialnego. Jest nieśmiertelna – choćby uległa zniszczeniu – gdyż wprowadza nas w przedsionki nieba, tworzy klimat nieba, wieczności z Bogiem.

¹⁹ M. Ałpatow, *Rublow*, przekł. J. Guze, Warszawa 1975, s. 63–67.

Innym ekfrastycznym utworem naszego autora jest liryk *Rembrandt z Epilogów Jakuba*. Utwór jakby rozpada się na dwie nierówne części; pierwsza, zdecydowanie obszerniejsza, pokazuje, w jaki sposób sztuka stara się skusić, zauroczyć odbiorcę, wyrzucić na nim ogromne wrażenie. Liryczne „ja” w anaforycznie rozpoczynających się strofach wymienia piękno, zdolne zachwycić, czasami zadziwić, wręcz zaszokować oglądającego. Taką rolę spełniają przedstawienia naturalistyczne, sielankowe, pejzaże, nieznane z autopsji krajobrazy, umiłowanie detalu, drobiazgowość w obrazowaniu świata. U Rembrandta, zwłaszcza w jego stosunkowo mało znanych akwafortach, widać przywiązanie do codzienności, ba – pospolitości. Jako rytownik Rembrandt stworzył wiele scen rodzajowych, sportretował ulicznego sprzedawcę, mężczyznę szukającego pracy, kobietę smażącą naleśniki, żebraka w połataney odzieży. „Rembrandt – jak powiada jeden z jego biografów – był artystą demokratycznym, artystą o szekspirowskim upodobaniu do materii codziennego życia; odznaczał się, podobnie jak Szekspir, pasją do wielkich tematów. Z upodobaniem również wpisywał odrobinę współczesnej sobie codzienności do scen z historii starożytnej, aby stworzyć szokujący efekt zaskoczenia i jednocześnie rozpoznania”²⁰.

W drugiej części, zamkniętej w dystychu, Rembrandt zjawia się jako mistrz światła. Podmiot mówi o nim: „Wiedział o pożądaniu/ ile światła skusi nas do piękna” (s. 297). Mówiący wskazuje cechę rozpoznawczą dla sztuki znakomitego Holendra – grę światła. Dzięki temu Rembrandt zbliża się do Caravaggia, z tą wszakże różnicą, że w malarstwie tego ostatniego łatwo zidentyfikować źródło jasności, łatwo wskazać miejsce rozchodzenia się światła. Rembrandt za pomocą światła wydobywa z ciemności swe postaci, ale trudno ustalić, skąd ono pochodzi.

Mówiąc o ekfrastyczności liryków proboszcza z Gruczna, nie sposób pominąć bardzo dobrego wiersza *Cicerone*, z drugiego zbioru poezji *Sancho i ocean*. Zgodnie z tytułem liryczne „ja” wchodzi w rolę przewodnika po dziełach sztuki; do czytelnika (a właściwie czytelników, gdyż posługuje się liczbą mnogą) zwraca się tak, jak do zwiedzających galerię. Dokonuje prezentacji dwóch przedstawień sądu ostatecznego – Hansa Memlinga i Michała Anioła. O pierwszym mówi tak: „Ot sprawiedliwość podzielona na trzy części/ lewica z ognioodpornym mieczem/ prawica z białą lilią/ pośrodku egzekucja/ ważenie trupów” (s. 184). Fresk z frontowej ściany Kaplicy Sykstyńskiej opisuje następująco: „To jest Michał Anioł/ który przerobił okoliczności/ na perspektywę/ dlatego ta podniesiona ręka drugiego Adama/ nad średniowieczem/ dlatego przekleństwo piekła/ słyhać komendę: proszę wstać! sąd idzie!” (s. 184). Te przedstawienia sprawiedliwości Bożej w dniu ostatecznym zdają się dla podmiotu lirycznego nieprzekonujące, anachroniczne, średniowieczne. Podmiot słusznie stwierdza, iż nie ma człowieka nieobarczonego winą; wszyscy jesteśmy grzeszni – zdaje się powtarzać, wszyscy jesteśmy wezwani do pokuty. Przekonanie o bezgrzeszności własnej lub kogoś innego podmiot liryczny uważa za podszept szatana. Monolog liryczny kończy się wezwaniem do żalu za grzechy, by sąd nad nami nie okazał się równie surowy, dramatyczny jak na obrazach Memlinga i Michała Anioła. Utwór posiada

²⁰ L. Mee. Charles, *Portret Rembrandta*, przekł. J. Kalinowska, Warszawa 1996, s. 70; zob. także R. Avermaete, *Rembrandt i jego czasy*, przekł. D. Wilanowska, Warszawa 1978.

klamrową kompozycję – wersy pierwszy i ostatni korespondują ze sobą. Na początku podmiot-cicerone powiada, odnosząc się do tryptyku Memlinga i fresku Michała Anioła, „z naukowego punktu widzenia/ nieme arcydzieła są urojeniem/ rzeczywistości” (s. 184), a naukowo, racjonalnie nie da się wyjaśnić spraw ostatecznych, to kwestia wiary. W ostatnim dystychu-poincie utworu słyszymy, że „nie jesteśmy arcydziełami” (s. 184). Skoro nie jesteśmy doskonali, potrzebna jest szczerza skrucha.

W czasie jednej z biesiad literackich w Czarnej Wodzie Piotr Wiktor Lorkowski stwierdził, że jednym ze znaków rozpoznawczych liryki Kameckiego jest kultura. Przedstawione rozważania potwierdzają prawdziwość tej tezy. Wiele wierszy Kameckiego ma charakter ekfrastyczny; są lirycznym komentarzem do obrazu bądź rzeźby. Liryki Kameckiego mają w sobie więcej z ekfrastyczności niż utwory Pasierba. Te ostatnie bowiem niejednokrotnie reprezentują klasyczną ekfrazę (np. *Zwiastowanie Stwosza, Trzęsacz, Kuszenie św. Antoniego Boscha, Ave*). Poezja Kameckiego – powtórzmy za Nowosielskim i Lorkowskim – jest wyczulona na znaki kultury, rozwija się w cieniu kultury, czerpie z niej. Poezja proboszcza z Gruczna twierdząco odpowiada na pytanie, które Jacek Woźniakowski uczynił tytułem swej książki: „Czy kultura jest do zbawienia koniecznie potrzebna?”²¹. Zajmujący nas twórca często podkreśla, że jest na tyłach świata, jego poezja rodzi się na „tyłach świata”, nie powinna jednak – między innymi ze względu na zanurzenie w kulturze – pozostawać na tyłach świata²².

Bibliografia

- Słowa na pustyni. Antologia współczesnej poezji kapłańskiej*, wybór tekstów i opracowanie Bonifacy Miązek. Londyn: Oficyna Poetów i Malarzy. 1971, s. 70–90.
- KOWALSKI Marcin: *Odlóż miecz, katoliku*; „Gazeta Wyborcza. Bydgoszcz” z dnia 9.06.2012 r., Wyborcza.pl/ Duży format
- Twarze kapłaństwa. Ankieta „Znaku”*, Franciszek Kamecki, opoka.org.pl
- KAMECKI Franciszek: *Od autora*. W: Kamecki Franciszek: *Ten, co umywa nogi. Wiersze zebrane z lat 1960–2000*. Pelplin: Wydawnictwo Diecezji Pelpińskiej „Bernardinum”, 2001. ISBN 83–88487–70–1, s. 7–9.
- ZIELONKA Zbigniew: *Znad Wisły nad Weltawę*. „Acta Cassubiana” t. IX, Gdańsk 2007, s. 261–264. ISSN 1509–5703.
- KAMECKI Franciszek: *Ten, co umywa nogi. Wiersze zebrane z lat 1960–2000*. Pelplin: Wydawnictwo Diecezji Pelpińskiej „Bernardinum”, 2001. ISBN 83–88487–70–1.
- NOWOSIELSKI Kazimierz: *Porządkowanie doświadczeń. O poezji Franciszka Kameckiego*. W: Kamecki Franciszek: *Ten, co umywa nogi. Wiersze zebrane z lat 1960–2000*. Pelplin: Wydawnictwo Diecezji Pelpińskiej „Bernardinum”, 2001. ISBN 83–88487–70–1.
- DZIADEK Adam: *Obrazy i wiersze. Z zagadnień interferencji sztuk w polskiej poezji współczesnej*. Katowice: Wydawnictwo UŚ, 2004. ISSN 0208–6336.
- SOKORSKI Włodzimierz: *Xawery Dunikowski*. Warszawa: „Iskry”, 1978.

²¹ Zob. J. Woźniakowski, *Czy kultura jest do zbawienia koniecznie potrzebna?*, Kraków 1988.

²² Zob. I. Słojewska, *Ogarnąć świat wszystkimi myślami*, „Akant” 2005, nr 13, s. 20.

- Xawerego Dunikowskiego Głowy Wawelskie*, wstęp i opracowanie Michał Walicki i Aleksander Wojciechowski. Warszawa: Wydawnictwo „Sztuka” 1956.
- AŁPATOW Michaił: *Rublow*. przekł. Joanna Guze. Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy, 1975.
- MEE Charles Louis: *Portret Rembrandta*. przekł. Julia Kalinowska. Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy, 1996. ISBN 83-06025-23-7.
- AVERMAETE Roger: *Rembrandt i jego czasy*. przekł. Danuta Wilanowska, Warszawa: Państwowy Instytut Wydawniczy, 1978.
- WOŹNIAKOWSKI Jacek: *Czy kultura jest do zbawienia koniecznie potrzebna?*, Kraków: Społeczny Instytut Wydawniczy Znak, 1988. ISBN 83-70061-15-X.
- SŁOJEWSKA Iłona: *Ogarnąć świat wszystkimi zmysłami*. „Akant” 2005, nr 13, s. 20.
- MAMON Bronisław: *Dzień jak co dzień*. Reportaż z seminarium duchownego. „Tygodnik Powszechny” 1960, nr 25, s. 5.

Słowa kluczowe

Franciszek Kamecki, poezja emigracyjna, polska literatura współczesna, ekphrasis, poezja kapłańska

Abstract

Ekphrasis of priest Franciszek Kamecki

Priest Franciszek Kamecki is today living poet (published several collections of lyric including *Parabole Syzyfa* [Parabolas Sisyphus], *Skarga księdza* [Priest's complaint], *Lustro* [The Mirror], *Sancho i ocean* [Sancho and ocean]) and feleietons (eg. *Drabiną do nieba* [A ladder to heaven]). He practices also poetic prose. His poetry is under the patronage of two big names priest-poets Jan Twardowski and Janusz Stanisław Pasierb. Lyrics of Franciszek Kamecki, first presented in the poetry anthology priestly *Słowa na pustyni* [Words on the desert] (1971), it is diverse in terms of themes. They are found in the numerous reminiscences of biblical, references to religion; the author cites, actually a dialogue with St. Francis (patron of baptism), St. Thomas Aquinas, Cervantes, Dante, Norwid, Exupery. In this poetry, art plays a huge role. Priest-poet, which is the subject of this sketch, created a number of works ekphrasises. The article discusses the loudest ekphrasis which is a reflection on the works of Dunikowski, Rembrandt, Rublev, Michael Anioł and Hans Memling.

Key words

Franciszek Kamecki, poetry of exile, Polish modern literature, ekphrasis, poetry priests

Kolokwializacja języka w przekładzie, czyli jak „Goodfellas” staje się „Chłopcami z ferajny”

0. Wstęp

Jak wiadomo język nie może istnieć autonomicznie, oderwany od grupy społecznej, która go tworzy, używa oraz inicjuje dalsze jego zmiany; jednocześnie ta grupa dany język reprezentuje i z tym językiem jest utożsamiana. Współczesne teorie przekładoznawcze słusznie, jak się wydaje, zwracają się ku analizie tekstu – jako artefaktu kulturowego zanurzonego w proces kontaktów międzyjęzykowych i międzykulturowych w przekładzie – mierzonego przy zastosowaniu aparatu pojęciowego znanego studiom socjojęzykowym, co nadaje tym badaniom rys interdyscyplinary. Nie inaczej dzieje się na stronach tego artykułu, gdzie zaplecze badawcze – ława fundamentowa dla części empirycznej – czerpie zarówno z literatury krytycznej przekładoznawczej jak i socjojęzykowej. Celem niniejszego artykułu jest wykazanie zabiegów tłumaczeniowych podejmowanych przez tłumacza prowadzących w konsekwencji do kolokwializacji językowej promowanej w przekładzie. Materiałem badawczym podjętym do analizy jest polski przekład filmu „Chłopcy z ferajny” (ang. „Goodfellas”) autorstwa Macieja Guzdk w wersji lektorskiej emitowany przez TVP S.A. w Warszawie będący znanym dziełem audiowizualnym wielokrotnie tłumaczonym także na rynku wydawniczym polskim.

1.0. Symbioza kultury i przekładu

Bezdiskusyjna wydaje się kwestia nierozzerwalności relacji pomiędzy kulturą a tekstem powstającym w teźże. Jak zatem i na ile zmieni się treść takiego tekstu, kiedy zostanie on poddany procesowi przekładu, czyli obróbce językowej i znaczeniowej na drodze do jego odbiorcy w obcym środowisku socjojęzykowym? Deluze (1986) pozostawał w przekonaniu, iż treści kulturowe tłumaczone na kulturę innego języka są skazane na osoby nie będące naturalnym odbiorcą autora tychże treści, co wiąże się z konieczną dodatkową ich interpretacją, która w moim rozumieniu takiego stanu rzeczy równa się nadwężaniu autorskiego przekazu treści oryginału do tekstowych i komunikacyjnych oczekiwań hipotetycznie obcych w całym jestestwie socjojęzykowym wydającym na świat przekład i często jego autora.

1.1. Przekład wzbogacony o interpretację

Choć oba terminy są ze sobą kojarzone w sposób nierozdzielny, to nie za każdym razem występują one jednocześnie. Przy objaśnianiu znaczenia jednostek leksykalnych w innym języku, bez automatycznego odnoszenia się do desygnatu jakiegoś pojęcia, tłumacz zapytany o „znaczenie” konkretnego „słowa” w danym języku może z miejsca podać jego innojęzyczny „odpowiednik” (niekoniecznie będący ekwiwalentem), bez zanurzania się w kontekst sytuacyjny całego komunikatu tekstowego. Takie działanie tłumaczeniowe nie jest automatycznie związane z procesem interpretacji znaczenia treści danego tekstu. Jeżeli natomiast dla wyjaśnienia znaczenia treści oryginału konieczne jest sięgnięcie do kontekstu wypowiedzi opartego na zapasach poznawczych (fr. *compléments cognitifs*, także niem. *Vorwissen*, oraz ros. *фоновые знания*, opisane przez Delisle ([1993] 1999)), to proces interpretacyjny tych treści na poziomie styku kultur jest niezbędny do osiągnięcia sukcesu w przekładzie. Messick (2003: 84) reprezentuje pogląd, że proces interpretacji może dotknąć właściwie każdego rodzaju tekstu w przekładzie, począwszy od tekstu literackiego na prawniczym skończywszy.

Zatem przekład winien nie tyle interpretować konkretny tekst, co skłaniać jego odbiorcę do interpretacji znaczenia wypływającego z tego tekstu, a właściwie z oryginału wtłoczonego w ramy językowe języka tekstu docelowego. Interpretacja oznacza warunkowanie słuszności znaczenia (wykazywalności prawdy) poszczególnych wartości czy treści danego tekstu, a ono – to znaczenie, jak zauważa Gadamer (1960: 345), wynika z doświadczenia, które da się ocenić przez pryzmat efektów ludzkiej pracy. Co więcej, znaczenie jest zależne od kontekstu, a prawa rządzące kontekstem sytuacyjnym, jak widzi to Mey (2003), są narzucane przez społeczne uwarunkowania tekstu. Oryginał i jego twórca podlegają prawom społecznym, obyczajowym, politycznym, ekonomicznym, itp. kształtującym kulturę objaśnianą w tekście docelowym. Tłumacz w ten sposób wchodzi w rolę „mediatora kultur i pośredniczy w procesie negocjacji znaczenia podczas procesu przekazywania treści oryginału odbiorcom jego zinterpretowanego odpowiednika w kulturze języka tekstu docelowego; mowa tu o tekście docelowym, czyli w przekładzie. Zdaniem Katana (1999: 126), zręczny mediator musi nieprzerwanie pamiętać o samym tekście oraz o kontekście, a co za tym idzie o istocie słownictwa oraz o ramach kulturowych przekazu. Czy zatem tłumaczenie kultury na kulturę jest jeszcze czymś więcej niż interpretacją zanurzoną w negocjację międzykulturową?

1.2. Unikając nieprzekładalności

Prawdziwym zagrożeniem dla każdego tekstu poddawanego procesowi przekładu jest widmo nieprzekładalności mogące „zainfekować” tekst docelowy. Kiedy tłumacz zna jestestwo semiotyczne tekstu, z którym ma się zmierzyć i zna także formę fizyczną, na jaką ma to jestestwo przełożyć na język docelowy, jest on w stanie dobrać odpowiednią **metodę tłumaczeniową** stosowną do wykonania z sukcesem procesu przekładu; kiedy tłumacz zna ograniczenia legislacyjne lub technologiczne

warunkujące i definiujące warsztat jego pracy oraz sposób realizowania zlecenia, jest on w stanie dobrać odpowiednią **strategię tłumaczeniową** stosowną do wykonania z sukcesem procesu przekładu; wreszcie kiedy tłumacz, mając świadomość jakie metodę i strategię tłumaczeniowe określił w celu sumiennego wykonania zlecenia, zna całość przyjętego do tłumaczenia tekstu, to jest on w stanie dobrać odpowiedni zestaw **technik tłumaczeniowych** użytecznych do wykonania z sukcesem procesu przekładu już na poziomie kontekstowym. Bez wykazania metody – czyli formy semiotycznej, jaką docelowo ma przybrać przekład w języku tekstu docelowego, strategii – czyli określenia kroków dozwolonych (lub możliwych) i zabronionych tłumaczowi w trakcie realizowania zlecenia głównie na poziomie leksykalnym, co wynika z konieczności przestrzegania prawa, przepisów wewnętrznych nadawcy tłumaczonego filmu zatrudniającego tłumacza, i wreszcie bez wykazania technik tłumaczeniowych – zestawu narzędzi do prowadzenia operacji na treści tłumaczonego tekstu (por. Garcarz, 2007: 150–152), tłumacz skazany jest na towarzystwo nieprzekładalności, czyli na porażkę.

O ile pierwszy typ nieprzekładalności polega głównie na niemożności czy braku umiejętności tłumacza do znalezienia czysto językowego ekwiwalentu dla elementu treści oryginału – mowa tu o nieprzekładalności językowej, to nieprzekładalność kulturowa stanowi realne zagrożenie dla procesu przekładu *per se*, na więcej niż tylko jednym, to jest na językowym poziomie. Dla uniknięcia pełnej kompromitacji tłumacza, ale co najważniejsze, także dla podjęcia próby uratowania tekstu w przekładzie, tłumacz rezygnuje z wysokich rejestrów na rzecz tego znanego wszystkim użytkownikom języka, na rzecz rejestru potocznego, określanego przez Bartmińskiego (2001: 115–116) „pierwszym językiem człowieka”. Ten zabieg prymitywizacji treści tekstu – czyli bezwarunkowego uproszczenia jego treści ugruntowuje pozycję kolokwializmów językowych jeszcze bardziej zyskujących na społecznej rozpoznawalności i popularności.

Stopień występowania kolokwializmów w przekładzie jest uzależniony więc po nikąd od stopnia nieprzekładalności samego tekstu. Upraszczenie przekładu wiąże się z obniżaniem progu poprawności językowej, którą ów przekład musi spełniać. Obniżając próg poprawności językowej sankcjonuje się użycie niższych rejestrów, nie wyłączając slangu, w sytuacjach także formalnych kontaktów językowych. W tym przypadku i na tym poziomie tak daleko posunięta ingerencja tłumacza w tekst skutecznie wypacza jego treść, a nie wolno zapominać, że efektywne „odwzorowanie” stylu oryginału w tekście docelowym wymaga od tłumacza posiadania dużych umiejętności narracyjnych. Jak twierdzi Duszak (1998: 263) „styl bezpośredni [czyli składowa rejestru potocznego – M.G.] używany jest dla określenia komunikatu językowego, którego forma jasno wyraża intencje autora – jego potrzeby, życzenia czy też zamiary.” Jestem zdania, iż przesyczone i bezwarunkowe użycie rejestru potocznego w tekście docelowym nie powinno mieć miejsca, podobnie jak w oryginale, lecz odbiorca oryginału ma ekskluzywnie dostęp do wiedzy pierwotnej, niezmutowanej, niezmaconej interpretacją tłumacza, co nie ma miejsca w przekładzie, zatem warunkowalność użycia rejestru potocznego w tymże działa na korzyść odbiorcy tekstu docelowego wprostproporcjonalnie do komfortu pracy tłuma-

cza. W efekcie tłumaczowi byłoby na rękę zwyczajnie powtórzyć w przekładzie sens treści zawartych w oryginale, kiedy odbiorca przekładu ma większe względem tłumacza oczekiwania – domaga się wiernego odzwierciedlenia tychże treści na łamach tekstu docelowego, poprzez użycie ekwiwalentu funkcjonalnego. Tak czy owak, manipulacja rejestrem, a co za tym idzie także stylem oryginału w przekładzie, kończy się nieuniknioną nieprzekładalnością; „zadanie tłumacza powinno polegać na prostym odzwierciedleniu stylu oryginału najwierniej, jak to możliwe”, uważa Baker (2000: 244)¹.

Innymi słowy wyznacznikiem działań translatorskich tłumacza jest idea *Skoposu* (Vermeer, 1989): **powód** dla którego powstał oryginał (zatem i powód, dla którego powstaje przekład), **cel**, któremu oryginał miał służyć (któremu także ma służyć przekład), **funkcja**, którą ów miał spełniać w kulturze języka wyjściowego (też także w kulturze języka przekładu) oraz **intencja**, jaka leżała u podstaw powołania do życia oryginału (co każe postawić takie samo pytanie w stosunku do rodzącego się przekładu). Bezwarunkowa kolokwializacja przekładu realizowana na poziomie zarówno stylu, lecz przede wszystkim na poziomie rejestru prowadzi do wypaczenia sensu treści tłumaczonego tekstu. Oczywiście norma kolokwialna widziana jako potoczna (patrz. Warchała, 2003: 21) ma swoje usystematyzowane podstawy, jednakże jej nadużycie wyraźnie zmienia treść tekstu w przekładzie, rujnąc ekwiwalencję na wszystkich jej poziomach. Poprzez umieszczenie w przekładzie elementów leksykalnych z zakresu rejestru potocznego czy slangowego w miejsce nieistniejących odpowiedników w oryginale – mowa tu o ekwiwalentach pustych, tłumacz popełnia nieprzekładalność firmując własnym nazwiskiem pojawienie się quasiekwiwalentów funkcjonalnych.

1.3. Granice kolokwializacji

W dyskusji nad procesami melioryzacji norm językowych i w efekcie także samego języka, konieczne jest wskazanie, które prawidła językowe, czy szerzej – te komunikacyjne, można poddać zmianie czy szerokiej modyfikacji, a których pod żadnym pozorem takim zabiegom poddać nie wolno. Jednym z takich prawideł jest funkcja edukacyjna lub dydaktyczna języka – także realizowana na płaszczyźnie przekładu. Usystematyzowane, zatem zgodne z normą użycie zarówno rejestru potocznego, czyli kolokwialnego, codziennego jak i slangu musi być sankcjonowane kulturowo i językowo, w oparciu o wykładnię ujednoczonych norm zarówno tych kulturowych, jak i językowych. Proces kolokwializacji przekładu i języka w nim występującego odbywa się jedynie w sytuacji nieparzystego zastosowania leksyki potocznej i/lub slangowej w przekładzie w miejsce niewystępującego w oryginale ich ekwiwalentu. Taką replikę nazywam ekwiwalentem pustym. Konieczne jest zatem wykazanie różnicy między oboma rejestrami: potocznym i slangowym, co klasycznie opisał (Widawski, 1998, 2015). Według Widawskiego (1998: IX) slang to:

¹ Wszystkie polskie tłumaczenia obcojęzycznych cytatów występujących w niniejszym artykule, jeżeli nie zaznaczono inaczej, są mojego autorstwa.

[s]pecyficzny, ekspresywny styl języka, składający się ze słów nowych (lub starych używanych w nowych znaczeniach), postrzeganych jako nieformalne, nieoficjalne, a nierzadko wulgarne, używanych głównie w języku mówionym zamiast słów standardowych dla wyrażenia dodatkowej informacji: psychologicznej (głównie stanów emocjonalnych, humorów, zwięzłości, siły ekspresji, swojskości, skrytości) lub socjologicznej (głównie chęci solidaryzowania się z określoną grupą społeczną, dystansowania się społecznego oraz alienacji, buntu przeciwko istniejącemu porządkowi społecznemu, przeciw obowiązującym zasadom i moralności). Istotą slangu są więc jego aspekty: retoryczny, psychologiczny, oraz – w moim odczuciu najważniejszy – socjologiczny.

Jak wspomniałem w podrozdziale 1.2., potoczność powinna być utożsamiana z „językiem pierwszym człowieka” (Bartmiński, 2001: 115–116); nim właśnie zaczynamy się posługiwać jako dzieci i nim posługujemy się prawie wyłącznie na starość. Cechuje go prostota stylistyczna i niewyszukane słownictwo. Czym zatem jest slang, jeżeli nie jest wyłącznie tym, czym jest potoczność?

Slang może, lecz nie musi być obraźliwy, nieprzyzwoity, albo charakteryzować się przemocą lub wulgarnością. Dlatego też nie powinien on być używany w formalnych oraz publicznych sytuacjach komunikacyjnych, a każde złamanie tej zasady powinno spotkać się z zerową tolerancją oraz zostać surowo potępione przez pozostałych użytkowników języka w sferze publicznej. Jednakże w nieformalnych i niepublicznych sytuacjach komunikacyjnych, jeżeli pozostali użytkownicy języka oraz tworzone przez nich komuny czy grupy społeczne dopuszczają możliwość użycia slangu, to jego zastosowanie w takich warunkach komunikacyjnych, społecznych, a w efekcie także sytuacyjnych, może być w zasadzie nieograniczone. Jeśli więc miałbym ukuć socjojęzykowe prawo użycia slangu brzmiałoby ono: **slang nie jest nigdy formalny i/lub nigdy oficjalny oraz, że slang jest zawsze nieformalny i zawsze nieoficjalny** (Garcarz, 2016: 12).

Dodatkowo należy pamiętać, że slang, podobnie jak rejestr potoczny, pełni określone funkcje komunikacyjne, dzięki czemu odbiorca komunikatu tekstowego konotuje emocje i znaczenia potęgujące efekt retoryczny treści odebranego komunikatu. Nie inaczej dzieje się w kontakcie odbiorcy tekstu z przekładem, a przynajmniej tak się powinno dziać; w związku z powyższym slang oraz rejestr potoczny winien na tym samym poziomie co w przekładzie pełnić w oryginale cztery podstawowe funkcje, tj. informacyjną, ekspresywną, impresywną i fatyczną (Garcarz, 2011: 782).

Stopień kolokwializacji treści tłumaczonego tekstu, jako jeden z efektów procesu przekładu zależy oczywiście od formy semiotycznej, jaką ma oryginał i tę, jaką ma przybrać jego treść w języku tekstu docelowego. W podjętym do analizie badaniu omawiam tekst o formie polisemiotycznej, którego płaszczyzna wizualna w przekładzie pozostaje niezmienna, ale której płaszczyzna auralna ulega radykalnej zmianie, gdyż na wersję oryginalnej ścieżki dialogowej nałożony jest polski lektor; zatem nie można tu mówić o prostym transferze treści z jednego ciała semiotycznego do drugiego.

2.0. Szeptanka, czyli realizacja telewizyjnego przekładu filmowego w Polsce

Poza dubbingiem (dominującym w kontynentalnej Europie zachodniej) i wersją podpisową (dominującą w Skandynawii i po części na Bałkanach), absolutna większość obcojęzycznych filmów emitowanych przez nadawców publicznych w Polsce z tłumaczeniem posiada wersję lektorską, która cieszy się niesłabnącą popularnością wśród Polaków od zawsze (Garcarz, w druku). „Szeptanka” ma może poważne minusy, ale ma jeden plus niwelujący je wszystkie;

[w] zestawieniu z dubbingiem wersja lektorska ma, by tak rzec, charakter zdecydowanie mniej „abstrakcyjny”, ułatwiając proces percepcji obcojęzycznych kwestii – częściowo w filmie słyszanych – ale nie zastępując ich generalnie w świadomości widza innojęzycznym ekwiwalentem oryginalnych wykonań aktorskich (Hendrykowski, 1984: 247).

W tym miejscu konieczne jest poczynienie jednoznacznego wyjaśnienia. Celowo stosuję termin „podpisy” w miejsce „napisów”, promowany przez Teresę Tomaszewicz (np. 2006), gdyż stosowana terminologia nie może obfitować w dwuznaczność. „Napisy” są częścią tekstu początkowego lub/oraz w języku oryginału spisane na ekranie. „Podpisy” dla odmiany są częścią tekstu docelowego lub/oraz w języku przekładu spisane na ekranie. Anglojęzyczna terminologia tożsamo traktuje i wykazuje różnicę obu typów i funkcji pisma ekranowego, konsekwentnie *captions* dla „napisów” i *subtitles* dla „podpisów”. W społecznej świadomości pokutuje pogląd, że „napisy filmowe” to nic innego niż metoda przekładu filmowego, a w rzeczywistości taki pogląd to nic innego niż błąd.

Szeptanka bardziej niż np. wersja podpisowa „przejawia stosunkowo duży stopień ingerencji w pierwotną postać dzieła, znacznie ograniczając możliwości odbiorczego kontaktu z jego sferą dźwiękową”, wskazuje Hendrykowski (1984: 247), a jak dodaje France (2001: 293) – komentarz lektorski wydaje się zastępować narrację. Zatem wersja lektorska daje tłumaczowi możliwość opowiedzenia, czy inaczej – zrelacjonowania zawartości poszczególnych zwrotów dialogowych (ang. *turns*) w sposób w jaki widzi to sam tłumacz. Ten natomiast ma dużą swobodę w pracy nad tekstem przy negocjacji znaczenia poszczególnych zwrotów dialogowych i monologowych w przekładzie, co jest ewidentnym źródłem kolokwializacji tekstu docelowego.

Filmowe słowo zostaje jakby rozszczępione i dociera do adresata droga podwójną: w wersji tłumaczonej i częściowo interpretowanej przez lektora oraz w wersji oryginalnej, która zostaje jednak generalnie wyciszona, spełniając w nowym przekazie rolę ograniczoną do funkcji tła dźwiękowego (Hendrykowski, 1984: 247).

Odbiorca przekładu filmowego posiadający możliwość porównania treści oryginału z jego wersją w przekładzie musi nadal mieć wiarę w tłumacza i nadal polegać na jego umiejętnościach nawet, jeżeli rozwiązanie tłumaczeniowe wydaje się mu nieodpowiednie.

3.0. Od teorii do praktyki

Współczesne trendy oraz zmiany w polszczyźnie postają zasadniczo pod wpływem wszechobecnych procesów globalizacyjnych jeszcze bardziej umacniając angielski na pozycji języka ponadnarodowego, spychając jednocześnie normę wzorcową każdego z modeli poprawności językowej poszczególnych języków na drugi plan. Dziś piękna wymowa, ukraszona wzniosłym stylem i wyszukaniem słownictwem jest na co dzień tak spotykana jak prawdziwy tran w ofercie naszych sklepów – czyli od wielkiego dzwonu. Dokładają się do tego stanu rzeczy subkultury społeczne promujące własne zachowania językowe i normy komunikacyjne zyskujące na popularności i promowane w coraz to bardziej sprymityzowanych mediach.

Moim zamysłem leżącym u podstaw napisania tego artykułu nie jest wartościowanie pracy tłumacza *ex cathedra*, wytykając paluchem jego niecne sprawki i pochylając się nad umęczonym tekstem, dla którego nie ma już żadnej nadziei. Swoją rolę widzę bardziej, jako obserwatora i krytyka zastałych faktów, bez wnikania w szczegółowe powody dla podjętych przez tłumacza decyzji. Wybrane przykłady pracy tłumacza zakwalifikowałem do siedmiu głównych operacji przekładowych na tekście, czyli technik tłumaczeniowych (patrz podrozdział 1.2.) użytych przez tłumacza w swojej pracy.

3.1. Technika wzbogacania

Ta najbardziej kontrowersyjna jeżeli idzie o skutki a zarazem najbardziej rujnująca treść tekstu biorąc pod uwagę efekt kolokwializacji języka przekładu technika jest na całe szczęście najrzadziej stosowana. Tłumacz decydując się na wzbogacenie treści o wyraźnie notowalny stopień nieformalności rejestru, obniża go z potocznego do slangowego.

Test początkowy	Test docelowy
- Give me a break , she's drunk.	- Nie chrzań . Ona jest trinkowa.

Angielski zwrot idiomatyczny „give me a break” znaczy tyle, co „daj spokój”, „nie gadaj” lub zwyczajnie „przestań”, co może zostać użyte w komunikacji nienacechowanej systemowo negatywnie, jakim jest rejestr potoczny. „Nie chrzań” – zaproponowane przez tłumacza, choć barwne i przykuwające uwagę spada w najniższy rejestr, czyli do slangu. To automatycznie wypacza znaczenie kontekstowe danej części dialogowej, a szerzej całej sceny filmowej. Tego zabiegu nie można nazwać uszlachetnieniem tekstu, gdyż w każdym jednostkowym przypadku działanie takie kończy się najsilniejszą z możliwych kolokwializacją treści tekstu. Jest nią promocja slangu.

3.2. Technika neologizacji

Następną techniką kolokwializującą treść tłumaczonego tekstu i jednocześnie ingerującą w obrazowanie ładunku semantycznego na drodze oryginału do jego odbior-

cy w języku tekstu docelowego jest technika neologizacji. Proces neologizacji może przebiegać w różny sposób i dotyczyć konwencji komunikacyjnej na różnym poziomie. Mnie najbardziej interesuje poziom leksykalno-semantyczny tych zmian, czyli promowanie w przekładzie nowych elementów leksykalnych będących zapożyczeniami lub kalkami, niemającymi wykazanej i jednocześnie usystematyzowanej obecności w leksykonie językowym polskim.

Test początkowy	Test docelowy
- (Then you had Nik-key Eyes)... and Mikey Franzese.	- Mickey Francuzik.

Zaproponowany przez tłumacza leksem „Mickey” [wymowa /m i k e j/], będący kalką fonetyczną – w zapisie graficznym został poddany procedurze tłumaczenia grafologicznego lub transliteracji. Zasada mówi, co prawda, że imion własnych się nie tłumaczy – ewentualnie podaje się ich innojęzyczne ekwiwalenty, np. Tomasz dla oryginalnego Thomas, lecz takim samym zabiegiem należałoby poddać drugi element nazwy, mówię tu o „Franzese”. Kolokwializacja ma tu wydźwięk niegroźnej interwencji w stosowanie polityki nazewnictwa w polszczyźnie, jednak z czasem może to doprowadzić do utrwalenia niepoprawnych tendencji językowych.

3.3. Technika tłumaczenia dosłownego

Na pierwszy rzut oka może się wydawać, że tłumacząc dosłownie tekst nie doprowadzamy do kolokwializacji, bo przecież tego domaga się od tłumacza odbiorca tekstu docelowego, aby przekład był wierny oryginałowi. Szkopuł w tym, że dosłownie nie zawsze znaczy wiernie; dosłownie może równie dobrze znaczyć słowo-w-słowo, np. „dzięki bardzo” z angielskiego „thanks much”, co trzeba zaliczać jako kalkę składniową. W aspekcie kolokwializacji tekstu w przekładzie, zastosowanie podejścia tłumaczenia dosłownego do przekładu elementów silnie potocznych i slangowych w momencie, kiedy ich obecność w przekładzie jest zupełnie zbędna, prowadzi do kolokwializowania wypowiedzi.

Test początkowy	Test docelowy
- Tommy, what the fuck?	- Co jest, cholera?

Redundancja ładunków emocjonalnych w przekładzie – a tak dzieje się w przypadku umyślnego pozostawienia zbędnego slangu, zawsze prowadzi wprawdzie do nadwężenia, a potem do obniżenia komunikacyjnych norm językowych. Dzieje się to oczywiście nie od razu, acz z wolna, lecz dzieje się to nieuchronnie. Lepszym krokiem byłoby pominąć wulgarnie nacechowany element leksykalny w przekładzie, niż tłumaczyć go dosłownie lub proponować bliskoznaczny odpowiednik. Trzeba tu pamiętać o konieczności przestrzegania przez tłumacza pracującego dla nadawcy emitującego filmy „Ustawy o języku polskim” i „Ustawy o KRRiT”, które to akty precyzują granice wolności autorskiej tłumacza w czasie wykonywania zleconego zadania (Garcarz, 2007: 105–146).

3.4. Technika opisu

To kolejna technika której użycie w przypadku przekładu slangu, niekiedy także rejestru potocznego, może doprowadzić do kolokwializacji tekstu w przekładzie. Technika opisu sprawdza się doskonale w przypadku braku naturalnych ekwiwalentów lub bliskoznacznych odpowiedników leksyki oryginału w języku tekstu docelowego i daje tłumaczowi szansę objaśnienia znaczenia oryginału odbiorcom przekładu. Nie można powiedzieć, aby była to technika zachowująca wierność treści oryginału w przekładzie, lecz jest jakimś przynajmniej narzędziem radzenia sobie tłumacza z wizją nieprzekładalności.

Test początkowy	Test docelowy
- Give me a seven and seven.	- Daj mi podwójną szklanę whisky z lemoniadą.

Kolokwializacja przekładu przy użyciu tej techniki doprowadza, choć nie w takim stopniu, jak w wyniku użycia technik wyżej opisanych, do generowania uproszczeń semantycznych egzemplifikowanych przy pomocy złożeń lub całych związków frazeologicznych stanowiących swoistą protezę dla znaczenia elementu oryginalnego w tekście docelowym. Mając w pamięci starą maksymę: czego nie przetłumaczę, to opiszę, trzeba się liczyć z niechcianym skutkiem ubocznym aktu tłumaczenia – jego kolokwializacją.

3.5. Technika wyszukiwania najbliższego synonimu

W przypadku tej techniki, groźba popełnienia kolokwializacji jest nadal realna, lecz już nie pewna. Używając tej techniki tłumacz zyskuje w miarę szerokie pole manewru wybierając taki odpowiednik dla elementu leksyki oryginału, który jego zdaniem będzie spełniał jeden zasadniczy warunek – w miarę skutecznie, choć nie w pełni, zastąpi docelowo-językowy ekwiwalent. Często się zdarza, że z przyczyn od tłumacza niezależnych, iż brak jest w języku docelowym ekwiwalentu terminu oryginalnego. Dla przykładu, w polszczyźnie występują dwa leksemy mające odmienne znaczenie, choć potocznie używane zamiennie: księżniczka i królowna; oczywiste jest, że księżniczka to córka księcia, a królowna to córka króla, niemniej w angielszczyźnie takie rozróżnienie zasadniczo nie występuje i na oba znaczenia stosuje się słowo *princess*. Jest oczywiście złozenie *king's daughter*, lecz ma ono funkcję opisową, a jednocześnie ten sam mechanizm semiotyczny jest powtarzalny.

Synonimiczność jest sprzymierzeńcem tłumacza w walce z nieprzekładalnością, choć może się stać także jego kulą u nogi, bo który tłumacz za każdym krokiem tłumaczeniowym ma pewność, że zaproponowany przez niego odpowiednik nie tylko przypadnie odbiorcom przekładu do gustu, lecz także odda ducha, treść i znaczenie oryginału?

Test początkowy	Test docelowy
- You're a bum .	- Jesteś walkoniem .

Kolokwializacja może być naturalnym skutkiem użycia tej techniki przez słabeo lub niedoświadczonego tłumacza nieznającego dobrze nie tylko prawideł sztuki przekładu, lecz także, a może przede wszystkim, języka/języków, którymi operuje w wykonywaniu aktu przekładu. Synonimiczność jest względna i zawsze kontekstowa: „bum” w wachlarzu polskich potencjalnych odpowiedników z pewnością zawiera także słowo „walkoń”; pytanie pozostaje otwarte, na ile jego użycie skolokwializowało przekład, bo nie ma wątpliwości, że tak się stało, jeżeli zakres znaczenia oryginału został tak zawężony?

3.6. Technika wyszukiwania ekwiwalentu funkcjonalnego

Ze wszystkich opisanych wyżej technik przekładu ta zdaje się nieść ze sobą najmniejsze ryzyko sprokurowania kolokwializacji przekładu, a to za sprawą precyzyjnego wskazania docelowego ekwiwalentu elementu leksyki oryginału. Jeżeli taki ekwiwalent w języku tekstu docelowego występuje, tłumacz umie go wyszukać i dodatkowo nie ma technicznych, legislacyjnych czy obyczajowych przeciwwskazań do użycia go w przekładzie, tłumacz może być spokojny, że nie doprowadzi do jego kolokwializacji. Pozostaje jeszcze cały bagaż funkcji retorycznej i fatycznej jaką pełni przekład, zatem jeżeli oryginał jest naszpikowany treściami mocno potocznymi lub slangowymi, a dodatkowo tłumacz ekwiwalentnie je przełoży na tekst docelowy, to z czasem, przy powtarzalności takich sytuacji, ostrze normy wzorcowej zostanie stępione.

Test początkowy	Test docelowy
- He made your shoes look like fucking mirrors .	- Buty błyszczały, jak psu jaja .

Zwrot idiomatyczny „błyszczeć się, jak psu jaja” jest szeroko znany użytkownikom języka polskiego i budzi w zasadzie jednoznaczne skojarzenia. Nadmierne jego użycie w przestrzeni publicznej – a w takiej pojawia się przekład, relatywizuje jego wulgarną treść, zatem skutkuje także kolokwializacją przekładu i samego języka.

3.7. Technika pomijania

W przypadku zastosowania przez tłumacza tej techniki do obróbki tekstu zawierającego treści potoczne lub slangowe zagrożenie sprokurowania kolokwializacji przekładu jest oczywiste – takowe nie zaistnieje. Naturalnie takie działanie zawsze wiąże się z ryzykiem ograniczenia dostępu do treści tekstu dla jego obcojęzycznych odbiorców. Co więcej, jest to także prosta ścieżka do nieprzekładalności, kiedy odbiorca przekładu nie ma dostępu do wszystkich treści oryginału i czasami musi się domyślać czego dokładnie dotyczyła scena, którą właśnie obejrzał.

Test początkowy	Test docelowy
- I used to call him ‘ spit-shine-Tommy ’.	- -----.

Kolokwialny frazeologizm *spit-shine-Tommy*, będący jednocześnie funkcyjnym neologizmem, niesie niezbędną ilość danych dla zrozumienia komizmu i jednocześnie dramaturgii tej sceny. Tommy – początkujący mafiozo, ale jeszcze bez licencji na zabijanie, pracował kiedyś, jako pucybut, co w żartach wytykają mu wysocy w hierarchii mafijnej zakapiory. Przekład pozbawiony tego odniesienia traci swój smaczek, a widzowie istotny, jak sądzę, element treści samego filmu. Z drugiej jednak strony tłumacz uniknął kolokwializacji treści przekładu, co należy mu z całą pewnością zapisać na plus.

4.0. Ostateczny stopień skolokwializowania – słowo końcowe

Bez dwóch zdań wersja lektorska przekładu filmowego należy do typu *overt translation* – czyli „tłumaczenia jawnego”, jak nazywa je House (2002: 98), gdyż widz z miejsca pojmuję, że ma do czynienia z przekładem, a nie z oryginalną wersją filmu, co nie jest już takie oczywiste w przypadku odbioru filmu dubbingowanego. Wystarczy zapytać dzisiejszych czterdziestolatków czy „Pszczółka Maja” jest filmem animowanym polskim czy obcym? Wielu pytanych miałooby kłopot z udzieleniem poprawnej odpowiedzi na to pytanie. Tekst, który dla odbiorcy wykazuje cechy „obcego” przeniesionego na język „nasz” należy uważać za skolokwializowany, mając na względzie wywód przeprowadzony w poprzednich podrozdziałach, gdzie twierdząc że każdy rodzaj pracy tłumacza nad tekstem, a już nad tekstem artystycznym w szczególności doprowadzi do kolokwializacji jego treści w ciele przekładu.

Kolokwializacja nie idzie w parze z uproszczeniem procesów tłumaczeniowych, lecz bardziej ze zubożeniem języka reprezentującego treść w przekładzie. W efekcie także w wyniku ciągle zachodzących procesów globalizacyjnych „uniwersalizm kulturowy” (House, 2002: 107) – czyli useryjnienie wartości kulturowych, wpływa na język używany na co dzień, a w efekcie także na leksykon stosowany przez tłumacza. Koniec końców takie działanie doprowadzi do obniżenia wartości pojęcia samej kultury, co skutkuje zatraceniem granicy między kultura niską i wysoką, o czym pisze Wieviorka (2003: 122). Oczywiście jest, iż z czasem w ogólnonarodowym słowniku języka polskiego dochodzi do przesunięcia na pozycji elementów leksykalnych najczęściej stosowanych przez użytkowników języka i w efekcie te uważane powszechnie za niepoprawne lub o proveniencji z niskich rejestrów zostają wypromowane, także przez tłumaczy, jako „powszechnie stosowane”, a nawet jako poprawne. To wszystko dzieje się w zgodzie z prawami ekonomii Kopernika-Greshma o zasadzie gorszego pieniądza, który wypiera lepszy pieniądz. Kolokwializacja języka jest więc wynikiem bastardyzacji kultury, co kompleksowo opisał i dowiódł Koneczny (1935).

Reasumując, tekst posiadający w sobie leksykę slangową lub rejestrowaną jako potoczna przekładana na język docelowy w zdecydowanej części może ulec kolo-

kwializacji. Wszystkie opisane powyżej techniki przekładu poza techniką pomijania do takiego stanu rzeczy prowadzą. Na szczęście ta technika jest najczęściej ze wszystkich stosowana przez tłumaczy filmowych właśnie – w proporcjach od 40% do 50% tłumaczonych zwrotów dialogowych (Garcarz, 2007: 221). Zatem w czasie dokonywania przekładu tłumacz staje *de facto* przed wyborem: kolokwializować przekład i jego język lub pomijać treść oryginału.

Bibliografia

- Baker, Mona (2000) „Towards a Methodology for Investigating the Style of a Literary Translator.” [W:] *Target*: 12 (2); 241–266.
- Bartmiński, Jerzy (2001) „Styl potoczny”. [W:] Jerzy Bartmiński (red.) *Współczesny język polski*. Lublin; Wydawnictwo UMCS; 115–135.
- Delisle, Jean ([1993] 1999) *La traduction raisonnée. Manuel d'initiation à la traduction professionnelle anglais-français*. Ottawa: Ottawa University Press.
- Deleuze, Gilles (1986) *The Movement Image* [1983], tłum. Hugh Tomlinson & Barbara Habberjam. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Duszak, Anna (1998) *Tekst, dyskurs, komunikacja międzykulturowa*. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.
- France, Eliana, P. (2001) „Voiced-over Translation Documentaries. Technology and Conceptual Issues for Their Research.” [W:] *Target*: 12 (2); 289–304.
- Gadamer, Hans-Georg (1960) *Warheit Und Methode*. Tübingen: JCB Mohr.
- Garcarz, Michał (2007) *Przekład slangu w filmie. Telewizyjne przekłady filmów amerykańskich na język polski*. Kraków: Tertium.
- Garcarz, Michał (2011) „The Functions of African American Slang in Translation”. [W:] *Supporting Cultural Differences Through Research: 2011 Monograph Series*. Scarborough, ME: NAAAS; 769–783.
- Garcarz, Michał (2016) *Słownik slangu kierowców: slangowe rozwinięcia skrótów wyróżników powiatów na polskich tablicach rejestracyjnych*. Szczecin: Volumina.
- Garcarz, Michał (w druku) „Translation as Education of Cognition: Principles of Slang in an Interlingual Translation Process: A Corpus Based Study”. [W:] Julian Maliszewski (Red.) *Cognitive Approaches to Specialist Translation*. Częstochowa: Wydawnictwo Politechniki Częstochowskiej.
- Hendrykowski, Marek (1984) „Z problemów przekładu filmowego”. [W:] Edward Balcerzan (red.) *Wielojęzyczność przekładu a problemy przekładu artystycznego*. Wrocław: Ossolineum; 243–259.
- House, Juliane (2002) „Universality versus Culture Specificity in Translation.” [W:] Alessandra Riccardi (red.) *Translation Studies: Perspective on an Emerging Discipline*. Cambridge: Cambridge University Press; 92–110.
- Katan, David (1999) *Translating Cultures: An Introduction for Translators, Interpreters and Mediators*. Oldham: St. Jerome.
- Koneczny, Feliks ([1935] 2015) *O wielości cywilizacji*. Warszawa: Capital.
- Messick, Brinkley (2003) „Notes on Translation”. [W:] Paula Rubel & Abraham Rosman (red.) *Translating Cultures. Perspective on Translation and Anthropology*. Oxford/N.Y: Berg; 82–95.

- Mey, Jacob (2003) Kurs dla doktorantów pt.: *Ethnopragmatic, Pragma-rhetoric and Current issues in Pragmatic*. Uniwersytet Örebro, Szwecja, 22–30 czerwca.
- Tomaszkiewicz, Teresa (2006) *Przekład audiowizualny*. Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN.
- Vermeer, Hans-Josef (1989) *Skopos und Translationsauftrag*. Poprawione wydanie angielskojęzyczne: *A Skopos Theory of Translation (Some Arguments for and Against)* (1996). Heilderberg: TextconText Verlag.
- Warchala, Jacek (2003) *Kategoria potoczności w języku*, Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.
- Widawski, Maciej (1998) *Nowy słownik slangu i potocznej angielszczyzny*. Gdańsk: L&L.
- Widawski, Maciej (2015) *African American Slang: A Linguistic Description*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wieviorka, Michael (2003) „The New Paradigm of Violence”. [W:] Jonathan Friedman (red.) *Globalization, the State Violence*. Oxford: Alta Maria Press; 107–140.

Słowa kluczowe:

Przekład filmowy, szeptanka, metoda tłumaczeniowa, strategia tłumaczeniowa, technika tłumaczeniowa kolokwializacja, slang, Skopos, socjojęzykoznawstwo.

Abstract

Melioration of Register in Translation: How “Goodfellas” Turns into „Chłopcami z ferajny”

In its research section, this paper outlines the ongoing struggle for equivalence in film translation basing author’s argumentation on the citational evidence – a Polish narrated version of a world-wide noticed blockbuster – Goodfellas. By “vivisectioning” selected low-registered dialogue turns filled with slangy wordstock along with their final translations and by proposing an optimal set of translation tool to measure the translator’s job efficiency, I present to the reader a qualitative examination of interpretation moves taken by the translator than have effected with more or less intense melioration of language register in the target text in comparison to the original. Backed up with confirmed translation theory, this “inspection” of translation practice was also planned to prove how commensurably a translation activity is next to a thorough sociolinguistic research for the sake saving the sense and skipping the meaning loss in dragging the text from one lingo to another.

Key words:

Film translation, narration, translation method, translation strategy, translation technique, register melioration, slang, Skopos, sociolinguistics.

Dr hab. Michał Garcarz, prof. UWr. – tłumacz języka angielskiego, językoznawca, kierownik Zakładu Translatoryki w Instytucie Filologii Angielskiej na Uniwersytecie Wrocławskim. Michał Garcarz specjalizuje się w przekładach specjalistycznych (głównie technicznych), audiowizualnych, a także w socjojęzykoznawstwie (w szczególności w badaniach nad slangiem oraz ponglishem); jest autorem licznych publikacji oraz członkiem towarzystw naukowych. Kontakt: www.garcarz.com

Amerykańska proza w tłumaczeniu na język polski jako jeden z nośników kultury amerykańskiej

1. Kultura, kultura amerykańska, popkultura

Pojęcie kultury pozostaje w kręgu zainteresowania wielu badaczy różnych dziedzin nauk humanistycznych już od lat. Oprócz kulturoznawców na dobre związani z pojęciem kultury są nie tylko antropologowie, etnografowie, historycy czy socjologowie, ale również językoznawcy, etycy czy też psychologowie. Biorąc pod uwagę powyższe dyscypliny nauki oraz zróżnicowanie istniejących definicji kultury, dla potrzeb niniejszego artykułu sugeruję oparcie się na jednej z najbardziej ogólnych i wszechstronnych definicji zaproponowanej przez Szczepańskiego w książce *Elementarne pojęcia socjologii*.

„Kultura to ogół wytworów działalności ludzkiej, materialnych i niematerialnych wartości i uznawanych sposobów postępowania, zobiektywizowanych i przyjętych w dowolnych zbiorowościach, przekazywanych innym zbiorowościom i następnym pokoleniom.”¹

Dodatkową zaletą powyższej definicji jest również klarowny podział wytworów ludzkiej działalności na wytwory zarówno materialne jak i niematerialne, co stanowi podstawę do wyróżnienia dwu typów kultury, mianowicie kultury materialnej oraz niematerialnej. Rozróżnienie to jest szczególnie istotne dla dalszych rozważań nad rolą (pop)kultury amerykańskiej w odbiorze tekstów tłumaczonych na język polski. A czym jest sama kultura?

Czelusko w odpowiedzi na to pytanie pisze, że kultura popularna jest tym czynnikiem, który łączy wszystkie warstwy społeczne. Za najlepsze wytwory tejże kultury uważa bestsellery książkowe, seriale telewizyjne oraz muzykę popową. Listę tę zdecydowanie uzupełniłbym o gry komputerowe/konsolowe, ubrania, ozdoby, filmy kinowe, komiks oraz wszelkie kolekcjonerskie materiały promocyjne. Czelusko zwraca również uwagę na odbiorcę kultury popularnej, a w szczególności na tzw. niski próg wejścia jej odbiorcy. Oznacza to, że każdy, nawet słabo wykształcony odbiorca, będzie sobie w stanie poradzić z czytelnymi i łatwymi do interpretacji schematami, a co za tym idzie każdy będzie w stanie czerpać z kultury popularnej przy-

¹ Szczepański, J., *Elementarne pojęcia socjologii*. Państwowe Wydawnictwo Naukowe, Warszawa, 1963, str. 47.

jemność. Okazuje się, że wśród odbiorców to właśnie ta wartość jest wartością najbardziej cenioną, ponieważ w przeciwieństwie do wytworów kultury wysokiej nie wymaga ona zaznajomienia się z bardziej zawiłymi i mniej dostępnymi faktami.²

Stany Zjednoczone Ameryki Północnej to kraj, w którym pojęcia kultury, kultury materialnej oraz popkultury przenikają się jak nigdzie indziej i dlatego kultura amerykańska postrzegana jest również jako tożsama z kulturą popularną jako środek wspomagający dla wprowadzenia określonego porządku. Taka funkcja kultury popularnej kojarzona jest przede wszystkim ze zjawiskiem postępującej amerykanizacji nierzadko utożsamianej z globalizacją, kojarzonej z kolei z poszerzaniem wpływów Stanów Zjednoczonych Ameryki Północnej na świecie. Krajewski w swej książce *Kultury kultury popularnej* pisze o wspomnianym zjawisku następująco:

„Taki sposób jej (kultury) ujmowania nie jest jednak wstępem do neutralnej analizy kultury popularnej jako jednego z typów kultury narodowej – amerykańskiej, ale służy raczej jako narzędzie i aspekt krytyki procesu amerykanizacji. W tym przypadku kultura popularna, a przede wszystkim jej dominacja, są traktowane jako dopełnienie politycznej i gospodarczej polityki USA, dopełnienie tym groźniejsze, że odpowiedzialne za wykorzenienie, niszczenie kulturowej różnorodności i destrukcyjne dla kluczowego aspektu warunku podmiotowości, poczucia odrębności – a więc tożsamości.”³

W swej książce *Culture and Anarchy*⁴, Arnold o amerykanizacji pisze jeszcze bardziej radykalnie:

„Obawy i niepokoje wyrażane przez krytyków kultury masowej w równym stopniu pobudzała groźba amerykanizacji. Powodem tego jest fakt, że amerykańska kultura popularna uosabia całe zło związane z kulturą masową. Ponieważ kultura masowa jest wynikiem masowej produkcji i konsumpcji dóbr kulturalnych, względnie łatwo jest utożsamić Amerykę z ojczyzną kultury masowej; mamy tutaj bowiem do czynienia ze społeczeństwem kapitalistycznym najbliższym z tymi procesami. Tak wiele wytworów kultury masowej pochodzi z Ameryki, iż jest ona postrzegana jako zagrożenie; podobną groźbą staje się amerykanizacja. Zdaniem krytyków kultury masowej⁵ jest to niebezpieczeństwo nie tylko dla standardów estetycznych i wartości kulturowych, ale dla kultury narodowej jako takiej.”⁶

Powyższy test skłania jednak do zadania sobie pytania czy amerykanizacja jako zjawisko negatywne ma swoje źródło jedynie w chęci narzucania innym społeczeństwom swojego stylu życia, czy jest też może tak, że amerykański styl życia jest także często stylem pożądanym, do którego społeczeństwa/ludzie dążą rów-

² Źródło: <http://www.victoza.pl/czym-jest-kultura-popularna>, dnia 25 listopada 2016r.

³ Krajewski, M., *Kultury kultury popularnej*. Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań, 2003, str. 25

⁴ Zob. M. Arnold, *Culture and Anarchy*. Cambridge: CUP, 1932.

⁵ 6 Johnson, L., *The Cultural Critics*. Routledge and Kegan Paul, London, 1979.

Leavis, Q., *Fiction and The Reading Public*. London: Chatto and Windus, 1932.

⁶ Strianti, D., *Wprowadzenie do kultury popularnej*, Wydawnictwo Zysk i S-ka, Poznań 1998, str. 30

nocześnie nie przyznając się do tego przed samymi sobą. Bardzo interesującą odpowiedzią na tak postawione pytanie może być powiązanie materializmu z dążeniem do wolności społeczeństw jakie dostrzegł Ferguson. Dążenie to często przejawia się nie tylko w codziennych wyborach, ale także w codziennym posługiwaniu się przedmiotami. Jednym z takich przykładów jest np. sposób manifestowania postaw za pomocą poszczególnych elementów odzieży. O tym związku Ferguson pisze następująco:

Co takiego jest w naszej odzieży, czemu inni najwyraźniej nie mogą się oprzeć? Czy ubieranie się tak jak my oznacza chęć bycia jak my? Niewątpliwie chodzi tu o coś więcej niż tylko odzież. Chodzi o przyjęcie całej kultury popularnej, która obejmuje również muzykę i filmy, nie mówiąc o napojach bezalkoholowych i fast foodach. Ta kultura niesie ze sobą głębsze przesłanie. Chodzi o wolność – prawo ubierania się, picia lub jedzenia wedle własnej woli (nawet jeśli okaże się, że wszyscy robią to tak samo). Chodzi o demokrację – ponieważ wytwarzane są tylko takie artykuły konsumenckie, których ludzie naprawdę chcą. I oczywiście chodzi o kapitalizm – ponieważ korporacje muszą osiągnąć zysk ze sprzedaży tych produktów. Ale odzież leży u podstaw procesu okcydentalizacji z jednego bardzo prostego powodu. Ta wielka przemiana gospodarcza, którą historycy dawno temu nazwali rewolucją przemysłową, ten wielki skok dotyczący standardu życia, osiągalny dla coraz większej części ludzkości – miały swoje początki w produkcji wyrobów włókienniczych. Była ona po części wynikiem cudu produkcji masowej, umożliwionej przez falę innowacji technologicznych, która sięgała korzeniami do wcześniejszej rewolucji naukowej. Ale rewolucja przemysłowa nie rozpoczęłaby się w Wielkiej Brytanii i nie rozprzestrzeniła na resztę Zachodu, gdyby nie równoczesny dynamiczny rozwój społeczeństwa konsumpcyjnego, cechującego się prawie nieskończonym popytem na ubrania.⁷

Podsumowując, należy wnioskować, że proces amerykańskiej nie jest jednak zjawiskiem tak jednoznacznym jakby na pozór się wydawało. Przejdźmy teraz do poniższego podrozdziału, w którym autor artykułu rozwija temat nakreślony przez Fergusona.

1.1. Nośniki kultury amerykańskiej

Biorąc pod uwagę rozważania z pierwszego rozdziału niniejszego artykułu możemy dojść do wniosku, że najważniejszym nośnikiem kultury amerykańskiej w świecie, najogólniej mówiąc, jest sama globalizacja, u której podstaw leży zamiar integracji, unifikacji oraz implementacji wartości i wolności wzorowanych na tzw. zachodni i europejski sposób. Z bardziej konkretnego, a więc materialnego punktu widzenia, kulturę amerykańską implementuje się w poszczególnych krajach/regionach za pomocą wielu zjawisk, instytucji, czy nawet, a może nawet przede wszystkim przedmiotów. Do takich przedmiotów, znaków towarowych, nośników kultury amerykańskiej z pewnością należą produkty takich firm i koncernów jak Apple, IBM, In-

⁷ Ferguson, N., *Cywilizacja. Zachód i reszta świata*. Wydawnictwo Literackie, 2013, str. 245–246.

tel, General Electric, Microsoft, Motorola, Hewlett-Packard, Coca-Cola, PepsiCo, Cargill, Kraft Foods, Frito-Lay, Procter&Gamble, Johnson&Johnson, Ford Motor Company, Goodyear, General Motors, Chrysler, Boeing czy Chevron Texaco. Wiele rozpoznawalnych i chętnie noszonych na co dzień, niemal na całym świecie znaków towarowych przemysłu odzieżowego należy do takich koncernów jak Wrangler, Nike, Skechers, czy Levi Strauss & Co. Podobną funkcję pełni również amerykańska muzyka, komiks czy kreskówki dla najmłodszego odbiorcy. Dla nas najistotniejszym nośnikiem kultury amerykańskiej z powodu licznych powiązań z prozą amerykańską jest tzw. przemysł hollywoodzki. Mam tutaj na myśli takie koncerny jak Universal Studios, Pixar, The Walt Disney Company, 20th Century Fox, Columbia Pictures, Paramount czy Lucasfilm. Niech za przykład tych powiązań posłużą tak ważne i doskonałe filmy jak *Ojciec Chrzestny* w reżyserii Coppoli, *Skazani na Shawshank* Darabonta i Robinsona, *Firma* Pollacka, *Diabeł ubiera się u Prady* Frankela, *Amerykański Przekręt* Russela, *Cienka czerwona linia* Martona, *Lśnienie* Kubricka, *Moby Dick* Hustona, *Pożegnanie z bronią* Vidora i Hustona czy też *Na wschód od Edenu* w reżyserii Kazana oraz wiele innych.

Kinematografię amerykańską wspierają oczywiście wszelkiego rodzaju działania marketingowe mające na celu nie tylko samą reklamę filmu, ale także kampanię handlową związaną z daną produkcją. Bardzo często wątki filmowe przenoszone są na gry konsolowe, którym z kolei towarzyszą kolekcjonerskie dodatki, figurki, karty czy T-shirty.

2. Miejsce literatury tłumaczonej w Polsce

Biorąc pod uwagę całkowitą liczbę tytułów dostępnych na polskim rynku okazuje się, że tłumaczenia stanowią dość pokaźną jego część. W 2014 roku z 32716 wydanych tytułów tłumaczenia stanowiły 20,5%, co z kolei stanowi 6710 sztuk. Jak wykazano poniżej tytuły anglojęzyczne to zdecydowana większość. Liczba tłumaczeń we wszystkich językach razem wziętych (2178) nie przekracza liczby tytułów anglojęzycznych. W 2013 roku literatura zagraniczna w tłumaczeniu stanowiła 19%, co pokazuje, że liczba ta jest w miarę stała, a literatura anglojęzyczna na stałe stanowi największą jej część.

Należy również zauważyć, że w kategorii literatury pięknej dla dorosłych (Tabela 4) udział w polskim rynku książek tłumaczonych jest już nieporównywanie większy niż w przypadku zestawienia wszystkich tytułów. Co więcej, wśród zagranicznych bestsellerów w 2014⁸ roku w Polsce tylko 1 pozycja, mianowicie książka P. Coelho pt. *Zdrada* jest książką nieanglojęzyczną. Pozostali autorzy to J. Green, H. Fielding, E. James, R. Brett, D. Brown, S. King, T. Burpo oraz V. Lynn. Co interesujące, z wymienionych autorów aż 6 jest narodowości amerykańskiej, a 2 to Brytyjczycy. Oto bardziej obrazowe dane od 2011 roku.

⁸ Źródło: <http://nck.pl/media/attachments/317290/Rynek%20ksi%C4%85%C5%BCKi%20w%20Polsce.pdf>, dnia 7 stycznia 2017r.

Tabela 1. Tłumaczenia w roku 2014 w Polsce według statystyki Biblioteki Narodowej⁹. Instytut Książki.

	Język oryginału	Tytuły	W tym literatura piękna dla dorosłych
1.	Angielski	3963	2092
2.	Niemiecki	683	258
3.	Francuski	522	276
4.	Włoski	274	76
5.	Hiszpański	176	63
6.	Norweski	156	152
7.	Japoński	129	125
8.	Szwedzki	123	105
9.	Rosyjski	115	56

Tabela 2. Tłumaczenia w roku 2013 w Polsce według statystyki Biblioteki Narodowej¹⁰. Instytut Książki.

	Język oryginału	Tytuły	W tym literatura piękna dla dorosłych
1.	Angielski	3718	1369
2.	Niemiecki	563	153
3.	Francuski	418	74
4.	Włoski	222	24
5.	Hiszpański	176	63
6.	Norweski	144	140
7.	Japoński	126	123
8.	Szwedzki	105	58
9.	Rosyjski	151	37

Tabela 3. Oryginały i tłumaczenia (wszystkie)¹¹. Ruch wydawniczy w liczbach, 2014 Biblioteka Narodowa.

	2011		2012		2013		2014	
	Orygi- nał	Tłuma- czenia	Orygi- nał	Tłuma- czenia	Orygi- nał	Tłuma- czenia	Orygi- nał	Tłuma- czenia
WYDANE TYTUŁY	21 268	8 094	23 319	6 688	23 299	6 270	22 590	6 710

⁹ Źródło: <http://nck.pl/media/attachments/317290/Rynek%20ksi%C4%85%C5%BCKi%20w%20Polsce.pdf>, dnia 7 stycznia 2017r.

¹⁰ Źródło: http://www.instytutksiazki.pl/upload/Files/RYNEK_KSIKI_2014.pdf, dnia 7 stycznia 2017r.

¹¹ Źródło: <http://nck.pl/media/attachments/317290/Rynek%20ksi%C4%85%C5%BCKi%20w%20Polsce.pdf>, dnia 8 stycznia 2017r.

Tabela 4. Oryginały i tłumaczenia (literatura piękna dla dorosłych)¹². Ruch wydawniczy w liczbach, 2014 Biblioteka Narodowa.

	2011		2012		2013		2014	
	Oryginał	Tłumaczenia	Oryginał	Tłumaczenia	Oryginał	Tłumaczenia	Oryginał	Tłumaczenia
WYDANE TYTUŁY	2, 626	2, 444	2, 944	2, 249	2, 859	2, 078	3, 167	2, 418

3. Elementy kulturowe w języku i ich tłumaczenie.

Język i kultura mają ze sobą więcej wspólnego niż się wydaje. Po pierwsze wiele aspektów kultury i języka przenika się nawzajem, a po drugie, język, podobnie jak kultura nie jest dziedziczony, a przyswajany. Podobnie jak kultura, język opiera się na skonwencjonalizowanych regułach i kieruje się nimi. Nie znaczy jednak, że język i kultura to to samo. Istnieją bowiem elementy kultury, które wyrazić można bez użycia języka (malarstwo, ubiór) i odwrotnie – nie wszystkie elementy języka stanowią część kultury. Język pomaga jednak w rozprzestrzenianiu kultury. Są jednak w języku elementy, które bardziej niż inne nacechowane są ładunkiem emocjonalnym. Z pewnością do takich elementów nacechowanych kulturowo w języku polskim należy fraza *Bóg, Honor, Ojczyzna*, w języku angielskim np. *God save the Queen*, czy w amerykańskim *In God we trust*. Identyfikując element kulturowe Hejrowski wskazuje na imiona własne, nazwy i zwroty związane z funkcjonowaniem instytucji czy organizacji życia w danym kraju kultury źródłowej, przyzwyczajeniami, obyczajami. Elementy kulturowe to również aluzje do życia codziennego danego kraju, do jego historii oraz innych aspektów kultury (muzyka, ubiór, malarstwo, film, teatr itd.)¹³

Z pewnością elementy kulturowe stanowią jedno z najtrudniej przetłumaczalnych zjawisk w języku i dlatego w tłumaczeniu ich należy przedsięwziąć działania, które ułatwią osiągnięcie pożądanego efektu. Jednym ze sposobów poradzenia sobie z tym problemem jest zastosowanie specjalnych technik tłumaczeniowych zasugerowanych przez Belczyka, który zawiera: *uogólnianie* – metoda ta bardzo dobrze sprawdza się np. w przypadku przenoszenia na grunt polski różnych marek handlowych, *adaptację* – polegająca na zastąpieniu realiów tekstu wyjściowego realiami funkcjonującymi w świadomości przeciętnego odbiorcy tekstu oraz kultury docelowej, *dopowiadanie* – metoda polegająca na dyskretnym dodawaniu elementów pozwalających na zorientowanie się odbiorcy w intencji autora, *objaśnianie* – polegające na opisanie nieznanego pojęcia zachowując jego oryginalne brzmienie, *przypisy* – metoda powszechnie znana, polegająca na wyjaśnieniu obcego zjawiska kulturowego w for-

¹² Źródło: <http://nck.pl/media/attachments/317290/Rynek%20ksi%C4%85%C5%BCki%20w%20Polsce.pdf>, dnia 8 stycznia 2017r.

¹³ Hejrowski, K., *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu*. Warszawa, 2004, str. 71–72.

mie dodatkowego tekstu u dołu strony bądź na końcu np. książki.¹⁴ Hejwowski natomiast zaleca używanie takich strategii jak: *reprodukcji bez objaśnień* – technika zbliżona do *transferu*, *reprodukcji z objaśnieniem* – autor dopuszcza tutaj tylko zwięzłe i precyzyjne objaśnienie, *tłumaczenia syntagmatycznego z objaśnieniem* – „tłumaczenie syntagmatyczne z objaśnieniem (w postaci przypisu lub krótkiego komentarza w tekście) ma wszystkie wady reprodukcji z objaśnieniem. Bywa zadowalającym rozwiązaniem, jeśli objaśnienie jest jasne i zgodne z prawdą.”¹⁵, *tłumaczenia syntagmatycznego bez objaśnień* – „Ta technika niesie ze sobą wszystkie niebezpieczeństwa, jakie wiążą się z reprodukcją bez objaśnień, i jeszcze parę dodatkowych. Niewłaściwe jej zastosowanie może być jeszcze bardziej niepokojące dla odbiorcy przekładu, bo znacznie łatwiej wytłumaczymy sobie niezrozumiałość jakiegoś obcego zwrotu niż przejrzystość wyrażenia pozornie sformułowanego w naszym ojczystym języku.”¹⁶, *uznanego ekwiwalentu* – technika stosowana głównie w przypadku tłumaczenia nazw organizacji itp., *ekwiwalentu funkcjonalnego* – polega ona na zastosowaniu w tekście docelowym elementu kultury wyjściowej ale bardziej rozpoznawalnego niż ten, który został użyty przez autora w tekście wyjściowym, *hiperonimu* – to swego rodzaju technika mająca na celu uogólnienie; stosowana gdy brak ekwiwalentu w tekście docelowym, *ekwiwalentu opisowego* – technika w całości wyjaśniająco-opisowa, *opuszczenia* – pominięcie elementu kulturowego.¹⁷ Z anglosaskiego obszaru kulturowego jednymi z najbardziej znanych strategii tłumaczeniowych dotyczących elementów kulturowych są strategie Newmarka, które zaprezentowane zostały w osobnej tabeli w rozdziale 5 niniejszego artykułu, i na których oparto analizę materiału źródłowego.

4. Korpus – charakterystyka

Korpus poddany analizie w rozdziale piątym obejmuje przykłady wybrane z tekstów źródłowych zarówno opowiadań jak i powieści amerykańskich. Teksty celowo zaczerpnięto z tekstów obejmujących dość szerokie spektrum czasowe by pokazać jak tłumacze radzili sobie z przekładem elementów kulturowych na większej przestrzeni lat. Mamy tutaj teksty z współczesnych powieści Grishama *The Broker* oraz *The Firm*, z powieści Gilberta *Eat Pray Love* czy też Mayer *Twilight*, ale również ze starszych tekstów, takich jak *Godfather* Puzo czy też *The Bourne Identity* Ludluma. W korpusie zostały umieszczone także teksty zaczerpnięte z klasycznych opowiadań amerykańskich. Są to *The Lost Decade* Fitzgeralda, *Back on the road* Caldwell’a czy *Looking for Mr Green* Bellowa. Korpus tekstów składa się z 20 przykładów tekstów wyjściowych wraz z ich tłumaczeniami na język polski.

¹⁴ Belczyk, A., *Poradnik tłumacza z angielskiego na nasze*. Wydawnictwo IDEA, Kraków, 2002, str. 124–127.

¹⁵ Hejwowski, K., *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu*. Warszawa, 2004, str. 79.

¹⁶ Hejwowski, K., *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu*. Warszawa, 2004, str. 78.

¹⁷ Hejwowski, K., *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu*. Warszawa, 2004, str. 77–85.

5. Analiza przekładoznawcza

Analiza zostanie przeprowadzona z wykorzystaniem procedur zaproponowanych przez Newmarka¹⁸, które zaprezentowano w poniższej tabeli.

Tabela 5. Procedury tłumaczeniowe Newmarka¹⁹

	PROCEDURA TLUMACZENIOWA	DEFINICJA
1.	Transfer	Proces przeniesienia słowa z języka źródłowego do języka docelowego.
2.	Naturalizacja	Procedura ta pozwala na dostosowanie słowa źródłowego do wymowy oraz morfologii słowa w języku docelowym.
3.	Ekwiwalent kulturowy	Procedura przybliżonego tłumaczenia gdzie kulturowe słowo z języka źródłowego tłumaczone jest za pomocą innego słowa kulturowego w języku docelowym
4.	Ekwiwalent funkcjonalny	Procedura ta sugeruje użycie słowa neutralnego w tłumaczeniu, nienacechowanego kulturowo, również w połączeniu z nowym terminem.
5.	Ekwiwalent opisowy	Tej strategii używa się w przypadku konieczności wyjaśnienia znaczenia słowa źródłowego w języku docelowym
6.	Synonimia	Strategii tej należy użyć w przypadku braku ekwiwalentu w relacji jeden do jednego. Strategia zalecana jest w tłumaczeniu wyrazów mniej istotnych, tj. przymiotników czy przysłówków
7.	Modulacja	Strategia ta wymaga od tłumacza zmiany punktu widzenia czy perspektywy w procesie tłumaczenia. Np. abstrakcyjny na konkretny, przyczyna na skutek, czynna na bierną, pozytywny na podwójną negację czy też część za całość.
8.	Tłumaczenie uznane	To procedura wykorzystania już oficjalnej, będącej w powszechnym obiegu akceptowanej nazwy.
9.	Tłumaczenie jednorazowe	Procedura tłumaczenia tymczasowego, jednorazowego, zwykle umieszczanego w cudzysłowie.
10.	Kompensacja	To procedura polegająca na nadrobieniu utraty znaczenia w jednej części np. paragrafu innym zabiegiem w innej/dalszej części tekstu
11.	Redukcja i rozszerzenie	Procedura pomniejszania ilościowego tekstu lub umniejszania znaczeniowego i przeciwnie.
12.	Parafraza	Procedura modyfikacji lub/i wyjaśnienia wybranego tekstu wraz z zachowaniem jego sensu

¹⁸ Newmark, P., *A Textbook of Translation*. Prentice-Hall, N. Y. and London 1988, str. 81–91.

¹⁹ (Tłum. G. Gwóźdź)

	PROCEDURA TLUMACZENIOWA	DEFINICJA
13.	Kuplet	Procedura łącząca w sobie dwie, trzy lub cztery w/w procedury celem rozwiązania pojedynczego problemu
14.	Glosa	Strategia pozwalająca na umieszczenie w tłumaczeniu dodatkowych informacji autorstwa tłumacza
15.	Tłumaczenie słowo w słowo	Procedura tłumaczeniowa, która przenosi do języka docelowego źródłowy szyk wyrazów oraz podstawowe znaczenia wszystkich źródłowych słów.
16.	Tłumaczenie dosłowne	Tutaj rozumiane jako procedura na większym poziomie ogólności niż tłumaczenie słowo w słowo do jednego. Stosowane w przypadku tłumaczenia między językami, gdzie np. jeden z nich nie posiada kategorii przedimka określonego/nieokreślonego

Przejdźmy zatem do analizy przykładu pierwszego, który pochodzi z powieści Grishama *The Broker (Wielki Gracz)* w tłumaczeniu Kraśki.

1.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	(...) an old fraternity pal from their days at Cornell (...)	(...) stary kumpel ze studiów w Cornell , (...)

W powyższym tekście źródłowe wyrażenie **at Cornell** zostało przełożone na rozszerzone wyrażenie docelowe **ze studiów w Cornell**. Uniwersytet Cornella to jeden z najbardziej prestiżowych uniwersytetów w USA, należący do Ligi Bluszczowej. Pomimo tego nazwa tego uniwersytetu nie jest tak znana w Polsce jak np. Harvard, Yale czy chociażby MIT i właśnie dlatego tłumacz zdecydował się na poinformowanie polskiego odbiorcy o przeznaczeniu instytucji. Wyjaśniając termin, Kraśko wykorzystał procedurę ekwiwalentu funkcjonalnego. Przykład drugi zamieszczono w poniżej tabeli.

2.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	Hoby and a deputy named Priddy followed the wheel chair into the Oval Office . The President and Critz welcomed their guests and directed them to the sitting area in front of the fireplace.	Wtoczyli go Priddy, jego zastępca, i Hoby. Prezydent i Critz powitali ich i zaprowadzili przed kominek.

Analizując powyższy przykład już na pierwszy rzut oka łatwo zauważyć zastosowaną redukcję ilościową tekstu w przekładzie. Tłumacz pominął w tekście docelowym nazwę własną **the Oval Office**, zwyczajowo tłumaczoną w języku polskim jako *Gabinet Ovalny*. Tłumacz pominął również wyrażenie **the sitting area**. Spójrzmy na przykład trzeci.

3.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	(...) they called their program JAM .	(...) nazwali swój program JAM , czyli „zakłócać”.

W powyższym przykładzie wyrażenie **JAM** zostało przetłumaczone na **JAM**, czyli „zakłócać”. W tym przekładzie tłumacz postanowił wesprzeć się strategiami transferu oraz ekwiwalentem opisowym. Oto przykład czwarty:

4.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	He asked a clerk to show him the Ankyo 850 PC Pocket Smartphone , the greatest (...) described it as ‘ Full QWERTY keyboard , tri-band (...) with EGPRS , wireless LAN access, Bluetooth wireless technology, IPv4 and IPv6 dual stack support, infrared, Pop-Port interface, Symbian operating system version 7.0S , Series 80 platform .	Poprosił, żeby sprzedawca pokazał mu Ankyo 850 PC Pocket Smartphone , który (...) opisywać: – Klawiatura QWERTY , trzy zakresy (...) z EGPRS-em , bezprzewodowy LAN, Bluetooth , Ipv4 i Ipv6 , podwójne wsparcie stosu, podczerwień, interfejs Pop-Port, system operacyjny Symbian wersja 7.0S, platforma serii osiemdziesiąt .

Przykład czwarty zawiera wiele nazw przedmiotów przetłumaczonych z wykorzystaniem strategii transferu. Należą do nich *Ankyo 850 PC Pocket Smartphone*, *QWERTY*, *LAN*, *Bluetooth*, *Ipv4* i *Ipv6* oraz *Symbian*. Jedynie w przypadku przekładu terminu *EGPRS* widać naturalizację spowodowaną obowiązkiem odmiany w języku docelowym.

Kolejny przykład (nr 5) został zaczerpnięty z książki Grishama *The Firm* (*Firma*) w tłumaczeniu Balickiego i Berezy.

5.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	He had a degree in accounting, passed the CPA exam the first time he took it (...)	Zdał egzamin CPA* za pierwszym podejściem (...) *Certified Public Accountant – wstępny egzamin dyplomowy upoważniający do dalszych studiów na Wydziale Prawa (przyp. tłum.)

W powyższej tabeli tłumacze skorzystali z typowego użycia procedury glosy w przekładzie wyrażenia nacechowanego kulturowo. Źródłowa nazwa dyplomowego egzaminu *CPA* została zachowana za pomocą transferu oraz rozwinięta i wyjaśniona dość wyczerpująco w przypisie tłumacza przywołanym w powyższej tabeli. W ten oto sposób ułamek amerykańskich realiów prawniczych został przybliżony polskiemu odbiorcy.

Przykłady 6, 7 oraz 8 przytoczono z książki Gilbert *Eat Pray Love* (*Jedz Módl się Kochaj*) w tłumaczeniu Jabłońskiej-Majchrzak. Oto pierwszy z nich:

6.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	There was once a cartoon in The New Yorker magazine.	Był kiedyś taki rysunek satyryczny w nowym najlepszym możliwym New Yorkerze .

W powyższej tabeli mamy do czynienia ze strategią naturalizacji powodowaną potrzebą odmiany w języku docelowym, gdzie oryginalną nazwę tygodnika *The New Yorker* zmodyfikowano o polski przyrostek, adaptując ją w ten sposób do zasad morfologii języka polskiego. Przejdźmy do kolejnego przykładu.

7.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	A rebel poet-Yogi from Yonkers. God's own sexy rookie shortstop.	Buntowniczy poeta-jogin z Yonkers. Seksowny początkujący bejsbolista-łącznik od samego Boga.

W przykładzie siódmym mamy do czynienia z terminem wywodzącym się z dyscypliny sportowej, z którą przeciętny polski odbiorca przekładu nie jest w ogóle zaznajomiony. Baseball w Polsce jest równie egzotyczną dyscypliną sportową jak piłka nożna w USA i właśnie dlatego w przekładzie kulturowo nacechowanego wyrażenia shortstop tłumacz zdecydował się nie tylko na wskazanie funkcji gracza w meczu, ale również dyscypliny sportowej, której dotyczy tekst źródłowy. Skorzystano tutaj ze strategii ekwiwalentu funkcjonalnego. Ponadto, w przekładzie nazwy miasta *Yonkers* tłumacz posłużył się strategią transferu. Przykład nr 8 wygląda następująco:

8.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	I found an article in The New York Times recently (...).	Niedawno znalazłam w New York Timesie ciekawy artykuł na ten temat.

W wyżej zamieszczonym przykładzie, podobnie jak w przykładzie nr 6, tłumaczka, w przekładzie nazwy własnej wykorzystała strategię naturalizacji. Motywacją dla tej strategii również była konieczność odmiany rzeczownika w języku docelowym.

Kolejne cztery przykłady (nr 9, 10, 11, 12) pochodzą z opowiadania Fitzgeralda *The Lost Decade (Stracone dziesięciolecie)* w tłumaczeniu Ronikier.

9.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	(...) a year before had edited the Dartmouth Jack-O-Lantern (...)	(...) jeszcze przed rokiem wydawał w Dartmouth studenckie pismo „ Lampion ”, (...)

W tym przypadku mamy do czynienia z pozbawieniem elementu źródłowego cechy kulturowej w przekładzie. Źródłowy termin *Jack-O-Lantern* wskazujący na specyficzny lampion wykorzystywany w obchodach święta Halloween, zostaje zamieniony na zwykły lampion przeważnie wykorzystywany w Kościele Katolickim w Polsce podczas nabożeństw adwentowych. Tłumaczenie, poprzez zastosowanie strategii redukcji, zostało dostosowane do kultury języka docelowego. Przejdźmy do drugiego tekstu z opowiadania Fitzgeralda.

10.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	Take him to Voisin or 21 or anywhere (...)	Zaproś pana Trimble do „ Voisona ”, do „ 21 ” czy gdziekolwiek (...)

W tabeli nr 10 tłumacz, w przekładzie nazw restauracji posłużył się zarówno strategią naturalizacji jak i transferu. Biorąc pod uwagę fakt konieczności odmiany pierwszej z nazw nie po raz pierwszy naturalizacja okazała się być nieodzowna.

11.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	I thought we might walk up <i>Fifth Avenue</i> (...)	Myslałem, że moglibyśmy pochodzić z pięć minut po <i>Piątej Alei</i> (...)

W przykładzie nr 11, dla przetłumaczenia wyrażenia *Fifth Avenue*, tłumacz posłużył się strategią tłumaczenia uznanego. Przykład nr 12 zaprezentowano poniżej.

12.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	(...) – there was a fine concert in <i>Carnegie Hall</i> tonight.	(...) wspaniałym koncercie, który miał się odbyć tego wieczora w <i>Carnegie Hall</i> .

W tabeli nr 12 mamy do czynienia z tłumaczeniem za pomocą transferu. Nazwa źródłowa *Carnegie Hall* została zachowana w niezmienionej formie w tekście docelowym. Następne przykłady pochodzą z opowiadania Caldwell *Back on the road* (*Znów w podróży*) w tłumaczeniu Piotrowskiego.

13.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	He could already see the headlines <i>in the Press-Scimitar</i> at home.	Już widział nagłówki <i>w miejscowej prasie</i> .

W tłumaczeniu przykładu pochodzącego z opowiadania Caldwell tłumacz skorzystał ze strategii redukcji oraz ekwiwalentu funkcjonalnego. Nazwa popołudniowej gazety z Memphis została pominięta, a tłumacz zdecydował się na wyjaśnienie charakteru owej gazety nazywając ją lokalną. Następnym źródłem przekładów do analizy jest książka Puzo *The Godfather* (*Ojciec Chrzestny*) w tłumaczeniu Zielińskiego.

14.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	When he finished this he drank a cup of coffee and smoked another <i>Camel cigarette</i> .	Po tym posiłku wypił filiżankę kawy i wypalił następnego <i>camela</i> .

Powyższa tabela zawiera interesujące tłumaczenie nazwy własnej w połączeniu z rzeczownikiem pospolitym *Camel cigarette* na wyrażenie *camela*. Tłumaczenie to jest o tyle trafione, że dla przeciętnego polskiego odbiorcy nazwa *Camel* kojarzy się jednoznacznie właśnie z papierosem tej marki. To dlatego tłumacz posłużył się zarówno strategią naturalizacji jak i uzasadnionej redukcji. Przejdźmy do przykładu piętnastego poniżej.

15.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	Clemenza had used him as (...) with government employees controlling OPA food stamps .	Clemenza posługiwał się nim jako (...) oraz pracownikami państwowymi kontrolującymi kartki żywnościowe Urzędu Regulacji Cen .

Drugi przykład zaczerpnięty z powieści Puzo zawiera skrótowiec OPA (Office of Public Assistance) w tłumaczeniu na w pełni rozwinięty termin Urzędu Regulacji Cen. W tym przypadku tłumacz wykorzystał strategię tłumaczenia uznanego. Oto kolejny przykład z powieści Ojciec Chrzestny.

16.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	He beat her (...) teenager in <i>New York's Hell's Kitchen</i> .	Bił ją, (...) nastolatkiem w <i>nowojorskiej Kuchni Piekielnej</i> *. *dzielnica w zachodniej części Manhattanu, słynąca ze złodziei i bandytów.

W tabeli nr 16 przedstawiono tłumaczenie za pomocą strategii glosy, gdzie tłumacz wyjaśnia nazwę dzielnicy nowojorskiej. Warto również zaznaczyć, że oprócz strategii glosy tłumacz posłużył się również strategią ekwiwalentu uznanego. Kolejny przykład tekstu poddanego analizie zaczerpnięto z opowiadania Bellowa *Looking for Mr Green (W poszukiwaniu Pana Greena)* w tłumaczeniu Michałowskiej.

17.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	<i>It was dark, ground-freezing, pre-Thanksgiving weather;</i>	<i>Pogoda była podła, mroźna, typowo listopadowa.</i>

Jak pokazano powyżej Bellow w swym opowiadaniu odwołał się do okresu sprzed Święta Dziękczynienia *Thanksgiving* w opisanu pogody. W polskim odpowiedniku tekstu źródłowego, z wykorzystaniem strategii redukcji i ekwiwalentu opisowego, tłumacz zdecydował się jedynie na wskazanie na kalendarzu o jaki okres dokładnie chodzi pomijając nazwę kluczowego amerykańskiego święta.

Przejdźmy teraz do przykładu przytoczonego z powieści *The Bourne Identity (Tożsamość Bourne'a)* Ludluma w przekładzie Nowickiego.

18.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	Congressman Efreem Walters, out of the hills of Tennessee by way of <i>the Yale Law Review</i> , (...)	Kongresmana Efrema Waltersa, przybyłego spomiędzy wzgórz Tennessee, z przystankiem w „ <i>Yale Law Review</i> ”, (...)

W powyższym przykładzie źródłowa nazwa własna czasopisma poświęconego prawu *the Yale Law Review* została w pełni zachowana w tekście docelowym. Raz jeszcze, w przekładzie wyrażenia nacechowanego kulturowego została wykorzystana strategia transferu.

Ostatnie dwa przykłady pochodzą z książki Mayer *Twilight (Zmierzch)* w tłumaczeniu Urban.

19.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	Too late to regret not packing the Victoria's Secret silk pajamas my mother got me two birthdays ago, (...)	Nie było sensu wyrzucać sobie, że nie wzięłam do Forks tej jedwabnej z Victoria's Street*, prezentu od mamy na piętnaste urodziny. *Znana firma bieliźniarska

W przykładzie nr 19, w przekładzie nazwy własnej zastosowano dwie strategie translatorskie, mianowicie transfer oraz glosę, za pomocą której tłumaczka informuje odbiorcę przekładu czym zajmuje się wymieniona w tekście źródłowym firma. Oto ostatni przykład poddany analizie.

20.	Tekst źródłowy	Tekst docelowy
	There's another permanent settlement like ours up <i>near Denali</i> .”	Znamy jeszcze jedną rodzinę, mieszkającą na północ stąd, <i>koło Denali</i> .* *Inna nazwa góry McKinley na Alasce, najwyższego szczytu Ameryki Północnej (6194 m).

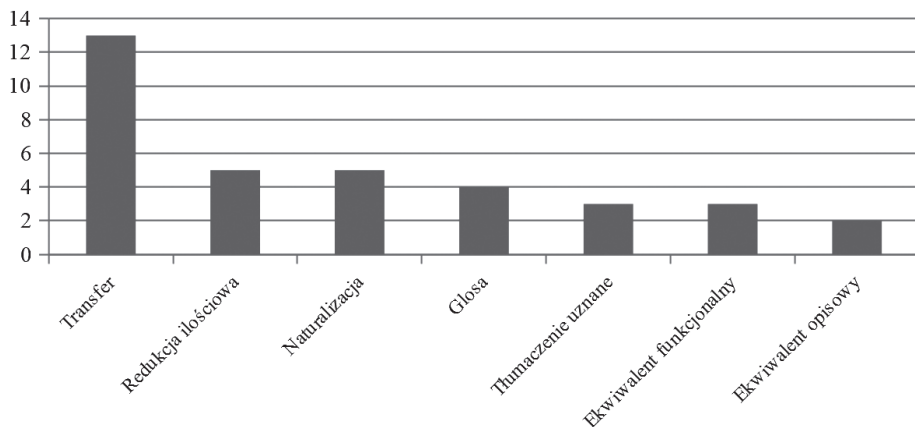
Podobnie jak w przykładzie nr 19 alternatywną nazwę góry McKinley zachowano bez zmian w tekście docelowym. Oprócz transferu tłumaczka za pomocą strategii glosy wyjaśnia co kryje się za źródłową nazwą *Denali*.

6. Podsumowanie i konkluzje

W niniejszym artykule poddano analizie 20 przykładów zaczerpniętych z różnych fragmentów powieści oraz opowiadań amerykańskich. Z powodu ogromnego bogactwa amerykańskiej prozy wybrane fragmenty nie mogą oczywiście stanowić w pełni obiektywnej reprezentacji wspomnianego gatunku. Selekcji dokonano jednak w taki sposób by zaprezentować fragmenty zarówno z różnych okresów jak i kierunków rozwoju prozy amerykańskiej. Celowo również nie poddano analizie fragmentów prozy Hemingwaya, któremu autor poświęcił osobny artykuł²⁰. Nieprzypadkowo analizie poddane zostały fragmenty tak współczesnych autorów jak Meyer, Gilbert czy Grisham. Autorzy ci nadal mają wpływ na odbiór amerykańskiej (pop)kultury nie tylko w Polsce, ale również w Europie wśród odbiorców w różnych kategoriach wiekowych i o zdywersyfikowanych preferencjach czytelniczych. W analizie 20 fragmentów zidentyfikowano 35 strategii tłumaczeniowych użytych w przekładzie wyrażenia nacechowanego kulturowo. Zdecydowana większość to strategia transferu, którą użyto 13 razy. W drugiej kolejności co do częstotliwości użycia zidentyfikowano naturalizację i redukcję ilościową. Każda ze strategii została użyta po 5 razy. Nierzadko stosowano również strategię glosy – 4 razy. Strategia ekwiwalentu funkcjonalnego i tłumaczenia ustnego zostały wykorzystane po 3 razy spośród wszystkich strategii. Najrzadziej, bo 2 razy, wykorzystano strategię ekwiwalentu opisowego. Należy również odnotować, że takie strategie Newmarka jak ekwiwalent kulturowy, synonimia, modulacja, tłumaczenie jednorazowe, kompensacja, rozszerzenie, parafraza, tłumaczenie słowo w słowo czy tłumaczenie dosłowne nie zostały użyte w ogóle. W analizie zidentyfikowano użycie więcej niż jednej strategii do rozwiązania jednego problemu, ale zostały one zidentyfikowane i policzone jako

²⁰ Zob. Gwóźdź, G., *Bronisław Zieliński – człowiek, który widział Hemingwaya*. Studia Neofilologiczne VIII. Prace Naukowe Akademii im. Jana Długosza w Częstochowie, 2012.

oddzielne strategie rezygnując z identyfikacji kupletu. W ten sposób wyniki analizy są nie tylko dokładniejsze, ale również bardziej przejrzyste.



Wykres 1. Częstotliwość użycia procedur tłumaczeniowych Newmarka w przekładzie elementów nacechowanych kulturowo z języka angielskiego na język polski. Analiza przekładu wybranych fragmentów prozy amerykańskiej na język polski.

Biorąc pod uwagę powyższe wyniki można stwierdzić, że tłumacze w przekładzie wyrażen nacechowanych kulturowo głównie polegali na strategii transferu – 51% wszystkich użytych strategii. Strategia ta nie zmienia ani formy ani treści źródłowego wyrażenia nacechowanego kulturowo natomiast mocno ingeruje w tekst docelowy implementując w nim wyrażenia/nazwy obce w oryginalnej postaci co wpływa na zwiększenie obcości przekładu wśród jego odbiorców. Dla samej kultury języka źródłowego jest to oczywiście dobra tendencja, ponieważ jej reprezentanci (w tym przypadku wyrażenia) przenikają do kultury docelowej w niezmienionej formie wywołując jednoznaczne skojarzenia. Dla odbiorcy? Z tym bywa różnie i zależy od stopnia przyswojenia czy obeznania z językiem oryginału. Czym język bardziej egzotyczny tym wyższy współczynnik konotacji obcości i większe zniechęcenie czytelnika w przyswajaniu lektury.

Bibliografia

- Arnold, M., 1932, *Culture and Anarchy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Belczyk, A., 2002, *Poradnik tłumacza z angielskiego na nasze*. Kraków: Wydawnictwo IDEA.
- Ferguson, N., 2013, *Cywilizacja. Zachód i reszta świata*. Wydawnictwo Literackie.
- Gwóźdź, G., 2014, *Amerykańska kultura (nie)materialna w polskim przekładzie filmowym. Udomowienie inności. (Opisowa analiza przekładoznawcza)*. Częstochowa: Wydawnictwo Naukowe im. S. Podobińskiego AJD w Częstochowie.
- Gwóźdź, G., 2012, Bronisław Zieliński – człowiek, który widział Hemingwaya. *Studia Neofilologiczne*, VIII. Częstochowa: Prace Naukowe AJD w Częstochowie.
- Hejwowski, K., 2004, *Kognitywno-komunikacyjna teoria przekładu*. Warszawa.

- Johnson, M., 1979, *The Cultural Critics*, London: Routledge and Kegan Paul.
Krajewski, M., 2003, *Kultury kultury popularnej*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM.
Leavis, Q., 1932, *Fiction and The Reading Public*. London: Chatto and Windus.
Newmark, P., 1988, *A Textbook of Translation*. N. Y. and London: Prentice-Hall.
Szczepeński, J., 1963, *Elementarne pojęcia socjologii*. Warszawa: PWN.
Strianti, D., 1998., *Wprowadzenie do kultury popularnej*, Poznań: Zysk i S-ka Wydawnictwo.

Źródła internetowe

- <http://nck.pl/media/attachments/317290/Rynek%20ksi%C4%85%C5%BCki%20w%20Polsce.pdf>
http://www.institutksiązki.pl/upload/Files/RYNEK_KSIKI_2014.pdf,

Źródła

- Bellow S., 1972, *Great Jewish short stories*. London: Vallentine, Mitchell.
Caldwell E., 1955, *The Complete Stories of E. Caldwell*. A Signet Book. The New American Library.
Fitzgerald F., S., 2000, *The Collected Short Stories*. England: Penguin Books.
Grisham J., 2006, *The Broker*, N. Y.: A Delta Book.
Grisham J., 2016, *The Firm*, N. Y.: Dell Books.
Ludlum R., 1984, *The Bourne Identity*, N.Y.: Bantam Books. 1984
Mayer S., 2005, *Twilight*, N.Y.: Hachette Book Group.
Puzo M., 1969, *The Godfather*, N.Y.: A Signet Book.

Abstract

American prose translated into Polish as one of the American culture carriers

The ongoing process of Americanization of the world on many levels has been a phenomenon noticeable for years. American (pop)culture spreads not only through popular language or expansive policy, but also the economic strength of the United States of America. In the article the author presents the translation analysis of culture-bound elements that affect the way American culture is perceived in Poland. The analysis was carried out and based on the methodology by Newmark.

Keywords

American (pop)culture, culture-bound items, translation strategies, American prose in translation into Polish

Robert Prutz – przyczynek do życia i twórczości

W historii literatury można znaleźć wiele przykładów na to, że przypisywano jej określone społeczne funkcje¹. Zjawisko to występowało nie tylko w dziełach z góry nastawionych na przekaz politycznych idei, ale i w takich, których autorzy dalecy byli od politycznych deklaracji, czy to sformułowanych *explicite*, czy *implicite*. Źródłem tego zjawiska należy upatrywać w fakcie ścisłej integracji obu sfer, tj. literatury i życia społecznego. Wzajemna zależność generowała dialogiczny charakter tej relacji, widoczny także w literaturze XIX-wiecznej. Ludzie pióra wyczuleni byli na społeczne nastroje, które w połowie wieku XIX zyskały dynamiczny charakter z powodu narastającego buntu wobec systemu absolutystycznego. Nowy kształt społeczeństwa (zurbanizowane, stechnicyzowane) oraz nowy typ odbiorcy (kreatywny, ambitny i coraz bardziej mobilny) w naturalny sposób prowadził do wygenerowania nowych form literackich, które miały być przede wszystkim krótkie i łatwo dostępne. Tylko takie formy sprzyjały skutecznej komunikacji i spełniały funkcję, o której pisze Edda Bergmann: „literatura jako otwarty proces komunikacyjny może pełnić rolę ogniwa łączącego tekst, odbiorcę i autora z kontekstem czasowym”². W ten sposób bowiem dialogiczność opisywanej relacji ukazuje wpływ literatury na kształtowanie społeczeństwa i istotny wkład w tworzenie jego historii.

Przykład takiego oddziaływania można znaleźć w twórczości Roberta Eduarda Prutza, niemieckiego pisarza i publicysty, dziś znanego zaledwie wąskiemu gronu filologów, zarówno w Niemczech, jak i w Polsce. Przypadająca na rok 2016 dwusetna rocznica jego urodzin stała się znakomitą okazją, by choć pokrótce przybliżyć drogę życiową oraz dorobek pisarza.

Robert Eduard Prutz urodził się 30 maja 1816 roku w Szczecinie w zamożnej rodzinie kupieckiej. Podczas wojen niepodległościowych, w czasie wymarszu wojsk napoleońskich w 1813 r. znaczna część majątku ojca, w skład którego wchodziły między innymi założone przez niego winnice, uległa całkowitemu zniszczeniu. Poważne straty materialne oraz załamanie nerwowe doprowadziły Johanna Eduarda Prutza do głębokiej depresji, a w 1826 roku ostatecznie do samobójstwa. Dziesięcioletni wówczas Robert boleśnie przeżył nagłą stratę ojca i bez wątpienia to przeżycie odcisnęło na jego życiu

¹ Zob. Rainer Rosenberg: *Literaturverhältnisse im Deutschen Vormärz*, Berlin 1975, s.49.

² Edda Bergmann: *„Ich darf das Beste, das ich kann, nicht tun“ Robert Eduard Prutz (1816–1872) zwischen Literatur und Politik*, Ergon Verlag, Würzburg 1997, s. 11.

silne piętno³. W latach 1834–1838, po ukończeniu szczecińskiego gimnazjum, młody Prutz studiował filologię klasyczną w Berlinie, Wrocławiu oraz Halle wieńcząc ten okres dysertacją na temat źródeł kronik starorzymskiego literata i dziejopisarza Tacyta⁴. Ferie semestralne zazwyczaj spędzał w Szczecinie. Tam też chętnie uczestniczył w prywatnych spotkaniach organizowanych w domu swego dawnego nauczyciela Franca Alberta Hellmanna, który już wcześniej odkrył talent poetycki swego ucznia. Zachęta gimnazjalnego mentora okazała się ważna – Prutz rozwijał swe literackie zdolności, a podczas jego studiów w Halle, w latach 1836–1837 kilka jego wierszy ukazało się na łamach renomowanych periodyków: wydawanego przez Gustawa Schwaba i Adalberta von Chamisso *Deutsche Musenalmanach* czy *Zeitung für die elegante Welt* redagowanego przez Gustava Kühne. Na pełen sukces młody poeta musiał jednak poczekać do roku 1841, kiedy został wydany jego pierwszy zbiór wierszy *Gedichte*.

Po ukończeniu studiów głównym celem Prutza było uzyskanie habilitacji i – w konsekwencji – kariera naukowa na uczelni, dlatego już w roku 1839 po krótkim pobycie w Szczecinie udał się do Halle. W jego karierze istotną rolę miały odegrać doświadczenia z lat studenckich. Podczas studiów w Berlinie Prutz był członkiem tajnego stowarzyszenia „Borussia”, w którym zaprzyjaźnił się ze studentem medycyny Ludwikiem Ruge. Ten z kolei poznał Prutza ze swoim bratem Arnoldem, członkiem słynnej radykalnej grupy zwolenników filozofii Geорга Wilhelma Friedricha Hegla (Junghegelianer)⁵. To u Arnolda Ruge Prutz zamieszkał po przybyciu do Halle. Tam też poznał swoją przyszłą żonę, Idę Blöde, córkę drezdeńskiego adwokata, a także Theodora Echtermeyera, publicystę i wydawcę wiodącego organu *Hallische Jahrbücher*. Ta ostatnia znajomość zaowocowała dłuższą współpracą: w latach 1839–1842 opublikował na łamach wspomnianego czasopisma trzydzieści pięć artykułów, stając się dzięki temu znanym, głównie w kwestiach historii filozofii i estetyki, reprezentantem młodohegliańskiej ideologii⁶.

Za namową Echtermeyera Prutz zaczął intensywnie zgłębiać pięciotomową historię literatury niemieckiej popularnego wówczas historyka literatury Geорга Gottfriede-

³ Zob. Hartmut Kircher: *Robert Prutz. Eine biographische Skizze*, [w]: *Robert Prutz. Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkauswahl*, Hartmut Kircher [red.], Köln 1974, s. 13–41, tutaj, s. 13–14.

⁴ Tytuł dysertacji Prutza: *De fontibus quos in conscribendis rebus inde a Tiberio usque ad mortem Neronis gestis auctores veteres secuti videantur*.

⁵ Arnold Ruge (1802–1880) wybitna postać okresu przed rewolucją marcową – w latach 1815–48 – polityk i publicysta, dramatopisarz, radykalny demokrat, założyciel pisma *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*. Ruge już w 1841 roku w związku z naciskami cenzury prasowej, po tym jak na łamach gazety kilkakrotnie doszło do bezpośredniej krytyki rządu pruskiego, przeprowadził się do Drezna, gdzie jeszcze przez rok wydawał pismo pod zmienionym tytułem *Deutsche Jahrbücher*. Od 1844 roku wspólnie z Karlem Marxem kontynuował redagowanie gazety tym razem w podwójnym wydaniu jako *Deutsch-Französische Jahrbücher*. Zob. Hans Rosenberg: *Politische Denkströmungen im deutschen Vormärz*, [w]: *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, t. 3, H. Berding, J. Kocka, H. Schröder, H. Wehler [red.], Göttingen 1972, s. 98–99.

⁶ Wykaz artykułów znajduje się w biografii Geорга Büttnera: *Ein Beitrag zu seinem Leben und Schaffen von 1816–1842*, Leipzig 1913, s. 164–166.

da Gervinusa. Jak zauważa Bernd Hüppauf, ten badacz o liberalnych poglądach jako pierwszy wskazał na związek poezji z historycznym rozwojem państwa⁷. Przekonanie o wewnętrznej zależności między literaturą a historyczną rzeczywistością, a co za tym idzie- pomijanie estetycznej funkcji dzieła- absorbują również Prutza i coraz bardziej utwierdzają go w przekonaniu, że „literatura we wszystkich swoich przejawach, czyli zarówno krytyka literacka, jak i historia literatury przyjmują wybitnie polityczną funkcję”⁸, a zatem, jak wyraził się Prutz w swoich refleksjach na temat niemieckiej literatury okresu 1848–1858: „powinny one politykować społeczeństwo”⁹. Prutz deklarował również, że na płaszczyźnie historii literatury zawsze będzie „przywiązywać większą wagę do historii niż do literatury i jej walorów estetycznych, ponieważ miernikiem literatury są potrzeby narodu i czasu”¹⁰. Źródeł tej koncepcji należy szukać nie tylko u Gervinusa, ale i u jego poprzednika Schlossera¹¹. Ich koncepcje bowiem doprowadziły Prutza do konstatacji, że „również historia literatury przede wszystkim i po raz pierwszy staje się historią”¹². W swoich rozważaniach Prutz wybiega w przyszłość, wskazując na potrzebę zharmonizowania sztuki literackiej z interesami wolnego i silnego narodu niemieckiego. W dalszej części argumentacji Prutz dochodzi do wniosku:

Dlatego też celem i sednem współczesnej historii literatury nie jest przeszłość i jej estetyczna gloryfikacja: skierowana jest ona natomiast na teraźniejszość, której pragnieniem jest wyjaśnianie jej przez własny pryzmat, inicjowanie nowych dzieł i czynów i poprzez to ma ona na celu spełnienie najważniejszej misji, która stawiana jest w obliczu każdej nauki, mianowicie ożywianie współczesnej historii literatury poprzez czyn. [...] Dla współczesnego historyka literatury niezbędne są natomiast, oprócz znajomości materiału literackiego, jak najdokładniejsze informacje dotyczące osobowości autora, okoliczności powstania jego dzieła, ducha czasu, w którym żył, a zarazem jego otoczenie. Nie ocenia się tylko samej książki, ponieważ należy pojmować ją również jako moment w procesie tworzenia autora i tak samo nie ocenia się tylko samego autora, lecz bierze się jednocześnie pod uwagę ducha czasu, w którym on tworzy i jego wewnętrzną potrzebę¹³.

Celem Prutza było zatem obiektywne opisywanie literatury jako wyrazu czasu, w którym ona powstaje. Zadaniem literatury miało być opisywanie faktów i zależ-

⁷ Zob. Bernd Hüppauf: *Über die Anfänge der deutschen Literaturgeschichtsschreibung*, [w]: *Literaturgeschichte zwischen Revolution und Reaktion. Aus den Anfängen der Germanistik 1830–1870*, Bernd Hüppauf [red.], Frankfurt am Main 1972, s. 1–55, tutaj, s. 31.

⁸ Robert Prutz: *Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848–1858*, Leipzig 1859, t. 1, s. 3.

⁹ Tamże.

¹⁰ Robert Prutz: *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*, Leipzig 1847, [w]: *Robert Prutz. Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkauswahl*, Hartmut Kircher [red.], Köln 1975, s. 235–363, tutaj, s. 293.

¹¹ Friedrich Christoph Schlosser (1776–1861) profesor historii na uniwersytecie w Heidelbergu, był nauczycielem Gervinusa.

¹² Robert Prutz: *Geschichte des deutschen Journalismus*, (Reprint wydania z 1845), Göttingen 1971, s. 5.

¹³ Tamże, s. 9. Wszystkie fragmenty z twórczości Roberta Prutza cytowane w tej pracy przetłumaczyła autorka.

ności, a wynikiem – ich poznanie i możliwość właściwego wykorzystania tej wiedzy w przyszłości.

Prutz okazał się bardziej pragmatyczny i bardziej konserwatywny niż większość autorów publikujących w czasopiśmie *Hallische Jahrbücher*: choć domagał się liberalnych reform, nie podzielał radykalizujących się opinii. Różnica poglądów coraz bardziej się pogłębiała, w wyniku czego Prutz ostatecznie zrezygnował z publikowania w tym piśmie¹⁴. Nową trybuną dla jego haseł okazała się gazeta *Rheinische Zeitung*, gdzie Prutz publikował aż do czasu likwidacji pisma w kwietniu 1843 roku. Tutaj ukazywały się artykuły wyrażające konstytucjonalizm autora, ale było to także miejsce publikacji jego politycznych wierszy.

Mimo aktywnej działalności publicystycznej i literackiej Prutz nie zapominał o swoich ambicjach naukowych i planach objęcia stanowiska profesora uniwersyteckiego. Rozpoczął więc intensywne studiowanie sylwetek poetów należących do tzw. związku przyjacielskiego pisarzy niemieckich „Göttinger Hain” działającego w Getyndze w latach 1772–1774. Prutz wiedząc, że na ten temat nie powstało w zasadzie żadne liczące się analityczne opracowanie, przeprowadził szczegółowe badania źródłowe i już w 1841 roku wydał obszerną dysertację z zakresu badań historii literatury niemieckiej *Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur*¹⁵. Praca odniosła sukces, zarówno na rynku księgarskim, jak i w środowisku naukowym, zbierając pozytywne recenzje takich autorytetów, jak Alexander von Humboldt, Karl Rosenkranz, Georg Gervinus, Jakob Grimm oraz kurator uniwersytetu w Jenie Anton Freiherr von Ziegesar. Jednak próba objęcia stanowiska profesora nie powiodła się na skutek negatywnej decyzji wydziału filozoficznego uniwersytetu w Jenie.

Georg Büttner w swojej biografii o Prutzu zwraca uwagę na uzasadnienie tej decyzji zawarte w recenzjach dwóch profesorów: Karla Friedricha Bachmanna i Ernsta Reinholda. Obaj naukowcy wysuwają pod adresem habilitanta zarzuty nie natury merytorycznej, ale pozanaukowej, uważając, że poglądy i dążenia młodych heglistów, do których bezsprzecznie należał Prutz, są „zarówno pod względem religijnym, moralnym i politycznym do tego stopnia szkodliwe oraz destrukcyjne, że dla dobra akademii takie starania nigdy nie powinny znaleźć na jej terenie żadnych zwolenników ani przedstawicieli”¹⁶. Prutz wycofał swoje podanie, a już w 1843 roku został oficjalnie wydalony z Sachsem-Weimar. Miejscowe władze jako przyczynę podały „polityczną dezaprobatę”¹⁷, lecz bezpośrednich powodów należy doszukiwać się w literackiej działalności liberalnego Prutza. Wszak jeden z jego

¹⁴ Zob. Bernd Hüppauf, wstęp, [w]: Robert Prutz: *Schriften zur Literatur und Politik*, Bernd Hüppauf [red.], Tübingen 1973, s. VII-XXXVI, tutaj, s. XIV.

¹⁵ Robert Eduard Prutz: *Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur*, Leipzig 1841.

¹⁶ Cyt. za: Georg Büttner: *Robert Prutz. Ein Beitrag zu seinem Leben und Schaffen von 1816 bis 1842*, Leipzig 1913, s. 104.

¹⁷ Biographische Skizze, [w]: Reinhard Lahme: *Zur literarischen Praxis bürgerlicher Emanzipationsbestrebungen. Robert Eduard Prutz. Ein Kapitel aus den Anfängen der akademischen Literaturwissenschaft im 19. Jahrhundert*, Erlangen 1977, s. 10–36, tutaj, s. 21.

najsłynniejszych wierszy *Der Rhein*, opublikowany w 1840 roku przez organ *Hallische Jahrbücher*¹⁸ otwarcie zaatakował sfery rządzące, dla których atak był tym bardziej dotkliwy, że utwór w krótkim czasie stał się bardzo popularny. Hartmut Kircher zauważa, że w ciągu kilku tygodni liczba egzemplarzy osiągnęła poziom około sześciu tysięcy egzemplarzy¹⁹. Wiersz ten powstał w okresie rozkwitu poezji politycznej w Niemczech i nawiązuje do słynnego, skomponowanego w latach czterdziestych przez Roberta Schumanna patriotycznego utworu *Rheinlied*, którego autorem był prawnik i poeta Nikolaus Becker. Utwór jest odzwierciedleniem oburzenia niemieckich obywateli, które zostało wywołane roszczeniami francuskiego rządu, żądającego przyłączenia Renu do Francji jako jej granicy wschodniej. W ślad za Beckerem wielu innych pisarzy podjęło tematykę patriotyczną, która w owym czasie była w pewnym sensie wyznacznikiem narodowego entuzjazmu²⁰.

Nawiązaniem do utworu Beckera był właśnie wspomniany wiersz Prutza *Der Rhein*, który opublikował wydawca pisma *Hallische Jahrbücher*, Otto Wigand. Autor uczynił z wiersza swoisty manifest wolnościowych ideałów, apelując do niemieckich książąt i wasali o wzięcie odpowiedzialności za kraj i podjęcie współpracy w dążeniu do wolnych Niemiec, argumentując przy tym, że dopiero wewnętrznie wolne państwo jest w stanie skutecznie oprzeć się francuskim żądaniom²¹. Adresatem czyni wszakże wszystkich obywateli Niemiec, wskazując przy tym dobitnie na potrzebę zniesienia cenzury i zapewnienia wolności prasy, które uważa za jedno z podstawowych praw człowieka. Utwór jest listą logicznie sformułowanych najistotniejszych postulatów, których Prutz będzie przez wiele lat konsekwentnym orędownikiem. Perspektywę odnowy buduje jednak na konstruktywnej krytyce. Zauważa, że polityczne wypowiedzi liberalnych intelektualistów na temat wolności Niemiec nacechowane są naiwną wiarą w rozsądek rządzących:

Do was kieruję moje wołanie, książęta i wasale,
W których to rękach nasz leży los!

Was, Niemców, to dotyczy, tych z bliska i z daleka, was wszystkich,
[...]

Wpierw sami ze sobą musicie podjąć walkę!
Nie dać się zwieść zachrypniętym krzykom
[...]

Dajcie słowo, wy, Panowie na swoich tronach! A inni sami się uwolnią.
Mieście odwagę i ufność! We wszystkich waszych koronach,
Gdzież można znaleźć jaśniejszy, szlachetniejszy materiał?
Wolna prasa! Stańmy się sami sędziami,
Naród już dojrzał! Odważę się i powiem to głośno:

¹⁸ W latach czterdziestych XIX wieku czasopismo *Hallische Jahrbücher* należało do najważniejszych prekursorów poezji politycznej w Niemczech.

¹⁹ Zob. Robert Prutz. Eine biographische Skizze, [w]: *Robert Prutz. Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkauswahl*, Hartmut Kircher [red.], Köln 1975, s. 1–40, tutaj, s. 24.

²⁰ Zob. Peter Uwe Hohendahl: *Vom Nachmärz bis zur Reichsgründung*, [w]: *Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland*, Walter Hinderer [red.], Stuttgart 1978, s. 210–231, tutaj, s. 223.

²¹ Zob. Büttner 1913, s. 136.

Polegajcie na waszych mędrkach, na waszych poetach,
Którym Bóg również ufa!

Pozostań niemiecki, mój narodziu! Zapomnij o zgarbionym grzbiecie,
Do którego niesłusznie się przyzwyczałeś!
Z podniesioną głową musisz patrzeć przed siebie,
Wzmocniony i zbudowany własną siłą.
Nawet księżętom może się nie podobać
To schlebujące pokorne plemię –
Podniesiony wzrok! To przysługuje wszystkim,
Tylko zwierzę i parobek spoglądają na ziemię.-

I tak to osiągniemy! A gdy w przyszłości
Dumna Francja naszego Renu zażąda,
Wtedy podołamy temu z uśmiechem,
Bez pieśni, jednak z mieczem w dłoni.
[...]

Tylko wtedy opłaca się walczyć aż do śmierci,
A Ren pozostanie niemiecki i wolny, wtedy będzie nasz!²²

Chociaż w treści utworu nie znajdujemy nawoływań do radykalnych działań, to niewątpliwie w ogólnym jego wydźwięku można wychwycić ton rewolucyjny. Wymowa ta nie kłóci się jednak z umiarkowaniem liberalnymi poglądami Prutza.

Nowych kłopotów przysporzył Prutzowi jego kolejny wiersz *Dem Könige von Preußen* (1842), powstały na okoliczność położenia przez Friedricha Wilhelma IV kamienia węgielnego pod kontynuację budowy Katedry św. Piotra i Najświętszej Marii Panny w Kolonii. Wiersz mógł się ukazać na łamach *Rheinische Zeitung* dopiero po korekcie cenzora, który skreślił fragment zawierający żądania uchwalenia konstytucji. Utwór w pełnej wersji ukazał się w Lipsku w wydawnictwie Otto Wigand, gdyż rząd w Saksonii, konfiskując wszystkie jego opublikowane egzemplarze, nie wydał zezwolenia na druk. Tym razem uwagę cenzury przyciągnął wers, w którym autor przypisuje dążeniom wolnościowym siłę większą niż siła samego Boga:

Panie nie gniewaj się! My wiemy, czego pragniemy,
Obowiązkiem jest wyznawać wolność.
Spójrz, historia nagli! Koła się toczą!
I nawet, Panie, gdybyś chciał, i tak tego nie zatrzymasz!
Daj wolną drogę! Gdyż wolność jest najlepsza,
Razem z nią budujesz własny tron:
[...]
Wypowiedz też i słowo: Konstytucja!²³

²² Robert Eduard Prutz: *Gedichte*, Leipzig 1844, (Reprint drugiego wydania), s. 140.

²³ Robert Eduard Prutz: *Gedichte. Neue Sammlung*, Leipzig 1843, (Reprint drugiego wydania), s. 90.

Choć oczywistym jest, że bezpośrednimi argumentami dla cenzora stał się rewolucyjny ton wiersza oraz jego ostatnie, opatrzone wykrzyknikiem słowo, to jednak oficjalnym powodem negatywnej opinii urzędnika był zarzut obrazy uczuć religijnych i podważenia prawd religii chrześcijańskiej²⁴.

Kolejne publikowane utwory dawały władzom pretekst, by srogo ukarać niepokornego poetę. Przykładem jest wiersz *An Dahlmann*, który ukazał się w oryginalnej wersji wbrew zarządzeniu cenzora nakazującemu konkretne skreślenia. Utwór został napisany na cześć historyka, polityka i liberała Friedricha Christopha Dahlmanna, jednego z siedmiu przedstawicieli słynnej grupy profesorów z Getyngi „Göttinger Sieben”. Członkowie tej grupy w 1837 roku publicznie protestowali przeciwko uchyleniu konstytucji hanowerskiej, w wyniku czego z polecenia króla Ernesta Augusta zostali zdymisjonowani, a trzech z nich, w tym Dahlmann, skazani na zesłanie²⁵. Obecność tego typu liryki politycznej w wydanym tomiku wierszy *Die Gedichte. Neue Sammlung* była bezpośrednim powodem uznania go przez władze Saksonii w 1843 roku za książkę zakazaną, a w konsekwencji do wydalenia Prutza z terenów Saksonii. Powodem wydalenia była jednak nie tylko działalność pisarska, ale też aktywność polityczna, której przykład Prutz dał we wrześniu 1842 r., kiedy w swoim domu w Jenie gościł podróżującego po Niemczech znanego wówczas pisarza Georga Herwegha i umożliwił mu wygłoszenie z okna mieszkania przemówienie przed liczną zebraną i rozentuzjasmowaną publicznością²⁶.

Po przymusowym opuszczeniu Saksonii Prutz wraz z rodziną powrócił do Halle, gdzie ponownie podjął próbę objęcia stanowiska profesora uniwersyteckiego, składając wniosek o wszczęcie postępowania habilitacyjnego. Próba i tym razem okazała się bezskuteczna: po półrocznym oczekiwaniu Prutz otrzymał odpowiedź podpisaną przez ministra kultury i oświaty Johanna Alberta Friedricha Eichhorna, odrzucającą wniosek bez podania jakichkolwiek przyczyn. Swojemu rozgoryczeniu Prutz dał wyraz w przedmowie do wydanego w maju 1847 roku zbioru wykładów o współczesnej literaturze niemieckiej *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*, gdzie z bezwzględną ironią scharakteryzował na podstawie własnych doświadczeń złośliwe postępowanie oraz naganne urzędowe praktyki:

Prawo w rękach tych ludzi jest jak jama borsucza; skopiesz im jedno wyjście, w mig mają następne, a jeśli im je zablokujesz, to jeszcze jest trzecie, czwarte, dziesiąte – potrzeba do tego więcej niż siły jednego mężczyzny, aby móc skopać taką jamę borsuczą. Szczególnie źle dzieje się w Prusach, gdzie od samych ustaw i praw wkrótce nie będziemy już mieć ani żadnej ustawy, ani żadnego prawa, gdzie każda ustawa otoczona jest prawdziwym lasem wykładni, przepisów oraz wyjaśnień, i gdzie wreszcie (co jest

²⁴ Zob. Werner Spilker: *Robert Prutz als Zeitungswissenschaftler*, Leipzig 1937, s. 32

²⁵ Zob. Büttner 1913, s. 39.

²⁶ Georg Herwegh (1817–1875) wydał w 1841 roku w szwajcarskim wydawnictwie dla emigrantów (Schweitzer Emigrantenverlag) „Das Literarische Comptoir” zbiór politycznych wierszy *Gedichten eines Lebendigen* zdobywając tym samym w Niemczech niebywałą popularność. Podróżując po kraju, wszędzie był euforycznie witany, w tym również w Jenie w domu Prutza. Zob. Büttner 1913, s. 156.

najgorsze) w każdej chwili administracja ingeruje w prawo i na administracyjnej drodze załatwia, co automatycznie powinno być załatwiane na drodze prawnej²⁷.

Podobnych komentarzy w słowie wstępnym do ww. tomu jest więcej i mogą one niewątpliwie stanowić interesujący dokument na temat stanu polityki wewnętrznej nurtu *Vormärz*.

O tym, jak wyjątkowo boleśnie dotknęły Prutza niepowodzenia na drodze do upragnionej habilitacji, dowiadujemy się z jego prywatnych listów. W jednym z nich, adresowanym do pisarza i historyka Adolfa Stahra, znajdujemy wyraz głębokiego rozgoryczenia i smutku rezygnacji:

U mnie wygląda to tak, że akurat to zajęcie, które najbardziej lubiłbym, które odpowiadałoby mi najbardziej, do którego przygotowywałem się poprzez długoletnie, intelektualne i materialne poświęcenie, które oferuje mi jednocześnie perspektywę osiągnięcia pewnej trwałej praktycznej efektywności oraz zabezpieczenia losu mojej rodziny – od tego zajęcia odcięto mnie! Nie wolno mi czynić tego, co umiem i wiem najlepiej! Moje dotychczasowe życie muszę uznać za nieudane i bezcelowe²⁸.

Interesujący jest fakt, iż ten pełen przygnębienia i zniechęcenia ton obecny w prywatnej korespondencji Prutza, nie ujawnia się *explicite* w jego lirycznych, naukowych czy też dziennikarskich publikacjach.

Liryka polityczna uprawiana przez Prutza znalazła uznanie w oczach wielu czytelników w kraju, jednak z uwagi na narastającą nieufność i podejrzliwość niemieckiej cenzury wydał on zbiór swoich wierszy *Die Gedichte. Neue Sammlung* (1843) w szwajcarskim wydawnictwie dla emigrantów „Das Literarische Comptoir”.

Robert Prutz, traktując literaturę jako istotne narzędzie forsowania politycznych celów, próbował swoich sił również na płaszczyźnie dramatu, wierząc w skuteczne przesłanie sztuk teatralnych. W tragedii *Moritz von Sachsem*, której akcja dzieje się w czasach reformacji XVI wieku, w historycznej odsłonie porusza Prutz ponownie problematykę jedności i wolności. Sztuka została wystawiona z wielkim powodzeniem na deskach dworskich teatrów w takich miastach, jak Hamburg, Stuttgart, Darmstadt, Oldenburg, Halle, Magdeburg czy Monachium²⁹. Odebrana przy aplauzie publiczności połączonym z wielokrotnym wywoływaniem autora przed kurtynę, trafiła do Berliner Hoftheater, gdzie również odniosła sukces. Ponieważ nie została wydana, funkcjonowała w postaci manuskryptu i w takiej formie dostała się w ręce pruskiej cenzury. Bezpośrednio po berlińskiej premierze w 1844 r. właściwe ministerstwo (Ministerium des Königlichen Hauses) pospiesznie wydało rozporządzenie, w którym bez podania przyczyn zakazało wystawiania tej sztuki w całym Prusach. Prutz ze znamienym dla siebie uporem postanowił mimo wszystko nadal walczyć z tego typu zarządzeniami, którym, jego zdaniem, brakowało jakichkolwiek podstaw prawnych.

²⁷ Wstęp do: Robert Prutz: *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*, Leipzig 1847, [w]: *Robert Prutz. Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkauswahl*, Hartmut Kircher [red.], Köln 1975, s. 235–363, tutaj, s. 245.

²⁸ Cyt. za. Robert Prutz. *Eine biographische Skizze*, [w]: Kircher 1975, s. 21–22.

²⁹ Zob. Spilker, 1937, s. 34.

Chociaż na działania cenzury autor wielokrotnie zwracał uwagę w swoich rozważaniach na temat współczesnej literatury niemieckiej, doszedł jednak do wniosku, że tylko bezpośrednie odtworzenie represyjnych metod cenzury w pełni naświetli ich fałsz i nieprzejrzystość argumentacji. W związku z powyższym postanowił dołączyć do wydanego w Lipsku w 1847 roku w formie książkowej dramatu *Moritz von Sachsen* najważniejsze listy oraz wybrane fragmenty ministerialnych dokumentów. W jednym z listów, stanowiących część owego dodatku do publikacji adresowanych do Jego Królewskiej Mości, Prutz rozważa decyzję zawieszenia sztuki. Sugeruje w nim, że bezpośrednią przyczyną wydanego zakazu mogło być jego improwizowane przemówienie skierowane do rozentuzjasmowanej publiczności, w którym wyraził jedynie swoje najserdeczniejsze podziękowania aktorom, tancerzom, śpiewakom oraz „wyrozumiałej” publiczności, obiecując przy tym kolejne poruszające serca inscenizacje³⁰.

Niecałe pół roku po wprowadzeniu zakazu wystawiania tragedii *Moritz von Sachsen* Prutz wydał w 1845 roku we wspomnianym już szwajcarskim wydawnictwie „Das Literarische Comptoir” swoją jedyną komedię *Die politische Wochenstube*. Napisana w stylu greckiego komediopisarza Arystofanesa, uważana jest za najpopularniejszą poetycko-polityczną satyrę okresu Vormärz³¹. Decyzję o wyborze modelu starożytnej satyry społecznej Prutz tłumaczy w jednym ze swoich szkiców, dotyczących historii politycznej poezji w Niemczech *Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland*. Szkice te publikował na łamach wydawanej przez siebie w latach 1851–1867 gazety *Deutsches Museum*, poruszającej tematy literackie, omawiającej problematykę sztuki, a także omawiającej zjawiska z życia społecznego. Na łamach tego czasopisma Prutz wyrażał sąd, że narodziła się potrzeba przełamania głębokiego zniechęcenia zarówno wśród czytelników, jak i publiczności³². A ponieważ czas poezji politycznej, popularnej w latach czterdziestych XIX wieku już minął, użyteczne narzędzie dostrzegł w starożytnym modelu komediowym, wykorzystującym parabazę. We wspomnianej komedii *Die politische Wochenstube* ten środek stylistyczny autor stosuje pod koniec pierwszego aktu. W wypowiedzi poety, bohatera komedii, znajdziemy uzasadnienie zastąpienia tradycyjnej formy lirycznej komedią polityczną:

[...] Zazwyczaj, gdy poeta pobrząkiwał wam liryczne strofy,
O pragnieniu wolności, o wizjach przyszłości i o przepelnionych tęsknotą nadziejach
młodzieży,
To kręciliście na prawo i lewo swoimi roztropnymi głowami.

³⁰ Zob. Anhang. *Einige Aktenstücke, betreffend das Verbot des Moritz von Sachsen in Preußen*, [w]: Robert Eduard Prutz: *Dramatische Werke*, Leipzig 1848, (Riprent pierwszego wydania), t.3. s. 171–188, tutaj, s.186.

³¹ Zob. Horst Denkler: *Der Aufbruch der Aristophaniden*, [w]: *Der Dichter und seine Zeit*, Wolfgang Paulsen [red.], Heidelberg 1970, s. 134–157, tutaj, s. 146.

³² Zob. Robert Prutz: *Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland*, [w]: *Deutsches Museum* 1854, t.4, Cyt. za. *Teorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, Gerhard Plumpe [red.], Stuttgart 1985, s. 100–105, tutaj, s. 104.

Spoglądaliście złowrogo i marszczyliście nosy: »Ach dość tej odwiecznej liryki!
Nie do zniesienia staje się już ta muzyka, wolelibyśmy coś nowego,
Takie *coś*, jak z pieprzu i soli, co wstrząśnie gwałtownie nerkami,
I jednocześnie przyjemnego i też gustownego: gdyż ciężko jest nas zaspokoić.
Przecież waszą pieśń przepęloną sztuczną walką i nigdy nie wszczętymi bitwami,
Wyśpiewują dniem i nocą, gołonogie ćwierkające wróble.
A to, co rozpoczynacie i wymyślacie, my już od dawna wszystko wiemy.
Zrozumcie to dobrze i bądźcie poważni, bo za takich się przecież uważacie, Poeci,
Spróbujcie choć raz, upodobnijcie się do nas i stwórzcie już teraz polityczną komedię,
W takim gatunku, w jakim niegdyś pisał Arystofanes, owa nieśmiertelna sława
Ateńczyków³³.

Już sam tytuł komedii sygnalizuje – stosownie do epoki Vormärz – że nastał najwyższy czas na fundamentalne zmiany w ustroju politycznym państwa. Satyryczna i luźna forma utworu, charakterystyczna dla komedii Arystofanesa umożliwi autorowi wprowadzenie szeregu dialogów opartych na grze słów. Werbalne pojedynki toczą alegoryczne figury, często stosując bezpośrednie zwroty do publiczności. Akcja sztuki dzieje się w dużej hali urządzonej na wzór apteki, która jest jednocześnie domem lekarza, jednego z głównych bohaterów. Protagonista uważa się za urzędnika państwowego, niejako automatycznie przypisując sobie prawo do arogancji i grubiaństwa. Jego przeciwieństwem jest postać Kiliana, pomocnika doktora, łącząca w sobie naiwność i przebiegłość i reprezentująca w zamyśle autora naród niemiecki. Fabuła skonstruowana jest wokół pomysłu doktora, by z powodu braku jedzenia Kilianowi usunąć żołądek i w ten sposób buntującego się pomocnika zamienić w potulnego sługę. Żądania wolności „*Freiheitsbedürfnis*” doktor interpretuje jako potrzebę pożerania „*Fressbedürfnis*”, twierdząc przy tym, że u ludzi nie serca buntują się, lecz żołądek:

Żołądek jest prawdziwym miejscem skończoności,
Ponieważ ostatecznie przez niego wszystko żałośnie kończy się.

[...]

Żołądek zawsze, zawsze tylko żołądek,
który łamie najśmielsze plany naszego serca.

[...]

Byłoby szczytem państwowej doskonałości,
Gdyby powszechnie usunięto żołądki.

[...]

Potrzeba wolności (zapamiętajcie to sobie królowie!)

Jest właściwie potrzebą pożerania i nic więcej:

To nie serca, tylko żołądek buntuje się.

Dlatego szybko precz z tym żywiącym nieszczęście organem,
Za który Adam zapłacił rajem³⁴.

³³ Robert Prutz: *Die politische Wochenstube*, Berlin 2010, s. 40–41.

³⁴ Tamże., s. 10–11.

Komedia polityczna Prutza obfituje zarówno w zakamuflowane aluzje, jak i bezpośrednią krytykę dotyczącą między innymi twórczości konserwatywnych autorów, takich jak Ludwik Tieck czy też filozof Friedrich Wilhelm Schelling. Tiecka, którego Christian Friedrich Hebbel nazwał królem romantyzmu³⁵ Prutz uważa za pisarza, którego czas już się skończył, natomiast Schellingowi czyni zarzut przywłaszczania w budowaniu swojej koncepcji filozoficznej obcych idei, jednoznacznie wskazując na plagiat³⁶. Celem złośliwości stają się też zjawiska pozaliterackie: Prutz ustami swoich protagonistów krytykuje pruskie prawo, szydzi też z pomnika Hermana w Detmold, którego szkic budowy powstał już w 1813 roku³⁷. Obiektem jego drwin jest również Katedra w Kolonii, którą porównuje do dziecinnej zabawki:

Dla dzieci katedra w Kolonii wydaje się być całkiem piękna,
Z marcepana, z cukrową polewą,
Najpyszniejsza zabawka, jaką dzieci kiedykolwiek posiadały!³⁸

Z powodu bogactwa elementów fantastycznych i wykorzystania alegorii satyryczna komedia Prutza dla szerokiej rzeszy odbiorców nie była łatwa do zrozumienia. Jednak istota przekazu, która tkwiła w satyrze na pruski rząd i ostrej krytyce politycznej i społecznej sytuacji, została szybko zauważona i doskonale zrozumiana przez nadprezydenta Saksonii Wilhelma von Wedel-Priesdorfa, który porównał intencje autora do „zbrodniczego działania”³⁹. Historia się powtórzyła, ponieważ i tym razem, podobnie jak w przypadku zawieszenia sztuki *Moritz von Sachsen*, nie podając żadnego oficjalnego uzasadnienia, a tym samym postępując wbrew prawu, natychmiast wprowadzono zakaz wystawiania komedii oraz wniesiono oskarżenie przeciwko autorowi z powodu „obrazy majestatu oraz wzbudzania niezadowolenia”⁴⁰. W czasie trwającego miesiącami postępowania Prutz otrzymał zakaz wygłaszania wykładów na tematy literackie, co z pewnością dla niezatrudnionego na etacie trzydziestoletniego nauczyciela akademickiego, żyjącego z wykładów i publikacji, musiało być bolesnym finansowym ciosem, porównywalnym do wcześniejszego odrzucenia jego sztuki przez teatr dworski w Berlinie. Dopiero po wystosowaniu do Jej Królewskiej Mości pisemnej prośby o umorzenie postępowania oraz po osobistej interwencji Aleksandra von Humboldta, co według Kirchera mogło być kluczowe dla sprawy⁴¹, procedura została wstrzymana, a akt oskarżenia wycofany. Prutz mógł więc od stycznia 1846 roku przeprowadzić w Berlinie, a następnie w Szczecinie cykl wykładów poświęconych historii niemieckiego teatru. Inaczej się stało z wykładami na temat niemieckiej literatury współczesnej. Jednak już po pierwszym wystąpieniu w Berlinie

³⁵ Zob. Tamże., s. 14.

³⁶ Zob. Tamże., s. 14, 72–73.

³⁷ Zob. Tamże., s. 20.

³⁸ Tamże., s. 53.

³⁹ Wstęp do: Robert Prutz: *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*, Kircher 1847, s. 235–363, tutaj, s. 251.

⁴⁰ Tamże., s. 250.

⁴¹ Zob. Robert Prutz. Eine biographische Skizze, [w]: Kircher 1975, s. 27.

w 1847 roku Prutz otrzymał zakaz ich wygłaszania, natomiast minister Friedrich Eichhorn osobiście odmówił autorowi korzystania z zasobów Królewskiej Biblioteki w Berlinie⁴². Niemniej jednak Prutz kolejny raz nie ugiął się i jeszcze w tym samym roku wyniki swoich badań opublikował w Lipsku w postaci książki *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*, ukazując tym samym publicznie bezpodstawność i komiczność stawianych mu zarzutów. W słowie wstępnym do wydanego zbioru odwołał się do ostatniego okresu, pełnego rozczarowań:

Nastaly nie tylko ponure dni, lecz całe ponure lata. [...] Prawie wszystko, czego pragnąłem, czego się spodziewałem, co kochałem, zostało mi częściowo odebrane, a co najmniej częściowo zmarnowane; muszę na siłę jakoś trzymać się, aby już całkiem nie upaść na duchu⁴³.

Warto nadmienić, że zła kondycja psychiczna wynikała nie tylko z powodu działań cenzury. Zaangażowanie Prutza w polityczną działalność opozycji narażało go nieustannie na przykry kontakt z policją. Jednak nie chciał i nie mógł zrezygnować z aktywności pozauniwersyteckiej, bo była ona jedynym źródłem jego utrzymania. Dlatego w latach 1843–48 wydaje *Literarhistorisches Taschenbuch*, w którym publikuje artykuły wielu wybitnych postaci, takich jak: bracia Jacob i Wilhelm Grimm, Ludwig Feuerbach, Georg Herwegh, Berthold Auerbach, David Friedrich Strauß, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Wilhelm Danzel czy Arnold Ruge. Równolegle pracuje nad historią dziennikarstwa, czego efektem jest wydana w Getyndze w 1845 roku rozprawa *Geschichte des deutschen Journalismus*. Zarówno czasopismo, jak i rozprawa spotkały się z uznaniem literackiego środowiska.

Praca literacka nie odwróciła go jednak od bacznej obserwacji sytuacji politycznej. Z wielkim entuzjazmem przyjął wybuch rewolucji lutowej we Francji w 1848 r. oraz marcowe rozruchy w Niemczech. Demonstracje oraz wystąpienia mieszkańców w Berlinie spowodowały natychmiastowe przybycie Prutza do stolicy, jednak w opracowanych biografiach brak informacji na temat jego ewentualnego czynnego uczestnictwa w zamieszkach. Być może przeważał pragmatyzm Prutza i jego sceptyczne poglądy na temat republiki. Prutz, jak wynika z jego refleksji, był przekonany, że czas na zniesienie monarchii w Niemczech jeszcze nie nadszedł, ponieważ – jego zdaniem – kraj nie był wystarczająco przygotowany na nadejście republiki. Wyraz tych poglądów można odnaleźć w ósmym tekście *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*:

Prawdą jest, że już nie planujemy żadnych zamków na lodzie z niemiecką republiką. Przy czym naturalnie nie chciałem powiedzieć, jakoby republika w ogóle była jakimś zamkiem na lodzie, ani że dla Niemiec nie miał nadejść taki czas, w którym ta jedynie realna forma państwa również dla nas była tą jedyną. Tylko czy ta niemiecka republika da się zaimprovizować w przeciągu jednej nocy, czy my przez to staniemy się republikanami i czy jak w okresie Burzy i Naporu lat trzydziestych nałożymy czarno-czer-

⁴² Zob. Biographische Skizze, [w]: Reinhard Lahme 1977, s. 31.

⁴³ Wstęp do: Robert Prutz: *Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*, Kircher 1847, s. 235–363, tutaj, s. 242.

wono-złote czapki, rozdzielając pomiędzy sobą w przyjacielskim zjednoczeniu posady i zaszczyty przyszłej republiki, w to niestety wątpię⁴⁴.

Kierując się zatem rozumą i rozsądkiem, Prutz podjął decyzję o przyłączeniu się do działającego w Berlinie konstytucjonalnego klubu, zrzeszającego podobnych jemu liberalów i stojącego w opozycji do założonego wcześniej radykalnego klubu demokratycznego⁴⁵. Jego sukcesy w klubie, do których można zaliczyć redagowanie gazety klubowej, regularne wygłaszanie przemówień podczas posiedzeń, pełnienie funkcji przewodniczącego komisji oraz rzecznika klubu świadczą, że talent Prutza został szybko zauważony i doceniony. Kolejne powodzenie nadeszło w maju 1849 roku, gdy otrzymał stanowisko profesora nadzwyczajnego w zakresie historii literatury na uniwersytecie w Halle. Wprawdzie stanowisko to było finansowane nie ze środków uniwersyteckich, lecz z prywatnej szkatuły króla, co oznaczało możliwość odebrania mu pensji w zasadzie w każdej chwili, niemniej w ten sposób ziściło się wieloletnie marzenie Prutza. Należy zauważyć przy tym, że nie bez znaczenia była w tym wypadku ponowna protekcja wielkiego orędownika Prutza, Alexandra von Humboldta, który udzielając mu swego poparcia, powoływał się na jego rozsądek i zdystansowaną postawę podczas wydarzeń w 1848 roku⁴⁶.

Radość z objęcia pożądanego stanowiska została jednak w krótkim czasie zakłócona. Już wiosną 1850 roku trzydziestoczteroletni Prutz dotkliwie odczuł skutki wyniszczającego zdrowia trybu życia, co zmusiło go do przejścia na roczny urlop. W celu podreperowania zdrowia udał się więc do Halle. Jednak i tu nie pozostawał beczynny, gdyż- jak tłumaczy Bergmann- nie pozwalał mu na to jego temperament⁴⁷. Pobyt w Halle Prutz wykorzystał na rozpoczęcie realizacji kolejnych twórczych projektów, rozpoczynając kolejny etap swego życia, bardzo efektywny zarówno pod względem naukowym, publicystycznym, jak i literackim. Przede wszystkim poświęcił się pracy redakcyjnej w periodyku *Deutsches Museum*, założonym w Jenie w 1851 roku wspólnie z dziennikarzem i dramatopisarzem Wilhelmem Wolfsohmem, a poruszającym tematy z dziedziny literatury, historii oraz sztuki. W latach 1852–1867 Prutz pełnił funkcję jedyne go wydawcy czasopisma, które zyskało szeroką rzeszę odbiorców, pomimo specjalistycznego i utrzymanego na wysokim poziomie języka⁴⁸.

W tym samym okresie Prutz rozpoczął kolejną, trwającą do 1862 roku, fazę twórczości literackiej, której owocem były obszerne utwory epickie, wzorem wcześniejszych, lirycznych i dramatycznych utworów, poświęcone aktualnym problemom społecznym. W opinii badaczy twórczości Prutza spośród jego sześciu utworów najważniejszą i najbardziej interesującą jest powieść *Das Engelchen* z 1851 roku⁴⁹, uznana za pierwszą

⁴⁴ Bernd Hüppauf: Robert Prutz: *Schriften zur Literatur und Politik*, Bernd Hüppauf [red.], Tübingen 1973, s. 349.

⁴⁵ Zob. Robert Prutz. Eine biographische Skizze, [w]: Kircher 1975, s. 31.

⁴⁶ Zob. Biographische Skizze, [w]: Reinhard Lahme 1977, s. 34.

⁴⁷ Zob. Bergmann, 1997, s. 50.

⁴⁸ Zob. Spilker, 1937, s. 54.

⁴⁹ Spośród publikacji dotyczących życia i twórczości Prutza jedynie w rozprawie Eddy Bergmann *Ich darf das Beste, das ich kann nicht tun. Robert Eduard Prutz (1816–1872) zwischen*

niemiecką powieść społeczną⁵⁰. W dziele tym autor przedstawia życie tkaczy, których nędza doprowadza do buntu. Chodziło jednak nie tylko o naświetlenie warunków życia jednej grupy zawodowej czy warstwy społecznej, ale o szersze pokazanie problemów społeczeństwa, wynikających z dokonujących się dynamicznych zmian ekonomicznych i gospodarczych. Prutz opisuje więc skutki fazy przejściowej, wiodącej od pracy chałupniczej do produkcji przemysłowej, a także przedstawia dalsze następstwa uprzemysłowienia, wśród których na plan pierwszy wysuwa się rozkład społecznych struktur. Błyskawiczna industrializacja dokonywała się równoległe z postępującą pauperyzacją środowisk rzemieślniczych, reprezentowanych w utworze przez tkaczy. Obraz rodzącego się proletariatu został zestawiony z obrazem szlachty oraz dworu, zainteresowanych wyłącznie swoim stanem posiadania. Prutz dostrzega niejednoznaczność postawę Kościółka wobec dokonujących się przemian społecznych, a także porusza kwestię miejsca kobiety w XIX-wiecznym społeczeństwie i jej obowiązków. Nie zapomina przy tym o rozpatrzeniu roli pisarza w procesie dokonujących się przemian⁵¹.

Fabula powieści została oparta na konkretnych faktach: odwołuje się do słynnego Powstania Tkaczy z 1844 roku i wykorzystuje doświadczenia Prutza zdobyte w jego rewolucyjnej działalności. Wątki historyczne, zręcznie splecione z obyczajowymi i miłosnymi, uczyniły z powieści Prutza lekturę popularną. Warto przy tym dodać, że licząca 1300 stron powieść, choć ukazała się w roku 1851, to została rozpoczęta już w latach czterdziestych- prace nad nią Prutz rozpoczął tuż po perturbacjach związanych z wystawieniem na scenie komedii *Die politische Wochenstube*.

W rozprawie naukowej *Geschichte der politischen Poesie in Deutschland* Prutz informuje o powodach rezygnacji z tworzenia lirycznej formy literackiej na rzecz formy epickiej:

Jeśli z poezji ma coś powstać, to musi ona z liryki stać się epopcją, z czegoś abstrakcyjnie rozmytego stać się czymś plastycznie konkretnym, z czegoś filozoficznie ogólnego czymś indywidualnie nadzwyczajnym, podczas gdy wszędzie tkwi na patriotycznym gruncie, w prawdziwie demokratycznym sensie znosi różnice stanowe i poprzez przedstawianie pozytywnych sytuacji przyczynia się tym samym do poszerzania wiedzy⁵².

Literatur und Politik autorka dokonuje głębszej analizy tematyki utworu w rozdziale „Die Poesie als Trägerin der Zeitinteressen. Der Roman „Das Engelchen““. Na uwagę może jeszcze zasługiwać bardzo skromna, licząca zaledwie 75 stron dysertacja Ernsta Hohenstattera z 1918 roku *Über die politischen Romane von Robert Prutz*, w której autor stwierdza, że wszystkie powieści Prutza mają charakter polityczny. Hohenstatter nadzwyczaj szczegółowo skupia się na wybranych zdarzeniach oraz najważniejszych postaciach powieści *Das Engelchen*, przy czym ogólnie i bardzo powierzchownie odwołuje się do treści pozostałych utworów. Uwzględniając też zamieszczone w pracach zbiorowych artykuły, należy wymienić rozważania na temat powieści autorstwa Karla Prümme w tekście: *Das Engelchen. Experiment eines „mittleren Romans“*. *Unterhaltung zu den höchsten Zwecken* zamieszczonego w opracowaniu Horsta Denklera (1980) *Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen*.

⁵⁰ Zob. Ernst Hohenstatter: *Über die politischen Romane von Robert Prutz*, München 1918, s. 48.

⁵¹ Zob. Erich Edler, Nachwort zu: Robert Prutz: *Das Engelchen*, Leipzig 1851, (Reprint pierwszego wydania), Göttingen 1970, s. 1–31, tutaj, s. 1–3.

⁵² Plumpe 1985, s. 105.

Wyznanie Prutza w obliczu nieustającej aktywności literackiej pozwala wysnuć tezę o jego niezłomności w walce o wolność, poszanowanie prawa oraz jedność narodu niemieckiego, a także daje świadectwo urzeczywistniania tych postulatów w formie dostępnej jak najszerszemu gronu odbiorców. Służyć temu miały wszystkie formy twórczości Prutza: naukowa, publicystyczna i literacka. Na płaszczyźnie tej ostatniej zaznaczyły się jednak wyraźne zmiany. Prutz jako pisarz przypominał swoje oblicze poety. Jednak, choć powrócił do liryki, to poświęcił się przede wszystkim tematyce miłosnej. Po 1849 roku w jego dorobku nie odnotowuje się już obecności liryki politycznej.

W najobszerniejszym, składającym się z czterech tomów *Aus der Heimat* (1858) znajdujemy oprócz sentymentalnej liryki miłosnej również utwory wyrażające niespotykany dotąd ton nostalgii- tęsknotę za rodzinnym Pomorzem. Ta zauważalna w warsztacie literackim przemiana tematyczna spowodowana była w znacznej mierze przez wieloletnią nieobecność w krainie dzieciństwa, ale przyczyniły się do niej także przez szykany, jakich doświadczał poeta i wiążące się z nimi problemy zdrowotne. Prutz wciąż pozostawał autorem niewygodnym, a aktywność jego przeciwników nie malała. Kiedy w 1856 roku Prutz przyjął zaproszenie z Lipska i z okazji uroczystości upamiętniających twórczość Friedricha Schillera wygłosił tam przemówienie, wszczęto przeciwko niemu postępowanie dyscyplinarne⁵³. Choć nie miało ono konkretnych prawnych konsekwencji, znów niekorzystnie odbiło się na zdrowiu pisarza. Wtedy zdecydował się na kolejny roczny urlop zdrowotny, w trakcie którego odpoczywał, poszukując jednocześnie nowej energii twórczej w miejscowości Grabowo, nieopodal Szczecina⁵⁴. Ostatecznie jednak postanowił złożyć na uniwersytecie w Halle prośbę o zwolnienie i w 1858 roku powrócić na stałe do Szczecina. Ostatnie lata spędzone w rodzinnym mieście przyniosły mu rozgłos i uznanie, które zdobył zarówno dzięki niezwykle popularnej w całych Niemczech liryce miłosnej, jak i dzięki swoim powieściom oraz licznym wykładom prowadzonym w wielu niemieckich miastach. Ukoronowaniem twórczości Prutza było przyznanie mu w 1865 roku przez nowo założoną Fundację Schillera dożywotniej pensji, którą po śmierci autora otrzymywała jego żona, a później najmłodsza córka Martha. Wydarzenie to przeszło do historii literatury jako demonstracyjny gest wdzięczności za patriotyzm Prutza⁵⁵.

Reasumując literacką działalność Roberta Prutza, należy podkreślić wielkość jego twórczej spuścizny, liczącej ponad 20 tomów tekstów poetyckich i beletrystycznych. Zdumiewająca jest również jego wszechstronność, której wyraz dał, tworząc teksty wszystkich rodzajów literackich, przy czym liryka jest rodzajem dominującym w tej twórczości. Liczący łącznie siedem tomów zbiór wierszy Prutza dowodzi, że Prutz zajmuje czołowe miejsce wśród najbardziej znaczących poetów politycznych okresu Vormärz jak też istotnych przedstawicieli liryki miłosnej lat 1850–1870. Świadczy

⁵³ Hartmut Kircher przypuszcza, że przyczyną natychmiastowego wszczęcia przeciwko Prutzowi kolejnego już postępowania dyscyplinarnego było zadenuncjowanie go przez rektora uniwersytetu w Lipsku.

⁵⁴ W 1900 roku miasto Grabow (Grabowo) zostało przyłączone do Szczecina. Obecnie część miasta Szczecina na osiedlu Dżetowo-Grabowo.

⁵⁵ Zob. Bergmann 1997, s. 53.

może o tym również fakt, że jego tomy poezji doczekały się łącznie sześciu nakładów. Najistotniejszym wydaje się jednak fakt, że Prutz nie tylko jako poeta, ale także utalentowany dramato- i powieściopisarz, naukowiec, teoretyk oraz mówca wykorzystywał różnorodne formy twórczości do walki o nowy kształt społeczeństwa. Z uwagą przyglądał się sytuacji społecznej w kraju, w związku z czym wyznaczał literaturze konkretne zadania:

Literaturze należy przypisywać nie tylko przedstawianie licznych indywidualnych sytuacji życiowych w ich pełnej krasie celem ukontentowania czytelnika. Literatura powinna też operować historycznymi faktami, przybliżać je ludziom jako coś, co ich bezpośrednio dotyczy i określa ich życie⁵⁶.

Jako przedstawiciel umiarkowanego liberalizmu w literaturze upatrywał narzędzie pomocne w walce z konserwatyzmem, skostniałym systemem państwa, uciskiem oraz zastojem gospodarczym. Politycznie angażował się na rzecz gwarantowanej przez konstytucję wolności, widząc w niej fundament narodowej jedności. Konsekwentnie reprezentował poglądy liberalnej opozycji, narażając się tym samym niejednokrotnie na konflikt z urzędem cenzury pruskiego państwa policyjnego. Niezmiennie z całą stanowczością zwalczał wszelką samowolę rządzących i w różnorodny sposób egzemplifikował swoją krytykę. Zmierzał do tego, aby jego twórczość przyczyniła się do polepszenia sytuacji w kraju. Walczył ze stagnacją społeczeństwa oraz z wszelkimi formami ucisku. Za pomocą krytycznej refleksji próbował on we właściwy dla siebie sposób wpłynąć na pomyślny rozwój państwa. Jego literacka spuścizna nie tylko daje obraz zależności między społeczeństwem a literaturą, ale może być postrzegana jako „proces komunikacyjny w historycznych sytuacjach kryzysowych w połowie XIX wieku”⁵⁷. Z tych powodów zasadne było przybliżenie drogi twórczej człowieka, którego nadrzędnym wyznacznikiem myślenia i działania były pojęcia: wolność, niemiecka jedność i patriotyzm.

Bibliografia

- Bergmann, Edda (1997): *„Ich darf das Beste, das ich kann, nicht tun” Robert Eduard Prutz (1816–1872) zwischen Literatur und Politik*, Würzburg.
- Büttnera, Georg (1913): *Ein Beitrag zu seinem Leben und Schaffen von 1816–1842*, Leipzig.
- Denkler, Horst (1970): *Der Aufbruch der Aristophaniden*, [w]: *Der Dichter und seine Zeit*, Wolfgang Paulsen [red.], Heidelberg, s. 134–157.
- Denkler, Horst (1980): *Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen*, Stuttgart.
- Hohendahl, Peter Uwe (1978): *Vom Nachmärz bis zur Reichsgründung*, [w]: *Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland*, Walter Hinderer [red.], Stuttgart, s. 210–231.

⁵⁶ Robert Prutz: *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*, Merseburg (Garcke) 1847, t. 1, s. 284

⁵⁷ Tamże., s. 12.

- Hohenstatter, Ernst (1918): *Über die politischen Romane von Robert Prutz*, München.
- Hüppauf, Bernd (1972): *Über die Anfänge der deutschen Literaturgeschichtsschreibung*, [w]: *Literaturgeschichte zwischen Revolution und Reaktion. Aus den Anfängen der Germanistik 1830–1870*, Bernd Hüppauf [red.], Frankfurt am Main, s. 1–55.
- Hüppauf, Bernd (1973): *Robert Prutz: Schriften zur Literatur und Politik*, Bernd Hüppauf [red.], Tübingen, s. VII-XXXVI.
- Kircher, Hartmut (1974): *Robert Prutz. Zwischen Vaterland und Freiheit. Eine Werkauswahl*, Köln.
- Lahme, Reinhard (1977): *Zur literarischen Praxis bürgerlicher Emanzipationsbestrebungen. Robert Eduard Prutz. Ein Kapitel aus den Anfängen der akademischen Literaturwissenschaft im 19. Jahrhundert*, Erlangen.
- Plumpe, Gerhard (1985): *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, [w]: Gerhard Plumpe [red.], Stuttgart 1985, s. 100–105.
- Prutz, Robert Eduard (1843): *Gedichte. Neue Sammlung*, Leipzig, (Reprint drugiego wydania).
- Prutz, Robert Eduard (1844): *Gedichte*, Leipzig, (Reprint drugiego wydania).
- Prutz, Robert (1847): *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*, Merseburg.
- Prutz, Robert Eduard (1848): *Dramatische Werke*, Leipzig, (Reprint pierwszego wydania).
- Prutz, Robert (1859): *Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848–1858*, Leipzig.
- Prutz, Robert Eduard (2010): *Die politische Wochenstube*, Berlin.
- Prutz, Robert (1970): *Das Engelchen*, Leipzig 1851, (Reprint pierwszego wydania)
- Prutz, Robert (1971): *Geschichte des deutschen Journalismus*, (Reprint wydania z 1845), Göttingen.
- Prutz, Robert Eduard (2010): *Die politische Wochenstube*, Berlin.
- Rosenberg, Hans (1972): *Politische Denkströmungen im deutschen Vormärz*, [w]: *Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft*, t. 3, H. Berding, J. Kocka, H. Schröder, H. Wehler [red.], Göttingen, s. 98–99.
- Rosenberg, Rainer (1975): *Literaturverhältnisse im Deutschen Vormärz*, Berlin.
- Spilker, Werner (1937): *Robert Prutz als Zeitungswissenschaftler*, Leipzig.

Słowa kluczowe

Autor regionu Pomorza, Robert Prutz, twórczość polityczna

Abstract

A forgotten portrait. An addendum to Robert Eduard Prutz's life and literary output

Robert Eduard Prutz (1816–1872) was a German man of letters, columnist and Halle University professor. Already in his lifetime he was considered to be one of the leading poets of the Pomerania region. The author was born and died in Stettin (modern day Szczecin). His literary output is little known in Germany

and almost completely unknown in Poland. He wrote prose, drama and poetry, and left behind more than 20 volumes of texts, but his favourite genre was clearly poetry, especially the type endorsed by the *Vormärz* literary movement. Prutz made a debut with *Der Rhein*, a political poem which constituted a call for freedom and became famous nationwide. He expressed his political views in dramas and tragedies, of which the most famous was the comedy titled *Die politische Wochenstube*. Later on, in the years 1851–1862, he published mainly novels whose thematic preoccupations were with social and political issues. Two of them, *Das Engelchen* and *Helene. Ein Frauenleben*, deserve particular attention. The present article aims at elaborating on Prutz the person and the main features of his literary efforts.

Keywords

Poets of the Pomerania region, Robert Prutz, political output

Techniki dziennikarstwa śledczego w reportażach Egona Erwina Kisch a Günтера Wallraffa

Reportaż jako gatunek literacki na pograniczu publicystyki, literatury faktu i literatury pięknej powstał w okresie dynamicznego rozwoju prasy w drugiej połowie dziewiętnastego wieku, szczyt rozwoju osiągając w Niemczech w latach dwudziestych minionego wieku. Podczas długotrwałego kryzysu spowodowanego klęską wojenną, rewolucją i inflacją, kiedy od literatury wymagać zaczęto spełnienia roli użytkowej, ułatwiającej orientację w nowej sytuacji i ukazanie perspektyw na lepszą przyszłość, reportaż zyskał wymiar etologiczno-etnologiczny, przedstawiając zarówno warunki kształtowania się charakterów, obyczajów i zwyczajów jednostki lub zbiorowości jak i człowieka jako społecznego twórcę kultury.¹

Jednym z prekursorów tego gatunku był Egon Erwin Kisch, uznawany za klasyka nowoczesnego reportażu. Jego światową popularność zapoczątkował wydany w 1924 roku reporterski tom *Der rasende Reporter / Szalejący reporter*, a tytuł tej książki szybko stał się synonimem Kisch. Kiedy po raz kolejny reportaż zdobył dominującą pozycję na rynku literackim pod koniec lat sześćdziesiątych, w dobie kryzysu gospodarczego i ekonomicznego, rewolty studenckiej etc., na rynku literackich bestsellerów pojawiło się nazwisko Güntera Wallraffa, związane z tak zwanym dziennikarstwem śledczym – jedną z tendencji dominujących do dziś we współczesnym dziennikarstwie, związanym z historyczno-literackim zwrotem w kierunku tradycji reportażu z lat dwudziestych minionego wieku. Celem niniejszego tekstu jest analiza technik pisarskich stosowanych przez Kisch a Wallraffa – przedstawicieli dwóch generacji dziennikarzy balansujących w swojej twórczości na granicy między działalnością dziennikarską a literacką, dla których istotne były zarówno opisywane fakty, jak i umiejętność ich przedstawiania za pomocą środków literackich. Celem reportażu jest bowiem opisywanie zdarzeń w taki sposób, aby wywarły na odbiorcy jak największe wrażenie. Zarówno reportaż Kisch a Wallraffa – od początku nie ograniczające się do publikacji w prasie, ale i wydawane w formie książkowej – stawiały sobie za cel nie tylko dostarczenie informacji na określony temat, ale i zwrócenie uwagi czytelników oraz zaangażowanie ich w poszukiwanie rozwiązania problemu. Jedną z cech reportażu stanowi bowiem możliwość uwrażliwiania opinii publicznej na różnorodne problemy polityczne, gospodarcze, kulturalne, społeczne

¹ E. Schütz: Reportage. W: H. Brunner, R. Moritz (red.): Literaturwissenschaftliches Lexikon, s. 286–287.

i obyczajowe, a także „wyostrzenie” spojrzenia czytelnika na otaczającą go rzeczywistość. Omawiany typ dziennikarstwa może być bez wątpienia uznawany za działalność twórczą – podobnie jak literatura, muzyka, sztuka, wypełniająca przy tym szczególną misję „otwierania oczu” na świat i innych ludzi autorowi oraz jego czytelnikom.²

Tworząc swoje reportaże Kisch i Wallraff reprezentowali typ dziennikarstwa określanego jako śledcze, które polega na ujawnianiu informacji istotnych dla opinii publicznej, a jednocześnie trudno dostępnych dla badaczy. Próbując sformułować definicję dziennikarstwa śledczego, Johannes Ludwig zwraca uwagę na rolę trzech czynników: Po pierwsze, poruszane tematy są istotne pod względem socjalnym, politycznym bądź społecznym (co wynika z misji mediów publicznych), po drugie, dziennikarzowi śledczemu jak również wspierającym go informatorom przypada wyjątkowo aktywna rola, gdyż w tym wypadku gromadzenie materiałów wymaga znacznie większego nakładu pracy i wysiłku niż w innych przejawach działalności dziennikarskiej. Po trzecie zaś zbieranie informacji z reguły wiąże się z pokonywaniem licznych przeszkód, gdyż „adwersarz” w żaden sposób nie jest zainteresowany wykryciem, a zwłaszcza upublicznieniem opracowywanej sprawy.³ Wyznacznikiem dziennikarstwa śledczego, obok ambicji sięgania po tematy ważne dla odbiorców, jest zatem ujawnianie spraw trudno dostępnych dla opinii publicznej, przy czym po zdobyciu niezależnych od siebie źródeł informacji oraz użyciu technik zbliżonych do stosowanych przez instytucje posiadające uprawnienia śledcze prezentacja wyników dziennikarskiego śledztwa powinna zostać poprzedzona dogłębną ich weryfikacją.

Uważany za jednego z najwybitniejszych reporterów w historii dziennikarstwa Egon Erwin Kisch miał pochodzenie żydowskie, tworzył w języku niemieckim, obywatelstwo posiadał zaś austro-węgierskie, a potem czechosłowackie. Swoją karierę dziennikarską rozpoczął w 1906 roku, podejmując pracę jako wolontariusz w wydawanej w Pradze niemieckojęzycznej gazecie *Prager Tagblatt*, po kilku tygodniach przenosząc się do dziennika *Bohemia*, gdzie jako reporter kroniki miejskiej donosił o codziennych wydarzeniach. Doświadczenia wynikające z kontaktów ze światem przestępczym wykorzystał później w swoich tomach reportaży *Aus Prager Gassen und Nächten / Z praskich ulic i nocy* z 1912 oraz *Abenteuer in Prag / Przygody w Pradze* z 1920.⁴

W tym okresie miało miejsce jedno z istotnych osiągnięć Kisch w pracy reporterskiej na obszarze dziennikarstwa śledczego, jakim stało się ujawnienie afery związanej z samobójstwem pułkownika Alfreda Redla – szefa sztabu generalnego VIII korpusu armii austro-węgierskiej w Pradze, który po zdemaskowaniu jego działalności szpiegowskiej na rzecz carskiej Rosji 25 maja 1913 popełnił samobójstwo.

² Patrz także: W. Langenbucher, H. Riehl-Heysel: „Der Rang höherer Insekten.” SZ-Serie über große Journalisten: Aufmacher. www.sueddeutsche.de/kultur [odczyt 27. 11. 2016]

³ Patrz także: J. Ludwig: Investigativer Journalismus. Recherchestrategien, Quellen, Informanten.

⁴ K. Haupt: Der „Rasende Reporter” in Daten und Fakten. www.egon-erwin-kisch.de [odczyt 27. 11. 2016]

W opublikowanej na łamach *Bohemia* notatce o samobójstwie Redla Kisch zdementował krążące pogłoski o przyczynach śmierci pułkownika, przede wszystkim jednak zwrócił uwagę opinii publicznej na całą sprawę, którą austriacki sztab generalny chciał utrzymać w tajemnicy. Tę największą aferą szpiegowską przed wybuchem I wojny światowej Kisch dokładnie opisał w roku 1924 w swojej książce *Der Fall des Generalstabschefs Redl / Sprawa szefa sztabu generalnego Redla*.⁵

W 1913 roku Kisch przeniósł się do Berlina, podejmując pracę w gazecie *Berliner Tageblatt*, jednak w kolejnym roku w związku z wybuchem wojny wraz z Korpusem Praskim znalazł się na froncie serbskim. W czasie wojny prowadził dziennik, który w 1922 roku ukazał się drukiem pod tytułem *Als Soldat im Prager Korps / Jako żołnierz Korpusu Praskiego*, w 1929 roku zmieniony na *Schreib das auf, Kisch! / Zapisz to, Kisch!*, gdyż jak wspomina reporter, tymi właśnie słowami koledzy z oddziału często prosili go o uwiecznienie w jego dzienniku trudów żołnierskiego życia na froncie.⁶

Po wojnie Kisch powrócił do pracy reporterskiej i literackiej, nadal w swojej twórczości żywo angażując się w kwestie polityczne i socjalne. W 1919 roku kilka miesięcy przepracował w wiedeńskiej lewicowej gazecie *Der Neue Tag*, kiedy jednak po ustabilizowaniu się sytuacji politycznej w Austrii został wydalony z kraju, przeniósł się do Pragi. Tam ponownie podjął współpracę z *Prager Tagblatt*, jednak w 1921 znów zamieszkał w Berlinie, między innymi pracując tu nad antologią *Klassischer Journalismus / Klasycy dziennikarstwa*. W 1922 został berlińskim korespondentem brneńskiego dziennika *Lidove noviny*, publikując równocześnie także w innych gazetach i wydając zbiory reportaży. Oprócz podróży w najodleglejsze zakątki świata pisarz opisywał w nich również najbliższe otoczenie, często przetwarzając przy tym własne doświadczenia i efekty swoich „śledztw dziennikarskich” w sprawach kryminalnych, także tych związanych ze społecznością żydowską. Owocem tych zainteresowań był na przykład *Kriminalistisches Reisebuch / Diariusz podróży kryminalistycznej* z 1927, późniejszy zbiór *Geschichten aus sieben Ghettos / Opowieści z siedmiu gett* z 1934 oraz *Praski Pitaval / Prager Pitaval* z 1931.⁷

W przedmowie do *Szalejącego reportera* Kisch stwierdził, że reporter nie jest ani artystą, ani politykiem, lecz „zwyczajnym człowiekiem”, którego nadrzędnym celem jest dawanie bezstronnego świadectwa w świecie zalewanym przez kłamstwa. Postulat obiektywizmu łączył się przy tym z jawnym zaangażowaniem Kisch przeciw wszelkiemu wyzyskowi, wojnom, biedzie, ignoracji i uprzedzeniom na różnym tle, jego dewizę stanowiło bowiem stwierdzenie: „Nic nie jest bardziej zaskakujące niż prosta prawda, bardziej egzotyczne niż nasze otoczenie, bardziej fantastyczne niż rzeczywistość. A na świecie nie ma nic bardziej sensacyjnego od czasów, w których żyjemy”.⁸

⁵ Tamże.

⁶ Tamże.

⁷ M. G. Patka: Egon Erwin Kisch – Stationen im Leben eines streitbaren Autors.

⁸ E. E. Kisch: *Klassischer Journalismus*, s. 10 (jeśli nie zaznaczono inaczej, tłumaczenia autorstwa D.T.)

W swoich reportażach Kisch dzięki talentowi literackiemu dowodził, że reportaż nie tracąc nic z walorów treściowych nie musi pozostać wyłącznie gatunkiem pisarstwa użytkowego, a może stać się wartościową artystycznie literaturą. Max von der Grün określił Kischa jako „[...] wiercipiętę, poszukiwacza i wojownika, który w kilku zdaniach opisuje zdarzenia i ludzi zapadające w pamięć tak, że po lekturze zawsze stwierdzałem: Chciałbym przy tym być. [...] Dzięki Kischowi nauczyłem się odkrywać to, co ważne za tym, co pozornie nieistotne, niczego nie zamiatać pod dywan, lecz sprawdzać: Za wszystkim stoi człowiek, stoi przeznaczenie, nic nie jest nieistotne, trzeba tylko zadać sobie trud znalezienia dojścia. Wiele nauczyłem się od Kischa, między innymi tego, że jeśli chce się coś przekazać, to trzeba pisać interesująco. Zawsze posługuję się jego dewizą, kiedy muszę odpowiadać na pytania uczniów lub studentów, czym jest właściwie literatura: ‘Literatura jest przekazywaniem doświadczeń – innym.’”⁹ Zdaniem Frei’a Kisch swoją twórczością stworzył dla reportażu nowe perspektywy, kiedy odkrył, że sensacji niekoniecznie trzeba szukać na odległych kontynentach: „Można dotrzeć do nich tramwajem. [...] Odkrył, że codzienność i zwyczajność mogą stanowić największą sensację, o ile przedstawi się je w odpowiednio wszechstronnym kontekście. [...] Kisch poświęcił swój talent służbie najważniejszej sprawie na świecie. Pisarza nie można oddzielić od człowieka, reportera od bojownika, oni stanowią całość.”¹⁰ Autentyczność pisarstwa Kischa wynikała z obecności na miejscu zdarzeń i osobistego doświadczenia i oględzin, gdyż praca reporterska i konieczność szybkiego podróżowania były i są ze sobą nierozdzielnie związane. Właśnie jego uznaje się przy tym za twórcę reportażu literackiego, gdyż precyzyjne i pozbawione tabu przedstawienia różnych środowisk przyniosły mu sławę, zaś element literacki posłużył jako środek stylistyczny do przedstawienia rzeczywistości. W odróżnieniu od reportażu prasowych teksty Kischa nie opierają się na dokładnie określonej, aktualnej dacie, lecz nastawione są na ponadczasowy aspekt literatury. Bez względu na to, czy opisywane sytuacje bądź zdarzenia w chwili publikacji nadal odpowiadały rzeczywistości czy też zostały zdezaktualizowane przez nieubłagane mijający czas, reportaże Kischa *Hetzjagd durch die Zeit / Gonitwa przez czas* (1926) czy *Wagnisse in aller Welt / Wyczyny na całym świecie* (1927) błyskawicznie stawały się bestsellerami, mimo że w ograniczonym stopniu odpowiadają dzisiejszym kryteriom prawdy dziennikarskiej. Kisch stał się jednym z najbardziej znanych przedstawicieli nowego realistycznego reportażu, a *Szalejący reporter* wzorem dla kolejnych generacji dziennikarzy. Był on jednym z pierwszych reporterów zbierających materiał w azylach, więzieniach i fabrykach, podróżujących przez Amerykę pod fałszywym nazwiskiem i podejmujących tak spektakularne akcje, jak nielegalny wyskok za burtę statku w Australii, kiedy napotkał na trudności z opuszczeniem pokładu z powodu problemów z wizą. Działania te pod wieloma względami budzą skojarzenia z pracą innego reportażysty – Güntera Wallraffa. Dziennikarz ten po odbyciu zastępczej służby wojskowej w latach 1963–65 podejmował pracę w różnych zakładach wielkoprzemysłowych, a swoje pierwsze reportaże wydrukował w 1965 roku w gazecie związków zawodowych *Metall*, wywołując nimi duże zainteresowanie.

⁹ M. von der Grün: *Die Entdeckung des Autors*, s. 2–4.

¹⁰ B. Frei: *Zweimal Kisch*, s. 13–15.

W kolejnym roku opublikował pierwszy zbiór *Wir brauchen dich – Als Arbeiter in deutschen Industriebetrieben / Potrzebujemy cię / Jako robotnik w niemieckich zakładach przemysłowych*, zawierający reportaże umożliwiające autentyczny wgląd w świat ludzi pracy w wielkim przemyśle. W 1965 roku Wallraff przystąpił do ugrupowania literackiego *Gruppe 61 / Grupa 61*, by po kilku latach w jej ramach stać się jednym z współzałożycieli *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt / Zespołu Roboczego Literatury Świata Pracy*. W 1965 roku podjął pracę najpierw dla *Hamburger Abendecho*, następnie dla czasopisma *pardon*, wreszcie w 1968 roku dla *konkret*. Wtedy właśnie zajął się tak zwanym reportażem uczestniczącym, relacjonując w wydanym w 1969 roku tomie *13 unerwünschte Reportagen / Trzyście niepożądanych reportaży* swoje doświadczenia m.in. w roli alkoholika w klinice psychiatrycznej, bezdomnego, studenta poszukującego lokum czy właściciela fabryki chemicznej. Wallraff tworzył także reportaże telewizyjne, zaś po przystąpieniu do stowarzyszenia pisarzy *PEN-Zentrum Deutschland* często podejmował współpracę z innymi autorami. Jej efektem stała się wydana w 1973 roku wspólnie z Berntem Engelmannem książka *Ihr da oben – wir da unten / Wy na górze, my na dole*, natychmiast stając się bestsellerem.

W roku 1977 Wallraff przez trzy miesiące pracował jako redaktor w redakcji czasopisma *Bild* w Hannoverze, czego efektem stał się głośny reportaż wydany w formie książkowej *Der Aufmacher. Der Mann, der bei „Bild“ Hans Esser war / Wstępniak. Człowiek, który był w „Bildzie” Hansem Esserem*, relacjonujący jego doświadczenia redaktorskie oraz ukazujący dziennikarskie zaniedbania i nieczyste metody zbierania materiałów. Ta publikacja pociągnęła za sobą serię procesów sądowych, ostatecznie rozstrzygniętych na korzyść Wallraffa.

Od 1983 Wallraff pracował przez dwa lata w różnych miejscach jako turecki robotnik sezonowy, a swoje doświadczenia dotyczące uwłaczającego ludzkiej godności handlu tanią siłą roboczą opisał w kolejnej bijącej rekordy popularności książce *Ganz unten / Na samym dnie*. Kolejne lata to kolejne „role” Wallraffa: pracownika call – center, piekarza w popularnym dyskoncie, mieszkańca schroniska dla bezdomnych, a nawet czarnoskórego Somalijczyka (którym „stał się” dzięki charakterystyce wykonanej przez zawodowców) – oraz będące ich efektem reportaże telewizyjne i prasowe, za każdym razem ujawniające poważne uchybienia zleceńodawców czy też rasistowskie postawy współobywateli. Jednak mimo szerokiego echa, jakim odbijały się w mediach reportaże Wallraffa, a także ogromnej popularności, jaką dzięki nim zyskał, ich autor wydawał się tracić wiarę w skuteczność swojej pracy. W postscriptum do wydanego w 2009 roku zbioru *Z nowego wspaniałego świata / Aus der schönen neuen Welt* stwierdził: „Kiedy ponad czterdzieści lat temu rozpoczy nałem pracę, miałem nadzieję – i sądzę, że nie tylko ja – na taki rozwój sytuacji, dzięki któremu świat zyska bardziej ludzkie oblicze. Ciągle jeszcze piszę reportaże i książki w nadziei, że w jakimś stopniu się do tego przyczynię. Coraz częściej jednak ogarnia mnie sceptycyzm. W ostatnich latach byliśmy świadkami zbyt wielu przypadków wskazujących na tendencję odwrotną: niesprawiedliwość przybiera na sile, a stosunki nie stały się bardziej ludzkie.”¹¹

¹¹ G. Wallraff: *Z nowego wspaniałego świata*, s. 305–306.

Jürgen Gottschlich w biografii Wallraffa, analizując kontekst historyczny działalności autora, jako jego wzorce wskazuje publicystykę w Rosji doby rewolucji (m.in. Sergeja Tretjakowa), publicystykę Republiki Weimarskiej, jednak przede wszystkim twórczość Egona Erwina Kisch. Sam Wallraff komentuje określanie swojej osoby jako kontynuatora dzieła Kisch w następujący sposób: „On był wielkim mistrzem małej formy, a przy tym, jak sądzę, bardziej stylistą. Wystarczyło mu na przykład spędzenie jednego dnia w domu dla azylantów, żeby stworzyć błyskotliwy reportaż. Ja bym tak nie potrafił, gdyż potrzebuję dłuższej konfrontacji z takimi sytuacjami. Zbieram więcej, mocniejsze materiały. Przy tym forma nie jest dla mnie aż tak decydująca.”¹² Na istotne różnice między sobą a Kischem Wallraff wskazał także w artykule *Kisch und Ich / Kisch i ja* dla czasopisma *Zeit*: „Kisch zawsze działał. U mnie to nie jest tak. Zaczynam akcję, żeby później o niej napisać. W większości przypadków następuje jednak moment, w którym dzieje się wokół mnie więcej, niż chciałbym. Dopiero później, podczas pisania, z powrotem wchodzę w rolę sprawozdawcy i oskarżyciela.”¹³

Analizując różne aspekty dziennikarstwa śledczego uprawianego przez Wallraffa w jego reportażach należy zwrócić uwagę także na definicję działalności dziennikarskiej formułowaną przez samego autora, odnoszącą się do motywów, jakimi się kieruje oraz celów, jakie mu przyświecają. W rozmowie z Heinzem Ludwigiem Arnoldem Wallraff opisuje siebie jako dziennikarza śledczego, który swoją działalność postrzega jako „[...] samotną walkę bojownika, który nie zadowolą się tym, co widzi, tylko ciągle dotyka czułych punktów [...] i przez swoją aktywność zostaje bezpośrednio dotknięty i zaangażowany.”¹⁴ Intencją Wallraffa było odkrywanie niedomagań w zakładach przemysłowych, w gospodarce, w relacjach społecznych i skuteczne zwrócenie na nie uwagi opinii publicznej. Swoje rozumienie literatury i działalności pisarskiej definiuje przy tym za pomocą postulatu rezygnacji z tworzenia sztucznej literatury, mającej mało wspólnego z realną rzeczywistością: „Nie literatura jest sztuką, lecz rzeczywistość! Rzeczywistość wciąż ma większą i bardziej przekonującą siłę wyrazu i możliwość oddziaływania, jest rozpoznawalna dla większości ludności, rozumiała i pociąga za sobą więcej konsekwencji niż fantazja poety.”¹⁵

Wallraff dąży zatem do odejścia od opartej na fikcji literatury na rzecz raportów z rzeczywistości, a jako dziennikarz śledczy stawia sobie za zadanie demaskowanie i upublicznianie problemów. Zajmowanie się takim typem pracy reporterskiej nie jest przy tym dla niego sztuką dla sztuki, lecz przyświeca mu zamiar wyrwania swoimi tekstami odbiorców z marazmu, a w kolejnym etapie skłonienia ich do wprowadzenia zmian: „To przebudzenie z dawno przyjętego przyzwyczajenia, podburzenie woli do przemiany, wezwanie do konsekwentnie politycznego myślenia jest warunkiem zrozumienia, że takie myślenia stanowi sedno nie tylko literatury, ale i całkiem upolitycznionej (i dlatego dającej się rozwiązać jedynie politycznie)

¹² Cyt. za: J. Gottschlich: *Der Mann, der Günter Wallraff ist*, s. 29.

¹³ Tamże.

¹⁴ H. L. Arnold: *Gespräche mit Schriftstellern*. Frisch, Grass, Koeppen, von der Grün, Wallraff, s. 199.

¹⁵ G. Wallraff: *Wirkungen in der Praxis*, s. 69.

rzeczywistości i – o ile to możliwe – prowadzi przez zmianę świadomości do przemiany społeczeństwa.”¹⁶

Szukając odpowiedzi na pytanie, za pomocą jakich środków i metod Wallraff urzeczywistnia swoje założenia, należy zatem zwrócić uwagę na jego koncepcję dziennikarstwa śledczego, którego warunkiem jest zdecydowany rozdział między opartą na fikcji literaturą a reportażem będącym odbiciem rzeczywistości, gdyż „[...] dokładnie zaobserwowana i opisana rzeczywistość zawsze jest bardziej fantastyczna i ciekawsza od najśmielszej fantazji pisarza.”¹⁷ Celem Wallraffa jest przedstawianie zdobytych przez niego informacji do publicznej wiadomości, a nadrzędną intencją skłanianie ludzi do wprowadzania zmian w otaczającej ich rzeczywistości, reporter sięga jednak jeszcze dalej: „Ta praca wymaga powielania, kontynuacji, jest ciągłym apelem do innych, by robili to samo. Stale pracuję nad tym, żebym ja stał się niepotrzebny, zbędny. Jeśli to by się stało, moje zadanie zostałoby spełnione.”¹⁸

Swoją rolę Wallraff postrzega zatem znacznie szerzej niż jako klasycznego reportera, którego praca kończy się na napisaniu artykułu, konstatując w jednym z wywiadów: „[...] Zostają ludzie, którym muszę pomóc. Traktuję to jako obowiązek. Załatwiam komuś adwokata albo finansuję urlop rodzinie, która od 20 lat nie mogła pozwolić sobie na wakacje. Głównie na to poświęcam czas i pieniądze. Niedaleko domu mam biuro, które służy załatwianiu takich spraw.”¹⁹ Wallraff zdaje sobie przy tym sprawę z własnej roli w poszerzaniu spektrum działalności dziennikarzy, porównując siebie i swoją działalność do wyrąbującego innym drogę lodolamacza. Dotyczy to także prawnych aspektów pracy dziennikarzy śledczych, gdyż właśnie od czasu procesów sądowych Wallraffa z Axelem Springerem reporterzy mogą powoływać się na „lex Wallraff”, czyli wyrok sądu najwyższego mówiący o tym, że w wypadku ujawniania nadużyć interes publiczny jest ważniejszy od gospodarczego, legalizującego podawanie się przez dziennikarza za kogoś innego, jeśli jego praca służy interesowi publicznemu.²⁰ Wyraźnie widać zatem podobieństwa między koncepcją dziennikarstwa Wallraffa, stale podkreślającego, iż jego reportaże nie są literaturą powieściową, lecz opisem społecznej prawdy i źródłem krytycznej refleksji nad nią, a postulowaną przez Kischę misją dziennikarstwa, dążącego do przedstawienia w literackiej oprawie ważnych procesów politycznych, ekonomicznych, a zwłaszcza uwikłanych w nich ludzi. Obu dziennikarzy łączy dobór przedstawianych tematów i inspiracji, czerpanych często z najbliższego otoczenia, oraz próba szukania pomocy dla jednostek spychanych przez społeczeństwo na margines, skłonienia czytelnika do pochylenia się nad problemami drugiego człowieka i nauki prawdziwej empatii.

Wallraff także doczekał się następców: tym mianem określane bywa Markus Breitscheidel, który – zachęcony właśnie przez Wallraffa – pracując w domach

¹⁶ Tamże.

¹⁷ Tamże, s. 71.

¹⁸ H. L. Arnold: Gespräche mit Schriftstellern. Frisch, Grass, Koeppen, von der Grün, Wallraff, s. 243.

¹⁹ Günter Wallraff – lodolamacz. Bielas rozmawia ze słynnym reporterem. www.wyborcza.pl/duzyformat [odczyt 17.04.2014]

²⁰ Tamże.

opieki społecznej zbierał równocześnie materiały do szokującej książki *Abgezockt und totgepflegt. Alltag in deutschen Pflegeheimen / Codziennosc w niemieckich domach starców*, która ukazała się w 2005 roku (z przedmową autorstwa Wallraffa), błyskawicznie stając się bestsellerem. W 2008 roku ukazała się kolejna książka Breitscheid'la *Arm durch Arbeit. Ein Undercover-Bericht / Biedni przez prace. Tajny raport*, w której relacjonuje warunki, w jakich zmuszeni są pracować tymczasowo zatrudnieni pracownicy pobierający zasiłek dla bezrobotnych.

Mimo iż Wallraff uznawany jest za kontynuatora myśli i dzieła Kischa, zdaniem Schütza współcześnie typ reportera literackiego reprezentowany przez Kischa należy traktować jako autentyczny relikwitu przeszłości, w przeciwieństwie do Wallraffa, który nadal jest skuteczny w swojej pracy prowokatora, konsekwentnie zbierającego fakty, do obnażenia których dąży.²¹

Dziennikarstwo śledcze pełni dzisiaj ważną rolę społeczną, nadal służąc celom postulowanym przez Kischa i Wallraffa. Rację ma jednak również Hans Leyendecker, pisząc o przecenianiu działalności reporterów rzekomo odkrywających trzymane w ukryciu działania państwowe, podczas gdy powinni raczej patrzeć w kierunku, gdzie znajdują się wyjścia alternatywne, przedstawiać pozytywne przykłady. Leyendecker zwraca przy tym uwagę na istotny fakt, iż przyszłością dziennikarstwa, także śledczego, jest internet, stanowiący idealną odpowiedź na globalny kapitalizm. Społeczność internetowa musi jednak wkroczyć do realnego świata rządzących, prowadzić do konkretnych działań w prawdziwym życiu, nie może ograniczać się do przestrzeni wirtualnej: „Sieć otwiera ogromne szanse przed nowym dziennikarstwem śledczym. Dziennikarstwem, w którym nie ma już żadnych barier.”²²

BIBLIOGRAFIA

- Arnold, Heinz Ludwig: Gespräche mit Schriftstellern. Frisch, Grass, Koeppen, von der Grün, Wallraff. München 1975.
- Arnold, Heinz Ludwig (red.): Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 67: Egon Erwin Kisch. München 1980.
- Bielas, Katarzyna: Günter Wallraff – Iodołamacz. Bielas rozmawia ze słynnym reporterem. 17.04.2014 www.wyborcza.pl/duzyformat [odczyt 17. 04. 2014]
- Breidach, Jessica: Investigativer Journalismus: Methode und Presse-Ethik. www.jessica-breidach.de [odczyt 27. 11. 2016]
- Brunner, Horst, Moritz, Rainer (red.): Literaturwissenschaftliches Lexikon. Berlin 1997.
- Frei, Bruno: Zweimal Kisch. W: Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 67: Egon Erwin Kisch. München 1980. S. 10–15.
- Gottschlich, Jürgen: Der Mann, der Günter Wallraff ist. Eine Biographie. Köln 2007.
- von der Grün, Max: Die Entdeckung eines Autors. W: Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur. Heft 67: Egon Erwin Kisch. München 1980. S. 1–5.

²¹ Por. E. Schütz: Moral aus der Geschichte, s. 46.

²² J. Gottschlich: Der Mann, der Günter Wallraff ist, s. 282–286.

- Haupt, Klaus: Der „Rasende Reporter“ in Daten und Fakten. www.egon-erwin-kisch.de [odczyt 27. 11. 2016]
- Kisch, Egon Erwin: *Klassischer Journalismus*. Berlin 1930.
- Langenbacher, Wolfgang, Riehl-Heyse, Herbert: „Der Rang höherer Insekten.“ SZ-Serie über große Journalisten: Aufmacher. www.sueddeutsche.de/kultur [odczyt 27. 11. 2016]
- Ludwig, Johannes: *Investigativer Journalismus. Recherchestrategien, Quellen, Informanten*. Konstanz 2002.
- Patka, Markus G.: *Egon Erwin Kisch – Stationen im Leben eines streitbaren Autors*. Wien, Köln, Weimar 1997.
- Schütz, Erhard: Moral aus der Geschichte. Zur Wahrheit des Egon Erwin Kisch. W: *Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur*. Heft 67: Egon Erwin Kisch. München 1980. S. 38–47.
- Siegel, Christian: Reporter: Schriftsteller der Wahrheit. Egon Erwin Kisch's Begründung des Fakten-Genres. W: *Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur*. Heft 67: Egon Erwin Kisch. München 1980. S. 16–24.
- Wallraff, Günter: *Z nowego wspaniałego świata*. Tłum. Urszula Poprawska. Wołowiec 2012.
- Wallraff, Günter: *Wirkungen in der Praxis*. W: *Tintenfish*, Jahrgang 1973, Nummer 6.

Słowa kluczowe

Reportaż, dziennikarstwo śledcze, non fiction, Egon Erwin Kisch, Günter Wallraff

Abstract

Techniques of investigative journalism in the E.E. Kisch's and G. Wallraff's reportages

The aim of this article is to analyze the writing techniques used by Kisch and Wallraff, who are the representatives of two journalists' generations standing in their works on the edge of journalism and literary activity. For these authors significant were both described facts and the ability of their presentation by literary measures; the objective of the reportage is to describe events in such a way that would impress the recipient most. There are clear similarities between the Wallraff's concept of journalism (who constantly emphasizes that his reportages are not the novel's literature but the description of the social truth and the source of critical reflection on it) and postulated by Kisch mission of journalism (he attempts to present in the literary setting important political and economical processes and people who participate in them).

Keywords

Reportage, investigative journalism, nonfiction, Egon Erwin Kisch, Günter Wallraff

Policystyka Johanna Heinricha Gottloba von Justiego w programie edukacji szwajcarskiej Michała Jerzego Wandalina Mniszcha

I.

Policystyka przypadająca na 2 poł. XVIII w. i początek XIX w. charakteryzuje się próbą stworzenia nowoczesnej organizacji państwa i koncepcji administracji¹. W tym okresie należy poszukiwać początków europejskiej myśli nauk administracyjnych. Policystyka, określana też mianem zarządu sprawami państwa², była wówczas synonimem administracji państwowej, bowiem zarząd wspólnotami lokalnymi, (np. gminy, kolonie, stany, cechy, uniwersytety) przeciwstawiano państwu. Związana ściśle z kameralistyką (nauka zajmująca się zagadnieniami dostarczania środków finansowych dla skarbu państwa) narodziła się w Niemczech i we Francji, i przez swoich twórców oddziaływała na polską myśl prawniczo-administracyjną.

Nie była ona jeszcze pełnoprawną dyscypliną naukową z zakresu *administratio rei publicae*. Jej przedstawiciele uczynili przedmiotem swych analiz zarówno zagadnienia z dziedziny ekonomii, gospodarki, polityki, techniki zarządzania, ustroju państwa, jak i etyki, religii czy też obyczajowości. Dyscyplina ta stanowiła zatem konglomerat wielu nauk zaliczanych do administratywistyki we współczesnym znaczeniu tego słowa, a osadzona była w założeniach filozofii prawa i państwa. Podbudowana została filozoficzną teorią prawa naturalnego, z którego wywodzi się fundamentalne pojęcie *ius politiae*, zaczerpnięte z greckiej terminologii: *polis* i *politea* oznaczających zarząd miastem-państwem.

Policyści, teoretycy administracji tamtych czasów, treść i zakres terminu *ius politiae* pojmowali jako zobowiązanie urzędników administracji do wykonywania woli panującego w celu zapewnienia porządku publicznego, dobrobytu i szczęścia

¹ Zob. szerzej Aleksandra Szadok-Bratuń, *Z rodowodu polskiej nauki prawa administracyjnego*, [w:] *Prawo administracyjne*, redakcja naukowa J. Boć, wyd. 13 poprawione, Wrocław 2010, s. 25–34. Zob. też Jerzy Stefan Langrod, *Instytucje prawa administracyjnego. Zarys części ogólnej*, t. 1, Kraków 1948, s. 69–76.

² Nauka zarządu, oznaczająca podejmowanie działań w sprawach administracji krajowej, dotyczyła pięciu wyodrębnionych już w owym czasie działów nauk administracyjnych: zarządu wojskowego, skarbowego, polityki zewnętrznej oraz zarządu sądowego i wewnętrznego, czyli spraw społecznych.

poddanych. Idea administracyjnego eudajmonizmu³ realizowana była w drodze stanowienia prawa w formie aktów wewnętrznych różnego autoramentu: ordynacji, edyktów, patentów, dekretów, instrukcji, poleceń, rozkazów, nakazów czy innych zarządzeń panującego. Akty te jako wyraz władzy monarchy absolutnego nie podlegały kontroli sądowej, a co dopiero poddanych, dlatego też mogły być uchylane, zmieniane i obchodzone zgodnie z wolą panującego, gestora interesu państwowego. Tworzyły one system norm prawnych jednostronnie wiążących tylko obywateli, nie zaś administrację, pozbawiając ich praw podmiotowych i przyznając jednocześnie pierwszeństwo interesowi państwa przed interesem prywatnym jednostki. W państwie policyjnym trzy kategorie władzy: stanowienia, wykonywania i stosowania prawa stanowiły nierozłączne atrybuty monarchy rządzącego państwem przy pomocy scentralizowanego i wysoce zbiurokratyzowanego aparatu administracyjnego. Dopiero nadchodzące państwo prawa ukształtuje model ustroju polityczno-prawnego w oparciu o konstytucyjny trójpodział władzy publicznej z wyodrębnieniem władzy ustawodawczej, wykonawczej i sądowniczej. Dodajmy, idąc za Adamem Błaśem, że konstrukcja modelowa państwa policyjnego opierała się na takich oto założeniach: zarząd wewnętrzny państwem służył umacnianiu władzy panującego, prawo (*ius politiae*) było wyrazem jego woli i stanowiło instrument sprawowania monowładzy politycznej, prawodawstwo i cała działalność administracyjna zaliczane było do sfery dyskrecjonalnej (uznaniowej), panujący miał prawo wkraczania we wszystkie obszary życia poddanych w celu zapewnienia dobrobytu społeczeństwa i państwa, akty władzy panującego nie podlegały kontroli sądowej, a procedury prawne chroniące interesy jednostki przed omnipotencją władzy nie istniały⁴.

Podsumowując zauważmy, że skupiająca się na administracji, finansach i ekonomii kameralistyka (*Kameralwissenschaften*), wzmocniona polityczno-ekonomiczną doktryną merkantylizmu legła u podstaw osiemnastowiecznej wiedzy o policji (*Poli-zeilehre, science de la police*). Ówczesnie pojmowana policja zakresowo obejmowała zarówno kwestie porządku i bezpieczeństwa publicznego, jak i sprawy administracji wewnętrznej państwa⁵. Do najwybitniejszych policystów XVIII w. należą: Christian

³ Józef Bohdan Oczapowski, *Policysci zeszłego wieku i nowożytna nauka administracji. Przyczynki do dziejów tej nauki*, Warszawa 1882, s. 57: „Otóż Wewnętrzna Polityka eudajmonistyczna i w myśl jej prowadzony Zarząd krajowy wprowadzie przez policystów była uważana za cel społecznego szczęścia, samowładzcy atoli uważali ją i traktowali jako środek jako służebnicę polityki zewnętrznej zaborczej, którą osłaniały ... blichtry wrzekomiej politycznej «równowagi»”.

⁴ Adam Błaś, *Administracja publiczna w państwie policyjnym*, [w:] A. Błaś, J. Boć, J. Jeżewski, *Administracja publiczna*, redakcja J. Bocia, Wrocław 2003, s. 27 i n.

⁵ Hubert Izdebski, *Historia administracji*, wyd. 4, Warszawa 1997, s. 30–31: „Kameralistyka w ścisłym znaczeniu była nauką o sposobach jak najlepszego zapełniania skarbu monarszego – «kamery». Jednym ze środków służących realizacji tego celu była [...] odpowiednia organizacja życia gospodarczego, w myśl założeń merkantylizmu. W rezultacie programy kameralistów daleko wykraczały poza dziedzinę skarbowości i obejmowały także późniejszą domenę nauk ekonomicznych. [...] Sam termin «policja» pochodzi od greckiego słowa *politea*, oznaczającego zarząd miastem-państwem. W rozumieniu policystów, policja nie ograniczała się do zapewnienia porządku i bezpieczeństwa publicznego (takie właśnie zna-

Wolff (1679–1754), Johann Heinrich Gottlob von Justi (1720–1771) oraz Joseph von Sonnenfels (1733–1817)⁶.

II.

Johann Heinrich Gottlob von Justi urodził się 25 grudnia 1720 roku w Brücken (Turyngia)⁷. Pochodził z rodziny luteriańskiej, był synem saksońskiego inspektora akcyzy. Do gimnazjum uczęszczał w Quedlinburgu. W roku 1741 zaciągnął się w szeregi armii pruskiej i jako kwatermistrz pułku odbył kampanię wojenną w ziemi czeskiej i morawskiej. W latach 1742–1744 studiował prawo i kameralistykę na uniwersytetach w Wittenberdze, Jenie i Lipsku. Od roku 1747 był adwokatem i radcą księżnej von Sachsen-Eisenach w Sangerhausen. W tym samym roku otrzymał nagrodę Pruskiej Akademii Nauk za rozprawę filozoficzną poświęconą monadom. Latem roku 1750 udał się do Wiednia, gdzie niebawem w nowo powstałej akademii rycerskiej Theresianum został profesorem wymowy niemieckiej i kameralistyki, której zadaniem było kształcenie urzędników skarbowych i administracyjnych. Po opuszczeniu Austrii w 1753 roku początkowo zamieszkał w Lipsku. Dwa lata później otrzymał w Getyndze posadę nadkomisarza policji z prawem do prowadzenia wykładów na tamtejszym uniwersytecie. W 1757 roku pracował dla rządu duńskiego jako inspektor kolonii. Od roku 1760 mieszkał prawdopodobnie w Berlinie. Fryderyk II, król pruski, powołał go w lipcu 1765 roku na stanowisko starosty górniczego i generalnego nadzorca fabryk szkła i stali. W 1768 roku został oskarżony o zdefraudowanie państwowych pieniędzy i wtrącony do więzienia w twierdzy Küstrin, gdzie zmarł 21 lipca 1771 roku.

czenie policji przyjęto w XIX w. i znajduje ono zastosowanie do dziś), lecz obejmowała również z jednej strony reglamentowanie, czyli wydawanie aktów prawnych zawierających zakazy i nakazy określonych zachowań ze strony obywateli, krępujące ich swobodę działania, a z drugiej strony rozwijanie przy użyciu form niewładczych rolnictwa, przemysłu i rzemiosła, komunikacji, oświaty, ochrony zdrowia itd. Określenie «policja» było wówczas prawie synonimem administracji. Ten ostatni termin został zresztą w XVIII w. nieomal wyparty przez termin «policja»”. Zob. też Jerzy i Dorota Malec, *Historia administracji i myśli administracyjnej*, wyd. 2 uzupełnione, Kraków 2003, s. 54–55; Arlette Farge, *Police*, [w:] *Dictionnaire européen des Lumières*, publié sous la direction de M. Delon, Paris 1997, s. 884–889; Waław Stankiewicz, *Historia myśli ekonomicznej*, wyd. 3 zmienione, Warszawa 2007, s. 87.

⁶ Zob. J. i D. Malec, *op. cit.*, s. 55 oraz Maria Gromadzka-Grzegorzewska, *Narodziny polskich nauk administracyjnych*, Warszawa 1985, s. 18 i n.

⁷ Istotne fakty z biografii Johanna Heinricha Gottloba von Justiego podajemy za *Allgemeine Deutsche Biographie* [dalej jako: ADB], hrsg. durch die Historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, t. XIV, Leipzig 1881, s. 747–753 [hasło: *Justi Johann Heinrich Gottlob von*] oraz *Neue Deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, t. X, Berlin 1974, s. 707–709 [hasło: *Justi Johann Heinrich Gottlob von*]. Zob. też na ten temat Franciszek Longchamps, *Założenia nauki administracji*, Wrocław 1991, s. 17 i n.

Johann Heinrich Gottlob von Justi był autorem ponad pięćdziesięciu dzieł systematycznych i monograficznych, poświęconych szeroko rozumianym zagadnieniom policystycznym. Wymieńmy tytułem przykładu⁸: *Staatswirtschaft oder systematische Abhandlung aller ökonomischen und Kameralwissenschaften*, t. 1–2, Leipzig 1755; *Grundsätze der Polizeiwissenschaft*, Göttingen 1756; *Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten*, t. 1–2, Königsberg und Leipzig 1760–1761; *System des Finanzwesens*, Halle an der Saale 1766.

Policja u Justiego, jak piszą J. i D. Malec, obejmowała trzy obszary zagadnień: gospodarkę kraju, czuwanie nad środkami zapewniającymi zadowalający stan wyżywienia ludności oraz dobre obyczaje poddanych. Realizację tych celów Justi widział w rozwoju miast i wsi, w zapewnieniu wygody ich mieszkańcom oraz w zwiększeniu populacji, od której zależeć miał dobrobyt państwa. Środkami wiodącymi do tego miały być: właściwie prowadzona statystyka, ewidencja ludności, kompleksowy system norm policji agrarnej, leśnej oraz gospodarki terenami⁹. Jan Henryk Boguchwał von Justi, klasyczny przedstawiciel politycznej filozofii eudajmonizmu, fundamentalną roli państwa widział w uszczęśliwianiu obywateli przy pomocy środków administracyjnych.

III.

Michał Jerzy Wandalin Mniszech (1742–1806)¹⁰ należał do ścisłej, intelektualno-politycznej elity Rzeczypospolitej Obojga Narodów drugiej połowy osiemnastego wieku. Odebrał gruntowne wykształcenie w kraju i za granicą, wiele podróżował. Jako historyk, literat i policysta¹¹ był doradcą Stanisława Augusta Poniatowskiego w sprawach naukowych i kulturalnych. Spod jego pióra wyszły: *Projekt ufundowania Universitatis Scientiarum, albo powszechny zbiór mędrców w Królestwie Polskim, bez uszczerbku dochodów publicznych, bez pomnożenia wydatków, a z niemałymi pożytkami dla narodu ułożonym* (1772), *Myśli względem założenia Musaeum Polonicum* (1775), *Myśli o geniuszu* (1775), *Kazimierz Wielki* (1777). Największym osiągnięciem w jego karierze politycznej był zaszczytny urząd marszałka wielkiego koronnego, który sprawował w latach 1783–1793. Towarzyszył królowi w jego podróży do Grodna (1795) i Petersburga (1797). W otoczeniu monarchy pozostał aż do jego śmierci. Powrócił do Polski w 1798 roku, obdarzony przez cara tytułem tajnego rzeczywistego radcy cesarstwa. Do końca życia mieszkał w odziedziczonej po matce rezydencji wiśniowieckiej. Kompletował zbiory biblioteczne i kolekcje przyrodnicze. Uczestniczył w życiu naukowym i kulturalnym Wołynia.

⁸ Zob. F. Longchamps, *op. cit.*, s. 20.

⁹ J. i D. Malec, *op. cit.*, s. 56.

¹⁰ Andrzej Rosner, *Michał Jerzy Wandalin Mniszech*, [w:] *Polski Słownik Biograficzny* [dalej jako: PSB], t. XXI, Wrocław 1976, s. 480–484.

¹¹ A. Szadok-Bratuń i M. Bratuń, *Michał Jerzy Wandalin Mniszech wobec problemów administracyjnych swojej epoki*, [w:] *Jednostka wobec działań administracji publicznej*, redakcja naukowa E. Ura, E. Feret, S. Pieprzny, Rzeszów 2016, s. 360–371.

Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Mniszcha przypadają na lata 1762–1768¹². Najpierw w latach 1762–1765 uzupełniał on swoją edukację z bratem Józefem, Janem Tadeuszem (?–1797)¹³ w szwajcarskim Bernie pod opieką wybitnego naturalisty, fizjokraty i kalwińskiego pastora, Elie Bertranda (1713–1797)¹⁴. Po zakończonej edukacji szwajcarskiej odbył w towarzystwie swego brata i preceptora w latach 1765–1768 podróż kształceniową po Europie, odwiedzając Francję, Niemcy, Anglię, Holandię, Włochy i Austrię.

Współtwórcami koncepcji europejskich podróży edukacyjnych braci Mniszców byli wspomniani już Elie Bertrand, matka polskich magnatów, Katarzyna z Zamoyskich Mniszchowa (ok. 1723–1771)¹⁵, zwolenniczka podźwignięcia Rzeczypospolitej z zapóźnienia ekonomicznego oraz propagatorka idei fizjokratycznych, a także związany z domem Mniszców wybitny ekonomista, historyk i polityk, Jerzy Łoyko (1717–1779)¹⁶. Stosownie do oczekiwań Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej w procesie zagranicznego edukowania synów na pierwszym miejscu należało umieścić zapoznanie się z zagadnieniami ekonomii politycznej, których zgłębienie mogło się okazać niezwykle pożyteczne w przyszłej karierze politycznej obu braci Mniszców¹⁷. Należały do nich: problematyka prawno-ustrojowa, organizacja i sposób zarządzania państwem, finanse publiczne, rolnictwo, wczesnokapitalistyczne formy produkcji przemysłowej (rodzaje i sposoby funkcjonowania manufaktur). Obok wspomnianej problematyki obserwacjom Mniszców podlegały: zabytki sztuki i architektury, kolekcje i biblioteki, muzea i galerie, parki i ogrody, czyli to wszystko, co wiązało się z ukształtowaniem dobrego smaku. Istniała wszak zaprogramowana przez matkę polskich magnatów hierarchia ważności, na czele której znajdowała się wspomniana już ekonomia polityczna.

Zgodnie z tak wytyczonym celem edukacyjnym, Michał Mniszech już w trakcie studiów berneńskich posiadał w swoim programie kształceniowym dzieła wielu wybitnych reprezentantów myśli prawno-politycznej¹⁸. Należały do nich prace:

¹² M. Bratuń, „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”. *Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Wandalina Mniszcha w latach 1762–1768*, Opole 2002.

¹³ Hanna Dymnicka-Wołoszyńska i Ryszard W. Wołoszyński, *Mniszech Józef Jan Tadeusz*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 478–480.

¹⁴ Olivier Fatio, *Bertrand Elie (1713–1797)*, [w:] *Historisches Lexikon der Schweiz*, hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz, chefredaktor M. Jorio, t. II, Basel 2003, s. 334. Zob. też M. Bratuń, *Relations polono-suisse au XVIIIe siècle. Nouvelles approches*, Wrocław 2012; Id., *Elie Bertrand a Polska*, Wrocław 2013.

¹⁵ H. Dymnicka-Wołoszyńska, *Mniszchowa z Zamoyskich Katarzyna*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 454–457.

¹⁶ Helena Madurowicz-Urbańska, *Łoyko (Łojko) Feliks Franciszek*, [w:] PSB, t. XVIII, Wrocław 1973, s. 447–451.

¹⁷ M. Bratuń, *Nieznany list Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej do Elie Bertranda z 8 września 1767 roku*, „*Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Opolskiego*” 1998, nr 34, s. 71–82.

¹⁸ Podajemy za M. Bratuniem, „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”..., s. 47, 105–121, 135–149.

Gotfryda Lengnicha (1689–1774) *Ius publicum Regni Poloniae*¹⁹, Christiana Pfeffela (1726–1807) *Abrégé chronologique de l’histoire et du droit public d’Allemagne*²⁰, Johanna Pütterera (1725–1807) *Grundriß der Staatsveränderungen des Teutschen Reiches von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten*²¹, Emera de Vattela (1714–1767) *Droits des gens ou principes de la loi naturelle, appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains*²², Jakoba Friedricha von Bielfelda (1717–1770) *Institutions politiques*²³, Johanna Petera Süsmilcha (1707–1767) *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes*²⁴, Charles Louis de Secondat de Montesquieu (1698–1755) *Lettres persanes* i *Esprit de lois*²⁵.

Na podkreślenie zasługuje fakt, iż w tym okresie studiów Michał Mniszech analizował również policyistyczne w charakterze dzieło Johanna Heinricha Gottloba von Justiego pt. *Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten*²⁶, które w dokonanym przez polskiego magnata francuskim streszczeniu opatrzone zostało tytułem *De la police générale d’un état*²⁷.

¹⁹ Stanisław Salmonowicz, *Lengnich Gotfryd (1689–1774)*, [w:] PSB, t. XVII, Wrocław 1972, s. 46–49. Chodzi tu o jego dzieło: *Ius publicum Regni Poloniae*, t. 1–2, Gedani 1742–1746. Wyd. 2, Gedani 1765–1766. Przekład polski: *Prawo pospolite Królestwa Polskiego*, t. 1–2, Kraków 1761.

²⁰ ADB, t. XXV, Leipzig 1887, s. 612–614 [hasło: *Pfeffel Christian Friedrich*]. Chodzi tu o jego dzieło: *Abrégé chronologique de l’histoire et du droit public d’Allemagne*, Paris 1754, seconde édition, revue par l’auteur, Mannheim 1758.

²¹ ADB, t. XXVI, Leipzig 1888, s. 749–777 [hasło: *Pütter Johann Stephan*]. Chodzi tu o jego dzieło: *Grundriß der Staatsveränderungen des Teutschen Reiches von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten*, Göttingen 1753. Nast. wyd.: 1755, 1764, 1769, 1776, 1789, 1795.

²² ADB, t. XXXIX, Leipzig 1895, s. 511–513 [hasło: *Vattel Emerich v. (Emer de Vattel)*]. Chodzi tu o jego dzieło: *Droits des gens ou principes de la loi naturelle, appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains*, t. 1–2, Londres 1758. W przekładzie niem.: v. *Vattel’s Völkerrecht übersetzt von J. P. Schulin*, t. 1–3, Frankfurt und Leipzig 1760.

²³ ADB, t. II, Leipzig 1875, s. 624 [hasło: *Bielfeld Jakob Friedrich Freiherr v.*]. Chodzi tu o jego dzieło: *Institutions politiques*, t. 1–3, Leyde 1759–1762.

²⁴ ADB, t. XXXVII, Leipzig 1894, s. 188–195 [hasło: *Süsmilch Johann Peter*]. Michał Mniszech korzystał z drugiego wydania jego dzieła: *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes*, t. 1–2, Berlin 1761. Pierwsze wyd. wyszło w r. 1741, trzecie – w r. 1765.

²⁵ *Biographie universelle, ancienne et moderne...*, publié sous la direction de Michaud, nouvelle (deuxième) édition revue, corrigée et considérablement augmentée, t. XXIX, Paris b.d., s. 78–91 [hasło: *Montesquieu Charles de Secondat, baron de la Brède et de*]. Chodzi tu o jego dzieła: *Lettres persanes*, t. 1–2, Paris 1721 oraz późniejsze edycje w Amsterdamie i Kolonii; id., *De l’Esprit des lois*, avec des remarques philosophiques et politiques d’un anonyme (Élie Luzas), t. 1–4, Amsterdam 1759; id., *De l’Esprit des lois*, nouvelle édition avec des remarques philosophiques et politiques d’un anonyme (Élie Luzas), t. 1–4, Amsterdam-Leipzig 1763.

²⁶ Pełny tytuł dzieła, to *Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten, oder ausführliche Vorstellung der gesamten Polizeiwissenschaft*, t. 1–2, Königsberg und Leipzig 1760–1761.

²⁷ *De la police générale d’un état*, [w:] Własność prywatna Jean Malo Ronina w Paryżu, rkps *Observations politiques et morales par le comte Michel Mniszech 1762–1765* [dalej jako: JMR *Opm*], k. 1–144.

Dwie wzmianki na ten temat mamy w korespondencji Michała Mniszcha i Elie Bertranda, znajdującej się w zbiorach Biblioteki Muncypalnej w Wersalu²⁸. W liście pisanym 13 października 1764 roku ze szwajcarskiego Berna Michał Mniszech donosił matce, Katarzynie z Zamoyskich Mniszchowej, że aktualnie swój czas poświęca lekturze i streszczaniu niezwykle systematycznego, zawierającego ciekawe poglądy oraz interesujące szczegóły, niemieckiego dzieła autorstwa Justiego²⁹. Elie Bertrand z kolei w raporcie ósmym za okres od sierpnia do października 1764 roku powiadał polską chlebobawczynię, że Michał Mniszech czyta i streszcza duże dzieło Justiego poświęcone policji i administracji. Na ukończeniu ma już, liczący około 600 stron, pierwszy jego tom. Wspomniane streszczenie Bertrand przegląda i poprawia, a także czyta wspólnie z Józefem Janem Tadeuszem Mniszchem³⁰. Jak wynika z krótkiej notatki, zamieszczonej przez Michała Mniszcha na końcu tekstu *De la police générale d'un état*, streszczenie dzieła Justiego zostało zakończone w Bernie 8 marca 1765 roku³¹.

Streszczając po francusku niemieckojęzyczne dzieło, młody polski magnat odwzorował układ materiału zastosowany przez Justiego. Podzielił całość na dwa tomy, piętnaście ksiąg, cztery części, sześćdziesiąt rozdziałów i sześćdziesiąt trzy podrozdziały. Jego przedstawienie treści jest nad wyraz zwięzłe. Pierwszy tom dzieła Justiego, liczący 782 strony, Michał Mniszech zamknął w 83 stronach własnego streszczenia. Drugi zaś tom, liczący 651 stron, zawarł w 59 stronach rzeczzonego streszczenia, nie pomijając przy tym niczego istotnego.

Oto kilka przykładów poświadczających Michała Mniszcha umiejętność syntetycznego ujmowania analizowanej treści dzieła Justiego. Wszystkie one pochodzą z księgi trzynastej tekstu Mniszcha, zatytułowanej *De la législation pour la police*³².

W rozdziale 47, noszącym tytuł *De l'autorité de faire des lois relativement à la police*, zostaje przedstawiona kwestia tworzenia praw na użytek policji, z podkreśleniem, że prawodawca przy uchwalaniu prawa powinien mieć zawsze

²⁸ Bibliothèque Municipale w Wersalu, Fonds Lebaudy, rkps. 4o. 58–60, *Recueil des lettres écrites par messieurs les comtes de Mniszech et par monsieur Bertrand à madame la comtesse de Mniszech* [t. 1–3][dalej jako: *BM Rdl*].

²⁹ List Michała Jerzego Wandalina Mniszcha do Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej (Bern, 13 X 1764), [w:] *BM Rdl*, t. 1, k. 489 verso: „Je suis occupé à présent de la lecture et de l'abrégé de *La Police générale d'un état* de Justi, 2 vol. in 4to, l'ouvrage allemand. Il est très systematique et rempli de bonnes vues, et de détails intéressants”. Zob. M. Bratuń, „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”..., s. 119, 141–142.

³⁰ Elie Bertrand, Raport 8 [*Occupations de Messieurs les comtes pendant le trimestre d'août, septembre et octobre 1764*],[w:] *BM Rdl*, t. 1, k. 501 bis verso: „Monsieur le comte [Michał Mniszech – A.Sz-B. i M.B.] lit le grand ouvrage de Justi sur la police et l'administration des états. Il abrège cet ouvrage. Il est près de la fin du premier volume qui est d'environ 600 pages. Je revois et je corrige cet abrégé, et je le lis avec monsieur le comte l'aîné [Józef Jan Tadeusz Mniszech – A.Sz-B. i M.B.]”. Zob. M. Bratuń, „*Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk*”..., s.119 i 142.

³¹ *De la police générale d'un état*, [w:] *JMR Opm*, k.144: „Fin de l'abrégé de Justi, Berne ce 8 mars 1765”.

³² *Ibidem*, k.128 i n.

na uwadze dobro powszechne³³. Rozdział 48, zatytułowany *De la prudence de la législation relativement à la police*, zawiera uwagi dotyczące się roztropności prawodawcy w odniesieniu do tworzonego na użytek policji prawa. Roztropność rzeczonego prawodawcy powinna polegać przede wszystkim na wyborze jak najlepszych środków, które prowadzą do wyznaczonego celu. Wspomniana roztropność powinna mieć zawsze na względzie naturę człowieka, szczęście poddanych i potęgę państwa³⁴. Rozdział 49, pod tytułem *De la liaison des lois de police avec la nature du gouvernement et le caractère des peuples*, mieści w sobie refleksje dotyczące się związku praw policji z naturą rządu i charakterem danego ludu. Prawa, o których mowa, powinny odpowiadać formie rządu, dla którego zostały utworzone, pozycji i sytuacji państwa, jego warunkom geograficznym, klimatycznym i społecznym³⁵. Rozdział 50, zatytułowany *De la liaison des lois de police avec la finance et autres branches du gouvernement*, dotyczy związku praw policji z finansami danego państwa. Rzeczone prawa nie mogą być sprzeczne z prawami cywilnymi czy wojskowymi, ani też różnić się zarówno z wewnętrznymi, jak i

³³ „Article 47e – *De l'autorité de faire des lois relativement à la police*. La réunion des forces et des volontés de beaucoup de personnes forment une société civile. Les forces dépendent de la volonté qui se manifeste par les lois, qui font les rapports qui désirent de la nature des choses. Le pouvoir législatif à l'égard de la police gîte dans l'autorité suprême du souverain, et les tribuns inférieurs n'en ont le droit que dans des cas urgents. Encore faut-il que leurs lois ne contredisent point celles du pays, et qu'elles soient approuvées par les supérieurs. Au reste, il faut empêcher qu'aucun corps, qu'aucune société, qu'aucune maîtrise, qu'aucune communauté ne fassent des lois de police, les membres pensent bien convenir de certaines règles, de quelques status, mais non sous le titre de loi, ni sous une peine en cas d'infraction. Enfin la législation relativement à la police doit toujours avoir pour but le bien général, et ne jamais s'en départir par quelques vues particulières”. *Ibidem*, k. 128–129.

³⁴ „Article 48e – *De la prudence de la législation relativement à la police*. La prudence législative consiste dans le choix des meilleurs moyens pour parvenir au but proposé. Elle doit avoir toujours en vue la nature de l'homme et le bonheur des sujets: la force et la puissance de l'état, l'harmonie et la correspondance de toutes les lois: l'état actuel des circonstances, qui varient quelquefois. On doit toujours fonder les lois sur de bons principes, être assuré de leurs succès avant de les former, lever tous les obstacles, découvrir les routes les plus sûres pour parvenir au but désiré. Enfin un législateur doit être rempli de l'esprit de modération, il doit être ferme, et tenir toujours le juste milieu sans faire trop ni trop peu. Les lois doivent être exprimées en peu de mots, claires, justes, parce qu'elles sont faites pour la multitude”. *Ibidem*, k. 129–130.

³⁵ „Article 49e – *De la liaison des lois de police avec la nature du gouvernement et le caractère des peuples*. C'est de cette liaison intime des lois de police avec la nature du gouvernement que dépend leur bonté. Ces lois doivent 1o être analogues à la forme du gouvernement pour lequel elles sont faites, 2do relatives à la nature du terroir qui influe beaucoup sur l'industrie, le commerce et la population, 3o relatives à la position, et à la situation du pays, autres sont les lois de police en Hollande, et autres en Suisse, 4o On doit encore consulter la nature du climat, son degré de chaud et de froid, tout cela influe nécessairement sur le caractère des nations, et sur la culture et le commerce propre au pays. Ces lois de police doivent aussi se rapporter 1o à l'esprit et au caractère des nations, 2do à leurs génies, leur habileté, leur industrie, 3o à leurs mœurs, leurs penchants, 4o enfin à leurs façons de vivre et de s'entretenir, aux maladies, aux accidents, etc.”. *Ibidem*, k. 130–131.

zewnątrznymi interesami państwa³⁶. Rozdział 51, noszący tytuł *De la nature des lois de police, de leur correction et de leur changement*, porusza zagadnienie natury praw policji, ich zmiany i korygowania³⁷.

Przygotowane przez Michała Jerzego Wandalina Mniszcha streszczenie dzieła Justiego jest nad wyraz syntetyczne. Powtórzony za autorem niemieckim układ książki wypełniony został niezwykle jasną i przejrzystą treścią. Przystępność tekstu, nieprzeciążonego prawno-polityczną i finansowo-administracyjną terminologią, sprawia, iż bez trudu był on analizowany, objaśniany i komentowany przez obu braci Mniszchów, przy współdziałaniu ich szwajcarskiego preceptora. To właśnie tekst Justiego w sposób szczególnie przyczynił się do dokonanej przez młodych polskich magnatów recepcji idei oświeceniowych o charakterze policystycznym. Jak już wspomniano, odznaczający się licznymi walorami omawiany tekst wiele zawdzięcza niewątpliwym zaletom intelektualnym Michała Mniszcha, a także, jak można sądzić, uwagom i poprawkom Elie Bertranda.

Na marginesie warto odnotować, że braciom Mniszchom nie dane było spotkać się osobiście z Johannem Heinrichem Gottlobem von Justim. Z autorem poznali się za sprawą jego dzieła. Inaczej to wyglądało w przypadku innego, wybitnego policysty XVIII wieku, Josepha von Sonnenfelsa, profesora Uniwersytetu Wiedeńskiego. Powracający do Polski z zagranicznego wojażu edukacyjnego bracia Mniszchowie zatrzymali się na cztery miesiące w Wiedniu (luty-maj 1768) i wtedy skorzystali z okazji, by odwiedzić i osobiście poznać Sonnenfelsa³⁸.

³⁶ „Article 50e – *De la liaison des lois de police avec la finance et autres branches du gouvernement*. Les lois de police et la finance doivent être intimement liées, en ce que les présents pourvoient au bien général et particulier des familles et augmentent par là leur richesse, que la finance doit savoir employer sagement et avec économie. Sans cette correspondance nécessaire les meilleurs lois peuvent devenir nuisibles. La chambre de police et celle de finance doivent agir de concert et se donner des secours constants. Ces lois de police doivent encore correspondre avec les lois civiles pour agir conformément et parvenir au but proposé qui est toujours le bien des peuples. Enfin elles ne doivent point contredire les lois militaires et ne jamais se départir des intérêts tant intérieurs qu’extérieurs de l’état. Toutes ces lois doivent former un ensemble bien concerté et bien exécuté”. *Ibidem*, k. 131–132.

³⁷ „Article 51o – *De la nature des lois de police, de leur correction et de leur changement*. On peut envisager les lois de police à trois égards. 1o à l’égard de l’autorité souveraine qui statue ces lois ou médiatement, ou immédiatement, 2do à l’égard des sujets que ces lois regardent ou généralement, ou seulement une ou quelques classes de ces sujets, 3e à l’égard des branches de la police, ces lois les embrassent toutes, ou seulement quelques-unes. De quelque espèce que soient ces lois, il faut les examiner de temps à autre, et les corriger en cas de besoin. Règle générale, c’est qu’il est plus avantageux d’abolir des lois que de ne pas les faire observer. Il y en a d’inutiles pour les circonstances présentes, quelquefois même impossibles dans l’exécution, et il faut les abroger. Deux causes pour l’ordinaire rendent les lois mauvaises, ou bien elles sont mal conçues, ou elles même sont fondées sur l’ignorance, ou bien elles sont contradictoires avec les mœurs et les coutumes présentes. Ajoutons à cela encore qu’un mauvais gouvernement corrompt et rend inutile la meilleure législation”. *Ibidem*, k. 132–133.

³⁸ Zob. M. Bratuń, „*Ten wykwintry, wykształcony Europejczyk*”..., s. 206 i 207.

BIBLIOGRAFIA

- Bibliothèque Municipale w Wersalu, Fonds Lebaudy, rkps. 4°. 58–60, *Recueil des lettres écrites par messieurs les comtes de Mniszech et par monsieur Bertrand à madame la comtesse de Mniszech* [t. 1–3].
- Własność prywatna Jean Malo Ronina w Paryżu, rkps *Observations politiques et morales par le comte Michel Mniszech 1762–1765*.
- Allgemeine Deutsche Biographie* [dalej jako: ADB], hrsg. durch die Historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, t. II, Leipzig 1875, s. 624 [hasło: *Bielfeld Jakob Friedrich Freiherr von*].
- ADB, t. XIV, Leipzig 1881, s. 747–753 [hasło: *Justi Johann Heinrich Gottlob von*].
- ADB, t. XXV, Leipzig 1887, s. 612–614 [hasło: *Pfëffel Christian Friedrich*].
- ADB, t. XXVI, Leipzig 1888, s. 749–777 [hasło: *Pütter Johann Stephan*].
- ADB, t. XXXVII, Leipzig 1894, s. 188–195 [hasło: *Süsmilch Johann Peter*].
- ADB, t. XXXIX, Leipzig 1895, s. 511–513 [hasło: *Vattel Emerich v. (Emer de Vattel)*].
- Biographie universelle, ancienne et moderne...*, publié sous la direction de Michaud, nouvelle (deuxième) édition revue, corrigée et considérablement augmentée, t. XXIX, Paris b.d., s. 78–91 [hasło: *Montesquieu Charles de Secondat, baron de la Brède et de*].
- Błaś Adam, *Administracja publiczna w państwie policyjnym*, [w:] A. Błaś, J. Boć, J. Jęzewski, *Administracja publiczna*, redakcja J. Bocia, Wrocław 2003.
- Bratuń Marek, *Elie Bertrand a Polska*, Wrocław 2013.
- , *Nieznany list Katarzyny z Zamoyskich Mniszchowej do Elie Bertranda z 8 września 1767 roku*, „Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Opolskiego” 1998, nr 34, s. 71–82.
- , *Relations polono-suisse au XVIII^e siècle. Nouvelles approches*, Wrocław 2012.
- , „Ten wykwinny, wykształcony Europejczyk”. *Zagraniczne studia i podróże edukacyjne Michała Jerzego Wandalina Mniszcha w latach 1762–1768*, Opole 2002.
- Dymnicka-Wołoszyńska Hanna, *Mniszchowa z Zamoyskich Katarzyna*, [w:] *Polski Słownik Biograficzny* [dalej jako: PSB], t. XXI, Wrocław 1976, s. 454–457.
- Dymnicka-Wołoszyńska H. i Wołoszyński Ryszard W., *Mniszech Józef Jan Tadeusz*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 478–480.
- Farge Arlette, *Police*, [w:] *Dictionnaire européen des Lumières*, publié sous la direction de M. Delon, Paris 1997, s. 884–889.
- Fatio Olivier, *Bertrand Elie (1713–1798)*, [w:] *Historisches Lexikon der Schweiz*, hrsg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz, chefredaktor M. Jorio, t. II, Basel 2003, s. 334.
- Gromadzka-Grzegorzewska Maria, *Narodziny polskich nauk administracyjnych*, Warszawa 1985.
- Izdebski Hubert, *Historia administracji*, wyd. 4, Warszawa 1997.
- Justi Johann Heinrich Gottlob von, *Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten, oder ausführliche Vorstellung der gesamten Polizeiwissenschaft*, t. 1–2, Königsberg und Leipzig 1760–1761.
- Langrod Jerzy Stefan, *Instytucje prawa administracyjnego. Zarys części ogólnej*, t. 1, Kraków 1948.
- Longchamps Franciszek, *Założenia nauki administracji*, Wrocław 1991.

- Madurowicz-Urbańska Helena, *Łoyko (Łojko) Feliks Franciszek*, [w:] PSB, t. XVIII, Wrocław 1973, s. 447–451.
- Malec Jerzy i Dorota, *Historia administracji i myśli administracyjnej*, wyd. 2 uzupełnione, Kraków 2003.
- Neue Deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, t. X, Berlin 1974, s. 707–709 [hasło: *Justi Johann Heinrich Gottlob von*].
- Oczapowski Józef Bohdan, *Policyści zeszłego wieku i nowożytna nauka administracji. Przyczynki do dziejów tej nauki*, Warszawa 1882.
- Rosner Andrzej, *Mniszech Michał Jerzy Wandalin*, [w:] PSB, t. XXI, Wrocław 1976, s. 480–484.
- Salmonowicz Stanisław, *Lengnich Gotfryd (1689–1774)*, [w:] PSB, t. XVII, Wrocław 1972, s. 46–49.
- Stankiewicz Waław, *Historia myśli ekonomicznej*, wyd. 3 zmienione, Warszawa 2007.
- Szadok-Bratuń Aleksandra, *Z rodowodu polskiej nauki prawa administracyjnego*, [w:] *Prawo administracyjne*, redakcja J. Boć, wyd. 13 poprawione, Wrocław 2010, s. 25–34.
- Szadok-Bratuń A. i Bratuń M., *Michał Jerzy Wandalin Mniszech wobec problemów administracyjnych swojej epoki*, [w:] *Jednostka wobec działań administracji publicznej*, redakcja naukowa E. Ura, E. Feret, S. Pieprzny, Rzeszów 2016, s. 360–371.

Słowa kluczowe

kameralistyka, policystyka, zarządzanie, edukacja

ABSTRACT

Polizeiwissenschaft by Johann Heinrich Gottlob von Justi in the Swiss education programme by Michał Jerzy Wandalin Mniszech

Cameralism (*Kameralwissenschaften*) that focused on administration, finance and economics was the basis for the eighteenth-century knowledge of the police (*Polizeilehre, science de la police*). The understanding of the police of that time included both issues of public order and safety, as well as internal administration affairs of the state. The most eminent representative of *Polizeiwissenschaft* of the eighteenth century are: Christian Wolff (1679–1754), Johann Heinrich Gottlob von Justi (1720–1771), and Joseph von Sonnenfels (1733–1817).

Johann Heinrich Gottlob von Justi was born on 25th December, 1720 in Brücken (Thuringia). He came from a Lutheran family, and was the son of a Saxon excise inspector. He attended a grammar school in Quedlinburg. In 1741, he enlisted in the ranks of the Prussian army, and as a Regiment Quartermaster he held his military campaign on the Czech and Moravian territories. In the years 1742–1744, he studied law and cameralism at the universities of

Wittenberg, Jena, and Leipzig. From 1747, he was a lawyer and adviser of Princess von Saxe-Eisenach in Sangerhausen. In the same year, he was awarded by the Prussian Academy of Sciences for his philosophical dissertation devoted to “monads”. In the summer of 1750, he went to Vienna, where he soon became a professor of German pronunciation and cameralism in a newly established Academy of Chivalry – Theresianum. After leaving Austria in 1753, he initially settled in Leipzig. Two years later, he was given the position of Chief Inspector in Göttingen and the right to deliver lectures at the university. In 1757, he worked for the Danish government as an inspector of the colony. From 1760, he lived in Berlin, probably. In July 1765, Frederick II of Prussia gave him the position of a mining master (*starosta*) and a general supervisor of glass and steel factories. In 1768, he was accused of having embezzled state money and imprisoned in the fortress of Küstrin, where he died on 21st July, 1771.

Johann Heinrich Gottlob von Justi was the author of more than fifty systematic and monographic works devoted to widely understood Polizeiwissenschaft issues. The police by Justi would cover three areas of issues: state economy, means of ensuring a blooming nutritional status of population, and good manners of subordinates. Justi saw the implementation of these objectives in urban and rural development, ensuring comfort to their inhabitants, and increasing the population on which the prosperity of the state depended. The means for achieving this were properly conducted statistics, people’s records, a comprehensive system of norms of agrarian and forestry police, as well as land management.

Michał Jerzy Wandalin Mniszech (1742–1806) belonged to the eminent, intellectual and political elite of the Polish-Lithuanian Commonwealth of the second half of the eighteenth century. He received thorough education in the country and abroad, and he travelled many times. As a historian, writer and representative of Polizeiwissenschaft, he was an advisor to King Stanislaus Augustus on scientific and cultural matters. The greatest achievement of his political career was an honourable office of Grand Marshal of the Crown, which he held in the years 1783–1793. Until the end of his life, he lived in a residence in Wiśniowiec inherited from his mother, collected library collections and natural history works, participated in the scientific and cultural life of Wołyń.

The period of studying abroad and educational travelling of Michał Jerzy Mniszech fall for the years 1762–1768. First, in the years 1762–1765, he educated along with his brother Józef Jan Tadeusz (? -1797) in the Swiss city of Bern under the supervision of an eminent naturalist, physiocrat and Calvinist pastor, Elie Bertrand (1713–1797). After the period of Swiss education, in the years 1765–1768 in the company of his brother and preceptor, he went on an educational journey through Europe, visiting France, Germany, England, Holland, Italy and Austria. Co-authors of the concept of European educational travels of the Mniszech brothers were the already mentioned Elie Bertrand, the mother of the Polish magnates – Katarzyna Mniszech of Zamoyski (approx. 1723–1771), and an eminent economist, historian and politician connected with the house of the Mniszech family – Jerzy Łoyko (1717–1779). According to

the expectations of Katarzyna Mniszech of Zamoyski, the most important element of foreign education of her children was their gaining of knowledge of political economy issues the exploration of which could prove extremely useful in the future political career of both brothers. Those issues included the legal and political system, organization and management of the state, public finance, agriculture, early-capitalist forms of industrial production (types and ways of functioning of manufactories).

According to that educational goal, already during his Bernese studies, Michał Mniszech had in his educational programme works of many prominent representatives of the legal and political thought: Gottfried Lengnich (1689–1774), Christian Pfeffel (1726–1807), Johann Pütter (1725–1807), Emer de Vattel (1714–1767), Jakob Friedrich von Bielefeld (1717–1770), Johann Peter Süssmilch (1707–1767), Charles Louis de Secondat de Montesquieu (1698–1755). It is worth emphasizing that in this period of studies, Michał Mniszech analysed a polycyclic work of Johann Heinrich Gottlob von Justi entitled *Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten*, which in the French abstract written by the Polish magnate was entitled *De la police générale d'un état*.

When writing the abstract in the French language, the young Polish magnate followed the pattern of the material used by Justi. He divided the whole into two volumes, fifteen books, four parts, sixty chapters and sixty three sub-chapters. His presentation of content is extremely concise. Michał Mniszech closed the first volume of Justi's work, amounting to 782 pages, in 83 pages of his own abstract. While the second volume of 651 pages was closed in 59 pages of that abstract, not forgetting any significant information at the same time.

Here are a few examples to confirm Michał Mniszech's ability to synthetically recognize the analysed content of Justi's work. They all come from the thirteenth book of the text by Mniszech entitled *De la législation pour la police*.

Chapter 47 raised the issue of creating rights for police officers, emphasizing that when creating rights the legislation should always have common good in mind. Chapter 48 contained remarks on the prudence of legislation in relation to the law created for police officers. Legislation should bear in mind the nature of man and the good of people. Chapter 49 included reflections concerning the connection between the rights of the police and the nature of government, and the nature of people. Chapter 50 referred to the connection between the rights of the police and finance of the state, and its other rights (e.g. civil or military). Chapter 51 raised the question of the nature of the rights of the police, their amendments and corrections.

The abstract of the work by Justi made by Michał Mniszech is extremely synthetic. The arrangement of the book repeated after the German author was filled with very clear content. Accessibility of the text, which had the right amount of legal-political and financial-administrative terminology, made it easy to analyse, explain and comment on it by the two brothers, and in cooperation with their Swiss supervisor. Justi's text contributed to young Polish magnates' reception of Enlightenment ideas of a *Polizeiwissenschaft* nature in a specific way. As al-

ready mentioned, numerous qualities of the text in question are mainly due to the undoubted intellectual assets of Michał Mniszech and, as can be judged, remarks and changes made by Elie Bertrand.

It is also worth noting that the Mniszech brothers were not destined to meet Johann Heinrich Gottlob von Justi in person. They met the author through his work. The situation was totally different for another outstanding representative of Polizeiwissenschaft of the eighteenth century, Joseph von Sonnenfels, a professor at the University of Vienna. Returning to Poland from their educational journey, the brothers stayed in Vienna for four months (February-May 1768), and then took the opportunity to visit and get to know Sonnenfels personally.

Keywords

cameralism, Polizeiwissenschaft, administration, education

Nowi Żydzi Europy? Holokaust w literaturze niemiecko-tureckiej

W 2014 roku na ekrany niemieckich kin wszedł film *Der letzte Mensch*, francusko-niemiecko-szwajcarska koprodukcja, którą wyreżyserował Pierre-Henry Salfati. Głównym bohaterem tego filmu jest Marcus Schwartz (Mario Adorf), starszy pan mieszkający w Kolonii, który postanawia po śmierci spocząć na żydowskim cmentarzu. Aby życzenie to mogło zostać zrealizowane musi on jednak udowodnić, że jest Żydem. Zadanie to okazuje się niezwykle trudne, gdyż oprócz numeru obozowego Schwartz, alias Menahem Teitelbaum, nie posiada – jak wielu ocalałych z Zagłady – ani krewnych, ani dokumentów, ani żadnych innych materialnych pamiątek z przeszłości. Przeszłości, którą intencjonalnie postanowił wymazać ze swojej pamięci, aby móc dalej żyć. Bohater filmu rusza więc na spotkanie z historią rodzinną, w podróż, która wiedzie go do małego węgierskiego miasteczka Vác.

W podróż tę zabiera Schwartza przypadkowo poznana dwudziestoletnia Gül (Katharina Derr). Dziewczyna uczestniczy w niezwykle bolesnym odpominaniu losów rodziny Titelbaumów, jednej z wielu żydowskich rodzin pozbawionych domu i godności, w okrutny sposób torturowanych i wreszcie unicestwionych przez nazistów. Z biernej obserwatorce Gül przeistacza się w aktywną uczestniczkę wydarzeń. Zdobywa nie tylko wiedzę o przeszłości, ale też wrażliwość wobec jej świadków. Na oczach widzów rodzi się w niej gotowość do przejęcia odpowiedzialności za zachowanie świadectwa o niewyobrażalnej zbrodni ludobójstwa. Podczas gdy na początku swojej znajomości ze Schwartzem dziewczyna wprawia widza w osłupienie pytaniem, dlaczego ten nie zleci badań, które mogłyby wykazać jego „żydowską krew”¹, w końcowej scenie zaskakuje tatuażem, odwzorowującym numer obozowy Titelbauma. To ona przekonuje współtowarzysza podróży do współpracy z Fundacją Shoah i nagrania jego wspomnień dla Visual History Archive, największego dziś na świecie zbioru relacji wideo osób ocalałych z Holokaustu.

Schwartz i Gül to postacie skrajnie różne pod względem wieku, płci i temperamentu. Łączy je jednak wspólne spotkanie z przeszłością i jej materialnymi śladami oraz fakt, że oboje stali się Niemcami z wyboru. I choć w filmie nie jest to motyw pierwszoplanowy *Der letzte Mensch* jest przykładem bardzo aktualnej refleksji, w której powszechna dziś troska o trwałość pamięci o Holokaucie po odejściu

¹ *Der letzte Mensch* [film], reż. Pierre-Henry Salfati, Niemcy/Szwajcaria/Francja 2014, DVD, TC: 00:12:59–00:13:12.

ostatnich jego świadków pojawia się w kontekście rosnącego zróżnicowania etnicznego i kulturowego społeczeństw europejskich.

Holokaust, którego jednoznaczne potępienie uważane jest wręcz za jeden z mitów założycielskich jednoczącej się po wojnie Europy, przez coraz większy odsetek obywateli tejże Europy nie jest już postrzegany jako centralne wydarzenie w dziejach Starego Kontynentu. W pamięci wielu imigrantów II wojna światowa oraz Zagłada i związany z nią problem zbiorowej winy pojawia się na marginesie historii rodzinnych, lub nie pojawia się w nich wcale. W konsekwencji nie identyfikują się oni z żadną ze stron triady, którą amerykański historyk Raul Hilberg opisał rzeczywistość Holocaustu: ani z perspektywą sprawcy, ani ofiary, ani też świadka². Jak zauważa Günther Jikeli w artykule *Wahrnehmungen des Holocaust unter jungen Muslimen in Berlin, Paris und London*, większość europejskich muzułmanów pochodzi z krajów, które odgrywały w czasie II wojny światowej rolę marginalną, i z których Żydów nie deportowano do niemieckich obozów zagłady lub deportowano w bardzo ograniczonym zakresie. Holocaust jest w tych krajach nierzadko przedstawiany jako element wykorzystywany przez Izrael w jego polityce zagranicznej, co jest pożywką dla kłamstwa oświęcimskiego, teorii spiskowych oraz usprawiedliwieniem dla porównań współczesnych Izraelczyków do nazistów w Trzeciej Rzeszy, a tym samym odwracania ról sprawcy i ofiary.³ W Turcji, skąd pochodzi największa grupa cudzoziemców w RFN, Holocaust jest wprawdzie uznawany za fakt historyczny, nie stanowi jednak elementu edukacji szkolnej. Jednocześnie wobec tureckiej opinii publicznej (generalnie mało zainteresowanej tym tematem) teza o wyjątkowości zbrodni Zagłady jest używana do unikania określenia ludobójstwa wobec pogromów Ormian.⁴ Fakt, że już co piąty mieszkaniec współczesnych Niemiec jest imigrantem lub pochodzi z rodziny imigrantów (czyli posiada tak zwane tło imigracyjne – *Migrationshintergrund*)⁵, wydaje się więc być nie bez znaczenia dla kultury pamięci RFN (i wielu innych krajów imigracyjnych) dziś i w przeszłości.

W przypadku pamięci o Holocaustie kasus Niemiec jest jednak szczególny. Po trwającym kilka dziesięcioleci procesie akceptacji faktów historycznych oraz przejmowania za nie odpowiedzialności można stwierdzić, że w wymiarze kolektywnym rozrachunek z narodowym socjalizmem i jego zbrodniami stał się „znakiem marko-

² Kategorie te Hilberg opisał w swojej książce *Perpetrators Victims Bystanders: The Jewish catastrophe, 1933–1945*, New York 1992, polskie tłumaczenie: *Sprawcy, ofiary, świadkowie. Zagłada Żydów 1933–1945*, Warszawa 2007.

³ G. Jikeli, *Wahrnehmungen des Holocaust unter jungen Muslimen in Berlin, Paris und London*, w: Günther Jikeli/Kim Robin Stoller/Joëlle Allouche-Benayoun (red.), *Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich*, Frankfurt am Main 2013, s. 185.

⁴ R. Bali, *Die Wahrnehmung des Holocaust in der Türkei*, w: Günther Jikeli/Kim Robin Stoller/Joëlle Allouche-Benayoun (red.), *op. cit.*, s. 123.

⁵ Według danych Federalnego Urzędu Statystycznego tło imigracyjne miało w roku 2015 ok. 17 mln (21%) ludności Niemiec, *Bevölkerung mit Migrationshintergrund auf Rekordniveau*, https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2016/09/PD16_327_122.html, dostęp 25.02.2017.

wym kultury RFN⁶⁶, a negatywna pamięć o Holokauście centralnym punktem niemieckiego narratywu narodowego. To podkreślanie historycznej winy Niemców jako elementu kształtującego tożsamość narodu ma jednak w sytuacji faktycznego przekształcania się Republiki Federalnej Niemiec w wielokulturowe państwo imigracyjne potencjał wykluczający. Wskazuje na to między innymi Aleida Assmann w swojej książce *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur*, określając to zjawisko jako „ethnisches Paradox”⁶⁷ (paradoks etniczny), scalający rdzennych Niemców i równocześnie uniemożliwiający przybyszom i ich potomkom budowanie nowych czy aktywizację już istniejących własnych odniesień do historii ich nowej ojczyzny.

W świetle tej krytyki nie dziwi wypowiedź Aycana Demirela, założyciela działającej na berlińskim Kreuzbergu *Inicjatywy przeciw antysemityzmowi*. W jego wywiadzie dla tygodnika *Die Zeit* czytamy: „Imigranci nie są brani pod uwagę w wielkiej niemieckiej opowieści dotyczącej pamięci o nazistowskich zbrodniach i niełatwym radzeniu sobie z tą przeszłością, ani jako słuchacze, ani jako jej uczestnicy z własną perspektywą”⁶⁸. Przejęcie pamięci zapożyczony (*entliehene Erinnerungen*) nie tyle od poprzednich pokoleń w ogóle, lecz w szczególności od poprzednich pokoleń *Niemców*, staje się w tym kontekście swoistym „biletem wstępu”⁶⁹ do etnicznego kolektywu, warunkiem włączenia do społecznej większości. Czy jednak narzucanie wszystkim obywatelom takiej jednolitej perspektywy ma sens w dobie odchodzenia świadków, w której kultura pamięci skupiona wokół niemieckiej winy i tak nieuchronnie przekształca się w kulturę upamiętniania i odpowiedzialności¹⁰? Wspólnota odpowiedzialności może z powodzeniem zaistnieć i rozwijać się w transnarodowej przestrzeni negocjacyjnej, w której występują obok siebie, podejmują ze sobą dialog, a czasem również otwarcie ze sobą konkurują różne historie. Taką wie-

⁶⁶ A. Messerschmidt, *Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte*, Frankfurt am Main 2009, s. 184.

⁶⁷ A. Assmann, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*, München 2013, s. 128.

⁶⁸ Ö. Topçu/H. Wefing, „Bist du Jude?“ *Zwei Deutschtürken versuchen, die deutsche Geschichte zu erklären – und treffen auf hartnäckige Vorurteile*, „Die Zeit“, 21.01.2010, <http://www.zeit.de/2010/04/Umfrage-Reportage?page=all>, dostęp 24.02.2017, tł. D.M.-O.

⁶⁹ V. B. Georgi, „Ich kann mich für Dinge interessieren, für die sich jugendliche Deutsche auch interessieren“. *Zur Bedeutung der NS-Geschichte und des Holocaust für Jugendliche aus Einwandererfamilien*, w: Viola B. Georgi/Rainer Ohliger (red.), *Crossover Geschichte. Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft*, Hamburg 2009, s. 102.

¹⁰ E. François/H. Schulze (red.), *Deutsche Erinnerungsorte*, t. I, München 2009, s. 570. W odbiorze społecznym kwestia niemieckiej odpowiedzialności za Holokaust wydaje się również schodzić na plan dalszy. W opublikowanych na początku 2015 r. badaniach Fundacji Bertelsmanna aż 55 procent Niemców przychyliło się do zdania, że prawie 70 lat po wojnie nie powinno się tak często wspominać prześladowań Żydów, a przeszłość powinno się oddzielić grubą kreską. Wśród respondentów poniżej 40. roku życia odsetek odpowiedzi popierających to stwierdzenie był o kilkanaście procent większy, S. Hagemann/R. Nathanson, *Deutschland und Israel heute. Verbindende Vergangenheit, trennende Gegenwart?*, Gütersloh 2015, s. 24–25, <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/deutschland-und-israel-heute>, dostęp 25.02.2017.

loperspektywiczną przestrzeń, w której dialog pamięci i dialog z pamięcią jest możliwy, oferuje literatura.

Pluralizacji obrazu przeszłości powinna z założenia sprzyjać twórczość autorów niemieckich o nieniemieckim pochodzeniu, twórców literatury transkulturowej. Opierając się na kilku literackich przykładach, zaczerpniętych z utworów uznanych niemieckich pisarzy pochodzenia tureckiego, spróbuję pokazać, w jaki sposób podejmują oni temat trudnej niemieckiej historii. Czy poddają oni również refleksji niemieckie dyskursy wokół upamiętniania i reprezentacji tej historii? Czy pojawia się w ich twórczości temat Holokaustu? Jeśli tak, to w jakiej formie, w jakim kontekście i w jakim celu?

Na szczególną uwagę zasługuje Zafer Şenocak, w którego powieściach i esejach problematyka historii i pamięci pojawia się wielokrotnie. Udzielając berlińskiemu dziennikowi *Der Tagesspiegel* wywiadu w pięćdziesiątą rocznicę zakończenia II wojny światowej autor ten stwierdził, że wprawdzie imigranci należą już do niemieckiej rzeczywistości, to nie są częścią niemieckiej przeszłości. Uskarżał się przy tym na wspomniany już wcześniej etniczny charakter niemieckiej kultury pamięci oraz na praktyki upamiętniania rytualizujące i muzealizujące historię, pozbawiając ją w ten sposób elementu emocjonalności.¹¹ Tylko kauzalne ujęcie historii, zrozumienie przyczyn i skutków procesów historycznych, mogłoby jego zdaniem pomóc wyjaśnić aktualne opory Niemców wobec imigrantów.¹² Wypowiedź ta zawiera elementy charakterystyczne dla sposobu, w jaki Şenocak nawiązuje do niemieckiej przeszłości: skupienie uwagi na przyczynach katastrofalnych zjawisk, referencję do niemieckiej winy i jej przepracowania oraz aktualizację wydarzeń historycznych przez nawiązanie do bieżącej sytuacji RFN.

Problem winy, którą Şenocak uważa wręcz za synonim niemieckiej historii¹³, jest osiłą jego powieści z 1998 roku pt. *Gefährliche Verwandtschaft*. Problem ten zostaje niejako zmultiplikowany przez konstrukcję głównego bohatera. Jest nim Sascha Muchteschem, pisarz mieszkający w Berlinie, syn niemieckiej Żydówki i tureckiego imigranta. Odkrywa on ślady dwóch tragicznych wydarzeń XX wieku, determinujących los jego przodków, przez tych przodków jednak przemilczanych.

Dziadkowie ze strony matki uniknęli Zagłady uciekając przez reżimem nazistowskim do neutralnej Turcji. Po wojnie, w latach pięćdziesiątych, powrócili z córką i jej tureckim mężem do Niemiec Zachodnich, gdzie odzyskali skonfiskowany majątek i rozpoczęli nowe życie. Odcięli się od swych korzeni, zaprzeczając swojemu pochodzeniu. Zaprzeczenie to ma zresztą w powieści również charakter dosłowny, werbalny □ gdy mały Sascha pyta matkę o stare rodzinne fotografie przypadkiem znalezione w bibliotece, ta zbywa go wyjaśnieniem, że ludzie na nich przedstawieni

¹¹ Krytyka taka pojawia się wielokrotnie w esejach Şenocaka, m.in. w *Atlas des tropischen Deutschland*, Berlin 1992, s. 12, 16, 60, 63, 31 oraz *Deutschsein. Eine Aufklärungsschrift*, Hamburg 2011, s. 116.

¹² Z. Şenocak/K. Yeşilada, „Darf man Türken und Juden vergleichen, Herr Şenocak?“ *Interview mit Zafer Şenocak*, „Der Tagesspiegel“, 13./14.4.1995.

¹³ Z. Şenocak, *Atlas des tropischen Deutschland*, Berlin 1992, s. 31.

to jacyś obcy, czy też bliżej nieokreśleni znajomi dziadka.¹⁴ Wspomnienie tej sceny skłania narratora do refleksji nad motywami przemilczenia i wyparcia. Sascha przywołuje późniejsze tłumaczenia matki, że to, co się stało, było z jednej strony niemożliwe do opisanego, a z drugiej niemożliwe do pojęcia, szczególnie przez dziecko. On sam przypuszcza jednak, że matką powodował jakiś rodzaj wstydu za rodaków, chęć niekalania własnego gniazda a ponadto życzenie, by nie zakłócać obrazem Zagłady stosunku syna do ojczyzny.¹⁵ Planowi uczynienia z syna stuprocentowego Niemca o jednoznacznej tożsamości podporządkowany jest zresztą również wybór Niemiec na miejsce jego urodzenia oraz całkowite wyparcie z codziennego wspólnego życia kultury i języka tureckiego. Wielokulturowość postrzegana jest przez matkę jako potencjalne zagrożenie wykluczeniem. W rezultacie bohater jest postacią pozbawioną korzeni, a jego kontakty z rodziną są oziębłe.

Wyrastający w atmosferze przemilczenia wojny i Zagłady, zarówno w pamięci rodzinnej jak i w niemieckiej pamięci zbiorowej Niemiec lat sześćdziesiątych, Sascha sam zaspokaja swoją ciekawość przeszłości. Bez wysiłku odkrywa jej ślady, znajdujące się dosłownie w zasięgu ręki. W domu, w którym Sascha się wychował, jest ich wiele □ w piwnicy książki i fotografie żydowskich ofiar, na strychu pamiątki po sprawcach, młodych nazistach z Hitlerjugend, która przejęła mienie żydowskie. Pozbawiony dostępu zarówno do przekazu świadków jak i do wiedzy historycznej na temat wojny i jej następstw, bohater powieści Şenocaka ulega fascynacji historią nazizmu, utrwaloną we wszelkiego rodzaju relikwach. Fascynacja ta przeradza się wręcz w manię gromadzenia pamiątek po Trzeciej Rzeszy, rękopisów, dokumentów, fotografii, gazet i różnorodnych przedmiotów codziennego użytku.

Po tragicznym wypadku samochodowym, w którym giną jego rodzice, narrator zostaje nieoczekiwanie skonfrontowany z drugą tajemnicą rodzinną, tym razem ze strony tureckiego ojca. Tajemnica ta jest zawarta w pamiętnikach dziadka, które wnuk dziedziczy wraz z innymi składnikami majątku. Odczytanie, a raczej odszyfrowanie wspomnień dziadka staje się wielkim wyzwaniem, ich zrozumienie zadaniem jeszcze trudniejszym, wręcz niemożliwym. Wnuk odkrywa, że dziadek zamieszany był w eksterminację Ormian, że służąc ówczesnej władzy sporządzał w 1915 roku listy osób przeznaczonych do deportacji, ratując spośród skazanych tylko jedną, ukochaną kobietę. W 1936 roku tenże dziadek, członek tureckiej delegacji na olimpiadę w Berlinie, popełnił samobójstwo. Przyczyna tej tragedii nie została wyjaśniona. Wątek pamiętnika dziadka jest opowieścią o zbliżaniu się do historii, do jakiejś jej wersji. Ze strzępów informacji czytelnik nie dowiadyuje się, co się wydarzyło w przeszłości, narrator-pisarz postanawia zaś w przyszłości skonstruować własną literacką wersję wydarzeń.

Sascha Muchteschem, człowiek bez korzeni, staje się mimo woli zarówno spadkobiercą ofiar, jak i spadkobiercą sprawców. Żydowsky dziadkowie dokonali wyparcia tragicznych wydarzeń, a strategia ta współgrała w wymiarze biograficznym z powojennym podejściem do Holokaustu w wymiarze zbiorowym. Wraz z poko-

¹⁴ Z. Şenocak, *Gefährliche Verwandtschaft*, wyd. 2, München 2009, s. 59.

¹⁵ *Ibidem*, s. 60.

leniową zmianą władzy w Niemczech dokonała się jednak również istotna zmiana w kierunku odpominania Zagłady. Narracja świadków została włączona do pamięci zbiorowej, a przekazywanie wiedzy o tym wydarzeniu i jego upamiętnianie stało się swoistym narodowym rytuałem, który w powieści krytycznie nazywany jest żałobą „według kalendarza”¹⁶. Inaczej rzecz się ma z ludobójstwem Ormian. Po wstępnym rozliczeniu winnych w latach 1919/20 pojawił się dysonans pamięci ofiar i pamięci sprawców, który w Turcji trwa do dziś. Właśnie zwrócenie uwagi na wyraźne różnice w obchodzeniu się Niemiec i Turcji ze zbrodniami, które te państwa w imię interesów politycznych w przeszłości popełniły na własnych obywatelach,¹⁷ autor powieści *Gefährliche Verwandtschaft* podaje w wywiadzie dla dziennika *tageszeitung* jako główną przyczynę wprowadzenia do utworu tematu zagłady Żydów oraz ludobójstwa Ormian¹⁸, narażając się tym samym na zarzut nieuprawnionego porównania i relatywizacji Holokaustu. Kiedy popatrzymy na te odniesienia do przeszłości uwzględniając czas i kontekst powstania powieści □ Niemcy, budujące po zjednoczeniu etniczną wspólnotę narodową □ wyraźnie dostrzeżemy, że centralnym jej problemem (podobnie jak wielu esejów Şenocaka) są mechanizmy wyobcowania i wykluczania, które na początku lat 90. obserwuje i których ze względu na pochodzenie swojego ojca Sascha częściowo doświadcza.

W podobnej sytuacji znajduje się główny bohater innej powieści Şenocaka, *Alman Terbiyesi*, opublikowanej w 2007 roku w języku tureckim, a w 2012 w niemieckim tłumaczeniu pod tytułem *Deutsche Schule*. Narratorem jest tu Salih Süvari, pochodzący z Bałkanów Turek, który około roku 1900 wyjeżdża do Berlina na szkolenie wojskowe. W stolicy Niemiec spędza czterdzieści lat, najpierw jako żołnierz, później jako przedsiębiorca-handlowiec. Nie tracąc kontaktu ze starą ojczyzną identyfikuje się równocześnie z nową, podziwia niemiecki porządek, niemiecką technologię, kulturę, a nade wszystko armię. Nie ufa demokracji a jedyna krytyka, jaką kieruje w stronę Hitlera, dotyczy jego zdaniem strategicznie złej decyzji ataku Trzeciej Rzeszy na Związek Radziecki w 1941 roku. Saliha nie oburza prześladowanie Żydów, w przeciwieństwie do jego niemieckiej żony, która na

¹⁶ *Ibidem*, s. 61.

¹⁷ Ciekawy jest również aspekt obchodzenia się Niemiec z tematem masakry Ormian. Dopiero w 100. rocznicę wydarzeń z 1915 r. działania ówczesnego rządu tureckiego zostały przez prezydenta federalnego RFN oficjalnie nazwane ludobójstwem (rząd RFN wstrzymał się od podobnie jednoznacznej deklaracji), a rok później tego określenia wielokrotnie użyto w okolicznościowej rezolucji Bundestagu. Oba organy zwróciły równocześnie uwagę na winę Rzeszy Niemieckiej nie tylko w kwestii zatajenia wiedzy o ludobójstwie, lecz również ze względu na współdziałanie zarówno w planowaniu, jak i częściowo w wykonywaniu planu eksterminacji. Ponadto prezydent Gauck bezpośrednio nawiązał w swoim przemówieniu do Holokaustu i tzw. cytatu armeńskiego Hitlera; *Worte des Gedenkens beim ökumenischen Gottesdienst*, <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2015/04/150423-Gedenken-Armenier.html?nn=1891550>, dostęp 25.02.2017 oraz *Antrag zum Völkermord an Armeniern beschlossen*, <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2016/kw22-de-armenier/423826>, dostęp 25.02.2017.

¹⁸ T. Cheesman, „Einfach eine neue Form“: *Gespräch mit Zafer Şenocak*, w: Tom Cheesman/Karin Yeşilada (red.), *Zafer Şenocak*, Cardiff 2003, s. 27.

znak protestu wobec rasistowskiej polityki nazistów inicjuje w 1939 roku wspólną przeprowadzkę do Stambułu.

Właśnie w Stambule obserwujemy losy Saliha, piszącego w latach 1941–1943 swoje pamiętniki, podczas gdy w tle Niemcy realizują plan Barbarossa. W tym czasie rewiduje on swój stosunek do niemieckiej polityki antyżydowskiej. Następuje to pod wpływem spotkania z dawną kochanką Karłą, niegdyś kosmopolityczną kreatorką mody, teraz zaszczerłą i pozbawioną środków do życia uciekinierką. Nieoczekiwanie odwiedza ona Saliha w Stambule i prosi go o pomoc w przedostaniu się do Palestyny. Karła zarzuca całej Europie bezczynność wobec żydowskiej tragedii, bezczynność, którą ona interpretuje jako współwinę. W dramatycznej rozmowie kobieta apeluje do Saliha, by ten otworzył wreszcie oczy i zajął krytyczne stanowisko wobec faktów.¹⁹ Mężczyzna pomaga ukochanej w ucieczce i wydaje się, że pod wpływem konfrontacji z rzeczywistością dochodzi do zmiany jego sposobu myślenia. W późniejszym wpisie do pamiętnika, referującym spotkanie z pewnym amerykańskim przyjacielem w Berlinie w dniu przejścia władzy przez Hitlera, Salih krytycznie ocenia swoją bierność wobec opowieści rozmówcy o rzekomej światowej władzy żydostwa. Stwierdza samokrytycznie: „Gdy ktoś potwierdza nasze przekonania, nie czujemy się zobowiązani do stawiania pytań i podnoszenia wątpliwości. Samo potwierdzenie nas zadowala”²⁰.

W centrum powieści nie stoi ani prześladowca, ani ofiara, lecz świadek, którego bezczynność pozwala prześladowcy zmieniać innych w ofiary. Z retrospektywnych zapisków w pamiętniku Saliha dowiadujemy się na przykład, iż uważał on masakrę na Ormianach za ważny i konieczny, wręcz naturalny proces. Liczbę ofiar bagatelizował a odpowiedzialność państwa tureckiego relatywizował, wskazując na brutalną politykę Związku Radzieckiego wobec Żydów.²¹ Interes polityczny usprawiedliwiał w jego mniemaniu przestępcze działania władzy, silnej władzy.

Również wobec ludobójstwa Żydów Salih jest początkowo bezczynny i bezkrytyczny. Po części autentycznie zafascynowany Hitlerem bohater upatruje w polityce dyktatora korzyści dla Turcji, do której po latach powrócił. Po części boi się on również narazić na podejrzenie zdrady i braku szacunku dla etosu pruskiego oficera. Bezczynna w świetle powieści jest również Turcja, dyplomatycznie lawirująca między przyjacielskimi Niemcami i sprzymierzoną Anglią.²² Z jednej strony Turcja przyjmuje żydowskich uchodźców²³, z drugiej odmawia przyjęcia statku Struma²⁴, który w lutym 1942 roku zawinął do jej brzegów, wioząc 700–800 żydowskich uciekinierów z Rumunii. Po kilkutygodniowym oczekiwaniu przepełniony i technicznie niezdolny do żeglugi statek zostaje odprowadzony na pełne morze, gdzie już następnego dnia zatapia go radziecka torpeda. Tragedię przeżywa tylko jeden człowiek. Zaniechanie zamienia się w tym przypadku we współwinę.

¹⁹ Z. Şenocak, *Deutsche Schule. Roman*, Berlin 2012, s. 75.

²⁰ *Ibidem*, s. 121, tł. D.M.-O.

²¹ *Ibidem*, s. 75.

²² *Ibidem*, s. 86.

²³ *Ibidem*, s. 53.

²⁴ *Ibidem*, s. 123.

Stanięcie po stronie prześladowanych ma jednak swoją cenę, o czym na własnej skórze przekonuje się Salih Süvari. Przez swoją hybrydową turecko-niemiecką tożsamość, którą sam uważa za przywilej²⁵, i tak już podejrzewany przez obie strony o nielojalność, główny bohater zostaje po wizycie Karli uznany za osobę sprzyjającą Żydom. Salih staje się persona non grata, a symboliczne wykluczenie z etnicznej wspólnoty Niemców następuje przez pozbawienie go niemieckiego obywatelstwa.

Viola Georgi, badająca stosunek młodzieży z pochodzeniem migracyjnym do narodowego socjalizmu oraz Holokaustu, wyróżniła kilka typowych postaw wobec tych wydarzeń. Jeden z typów polega jej zdaniem na odniesieniu do świadków, biernych uczestników oraz prześladowców i przyjęcie na próbę ich perspektywy²⁶. Taką próbę podejmuje moim zdaniem również Şenocak w powieści *Deutsche Schule*. W niemieckim dyskursie wspomnieniowym ten eksperyment wydaje się szczególnie ciekawy. Mierzy się on z pytaniem, które w swoim artykule o Auschwitz jako miejscu pamięci Peter Reichel uznał za kwestię w sposób podstawowy określającą niemiecki charakter Zagłady, tego dziś już globalnego symbolu: dlaczego nikt nie przeszkodził Hitlerowi i dlaczego to brutalne przestępstwo zdarzyło się właśnie w Niemczech²⁷?

Na marginesie tych rozważań pojawia się jednak w powieści *Deutsche Schule* również inny typ odniesień do przeszłości w postaci tworzenia analogii między traktowaniem Żydów i Turków jako obcych. Powieściowa Karla podważa sens tureckich dążeń do europeizacji nawiązując do doświadczeń zanegowanej żydowskiej asymilacji: „Europejczycy nie zaakceptowali nawet nas [Żydów]. Was, noszących turbany akurat zaakceptują? Nigdy nie pozbędziecie się tego turbanu. Widać go na wszystkich starych fotografiach we wszystkich albumach. Nie da się go usunąć ani ze starych zdjęć, ani z pamięci, w którą te obrazy się wryły”²⁸. U Violi Georgi tego typu nawiązanie zaliczone zostało do typu pierwszego, jako „negocjacja historycznego statusu ofiary przez strategię tworzenia analogii”²⁹. Współczesne doświadczenia rasizmu i dyskryminacji ze strony niemieckiej większości zostają przez etniczne mniejszości powiązane z mechanizmami wykluczenia i prześladowania, stosowanymi przez reżim nazistowski. Aleida Assman określa za Wernerem Konitzerem takie powiązanie różnych historycznych doświadczeń cierpienia jako *opferidentifizierte Erinnerung*³⁰, pamięć identyfikującą się z ofiarami. Realne różnice między takimi odległymi w czasie doświadczeniami mogą, lecz nie zawsze są w tym przypadku uwzględniane.

Obraz współczesnych tureckich imigrantów w roli ofiar lub potencjalnych ofiar dyskryminacji, wykluczenia, a nawet przemocy, w roli, która (choć w innym stopniu) wcześniej stała się udziałem niemieckich Żydów, rysuje się wyraźnie w losach kilkorgu młodych bohaterów prozy niemiecko-tureckich autorów.

²⁵ *Ibidem*, s. 19.

²⁶ V. B. Georgi, *op. cit.*, s. 103.

²⁷ Reichel, Peter, *Auschwitz*, w: Etienne François/Hagen Schulze (red.), *op. cit.*, s. 621.

²⁸ Z. Şenocak, *Deutsche Schule. Roman*, Berlin 2012, s. 105, tł. D.M.-O.

²⁹ V. B. Georgi, *op. cit.*, s. 103, tł. D.M.-O.

³⁰ A. Assmann, *op. cit.*, s. 130.

W powieści *Selam Berlin* (2003) czasy narodowego socjalizmu stają się punktem referencyjnym dla opisu sytuacji w Berlinie między upadkiem muru a zjednoczeniem Niemiec. Autorka Yadé Kara pokazuje, jak, równoległe do procesu konstruowania wspólnoty narodowej na fundamencie więzów krwi, rośnie tendencja do odgradzania się od obcych, przybierająca w końcowej części powieści formę czynnej napaści neonazistów na łatwo identyfikowalne mniejszości etniczne.

Przedstawicielem takiej właśnie grupy jest główny bohater powieści i zarazem jej narrator, Hasan Kazan. Utożsamiający się z kilkoma kulturami dziewiętnastolatka unika etnicznych przyporządkowań, a przyparty do muru określa się lokalnie jako Berlińczyk z Kreuzbergu. Nie chroni go to w żadnej mierze przed symboliczną i fizyczną przemocą niemiecko-niemieckiej większości. Opisując swój stan emocjonalny w sytuacji bezpośredniego zagrożenia Hasan odwołuje się do swojej wiedzy historycznej na temat nazistowskich pogromów, stawiając się w nawet gorszej sytuacji: „Przypomniała mi się kobieta, o której kiedyś czytałem, że całą noc jeździła z rodziną metrem między stacjami końcowymi, żeby uniknąć pogromu. [...] Tylko że ja nie byłem blondynem jak ta kobieta. Miałem ciemne włosy i rzucałem się w oczy. Tu byłem atakowany z powodu moich czarnych włosów i brązowych oczu a nie, jak w Stambule, z powodu mojego portfela”³¹.

Rasizm, którego Hasan i jego krewni oraz przyjaciele coraz częściej doświadczają w Berlinie, posługuje się językiem obojętnym na cechy indywidualne, obrazy wroga są stosowane wymienne. Jednym tchem obraża się Turków i Żydów („Kanackensau und Judenpack”³²). W knajpie, w której ostatecznie nie zostanie obsłużony, narrator musi najpierw wysłuchać dywagacji miejscowych seniorów na temat swojego pochodzenia. Dylemat, czy jest on Żydem czy Turkiem, zostaje rozwiązany stwierdzeniem, że przecież „na jedno wychodzi”³³. Podobne doświadczenia skłaniają Hasana do opuszczenia miejsca swego urodzenia i wyjazdu z RFN. Jego kuzynka Leyla, córka Turka i Niemki, dystansuje się werbalnie od Niemiec i ich przeszłości. Zepchnięta do roli ofiary we własnym kraju nie chce przejmować odpowiedzialności za historię sprawców, którą dla niej symbolizują Hesse, Hitler i Holokaust³⁴.

Swoista wymienność Turków i Żydów ma w powieści również swoją współczesną odwróconą wersję. Oto znany niemiecki reżyser, u którego Hasan gra dealera narkotyków, stwierdza, że tematyka turecka nie jest już nośna i czas skupić się w kinie na imigrujących do Niemiec Żydach ze Wschodu.³⁵ Orientalizm wspomnianego reżysera zastępuje filosemityzm, a wspólnym mianownikiem tych postaw jest esen-

³¹ Y. Kara, *Selam Berlin*, Zürich 2003, s. 347, tł. D.M.-O.

³² *Ibidem*, s. 346.

³³ *Ibidem*, 2003, s. 232. Wymienność symbolicznych przedstawień Obcego-wroga występuje również w powieści Şenocak *Gefährliche Verwandtschaft*: artykuł głównego bohatera na temat muzułmańskich domów modlitwy wydawca samowolnie opatruje fotografią berlińskiej synagogi oraz wzbudzającym strach tytułem; Z. Şenocak, *Gefährliche Verwandtschaft*, München 2009, s. 112.

³⁴ Y. Kara, *op. cit.*, s. 168.

³⁵ *Ibidem*, s. 373.

cialistyczne redukowanie ludzi do cech, uważanych za z gruntu odmienne od dominującej większości.

Porównania niemieckich Turków do niemieckich Żydów są jeszcze wyraźniej artykułowane w książce Feriduna Zaimoglu *Koppstoff. Kanak Sprak vom Rande der Gesellschaft* z 1998 roku. Zawiera ona szereg fikcyjnych protokołów z wywiadów z mieszkającymi w Niemczech młodymi kobietami tureckiego pochodzenia. Przedmowa *Koppstoff* wyjaśnia między innymi kontekst powstania tego dzieła. Jest nim specyficzna sytuacja wewnętrzna Niemiec końca lat dziewięćdziesiątych, gdzie „werbalna i fizyczna przemoc skrajnej prawicy stała się taką codziennością jak wizyta w piekarni”³⁶. Malejącej liczbie protestów wobec tego zjawiska towarzyszy, zdaniem Zaimoglu, rosnące poparcie dla niego w klasie średniej.

Na tak zarysowanym tle nie dziwi, że kobiety sportretowane w *Koppstoff* nawiązują w swoich wypowiedziach do prześladowań Żydów oraz Holokaustu. Nawiązania te mają najczęściej charakter bezrefleksyjnych stwierdzeń. Na przykład studentka Devrim, która określa siebie jako urodzoną ofiarę, porównuje sytuację niemieckich dzieci, rozpromienionych „jakby właśnie wrzuciły do pieca kilku Żydów”³⁷ i tureckich dzieciaków w getcie bez przyszłości. Hatice wręcz zazdrości Żydom, którzy jej zdaniem są współcześnie lepiej traktowani niż muzułmanie³⁸. W wywiadach padają też krytyczne uwagi o niemieckim dążeniu do postawienia grubej kreski oraz niemieckiej skłonności do antysemityzmu i rasizmu.³⁹

U Kary i Zaimoglu⁴⁰ analogie do Holokaustu są instrumentem do wyrażenia i podkreślenia własnych bolesnych doświadczeń, nie pogłębiają ani zrozumienia dla sytuacji wcześniejszych ofiar ani poczucia solidarności z nimi. Jest to jedynie szczególnie atrakcyjny zabieg w walce o uznanie własnych historii. Dirk Moses zauważa: „Traumatic memory is necessarily analogical: we did not just suffer; we suffered like this or that, or we suffered more than or differently from them. [...] Without analogues, it is difficult to successfully bid for recognition, because the common sense of a public sphere will ascribe significance to certain tapes of suffering and not to others.”⁴¹ W efekcie można tu mówić o dekontekstualizacji, dehistoryzacji i relatywizacji Holokaustu. Specyfika wydarzeń i zjawisk oraz ich skala ulegają całkowitemu zatarciu.

Zbliżając się do końca rozważań wróćmy do filmu *Der letzte Mensch*, wspomnianego we wstępie do niniejszego artykułu. Tu również pojawia się analogia między

³⁶ F. Zaimoglu, *Kanak Sprak / Koppstoff. Die gesammelten Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*, Köln 2011, s. 122, tł. D.M.-O.

³⁷ *Ibidem*, s. 209, tł. D.M.-O.

³⁸ *Ibidem*, s. 177.

³⁹ *Ibidem*, s. 210, 213, 221.

⁴⁰ W najnowszej powieści Feriduna Zaimoglu *Siebertürmeviertel* (Köln 2015) temat II wojny światowej potraktowany został zadziwiająco pobieżnie, choć połowa 800-stronicowej książki toczy się w Stambule podczas trwania tej wojny, a głównym bohaterem jest syn niemieckiego imigranta uciekającego przed nazistami do Turcji.

⁴¹ D. Moses/M. Rothberg, *A Dialogue on the Ethics and Politics of Transcultural Memory*, w: Lucy Bond/Jessica Rapson (red.), *The Transcultural Turn. Interrogating Memory Between and Beyond Borders*, Berlin/Boston 2014, s. 29.

społecznym odbiorem tureckich imigrantów we współczesnych Niemczech i wcześniejszymi prześladowaniami Żydów w Trzeciej Rzeszy. Powołując się na słowa pewnego „dziwnego turkologa”⁴² młoda Gül stwierdza w rozmowie z ocalałym z Holokaustu Marcusem, że Turcy to nowi Żydzi Europy. „Jesteśmy tak samo lubiani jak wy wtedy”⁴³ □ dodaje ironicznie tytułem wyjaśnienia. Markus oponuje mówiąc, że tych sytuacji nie można porównywać i wskazuje na miliony Żydów zamordowanych przez nazistów, podkreślając tym samym wyjątkowość Holokaustu.

Ten krótki dialog odzwierciedla trwającą z niesłabnącym natężeniem dyskusję między zwolennikami tezy o wyjątkowości Holokaustu a wyznawcami tezy o uniwersalności Zagłady, czy też □ ujmując to inaczej □ dyskusję na temat możliwości stosowania analogii do Holokaustu w opisie doświadczeń innych grup społecznych czy narodowych. Jak sugeruje Przemysław Czapliński i Ewa Domańska we *Wstępie* do tomu *Zagłada. Współczesne problemy rozumienia i przedstawiania* punkt ciężkości tej dyskusji przesuwają się dziś coraz bardziej od Holokaustu jako wydarzenia historycznego do form i treści jego przedstawień, od zagadnień epistemologicznych do etycznych.⁴⁴ Autorzy wskazują na uniwersalizację Holokaustu jako „rodzaju kulturowego kodu dla określania różnych form zorganizowanych mordów”⁴⁵. Na zjawisko uniwersalizacji pamięci o Holokauście zwrócili najpierw uwagę Daniel Levy i Natan Sznajder, twierdząc, że stał się on swoistym „uniwersalnym kontenerem”⁴⁶ pamięci o różnych ofiarach. Dirk Moses nazywa Holokaust obowiązującym na Zachodzie potocznym standardem cierpienia⁴⁷, podczas gdy Claus Leggewie widzi w nim po prostu ikonę zła⁴⁸.

Dla odniesień do Holokaustu u niemieckich twórców postmigracyjnych, opisujących przy ich pomocy negatywne doświadczenia pewnej mniejszościowej grupy społecznej, ważną jest jednak nie tylko uniwersalizacja Holokaustu oraz przekraczająca granice narodowe i kulturowe medialna wszechobecność jego obrazów. Ważną rolę odgrywa również fakt, że zaistniały one w niemieckiej kulturze pamięci, oferującej gotowe ramy opowiadania o dyskryminacji i cierpieniu. Od końca lat sześćdziesiątych w centrum tej kultury stoi współczucie dla ofiar (*Betroffenheit*), w szczególności ofiar Holokaustu.⁴⁹ Ponadto w ostatnich latach silniej eksponowa-

⁴² Dyrektor Centrum Studiów nad Turcją (ZfT) w Essen, Faruk Sen, użył tego porównania w 2008 roku w artykule dla tureckiego dziennika *Referans*, czym naraził się na ogromną krytykę niemieckiej opinii publicznej i utratę stanowiska.

⁴³ *Der letzte Mensch* [film], *op. cit.*, TC: 00:29:04–00:29:21.

⁴⁴ P. Czapliński/E. Domańska, *Wstęp*, w: Przemysław Czapliński/Ewa Domańska (red.), *Zagłada. Współczesne problemy rozumienia i przedstawiania*, Poznań 2009, s. 13.

⁴⁵ *Ibidem*, s. 14.

⁴⁶ D. Levy/N. Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, Frankfurt a.M. 2007, s. 229.

⁴⁷ D. Moses/M. Rothberg, *op. cit.*, s. 29.

⁴⁸ C. Leggewie, *Ein Schlachtfeld wird besichtigt. Sieben Kreise nationaler Erinnerung Europas*, w: Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (red.), *Die Zukunft der Erinnerung. Eine Wolfsburger Tagung*, Wolfsburg 2008, s. 25.

⁴⁹ U. Jureit, *Geliebte Identitäten. Opferidentifizierung und kollektive Erinnerung*, w: Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (red.), *op. cit.*, s. 87.

na jest narracja, w której w roli ofiar występuje również niemiecka większość obywateli Trzeciej Rzeszy.

Ta rosnąca atrakcyjność statusu ofiary pozwala przypuszczać, że Holocaust na długo jeszcze pozostanie stałym elementem odniesienia dla prześladowanych, dyskryminowanych, i doświadczających przemocy. Przyczyniać się będzie do tego z jednej strony napływ imigrantów z rejonów objętych różnymi konfliktami, z drugiej potencjał ksenofobiczny wśród rdzennych mieszkańców Niemiec i Europy. Pytanie, jak w sposób etyczny porównywać, równocześnie nie zacierając różnic i jak dopuszczać do głosu różne historie i doświadczenia, unikając licytowania krzywd, pozostanie nadal aktualne.

Bibliografia

- Antrag zum Völkermord an Armeniern beschlossen*, <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2016/kw22-de-armenier/423826>, dostęp 25.02.2017.
- Assmann, Aleida, *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention*. München 2013.
- Bali, Rifat N., *Die Wahrnehmung des Holocaust in der Türkei*, w: Günther Jikeli, Kim Robin Stoller/Joëlle Allouche-Benayoun (red.), *Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich*, Frankfurt am Main 2013, s.123–134.
- Bensoussan, Georges: *Eine unvergleichbare Geschichte?* w: Günther Jikeli/Kim Robin Stoller/Joëlle Allouche-Benayoun (red.): *Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich*, Frankfurt am Main 2013, s. 39–45.
- Bevölkerung mit Migrationshintergrund auf Rekordniveau*, https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2016/09/PD16_327_122.html, dostęp 25.02.2017.
- Cheesman, Tom, „*Einfach eine neue Form*“: *Gespräch mit Zafer Şenocak*, w: Tom Cheesman/Karin Yeşilada (red.), *Zafer Şenocak*, Cardiff 2003, s. 19–30.
- Czapliński, Przemysław/Ewa Domańska, *Wstęp*, w: Przemysław Czapliński/Ewa Domańska (red.), *Zagłada. Współczesne problemy rozumienia i przedstawiania*, Poznań 2009, s. 7–14.
- Diner, Dan, *Nation, Migration and Memory: On Historical Concepts of Citizenship*, w: „Constellations“ 4, nr. 1, 3, 1998, s. 293–306.
- François, Etienne/Hagen Schulze (red.), *Deutsche Erinnerungsorte*, t. I, München 2009.
- Georgi, Viola B., „*Ich kann mich für Dinge interessieren, für die sich jugendliche Deutsche auch interessieren*“: *Zur Bedeutung der NS-Geschichte und des Holocaust für Jugendliche aus Einwandererfamilien*, w: Viola B. Georgi, Rainer Ohliger (red.), *Crossover Geschichte. Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft*, Hamburg 2009, s. 90–108.
- Hagemann, Steffen/Roby Nathanson, *Deutschland und Israel heute. Verbindende Vergangenheit, trennende Gegenwart?*, Gütersloh 2015, <https://www.bertelsmann-stif->

- tung.de/de/publikationen/publikation/did/deutschland-und-israel-heute, dostęp 25.02.2017.
- Jikeli, Günther/Kim Robin Stoller/Joëlle Allouche-Benayoun (red.), *Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich*, Frankfurt am Main 2013.
- Jikeli, Günther, *Wahrnehmungen des Holocaust unter jungen Muslimen in Berlin, Paris und London*, w: Günther Jikeli/Kim Robin Stoller/Joëlle Allouche-Benayoun (red.), *Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich*, Frankfurt am Main 2013, s. 185–226.
- Jureit, Ulrike, *Geliehene Identitäten. Opferidentifizierung und kollektive Erinnerung*, w: Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (red.), *Die Zukunft der Erinnerung. Eine Wolfsburger Tagung*, Wolfsburg 2008, s. 85–99.
- Kara, Yadé, *Selam Berlin*, Zürich 2003.
- Kux, Ulla, *Deutsche Geschichte und Erinnerung in der multiethnischen und -religiösen Gesellschaft. Perspektiven auf interkulturelle historisch-politische Bildung*, w: Heidi Behrens/Jan Motte (red.), *Politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft*, Schwalbach/Taunus 2006, s. 241–259.
- Leggewie, Claus, *Ein Schlachtfeld wird besichtigt. Sieben Kreise nationaler Erinnerung Europas*, w: Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (red.), *Die Zukunft der Erinnerung. Eine Wolfsburger Tagung*, Wolfsburg 2008, s. 21–34.
- Der letzte Mensch* [film], reż. Pierre-Henry Salfati, Deutschland/Schweiz/Frankreich 2014, DVD Farbfilm Verleih Berlin 2014.
- Levy, Daniel/Natan Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, Frankfurt a.M. 2007.
- Messerschmidt, Astrid, *Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte*, Frankfurt am Main 2009.
- Moses, Dirk/Michael Rothberg, *A Dialogue on the Ethics and Politics of Transcultural Memory*, w: Lucy Bond/Jessica Rapson (red.), *The Transcultural Turn. Interrogating Memory Between and Beyond Borders*, Berlin/Boston 2014, s. 29–38.
- Radonic, Ljiljana/Heidemarie Uhl, *Zwischen Pathosformel und neuen Erinnerungsk Konkurrenzen. Das Gedächtnis-Paradigma zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Zur Einleitung*, w: Ljiljana Radonic/Heidemarie Uhl (red.), *Gedächtnis Im 21. Jahrhundert. Zur Neuverhandlung Eines Kulturwissenschaftlichen Leitbegriffs*, Bielefeld 2016, s. 7–25.
- Reichel, Peter, *Auschwitz*, w: Etienne François/Hagen Schulze (red.), *Deutsche Erinnerungsorte*, t. I, München 2009, s. 600–621.
- Şenocak, Zafer/Karin Yeşilada, „Darf man Türken und Juden vergleichen, Herr Şenocak?“ *Interview mit Zafer Şenocak*, „Der Tagesspiegel“, 13./14.4.1995.
- Şenocak, Zafer, *Atlas des tropischen Deutschland*, Berlin 1992.
- Şenocak, Zafer, *Deutsche Schule. Roman*, Berlin 2012.
- Şenocak, Zafer, *Deutschsein. Eine Aufklärungsschrift*, Hamburg 2011.
- Şenocak, Zafer, *Gefährliche Verwandtschaft*, wyd. 2, München 2009.
- Topçu, Özlem/Heinrich Wefing, „Bist du Jude?“ *Zwei Deutschtürken versuchen, die deutsche Geschichte zu erklären – und treffen auf hartnäckige Vorurteile*, „Die Zeit“, 21.01.2010, <http://www.zeit.de/2010/04/Umfrage-Reportage?page=all>, dostęp 24.02.2017.

Worte des Gedenkens beim ökumenischen Gottesdienst, <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2015/04/150423-Gedenken-Armenier.html?nn=1891550>, dostęp 25.02.2017.

Zaimoglu, Feridun, *Kanak Sprak / Koppstoff. Die gesammelten Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*, Köln 2011.

Słowa kluczowe

Holocaust, pamięć zbiorowa, literatura niemiecko-turecka, migranci, rasizm

Abstract

The new Jews of Europe? German-Turkish literature and the Holocaust

In Germany, which is simultaneously post-Holocaust and post-migrant, the memory of the National Socialist regime and its crimes is still the centre of the memory culture. Additionally, the conceptual frame of the work of memory and the practice of commemoration tends to be both, mono-cultural and nation-oriented. This article draws attention to some literary approaches to the difficult legacy of the National Socialism and the Holocaust in works of German-Turkish writers Zafer Şenocak, Yadé Kara und Feridun Zaimoglu. It especially focuses on the comparisons made there between different histories of suffering experienced by ethnic minorities as well as between different genocides.

Keywords

Holocaust, collective memory, German-Turkish literature, migrants, racism

Zmienność granic normy językowej (na materiale źródeł leksykograficznych).

Cz. III: Słownictwo nacechowane w polszczyźnie XX wieku

Pod pojęciem wyrazu nacechowanego komunikacyjnie rozumiemy jednostkę leksykalną o specyficznych właściwościach semantycznych wykraczających poza określone w definicji leksykograficznej znaczenie, charakterystycznych dla słownictwa zaliczanego do danej odmiany języka, a wykorzystywaną w określonym kontakcie językowym, ograniczonym na przykład społecznie, zawodowo, geograficznie bądź socjalnie. Informację o takim przyporządkowaniu implikują kwalifikatory, stosowane w polskim słownictwie powszechnie od połowy XIX wieku, o czym pisałam w monografii poświęconej wydanemu w formie książkowej w 1859 roku *Dykcjonarzowi* Michała Amszejewicza¹, który stworzył obszerne i bogate opracowanie słownictwa zapożyczonego do polszczyzny, w wielu aspektach, m.in. w zakresie kwalifikowania, metaleksykograficznie nowatorskie.

Jak podkreśla Bogdan Walczak: „System kwalifikowania wyrazów stanowi istotny składnik rozwiniętego warsztatu leksykograficznego. Dla współczesnego słownikowi użytkownika języka kwalifikatory niosą informacje korygujące i wzbogacające jego praktykę językową, zapewniające jego uzusowi zgodność z obowiązującą normą i ułatwiające właściwe wykorzystanie całego bogactwa środków leksykalnych w rozmaitych sytuacjach komunikatywnych”². Oznacza to, że kwalifikatory służą realizacji podstawowego zadania słownika, jakim jest normatywność, co w wypadku słowników ogólnych języka oraz poprawnej polszczyzny, będących kodyfikatorami normy, jest zadaniem pierwszoplanowym.

Kwalifikatory jako element metaleksykograficzny odnajdujemy już jednostkowo w średniowiecznych próbach słownikarskich. Pierwszym zaś słownikiem, w którym jego autor – Jan Mączyński – systematycznie korzysta, opisując wyrazy ograniczone regionalnie i stylistycznie oraz frekwencyjnie, z dwóch typów kwalifikatorów, jest *Le-*

¹ E. Skorupska-Raczyńska, *Dykcjonarz Michała Amszejewicza na tle nowopolskich słowników wyrazów obcych*, Gorzów Wielkopolski 2004. Zob. też: E. Skorupska-Raczyńska, *Dykcjonarz Michała Amszejewicza jako ukryte źródło Słownika wileńskiego*, [w:] *Synchroniczne i diachroniczne aspekty badań polszczyzny*, t. IV, pod red. M. Białoskórskiej, Szczecin 1998, s. 71–86; B. Walczak, *Słownik wileński na tle dziejów polskiej leksykografii*, Poznań 1991;

² B. Walczak, *Kwalifikatory w słownikach języka polskiego*, [w:] *Wokół języka. Rozprawy i studia poświęcone pamięci Profesora Mieczysława Szymczaka*, Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk – Łódź 1988, s. 413. (413–422)

xicon Latino-Polonicum, wydany w Królewcu w roku 1564. W tymże dziele Mączyński posłużył się sformułowaniami: *jako mówią, jako niektórzy mówią, jako zową, niektórzy zową, też zową* oraz *może być zwan* itp.³, dając początek metodzie kwalifikowania wyrazów w słownikach, służącej ich sprawnej charakterystyce funkcjonalnej. Zwyczaj ten przeszedł długą drogę – od nielicznych określeń opisowo charakteryzujących wybrane przez renesansowego leksykografa wyrazy, do rozbudowanego systemu kwalifikatorów skrótowych i graficznych (ikonograficznych) stosowanych w słownikach doby nowopolskiej, współczesnych i polszczyzny najnowszej. Dziełem przełomowym i w tym zakresie jest opracowany przez M. Amszejewicza *Dykcjonarz*, którego zaletą jest m.in. nowatorskie rozwiązanie dotyczące systemu kwalifikowania słownictwa nacechowanego. Autor wyróżnia je bowiem pełnym zestawem do dziś stosowanych kwalifikatorów: terminologicznych (57 skrótów), ekspresywno-stylistycznych (11), normatywnych (9) oraz chronologicznych, geograficznych i społeczno-środowiskowych (po 2 skróty), użytych w słowniku – liczącym ponad 15 000 haseł – łącznie ponad 3 800 razy. Zestawienie i objaśnienie kwalifikatorów na początku słownika bezsprzecznie ułatwiało percepcję oznaczonych nimi jednostek leksykalnych.

Obecnie funkcjonujący system kwalifikowania wyrazów jest uporządkowany, ale jego zakres – choć znormalizowany – pozostaje otwarty i w pewnym zakresie elastyczny. Dla przykładu: B. Walczak w syntezie poświęconej kwalifikacji wyrazów w słownikach języka polskiego wyróżnia cztery grupy kwalifikatorów – 1) geograficzne, np. *pro.w*.[incjonalny]; 2) społeczno-środowiskowe, np. *ucz.n*.[iowski]; 3) chronologiczne, np. *daw*.[ny] i 4) ekspresywno-stylistyczne, np. *podn*.[iośły] i *rub*.[aszny]⁴. W popularnym *Wprowadzeniu do leksykografii polskiej* Piotra Żmigrodzkiego odnajdujemy ich rozbudowany podział na – 1) terminologiczne, np. *mat*.[ematyczny]; 2) stylistyczno-pragmatyczne, np. *książk*.[owy] i *wulg*.[arny]; 3) społeczno-środowiskowe, np. *biur*.[owy] i *złodz*.[iejski]; 4) geograficzno-środowiskowe, np. *gwar*.[owy] i *krak*.[owski]; 5) dotyczące religii i mitologii, np. *rel*.[igijny]; 6) dotyczące rozrywki i sportu, np. *karc*.[iany]; 7) chronologiczne, np. *przestarz*.[ały] i 8) frekwencyjne, np. *rzad*.[ki]⁵; zaś we wstępie do *Uniwersalnego słownika języka polskiego* Stanisław Dubisz proponuje klasyfikację obejmującą kwalifikatory: 1) chronologiczne, np. *arch*.[aizm]; 2) stylistyczne, np. *książk*.[owy]; 3) ekspresywne, np. *iron*.[iczny]; 4) profesjonalno-naukowe, np. *med*.[yczny]; 5) socjolektalno-środowiskowe, np. *łow*.[iecki]; 6) geograficzne, np. *reg*.[ionalny]⁶. Zgodnie z popularnym w polskiej leksykografii podziałem wyróżnić możemy zatem kwalifikatory: ekspresywno-stylistyczne, chronologiczne, geograficzne, społeczno-środowiskowe, terminologiczne i normatywne – stosowane w formie skrótów zestawionych alfabetycz-

³ Zob. np.: W. Kuraszkiewicz, *Wyrazy polskie w Słowniku łacińsko-polskim Jana Mączyńskiego*, Cz. I, Wrocław – Warszawa – Kraków 1962; W. Kuraszkiewicz, *Regionalizmy w Leksykonie Jana Mączyńskiego*, „Slavia Occidentalis” 41, 1984, s. 25–43; B. Walczak, *Słownik wileńskie na tle dziejów polskiej leksykografii*, dz. cyt.

⁴ Por. B. Walczak, *Kwalifikatory w słownikach języka polskiego*, dz. cyt.

⁵ P. Żmigrodzki, *Wprowadzenie do leksykografii polskiej*, Katowice 2009, s. 68–70.

⁶ S. Dubisz, *Słownik i słownictwo*, [w:] *Uniwersalny słownik języka polskiego*, pod red. S. Dubisza, t. I, Warszawa 2003, s. XXXVI–XLVI. (IX–XCI)

nie na początkowych stronach słownika. Bez względu na subtelne różnice w podziałach klasyfikatorów leksykograficznych ich rola normatywna w zakresie kodyfikacji i stratyfikacji słownictwa nacechowanego funkcjonalnie jest niepodważalna. Jak podkreśla S. Dubisz: „Kwalifikatory są ważnym uzupełnieniem charakterystyki hasła (znaczenia, terminu, frazeologizmu), ponieważ określają miejsce danej jednostki słownikowej w zasobie leksykalnym”⁷.

Ewolucję w zakresie kwalifikowania wyrazów dostrzegamy również w XX-wiecznych trzech dużych słownikach poprawnej polszczyzny⁸. W pierwszym z nich, tj. *Słowniku poprawnej polszczyzny* S. Szobera odnajdujemy „Wykaz skrótów terminologicznych”, obejmujący 130 jednostek, w tym również ponad 40 kwalifikatorów, które zaliczyć możemy do chronologicznych, ekspresywno-stylistycznych, normatywnych, geograficznych i terminologicznych⁹. Kwalifikatora graficznego w postaci wykrzyknika (!), którym w *Słowniku* Szobera oznaczono prohibita w polszczyźnie połowy XX wieku, w wykazie nie ujęto, co uznać można za niedopatrzenie, jakiego ustrzegli się autorzy kolejnych leksykograficznych dzieł poprawnościowych¹⁰. W *Słowniku poprawnej polszczyzny* z lat siedemdziesiątych-osiemdziesiątych poprzedniego stulecia w cz. III. wprowadzenia, pt. „Objaśnienia skrótów i znaków”, zamieszczono bowiem trzy zestawienia: 1. „Skróty wyrazów, terminów i kwalifikatorów” (liczące łącznie 110 jednostek); 2. „Skróty bibliograficzne” (14 jednostek); 3. „Znaki” (15), wśród których wymienia się wykrzyknik (!) jako oznaczający wyraz niepoprawny, rażący¹¹. Zarówno w pierwszym, jak drugim słowniku (mimo widocznego postępu) kwalifikatory zestawiono razem ze skrótami wyrazów, co odzwierciedlać może nie w pełni dostrzeganą rolę, jaką system kwalifikowania wypełnia w komunikacji językowej. Przejrzyste zestawienia odnajdujemy natomiast w *Nowym słowniku poprawnej polszczyzny*, wydanym po raz pierwszy pod koniec XX wieku, a kodyfikującym normę językową przełomu tysiącleci, w którym w pierwszej kolejności zamieszczono kwalifikatory (125 jednostek), a dalej w odrębnych zestawieniach 63 skróty oraz 8 znaków i symboli.

Celem niniejszego artykułu jest próba odpowiedzi na pytanie o zmienność granic normy w zakresie nacechowania wyrazów funkcjonujących w polszczyźnie, a wskazanych w słownikach jako kwalifikowane. Badaniem odjęto słownictwo nacechowane chronologicznie, geograficznie, ekspresywnie, stylistycznie i frekwencyjnie – wyekscerpowane na podstawie kwalifikatorów ze *Słownika poprawnej polszczyzny* S. Szobera i skonfrontowane z zasobami leksyki zarejestrowanej w późniejszych XX-wiecznych słownikach poprawnościowych polszczyzny.

⁷ Tamże, s. LVIII.

⁸ Mowa tu o dziełach: S. Szober, *Słownik poprawnej polszczyzny*, Warszawa 1958 (dalej SPPSz), jako rozszerzona i uzupełniona wersja wydania jego *Słownika ortoepicznego* z 1937 roku; *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego i H. Kurkowskiej, Warszawa 1973 (dalej SPPD); *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. A. Markowskiego, Warszawa 1999 (SPPM).

⁹ SPPSz, s. 53–54.

¹⁰ Mowa tu o SPPD i SPPM.

¹¹ SPPD, s. XXII–XXIII.

W *Słowniku* S. Szobera odnajdujemy 17 interesujących nas kwalifikatorów, które informują o nacechowaniu wyrazów: chronologicznym – *arch.*[aiczny], *dawn.*[iejszy] / [iej], *przest.*[arzały]¹²; geograficznym – *gw.*[arowy], *prow.*[incjonalizm], *reg.*[ionalizm]¹³; ekspresywnym – *iron.*[iczny], *pogardl.*[iwy], *rub.*[aszny], *tryw.*[ialny], *żart.*[obliwy]; stylistycznym – *gm.*[inny]¹⁴, *poet.*[ycki], *pot.*[oczny], *posp.*[olity], *przen.*[ośny]; frekwencyjnym – *rzadki* (*rzadko* / *rzadziej*)¹⁵, użytych łącznie 628 razy. Opatrzono nimi 569 wyrazów, w tym: 511 jednym z ww. kwalifikatorów, 57 dwoma i 1 trzema. Najczęściej podkreślane jest nacechowanie chronologiczne (wskazane w wypadku 173 jednostek leksykalnych) oraz frekwencyjne (154 jednostki leksykalne) i geograficzne (142 jednostki leksykalne); rzadziej ekspresywne (106 jednostek) i stylistyczne (53 jednostki leksykalne). Rangowo dominującym jest kwalifikator *rzadki* (154 użycia) oraz *daw.* (140 użycie) i *prow.* (odniesiony do 120 wyrazów), co dotyczy łącznie 65,9% analizowanego materiału. W kolejności odnajdujemy słownictwo *żart.* (52 jednostki), *arch.*, *przen.*, *rub.* (po 31), *gw.* (18), *tryw.* (17) i *pot.* (11), stanowiące łącznie 30,4% badanych wyrazów. Sporadycznie bądź jednostkowo są to wyrazy z kwalifikatorami: *posp.*, *pogardl.*, *reg.*, *poet.*, *iron.*, *przest.*, *gm.* – łącznie 3,7% wyekscerpowanych jednostek leksykalnych.

Konfrontacja wyekscerpowanego ze *Słownika* Szobera słownictwa (z podziałem na: nacechowane chronologicznie – 136 jednostek leksykalnych; frekwencyjnie – 130 jednostek leksykalnych; geograficznie – 123 jednostki leksykalne; ekspresywne – 80 jednostek leksykalnych; stylistycznie – 42 jednostki leksykalne oraz o nacechowaniu rozszerzonym – 58 jednostek leksykalnych) z zasobami leksyki zarejestrowanej w słownikach poprawnej polszczyzny późniejszych pozwala na wskazanie jego losów w polszczyźnie drugiej połowy XX wieku i przełomu tysiącleci¹⁶.

1. Słownictwo nacechowane chronologicznie (136 jednostek leksykalnych)

Grupę słownictwa w połowie XX wieku nacechowanego chronologicznie stanowią wyrazy wskazane w SPPSz za pomocą trzech kwalifikatorów: głównie *dawn.* (121 użycie), np.: *paradyż* ‘balkon’, *krócić* ‘skracać’, *kazać* ‘głosić kazanie’; rzadziej zaś

¹² W artykułach hasłowych również skrót *przestarz.*

¹³ Do wyrazów nacechowanych geograficznie zaliczam również wszystkie jednostki opatrzone kwalifikatorami: *krak.*[owski], *lit.*[ewski], *maz.*[owiecki], *młpol.* (małopolski), *podhal.*[ański], *warsz.*[awski], *włkpol.* (wielkopolski), najczęściej jako dopełnienie informacji zakodowanej w kwalifikatorach *prow.* i *reg.*

¹⁴ Kwalifikator *gm.*[inny] nie został ujęty w omawianym słownikowym zestawieniu.

¹⁵ W słownikach współczesnych i polszczyzny najnowszej spotkać można kwalifikatory o nieco zmienionej postaci, a sygnalizujące tożsame nacechowanie wyrazu. Dla przykładu w SPPM: kwalifikator *rzad.* oznacza ‘rzadki’, *daw.* ‘dawny’, *przen.* ‘przenośnie’, *reg.* ‘regionalny’. Nie stosuje się w nim kwalifikatora *prow.*, odnoszonego do słownictwa charakterystycznego dla danego regionu, oraz *gm.*, sygnalizującego dawniej słownictwo charakterystyczne również dla języka potocznego, dziś sygnowane kwalifikatorem *pot.*[oczny].

¹⁶ Jako źródło pomocnicze wykorzystany został tu również *Uniwersalny słownik języka polskiego*, pod red. S. Dubisza, t. I-IV, Warszawa 2003 (dalej USJP).

arch. (13 użyc), np.: **takowy** ‘taki’; a sporadycznie *przest.* (2 użycia), np.: **koopera-tywa** ‘spółka, spółdzielnia’. Ponad połowa z nich, tj. 76 jednostek (np.: **czwałować, lani, machlarz** ‘kłamca, oszust’, **osiel, plwany, poterać, przytomny** ‘obecny’, **zakał** ‘zakała’), przeszła w kolejnych latach do archiwum polszczyzny, o czym świadczy brak ich rejestracji w SPPM bądź USJP. Jeden z nacechowanych chronologicznie wyrazów, tj. **fracymer** zachował swoje nacechowanie¹⁷; pozostałe zaś 59 wyrazów uległo różnym procesom, w tym melioratywizacji – 20 jednostek, pejoratywizacji – 17 jednostek, a przeobrażeniom fałowym – 22 jednostki. O podniesieniu statusu komunikacyjnego 20 wyrazów świadczy ich obecne osadzenie w polszczyźnie literackiej, pisanej i/lub oficjalnej, co sygnalizują specyfikujące je w SPPM i / lub USJP kwalifikatory – *hist.* (np.: **kasztel, komput, limitacja**); *książk.* (np.: **przewinić, kupczyć** ‘handlować’), *podn.* (np.: **antenat, młódź** ‘młodzież’, **zali** ‘czy’); bądź trwająca jeszcze choć ograniczona żywotność, o czym świadczy kwalifikator *przestarz.* (np.: **kmieć, resursa, zagon** ‘oddział wojska’), sygnalizujący wyrazy funkcjonujące w zasadzie tylko w języku najstarszego bądź starszego pokolenia użytkowników języka. Ich przeciwieństwem ze względu na aspekt procesu komunikacyjnego jest 17 wyrazów uległych pejoratywizacji (np.: **dotyczyć, dramata, in-teresa, myślić, tłomok, wymoga**), w SPPD wskazanych jako prohibita i nierejestrowanych w wykorzystanych w pracy źródłach leksykograficznych nowszych. Różnicowane procesy dotyczą pozostałych 22 wyrazów, w wypadku których możemy mówić o fałowości nacechowania. Oto przykłady wyrazów w SPPSz nacechowanych chronologicznie ilustrujące zmienność normy a obecnie z jednej strony ich waloryzację: **azali** – *dawn.* (SPPSz) → *daw. podn. lub żart.* (SPPD) → *przestarz. podn.* (SPPM, USJP); **gwoli** – *arch.* (SPPSz) → *przestarz. żart.* (SPPD) → *przestarz.* (SPPM) → *książk. podn.* (USJP); **rekomendacja** – *dawn.* (SPPSz) → *wych.* (SPPD) → *książk.* (SPPM, USJP); **śmiele** ‘śmiało’ – *arch.* (SPPSz) → *przestarz.* (SPPD) → *rzad.* (SPPM) → *książk.* (USJP); **załomek** – *dawn.* (SPPSz) → *daw. rzad.* (SPPD) → *daw. rzad. książk.* (USJP); z drugiej deprecjację: **buszować** – *dawn.* (SPPSz) → *przen.* (SPPD) → *pot.* (SPPM, USJP); **hajdawery** – *daw.* (SPPSz) → *przestarz. żart.* (SPPD) → *daw.* (SPPM) → *pot. żart.*; także *hist.* (USJP); **zarobek** – *dawn.* (SPPSz) → *neutralny* (SPPD) → *przestarz.* (SPPM) → *pot.* (USJP).

2. Słownictwo nacechowane frekwencyjnie (130 jednostek leksykalnych)

Do słownictwa o ograniczonej – wg obowiązującej w połowie XX wieku normy – ekstensji zaliczyć możemy 130 wyrazów w SPPSz sygnowanych wyznacznikiem *rzadki* (*rzadko, rzadziej*), z których 6 (jak: **dwugodzinowy, gzygzak, zatrząsnąć**) zachowało swe nacechowanie, a połowa (65 jednostek leksykalnych), np.: **ciałatajstwo** ‘tałatajstwo’, **dumno** ‘dumnie’, **kompanion** ‘kompan’, **konotatka** ‘notatka’, **lubiony** ‘lubiany’, **łyskawica** ‘błyskawica’, **oszpetnić** ‘oszpecić’, **poselkini** ‘posłanka’, **rum-barbarum** ‘rabarbar’, **zreparować** ‘zreperować’, **żebracki** ‘żebraczy’ itp., została jako

¹⁷ Obecnie kwalifikowany jako archaizm.

w zasadzie formy fakultatywne zanikły w polszczyźnie drugiej połowy XX wieku pominięta w słownikach poprawnej polszczyzny późniejszych, co świadczyć może o zatartiu normatywnego problemu związanego z nimi. Pozostałe 59 jednostek leksykalnych uległo przekształceniom semantycznym częściowym, w tym w większości jednoznacznie wartościowanym ujemnie (23) bądź dodatnio (17) oraz w mniejszości zmiennym na przestrzeni analizowanego półwiecza (19). Wśród 23 wyrazów rzadkich, które uległy pejoratywizacji, odnajdziemy 13 prohibitów (np.: *dożywotny*, *bezdomy*, *chlastnąć*, *chomąt*, *delinkwent*, *tęchnięć*); 5 potoczizmów (np.: *hurgot*, *obsmarować*, *zakąszać*); 5 kwalifikowanych w polszczyźnie najnowszej jako przestarzałe (np.: *fizjognomia*, *wzajem*) bądź regionalne (np.: *wylusknąć*). W wyniku waloryzacji 17 analizowanych wyrazów większość (15 jednostek leksykalnych) uzyskała status neutralnych i równorzędnych w parach fakultatywnych, jak np.: *kluska* (*klusek*), *wklęsnięty* (*wklęsły*), *zwiędnięty* (*zwiędły*); bądź z punktu widzenia normy wyłącznych, jak np.: *jajo*, czy też dominujących, jak w wypadku jednostki *kasza-leć*, która utożsamiała się frekwencyjnie z formą *kaszlać* i zdominowała formę *ka-słać* – wcześniej powszechnie używanymi. Jednostkowo (2 wyrazy) w wyniku melioratywizacji doszło do przyporządkowania dziedzinowego, czego przykładem jest wyraz *konstytucjonalny* – wcześniej rzadki, dziś funkcjonujący jako termin specjalistyczny w zakresie medycyny i biologii.

Odrębną grupę stanowi tu 19 wyrazów charakteryzujących się zmiennością normy w zakresie ich przyporządkowania funkcjonalnego i komunikacyjnego. W wyniku falowych zmian semantycznych częściowych uzyskały one w polszczyźnie przełomu stuleci XX i XXI status jednostek książkowych bądź podniosłych, ale także potocznych; terminologicznych lub środowiskowych oraz nacechowanych chronologicznie, co ilustrują przykłady wyrazów o niskiej frekwencji, opatrzonych w SPPS_z sygnaturą *rzadki* (*rzadko*, *rzadziej*): *abominacja* → *wych.* (SPPD) → *książk.* (USJP); *wyścielać* → *reg.* (SPPD) → *reg.* (SPPM) → *książk.* (USJP); *zziębły* → brak rejestracji (SPPD) → *neutralny* (SPPM) → *książk.* (USJP); *knować* → *książk.* (SPPD) → *przestarz.* (SPPM) → *przestarz.* albo *podn.* (USJP); *kościółek* → *neutralny* (SPPD) → *pot.* (USJP); *tryl* → *rzad.* (SPPD) → *muz. zool.* (USJP); *więzadło* → *neutralny* (SPPD) → *rzad.* (SPPM) → *anat.* (USJP); *ściągaczka* → *neutralny* (SPPD) → *ucz.* (USJP); *podchlebić* → *posp.* (SPPD) → *przestarz.* (SPPM); *wiośniany* → *poet.* (SPPD) → *przestarz.* (USJP); *śród* → *rzad. książk.* (SPPD) → *przestarz.* (SPPM, USJP) itp.

3. Słownictwo nacechowane geograficznie (123 jednostki leksykalne)

O nacechowaniu geograficznym słownictwa zarejestrowanego w SPPS_z informują trzy kwalifikatory wskazujące na: prowincjonalizmy (104 jednostki leksykalne) i regionalizmy (4 jednostki) oraz słownictwo gwarowe (15 jednostek leksykalnych). Bez małą ⅓ słownictwa w tej grupie (łącznie 79 jednostek) poza rejestracją w SPPS_z nie uzyskało potwierdzenia w nowszych słownikach poprawnej polszczyzny bądź w USJP. Są to m.in. takie wyrazy, jak: *bruścik* ‘mostek cielęcy’, *ciamcialamcia* ‘niedorajda’, *krząkać* ‘chrząkać’, *fajerki* ‘zapałki’, *fajerman* ‘strażak’, *fararz* ‘pro-

boszcz', *hadki* 'wstrętny', *karaskać* 'kłopotać się', *przeciekacz* 'cedzak', *serzaniec* 'sernik', *skopowina* 'baranina', *stryfelki* 'zapałki', *zlewa* 'ulewa', *znachodzić* 'znajdować' itp., które wciąż pozostają żywe w dialektach, gwarach i języku danego regionu¹⁸, mimo ich geograficznego ograniczenia. Pozostałe 44 jednostki o prototypowym nacechowaniu geograficznym odnajdujemy w nowszych słownikach, wykorzystanych w niniejszym badaniu, jako wyrazy: o niezmiennym nacechowaniu geograficznym – 9 jednostek leksykalnych (np.: *bułka* 'bochenek', *omasta*, *pyrki*, *szabaśnik* 'piekarnik', *proch* 'pył', *radyska* 'rzodkiewka'); podległe przekształceniom semantycznym częściowym – 35 jednostek leksykalnych – w wyniku melioratywizacji (17), pejoratywizacji (12) i zmian falowych (6). Zakładając, że proces waloryzacji w wypadku słownictwa ograniczonego geograficznie polega przede wszystkim na upowszechnieniu w języku obiegowym wyrazów wcześniej przyporządkowanych funkcjonalnie do języka jednego (danego) regionu, możemy do jednostek leksykalnych o podniesionym statusie zaliczyć obok form w polszczyźnie najnowszej neutralnych (np.: *grysik* 'manna', *kawon* 'arbuz', *podstawka* 'spodek', *wyglądnać* 'wyjrzeć'), również słownictwo kwalifikowane jako książkowe (np.: *uścielić*) bądź potoczne (np.: *chandra* 'przygnębienie', *literatka* 'szklanka', *okrasa* 'tłuszcz do polania', *powtórka* 'powtórzenie'). O degradacji funkcjonalnej słownictwa z kolei świadczy dalsze jego ograniczenie, co w wypadku wcześniejszych 12 jednostek leksykalnych zawężonych geograficznie znalazło odbicie w prohibicji językowej (w odniesieniu np. do takich form, jak: *brzytew*, *butel*, *wymoga*), bądź nacechowaniu chronologicznym (np. w wypadku wyrazów: *haczyk* 'pogrzebacz', *zarzutka* 'lekkie palto', *tutka* 'ustnik do papierosa'), na które wskazuje kwalifikator *przestarz.*, lub społeczno-środowiskowym, np. w odniesieniu do wyrazu *firanka*, opatrzonego w słownikach współczesnych sygnaturą *środ. handl.*

Nieliczną grupę wyrazów o zróżnicowanym w toku rozwoju nacechowaniu tworzy 6 jednostek leksykalnych, np.: *koszar* – *prow.* (SPPSz) → *neutralne* (SPPD) → *reg.* (SPPM) → *etn.* (USJP), *roźścielić* – *prow.* (SPPSz) → *reg.* (SPPD) → *neutralne* (SPPM) → *pot.* (USJP) i *sznurówka* – *gw.* (SPPSz) → *gw.* (SPPD) → *reg.* (SPPM) → *pot.* (USJP), odzwierciedlających zmienność granic normy.

4. Słownictwo nacechowane ekspresywnie (80 jednostek leksykalnych)

Słownictwo nacechowane ekspresywnie jest przede wszystkim charakterystyczne pod względem emocjonalnych i przyporządkowane pewnym odmianom funkcjonalnym języka. W SPPSz zostało wskazane pięcioma kwalifikatorami, czyli: *żart.* (33 jednostki leksykalne) i *rub.* (26 jednostek) oraz *tryw.* (15 jednostek); rzadziej – *po-gardl.* (4 jednostki) bądź *iron.* (2 jednostki leksykalne). Poza jednostkowym *żart.* *trajluś*, który zachował swoje nacechowanie w polszczyźnie, pozostałe uległy różnym procesom językowym. Bez mała ¼ analizowanych wyrazów ekspresywnych

¹⁸ Por. np. A. Piotrowicz, M. Witaszek-Samborska, *Słowniczek gwar Poznania i Wielkopolski*, Poznań 2009.

przeszła do archiwum języka (19 jednostek), przede wszystkim sygnowane jako żartobliwe (11), np.: *antrepryza* ‘przedsięwzięcie’, *miskolancja* ‘mieszanina’, *inkomodować* ‘niepokoić, kłopotać’, *kwiczół* ‘wieprz, świnia’; rzadziej rubaszne (5), np.: *ożreć się* ‘najeść do syta’, a jednostkowo trywialne, pogardliwe i ironiczne (3), np.: tryw. *czochać się* ‘drapać się’ i *pogardl. polactwo* ‘Polacy’. Pozostałe ekspresywizmy (60 jednostek leksykalnych) uczestniczyły w jednoznacznych procesach melioratywizacji (29) i pejoratywizacji (5) oraz w skomplikowanych procesach falowych (26). Waloryzacja analizowanych wyrazów dotyczy słownictwa prototypowo trywialnego (9), rubasznego (12) i żartobliwego (8), co stanowi znaczący ich odsetek – od 60% w wypadku pierwszego, poprzez 46% w wypadku drugiego, po 24% w zakresie trzeciego. Jednostki prototypowo rubaszne i trywialne odnajdujemy zwaloryzowane jako przede wszystkim potoczne, jak w przykładach: *wlepić* ‘wymierzyć karę’, *wsytać się* ‘zdradzić się’, *zmachać* ‘zmęczyć’ i *guzik* ‘nic’, *forsiasty* ‘bogaty’, *kiwać* ‘oszukiwać’. Z kolei w wypadku słownictwa żartobliwego zmiana znaczeniowa częściowa przesunęła wyrazy do leksyki charakterystycznej dla języka pisanego, co odzwierciedlają takie wyrazy, jak: *koligacja* ‘powinowactwo’, *kontrować* ‘przezczyć’, *prosperować* ‘rozвивać się’ itp. Nieliczne przypadki obniżenia rangi analizowanych ekspresywizmów (5 jednostek) dotyczą wyrazów głównie prototypowo żartobliwych, jak np.: *frajda*, które w wyniku zmian stały się potocznościami, i jednostkowo trywialnego *rzygać*, zaliczanego w polszczyźnie najnowszej do wulgarnych.

Podobnie jak w wypadku jednoznacznej melioratywizacji, w procesach zmian falowych uczestniczyły przede wszystkim jednostki leksykalne prototypowo żartobliwe i rubaszne (po 9), rzadziej trywialne, ironiczne i pogardliwe (łącznie 8 jednostek). Oto przykłady: *aplikować* – żart. (SPPSz) → neutralne albo żart. (SPPD) → *przen.*, żart., *książk.*, *praw.* (SPPM) → *praw. książk.* (USJP); *deliberować* – żart. (SPPSz) → *wych.* (SPPD) → *książk.* (SPPM) → *przestarz.* (USJP); *mariaż* ‘związek małżeński’ – żart. (SPPSz) → *przestarz.*, żart., *iron.* (SPPD) → *przestarz.* (SPPM) → *książk.* (USJP); *cwaniak* – rub. (SPPSz) → *posp.* (SPPD) → *pot.* (SPPM, USJP); *odstawić się* ‘odczepić się’ – rub. (SPPSz) → *wulg.* (SPPD) → *pot.* (SPPM, USJP); *trzymać się* (ciepło) – rub. (SPPSz) → *przen.* (SPPD) → *pot.* (SPPM, USJP); *żreć* ‘jeść żarłocznie’ – tryw. (SPPSz) → *ordyn.* (SPPD) → *posp.* (SPPM) → *pot.* (USJP); *mędreć* – *iron.* (SPPSz) → *pot.* (SPPD) → *pot.* (SPPM) → *pot. pogardl.* albo *lekc.* (USJP); *burzuj* – *pogardl.* (SPPSz) → *pogardl.* (SPPD) → *ekspr.* (SPPM) → *pot. pogardl.* itp.

5. Słownictwo nacechowane stylistyczn/ie (42 jednostki leksykalne)

Słownictwo nacechowane stylistycznie (o przyporządkowaniu funkcjonalnym jak w wypadku ekspresywizmów) zidentyfikowano w SPPSz za pomocą pięciu kwantyfikatorów wskazujących na słownictwo przenośne (25 jednostek), potoczne (9 jednostek), pospolite (6 jednostek) oraz poetyckie i gminne (po 1 jednostce leksykalnej). Ze względu na kierunek zmian, w tej grupie dominują formy podległe zmianom częściowym – łącznie 15 jednostek, w tym częściowej melioratywizacji (9), jak w wypadku pierwotnie przenośnych, np.: *źródło* ‘początek’, *ciasny* ‘ograniczony’, *mate-*

ria ‘temat’ itp. waloryzowanych na książkowe; potocznych, np.: *ubikacja* ‘klozet’ itp. podniesionych do rangi słownictwa neutralnego; pospolitych, np. *chryja* ‘awanturna’ itp. funkcjonujących obecnie jako potoczne; rzadziej i tylko w wypadku słownictwa przenośnego – pejoratywizacji (6 jednostek), jak w przykładach wyrazów: *goły* ‘biedny’, *kawał* ‘dowcip’, *oklepany* ‘często powtarzany’, zdeprecjonowanych do poziomu komunikacji potocznej. Kolejne 11 analizowanych jednostek z dużą dozą prawdopodobieństwa przeszło do archiwum polszczyzny, jak np.: *przen. siedlisko* ‘naczynie’, *pot. literatka* ‘studentka literatury’, *posp. rozmetłać* ‘rozplątać’, *poet. uśmiechniony* ‘uśmiechnięty’ itp. Zachowanie znaczenia bez zmian dotyczy 7 jednostek charakterystycznych niezmiennie przede wszystkim dla analizowanego słownictwa potocznego, co odzwierciedlają przykłady: *frajer*, *forsa*, *glans*, *zaraza* itp. Bez mała 1/5 wyrazów w tej grupie (łącznie 9 jednostek) charakteryzują zmiany, jak w przykładach: *dalece* – *przen.* (SPPSz) → *wych.* (SPPD) → *książk.* (USJP); *dociąć* ‘złośliwie coś skomentować’ – *przen.* (SPPSz) → neutralny (SPPD) → *pot.* (SPPM, USJP); *tuszczyć* ‘obierać z łusek’ – *przen.* (SPPSz) → neutralny (SPPD) → neutralny (SPPM) → *pot./ techn.* (USJP); *materia* ‘sprawa’ – *przen.* (SPPSz) → *przestarz.* (SPPD) → *książk.* (SPPM, USJP) itp.

6. Słownictwo o nacechowaniu rozszerzonym (58 jednostek)

Grupą wyrazów o szczególnym nacechowaniu są jednostki charakteryzujące się kwalifikacją rozszerzoną (58 wyrazów), w tym głównie za pomocą dwóch różnych wskaźników – 57 haseł, jednostkowo trzech – 1 wyraz *trzaska* ‘drzazga’ (*prow. rzad. gw.*). W ich wypadku wykorzystano 12 kwalifikatorów, użytych łącznie 117 razy. Najczęściej spotykanymi są tu kwalifikatory chronologiczne – *daw.* (19 użyć) i *arch.* (18 użyć); frekwencyjne – *rzad.* (24 użycia); ekspresywne – *żart.* (19 użyć) oraz geograficzne – *prow.* (16 użyć). Do rzadkich zaliczyć należy użyte kilkakrotnie: *przen.* (6 użyć) i *rub.* (5 użyć); sporadycznie bądź jednostkowo natomiast jako równorzędne odnajdujemy kwalifikatory: *gw.*, *poet.*, *pot.*, *posp.* i *tryw.*

Dominujące w rozszerzonej kwalifikacji (58 jednostek) jest nacechowanie chronologiczne – łącznie 37 wyrazów – wyspecyfikowane skrótami *daw.* (19 jednostek) i *arch.* (18 jednostek) a wzmocnione głównie kwalifikatorem ekspresywnym *żart.* (17 użyć) oraz frekwencyjnym *rzad.* (12 użyć); rzadziej geograficznym *prow.* (6 użyć), jednostkowo *przen.* i *gw.* Oto przykłady wyrazów o nacechowaniu rozszerzonym – *daw.* i *rzad.*: *rzęsny* ‘rzęsisty’, *swywola* ‘swawola’, *zwiądniały* ‘zwiądły’; *arch.* i *żart.*: *fawor* ‘względny’, *konsolacja* ‘pociecha’, *respons* ‘odpowiedź’; *daw.* i *prow.*: *karaskać* ‘kłopotać się’; *daw.* i *przen.*: *ugnieść* ‘ciemnieżyć, dręczyć’; *daw.* i *gw.*: *zakazować* ‘zakazywać’. Słownictwo prowincjonalne (10 jed.), jak: *cicho* ‘bądź cicho’, *drewutnia* ‘drwalnia’, *plewić* ‘pleć’, charakteryzowane jest dodatkowo jako gwarowe i rzadkie. Pozostałe kwalifikacje, przyporządkowujące wyrazy w zasadzie komunikacji ograniczonej do kontaktów kolokwialnych, obejmują słownictwo przenośne, żartobliwe, rubaszne, trywialne, pospolite i potoczne (łącznie 11 jednostek), co ilustrują przykłady: *przen.* i *żart.* *aplikować* ‘dawać’, *przen.*

Tabela 1. Żywotność nacechowania rozszerzonego (na materiale SPSSz, SPPD, SPPM, USJP)

Kwalifikator (SPSSZ)		SPPD → SPPM/USJP											
podstawowy	dodatkowy	brak wyrazu		zach. nacechow.		melioratywizacja		pejoratywizacja		nacechowanie fałowe			
		l.	%	l.	%	l.	%	l.	%	l.	%		
skróty	l. jedn.	6											
	<i>prow. rząd.</i>	11											
	<i>przem.</i>	1											
daw.	gw.	1	10	52,6	3	15,8	3	15,8	3	15,8	-	-	-
arch.	żart. rząd.	17	7	38,9	-	-	8	44,4	-	-	3	16,7	
prow.	gw. rząd.	8	3	33,3	1	11,1	3	33,3	2	22,3	-	-	
przem.	żart. rub.	2	-	-	-	-	-	-	-	-	5	100	
	post. pot.	2	1	33,3	-	-	-	-	2	66,7	-	-	
rząd.	post. tryw.	1	-	-	-	-	1	50,0	-	-	1	50,00	
rub.	pot. tryw.	1	1	100	-	-	-	-	-	-	-	-	
tryw.	pot. rząd.	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	
prow.	gw.	1	-	-	-	-	-	-	1	100	-	-	
Razem	Razem	59	22	38,0	4	6,8	15	25,9	8	13,8	9	15,5	

i *rub. byczy* ‘mocny, dobry’, *rzad. i poet. wichr* ‘wicher’, *rub. i tryw. pysk* ‘twarz’, *tryw. i pot. brzucho* ‘brzuch’ itp.

Ponad 1/3 z analizowanych 58 wyrazów o rozszerzonym w SPPSz nacechowaniu nie rejestrują późniejsze słowniki poprawnej polszczyzny. Pozostałe – bez mała 2/3 – uległy zaś różnym procesom językowym, w tym melioratywizacji i pejoratywizacji (około 2/5 wyrazów) oraz przemianom zmiennym (około 1/10). Rzadko analizowane wyrazy zachowują niezmiennie swój status komunikacyjny (około 1/15 wyrazów; 4 jednostki), co odnajdujemy w wypadku takich form, jak: *daw. i rzad. wybuchać* ‘wyrzucać co gwałtownie’ czy *daw. i rzad. załomek* ‘załamek’ bądź *prow. i rzad. prześcieniać* ‘prześcieniać’.

Do wyrazów o rozszerzonej kwalifikacji, które przeszły do archiwum polszczyzny, zaliczamy 22 analizowane jednostki (38,0%), np.: *daw. i rzad. kompanion* ‘kompan’, *daw. i prow. kantopić* ‘gnieść, dusić, dręczyć’, *arch. i żart. konsyderacja* ‘rozważanie’, *arch. i rzad. świątalny* ‘święteczny’, *prow. i rzad. smaczno* ‘smacznie’ itp., w większości współsygnowane wyznacznikiem frekwencyjnym (*rzadki, rzadko, rzadziej*), co już w połowie XX wieku odzwierciedlało recesywność tych jednostek.

Wśród wyrazów (23 jednostki), które uległy częściowym zmianom semantycznym, odnajdujemy 15 jednostek zmelioryzowanych komunikacyjnie w ciągu ostatniego półwiecza oraz 8 zdeklasowanych w tym czasie w języku. Zjawisko waloryzacji wyrazów dotyczy w większości tych haseł, które w SPPSz zaliczone zostały do archaicznych i żartobliwych, a w polszczyźnie najnowszej funkcjonują jako właściwe jej odmianie pisanej, na co wskazuje kwalifikator *książk.*, np. w wypadku wyrazów: *koligacja* ‘powinowactwo’, *koneksje* ‘związki towarzyskie’, *matrymonialny* ‘małżeński’, *moderować* ‘łagodzić, miarkować’ itp., bądź regionalnej, jak np. *krak. fiakier* ‘dorożkarz (w SPPSz *daw. i prow.*). Uzupełniają je rzadsze inne formy, m.in. przyporządkowane obecnie terminologii naukowej, jak *hist. kalamaszka* ‘rodzaj bryczki’ (w SPPSz *daw. i prow.*). Do form elegtych z kolei pejoratywizacji (8) zaliczymy aktualnie prohibita, jak np.: *swobodno* ‘swobodnie’ (w SPPSz *daw. i rzad.*), *nadojeść* ‘dokuczyć’ (w SPPSz *daw. i prow.*); oraz obecnie potoczny, np.: *ogładnąć* ‘obejrzeć’ (w SPPSz *prow. i rzad.*).

Nacechowaniem falowym wyróżnia się 9 analizowanych jednostek, w tym przede wszystkim wszystkie pierwotnie klasyfikowane jako przenośne i żartobliwe lub rubaszne (5) oraz archaiczne i żartobliwe (3), a także rubaszne i trywialne (1). Oto ich przykłady ilustrujące zmienność granic normy: *wylizać się* ‘wyleczyć’ (SPPSz *przen. żart.* → SPPD *pot.* → SPPM *pot.* → USJP *pot. przen.*); *wylać* (kogo) ‘wyrzucić’ (SPPSz *przen. rub.* → SPPD *posp.* → USJP *pot.*)¹⁹; *rewerencja* ‘uszanowanie’ (SPPSz *arch. żart.* → SPPD *przestarz. książk.* → SPPM *przestarz.* → USJP *książk.*); *splendor* ‘sława, zaszczyt’ (SPPSz *arch. żart.* → SPPD *przestarz. książk. poet.* → SPPM / USJP *książk.*); *kondycja* ‘stan, majątność’ (SPPSz *arch. żart.* → SPPM *oficj.* → USJP *publ.*)²⁰ itp.

¹⁹ Brak rejestracji w SPPM.

²⁰ Brak rejestracji w SPPD.

Rekapitulacja zjawisk

Wybrane ze SPPSz wyrazy nacechowane komunikacyjnie – chronologicznie, geograficznie, ekspresywnie, stylistycznie i frekwencyjnie – wykorzystywane w określonych kontaktach językowych, ograniczonych społecznie, socjalnie i terytorialnie, liczą 569 jednostek oznaczonych 17 kwalifikatorami, użytymi łącznie 628 razy. Najczęściej za ich pomocą wskazuje się w słowniku słownictwo nacechowane chronologicznie (136 jednostek) i frekwencyjnie (130 jednostek) oraz geograficznie (123 jednostki), co jednoznacznie podkreśla wagę, jaka normatywiści połowy XX wieku przywiązywali do aktualności słownictwa i jego żywotności, a także obiegowości, której odmawiano leksyce funkcjonującej regionalnie, zwanej wówczas prowincjonalną. Rzadziej były to jednostki leksykalne o nacechowaniu ekspresywno-stylistycznym (razem 122) bądź o kwalifikacji rozszerzonej, a tym samym normatywnie bardziej skomplikowanej (58). Losy tych wyrazów w polszczyźnie drugiej połowy XX wieku odzwierciedlają zmienność granic normy językowej w kolejnym obszarze jej wpływów.

Analiza żywotności nacechowania badanego słownictwa pozwala na sformułowanie kilku następujących wniosków:

- 1°) W ciągu półwiecza (druga połowa XX wieku) do archiwum polszczyzny przeszło bądź uległo znaczącemu ograniczeniu żywotności (o czym świadczy brak ich rejestracji w SPPSz, SPPD, SPPM, USJP) bez mała połowa analizowanych jednostek – łącznie 272 wyrazy (47,8%), w tym najczęściej regionalizmy (79 jednostek; 64,2%) oraz słownictwo w połowie XX wieku wskazywane jako dawne (76 jednostek; 55,9%) bądź rzadkie (65 jednostek; 50%).
- 2°) W wypadku pozostałych jednostek proces zaniku dotyczy co czwartego wyrazu nacechowanego ekspresywno-stylistycznie (łącznie 30 jednostek; śr. 25%) oraz co trzeciego o kwalifikacji rozszerzonej (22 jednostki; 37,9%). Pozostałe 297 wyrazów (52,2%) odnajdujemy w polszczyźnie najnowszej jako żywotne, w tym w większości (269 jednostek; 47,3%) uległe procesom zmian semantycznych częściowych, znacznie rzadziej (28 jednostek; 4,9%) niezmiennie znaczeniowo i komunikacyjnie. Najwyższy odsetek tych ostatnich sytuuje się w grupie słownictwa nacechowanego stylistycznie (7 jednostek; 16,7%).
- 3°) W wyniku procesów melioratywizacji bądź pejoratywizacji (łącznie 178 jednostek; 31,3%) zmiany waloryzujące objęły 107 analizowanych wyrazów, najczęściej w obrębie słownictwa ekspresywnego (29 jednostek; 36,2%), zaś deprecjonujące 71, z najwyższym odsetkiem form o nacechowaniu frekwencyjnym (17,7%). Najrzadziej zaś degradacji ulegało – co zrozumiałe – słownictwo nacechowane ekspresywnie w połowie XX wieku i kwalifikowane w SPPSz jako rubaszne bądź trywialne.
- 4°) Grupę wyrazów o zmiennym nacechowaniu tworzy 91 wyrazów (16 % materiału badawczego), wśród których liczbowo i procentowo (26 jednostek; 32,5%) dominuje słownictwo w SPPSz kwalifikowane jako ekspresywne, a w kolejności stylistyczne (21,4%). Oznacza to, że bez mała co trzeci ekspresywizm i co piąty wyraz nacechowany stylistycznie na przestrzeni

Tabela 2. Żywotność nacechowania (na materiale SPPSz, SPPD, SPPM, USJP)

Kwalifikatory (nacechowanie)	SPPSz		SPPD → SPPM/USJP											
	liczba kwalifi- katorów	liczba wyr- zów	brak wyrazu		zachowanie nacechowania		melioratywi- zacja		pejoratywi-za- cja		nacecho- wanie falowe			
			l.	%	l.	%	l.	%	l.	%	l.	%		
Chronologiczne	3	136	76	55,9	1	0,7	20	14,7	17	12,5	22	16,2		
Frekwencyjne	1	130	65	50,0	6	4,6	17	13,1	23	17,7	19	14,6		
Geograficzne	3	123	79	64,2	9	7,3	17	13,8	12	9,8	6	4,9		
Ekspresywne	5	80	19	23,7	1	1,3	29	36,2	5	6,3	26	32,5		
Stylistyczne	5	42	11	26,2	7	16,7	9	21,4	6	14,3	9	21,4		
Rozszerzone	-	58	22	37,9	4	6,9	15	25,9	8	13,8	9	15,5		
Razem*	17	569	272	47,8	28	4,9	107	18,8	71	12,5	91	16,0		

*Wartości procentowe dotyczą danych w ciągach poziomych

wskazanego w badaniu półwiecza charakteryzował się zmienną kwalifikacją normatywną. W wypadku pozostałych jednostek, tj. nacechowanych chronologicznie i frekwencyjnie oraz o kwalifikacji rozszerzonej, dostrzegamy zmienność granic normy w odniesieniu do co szóstego analizowanego wyrazu.

Podsumowując. Zmienność granic normy okazuje się zjawiskiem obejmującym również słownictwo nacechowane, używane w określonych kontekstowo sytuacjach komunikacyjnych, co z dużą dozą prawdopodobieństwa wpływać może negatywnie na poziom świadomości językowej oraz poprawność interpersonalnych relacji komunikacyjnych.

Bibliografia

1. Źródła

- SPPD – *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego, Warszawa 1980.
- SPPM – *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. A. Markowskiego, Warszawa 1999.
- SPPSz – Szober S., *Słownik poprawnej polszczyzny*, Warszawa 1948, wyd. 7, Warszawa 1969.
- USJP – *Uniwersalny słownik języka polskiego*, pod red. S. Dubisza, t. I-IV, Warszawa 2003.

2. Literatura

- Encyklopedia języka polskiego*, pod red. S. Urbańczyka, Wrocław – Warszawa – Kraków 1994.
- Encyklopedia językoznawstwa ogólnego*, pod red. K. Polańskiego, Wrocław – Warszawa – Kraków 1993.
- Doroszewski W., *O poprawności językowej, błędach językowych i kryteriach oceny tych pojęć*, [w:] *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, pod red. W. Doroszewskiego, Warszawa 1980.
- Dubisz S., *Słownik i słownictwo*, [w:] *Uniwersalny słownik języka polskiego*, pod red. S. Dubisza, t. I, Warszawa 2003, s. IX-XCI.
- Handke K., „*Czasowe cezury*” i przebieg życia wyrazu, [w:] *Synchroniczne i diachroniczne aspekty badań polszczyzny*, t. IV, Szczecin 1997, s. 9–27.
- Handke K., *Socjologia języka*, Warszawa 2008.
- Jadacka H., Markowski A., „Norma językowa”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, Warszawa 1999.
- Jadacka H., Markowski A., „Kryteria poprawności językowej”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny* PWN, Warszawa 1999.
- Kuraszkiewicz W., *Regionalizmy w Leksykonie Jana Mączyńskiego*, „Slavia Occidentalis” 41, 1984, s. 25–43.

- Kuraszkiewicz W., *Wyrazy polskie w Słowniku łacińsko-polskim Jana Mączyńskiego*, Cz. I, Wrocław – Warszawa – Kraków 1962.
- Kurkowska H., Pankowski Cz., „O zawartości słownika”, [w:] *Słownik poprawnej polszczyzny* PWN, Warszawa 1980.
- Miodek J., *Rzecz o języku. Szkice o współczesnej polszczyźnie*, Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk – Łódź 1983.
- Piotrowicz A., Witaszek-Samborska M. *Słownik gwar Poznania i Wielkopolski*, Poznań 2009.
- Piotrowski T., *Zrozumieć leksykografię*, Warszawa 2001.
- Skorupska-Raczyńska E., *Dykcjonarz Michała Amszejewicza jako ukryte źródło Słownika wileńskiego*, [w:] *Synchroniczne i diachroniczne aspekty badań polszczyzny*, t. IV, pod red. M. Białoskórskiej, Szczecin 1998, s. 71–86.
- Skorupska-Raczyńska E., *Dykcjonarz Michała Amszejewicza na tle nowopolskich słowników wyrazów obcych*, Gorzów Wielkopolski 2004.
- Walczak B., *Kwalifikatory w słownikach języka polskiego*, [w:] *Wokół języka. Rozprawy i studia poświęcone pamięci Profesora Mieczysława Szymczaka*, Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk – Łódź 1988, s. 413–422.
- Walczak B., *Słownik wileński na tle dziejów polskiej leksykografii*, Poznań 1991.
- Witowska A., „O słowniku”, [w:] *Nowy słownik poprawnej polszczyzny*, Warszawa 1999, s. XVII–XXV.
- Żmigrodzki P., *Słowo – słownik – rzeczywistość. Z problemów leksykografii i metaleksykografii*, Kraków 2008.
- Żmigrodzki P., *Wprowadzenie do leksykografii polskiej*, Katowice 2009.

Słowa kluczowe

norma językowa, stylistyka, system kwalifikowania, leksykografia

Abstract

Variability in limits of a language standard (based on lexicographic sources)

Part III: Marked lexis in the Polish of the 20th c.

Vocabulary marked communicative, used in specific interpersonal contacts, has its dictionary reference pointing at its linguistic status.

A review of the contents of the *Słownik poprawnej polszczyzny* (*Dictionary of Correct Polish*) by S. Szober, and, thereafter, when the selected material was confronted with entries sampled out of later 20th c. dictionaries of correct Polish, it was possible to notice that there were standardising processes within the researched vocabulary which was qualified as marked in the dictionary. It shows up that out of 569 words in the *Szober Dictionary* that were marked with 17 qualifiers (delimiting their usage as regards their chronological, frequency, geographic, expressive and stylistic colouring), used a total of 628 times, about

half of them, being mostly entries of local provenance, old and rare, have become obsolete over half a century. Some 20% of the researched vocabulary underwent valorising, while a dozen or so percent of the studied words became depreciated. Over half a century 16% of the studied entries showed that their markedness changed.

Key words

language standard, style, qualifying system, lexicography

Język rosyjski w Królestwie Polskim w okresie międzypowstaniowym (1832–1864)

Królestwo Polskie (Królestwo Kongresowe) zostało utworzone w 1815 roku decyzją kongresu wiedeńskiego z ziem byłego Księstwa Warszawskiego (bez departamentów poznańskiego i bydgoskiego). Połączone było unią personalną z Rosją, z carem jako królem. Do powstania listopadowego (1830–1831) jego ustroj określała Konstytucja Królestwa Polskiego. Po klęsce powstania Królestwo Polskie utraciło charakter odrębnego państwa i odtąd miało stanowić integralną część Imperium Rosyjskiego. W roku 1841 wprowadzono rosyjski system monetarny, a w roku 1847 rosyjski kodeks. Na przełomie lat pięćdziesiątych i sześćdziesiątych XIX wieku nasilił się ruch patriotyczny, co miało wpływ na przywrócenie niektórych instytucji autonomicznych. Po klęsce powstania styczniowego (1863–1864) zlikwidowano odrębność Królestwa Polskiego. W urzędowej nomenklaturze nazwę „Królestwo Polskie” często zastępowano określeniem „Kraj Przywiślański”. W roku 1866 dokonano nowego podziału administracyjnego na gubernie; namiestnika zastąpiono generałem-gubernatorem (1874). Kraj poddano intensywnej rusyfikacji: w latach 1866–1885 wprowadzono język rosyjski do szkół, usuwano Polaków z administracji, sądownictwa i oświaty. Po rewolucji 1905–1907 odzyskano część swobód narodowych: powstały prywatne szkoły z językiem polskim. Stuletnie dzieje Królestwa Polskiego pod rosyjskim rządem zakończyło zajęcie Królestwa przez wojska niemieckie i austriackie; okupacja ta trwała do listopada 1918 roku¹.

Przedmiotem niniejszego artykułu są dzieje języka i literatury rosyjskiej na ziemiach Królestwa Polskiego, które w okresie zaborów pozostawały we władaniu carskiej Rosji; szczególnie będzie nas tutaj interesować okres międzypowstaniowy, zwany też okresem paskiewiczowskim. Podstawą źródłową była kwerenda, a następnie analiza polsko- i rosyjskojęzycznych publikacji: periodyków naukowych oraz materiałów zwartych. Prezentowany tekst poświęcony jest funkcjonowaniu oświaty w Królestwie Polskim, oświatowym regulacjom prawnym, próbie unifikacji organizacyjnej szkolnictwa polskiego ze szkolnictwem w Imperium Rosyjskim, sytuacji nauczycieli, sposobom popularyzacji języka i literatury rosyjskiej, a także czytelnictwu wśród młodzieży szkolnej.

¹ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 9, Kraków 2005–2006, s. 36–37.

Oświatowe regulacje prawne

Kłęska powstania listopadowego doprowadziła dotychczasową koncepcję rozwoju szkolnictwa do ruiny. Zlikwidowany został Uniwersytet Warszawski oraz działające w Królestwie towarzystwa naukowe, zamknięto też uczelnie i wyższe klasy szkół średnich. Po kilku latach wznowiła działalność uczelnia rolnicza – Instytut Gospodarstwa Wiejskiego i Leśnictwa, a w 1836 roku otwarto Rzymsko-Katolicką Akademię Duchowną, uczelnię teologiczną wzorowaną na rosyjskich akademiach duchownych. Rozpoczęty przed powstaniem listopadowym proces tworzenia polskiej inteligencji zawodowej uległ gwałtownemu zahamowaniu: dał się odczuć wyraźny brak kadr z wyższym wykształceniem, szczególnie w dziedzinie sądownictwa i oświaty. Z powodu obaw przed politycznymi skutkami tworzenia dużych skupisk młodzieży nie doszło do otwarcia w Warszawie uczelni wzorowanych na uczelniach rosyjskich, jak np. Główny Instytut Pedagogiczny czy Akademia Medyko-Chirurgiczna. W związku z tym podjęto decyzję o wysłaniu wyselekcjonowanej, niewielkiej grupy młodzieży na studia na uniwersytety rosyjskie. Jak wspominali ówcześni pamiętnikarze, okres międzypowstaniowy charakteryzował się ciągłym eksperymentowaniem w dziedzinie oświaty.

Po upadku powstania listopadowego w 1831 roku nowe zasady funkcjonowania oświaty miały na celu upodobnienie szkół w Królestwie Polskim do placówek oświatowych w Imperium Rosyjskim². Szczególną rolę w tym procesie nowe władze polityczne i oświatowe przypisywały nauczaniu języka rosyjskiego. Namiestnik Królestwa Polskiego Iwan Paskiewicz (1782–1856)³, feldmarszałek rosyjski opiniujący projekt nowej ustawy szkolnej, wyraził się wprost, że szkoły powinny mieć głównie na celu „zbliżenie ducha wychowania w Królestwie do ducha wychowania w Cesarstwie, a następnie zbliżenie Polaków do Rosjan, do czego nauka języka rosyjskiego jest niezbędną”⁴. Jak słusznie zauważył Karol Poznański, była to pierwsza tak ostra próba rusyfikowania polskiej młodzieży na tym terenie.

System oświatowy regulowała podpisana przez cara w maju 1833 roku ustawa, wzorowana na obowiązującym ustawodawstwie Imperium Rosyjskiego z 1828 roku:

W pośpiechu przygotowywana nowa ustawa dla szkolnictwa w Królestwie, mimo iż otrzymała status tymczasowy – jednoroczny, obowiązywała przez siedem lat. Stałą sankcję prawną uzyskała dopiero w sierpniu 1840 roku, po wprowadzeniu mało zresztą znaczących zmian związanych głównie z reorganizacją centralnych władz oświatowych w Królestwie Polskim i przebudową struktury kształcenia na szczeblu szkolnictwa średniego. W tej nowej formie obowiązywała aż do 1862 roku⁵.

² Imperium Rosyjskie to oficjalna nazwa Rosji w latach 1721–1917. Nazwa została ustanowiona po zwycięstwie Rosji w wojnie północnej (1700–1721). W 1721 roku Piotr I Wielki przyjął tytuł cesarza (imperatora). Nazwy „Imperium Rosyjskie” używano do rewolucji lutowej w 1917 roku. Stolicą był Sankt Petersburg. Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 6, Kraków 2005–2006, s. 674.

³ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 13, s. 182.

⁴ Zob. K. Poznański, *Sprawa przebudowy oświaty i wychowania w Królestwie Polskim po upadku powstania listopadowego*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” 23 (1980), s. 93.

⁵ Tamże, s. 97.

Według regulacji prawnych szkolnictwo Królestwa zostało podporządkowane centralnym władzom w Petersburgu, a na czele utworzonego w grudniu 1839 roku Warszawskiego Okręgu Naukowego stanął cesarski minister oświecenia kurator Siergiej Uwarow (1786–1855), archeolog rosyjski, podlegający ministrowi, zależny we wszystkich swoich poczynaniach od namiestnika⁶. Oprócz ustaw wprowadzano w szkolnictwie różnego rodzaju zmiany poprzez rozporządzenia czy też uzupełnienia, a zmiany te dotyczyły sieci szkół średnich, siatek godzin lekcyjnych, instrukcji programowych i obowiązków nauczycieli.

Do roku 1862, kiedy weszły w życie przepisy ustawy Aleksandra Wielopolskiego⁷, kolejne ustawy, zarządzenia i rozporządzenia wykonawcze stawiały język i literaturę rosyjską na uprzywilejowanych pozycjach w stosunku do innych przedmiotów.

W roku 1857 ukazały się – zatwierdzone przez ministra – *Przepisy dla oceniania sprawowania się, postępu w naukach, pilności i zdolności uczniów tudzież przyznawania im promocyj z ukończonych nauk i nagród*, w których zapisano, że „osobną nagrodę za język rosyjski przeznaczają się temu z uczniów, który otrzymując promocję, ma najwyższy stopień z języka rosyjskiego i wedle zdania starszego nauczyciela języka rosyjskiego i literatury jest najlepszym w tym przedmiocie”⁸.

W okresie międzypowstaniowym (1832–1862) w Królestwie Polskim w niepełnych szkołach średnich: szkołach obwodowych (powiatowych, zarówno filologicznych, jak i realnych), zatrudniony był zazwyczaj jeden nauczyciel języka rosyjskiego, a w szkołach wyższych realnych i szkołach powiatowych jeden lub dwóch nauczycieli, z kolei w gimnazjach, Instytucie Szlacheckim, szkołach wyższych realnych i szkołach powiatowych po dwóch nauczycieli. We wszystkich szkołach w całym Królestwie w latach trzydziestych XIX wieku zatrudnionych było przeciętnie około 40 nauczycieli w 9 pełnych szkołach średnich i 22 szkołach niepełnych, w latach zaś następnych około 50 nauczycieli języka rosyjskiego i literatury rosyjskiej.

⁶ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 19, s. 312.

⁷ Aleksander Wielopolski (1803–1877) – polski polityk, margrabia Gonzaga-Myszkowski, XIII ordynat pińczowski. Prorosyjska postawa Wielopolskiego umożliwiła mu powołanie przez władze rosyjskie na dyrektora reaktywowanej Komisji Rządowej Wyznań Religijnych i Oświecenia Publicznego (1861), dyrektora Komisji Sprawiedliwości (1861) i Naczelnika Rządu Cywilnego w Królestwie Polskim (1862). Wielopolski zdecydowany był rozwiązać Towarzystwo Rolnicze i Delegację Miejską oraz podjąć represje wobec konspiracji narodowej przy jednoczesnym równouprawnieniu ludności żydowskiej. Na tym stanowisku ukrócił samowolę urzędników carskich, zastępował ich Polakami, opracował plan pomnożenia liczby szkół elementarnych i średnich. W roku 1862 utworzył w Warszawie, na bazie Akademii Medyko-Chirurgicznej, Szkołę Główną. Przywrócił Radę Stanu Królestwa Polskiego, wprowadził reformujące i porządkujące system administracji ustawy o samorządzie gmin miejskich i wiejskich, powiatów i guberni. Jego zasługą jest także wprowadzenie oczyszczania chłopów i równouprawnienia Żydów. Przeciwnik ideologii powstańczej i rewolucyjnej. Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 20, s. 8–9.

⁸ Cyt. za: J. Wołczuk, *Rosja i Rosjanie w szkołach Królestwa Polskiego 1833–1862. Szkice do obrazu*, Wrocław 2005, s. 144.

Po stłumieniu powstania listopadowego Mikołaj I Romanow (1796–1855)⁹ wyraził wolę, aby celem wszystkich regulacji prawnych było dążenie do ujednoczenia systemu szkolnego Królestwa Polskiego z rosyjskim. Prace nad nowym ustawodawstwem szkolnym, dla którego wzorem miała być rosyjska ustawa z 1828 roku, prowadził utworzony przez Mikołaja I Romanowa tzw. Komitet Petersburski. W jego skład wchodziło dwóch Polaków: Wincenty Krasiński i Stefan Grabowski, oraz dwóch Rosjan: kurator Wileńskiego Okręgu Naukowego Nikołaj Nowosilcow (1762–1838)¹⁰ i minister spraw wewnętrznych, dyplomata, literat, hrabia Dymitr Błudow (1785–1864). Na podstawie zachowanych dokumentów można stwierdzić, że wiele propozycji zmian wyszło od samych Polaków. Generał-adiutant cara, senator-wojewoda Królestwa Polskiego, p.o. namiestnika Królestwa Polskiego w latach 1855–1856, fundator Biblioteki Ordynacji Krasińskich, hrabia Wincenty Krasiński (1782–1858)¹¹, ojciec poety Zygmunta Krasińskiego (1812–1859), proponował oddanie szkół elementarnych pod nadzór duchowieństwa, zniesienie ich obowiązkowości, ograniczenie programu nauczania, a skupienie się głównie na religijnym wychowaniu moralnym. Postulował także zmniejszenie liczby pełnych szkół średnich do jednej w każdym województwie, ponieważ uznawał je za niebezpieczne. Z kolei generał, minister sekretarz stanu ds. Królestwa Polskiego w Petersburgu w latach 1825–180, członek rosyjskiej Rady Państwa Stefan Grabowski (1767–1847)¹² wnioskował o podniesienie opłat w szkolnictwie średnim i ograniczenie tym samym dostępu do nich uboższej młodzieży. Komitet Petersburski podkreślił też konieczność zwrócenia szczególnej uwagi na nauczanie języka rosyjskiego i uzależnienie zdobycia promocji do następnej klasy od postępów w nauce tego języka¹³.

Wszystkie propozycje polskich generałów weszły w życie, skutkując obniżeniem poziomu nauczania w szkołach elementarnych i w seminariach nauczycielskich, a następnie wyraźnym spadkiem liczby tych szkół, utrudnieniami w dostępie do szkolnictwa średniego w związku z podnoszeniem opłat i zmniejszaniem się liczby szkół średnich, zwłaszcza o kierunku filologicznym¹⁴.

⁹ Mikołaj I Romanow (1796–1855; okres panowania: 1825–1855) – cesarz rosyjski od 1825, król polski w latach 1825–1831 (zdetronizowany w Królestwie Polskim uchwałą Sejmu 25 stycznia 1831). W roku 1825 stłumił powstanie dekabrystów. Zwolennik i twórca policyjnego reżimu w Rosji i w Królestwie Polskim. W porozumieniu z Prusami i Austrią zwalczał ruchy rewolucyjne, interweniując m.in. przeciwko węgierskiej rewolucji w 1849. Stłumił powstanie listopadowe (1830–1831) i zniósł konstytucję, wprowadzając w 1832 roku Statut Organiczny, na mocy którego Królestwo Polskie stało się nieodłączną częścią Imperium Rosyjskiego. Prześladował postępowych pisarzy i poetów, m.in. W. Bielińskiego, A. Hercena, A. Puszkina. Wydał ustawę zamykającą dostęp młodzieży nieszlacheckiego pochodzenia do szkół średnich i wyższych. Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 10, s. 723.

¹⁰ Zob. tamże, t. 8, s. 175–176.

¹¹ Zob. tamże, t. 8, s. 711.

¹² Zob. tamże, t. 6, s. 27.

¹³ Zob. J. Schiller-Walicka, *Obraz relacji polsko-rosyjskich na przykładzie historii wychowania w Królestwie Polskim w XIX wieku*, „Rocznik Instytutu Europy Środkowo-Wschodniej” 2014, z. 7, s. 20.

¹⁴ Zob. tamże, s. 21.

Próba unifikacji organizacyjnej szkolnictwa polskiego ze szkolnictwem Imperium

Według badaczy kierunek kształcenia w Królestwie Polskim potwierdza niekonsekwencję władz carskich w realizacji polityki unifikacyjnej. Likwidowaniu samodzielności oświatowej Królestwa towarzyszyła nowa ustawa szkolna z 1840 roku, zapowiadająca zmniejszenie liczby szkół średnich filologicznych i przekształcenie ich w szkoły realne, co było sprzeczne z rosyjską koncepcją szkolnictwa średniego ministra Siergieja Uwarowa, opartą jedynie na pełnowartościowym kierunku klasycznym, i dlatego informacja o planowanym otwarciu w Królestwie szkół realnych przeczyła założeniom unifikacji, czyli idei upodobnienia polskiego systemu szkolnictwa do rosyjskiego. Kwestię szkolnictwa realnego tłumaczy się względami politycznymi: dążeniem władz rosyjskich do odsunięcia polskiej młodzieży od gimnazjów filologicznych i tym samym obniżeniem liczby studiujących. Nie do końca wiadomo, czy zgoda ministra Uwarowa na nadanie szkolnictwu w Królestwie innego kierunku niż w Rosji była utrwaleniem odrębności Królestwa; wyraźnie kłóciłoby się to z koncepcją unifikacji czy rusyfikacji. Językiem nauczania ciągle był język polski, a połowę nauczycieli stanowili ci sprzed powstania listopadowego¹⁵.

Warto podkreślić, że pozytywną rolę odegrały szkoły realne, przygotowujące młodzież dla polskiego rolnictwa i przemysłu: założone w 1840 roku w Warszawie Gimnazjum Realne stało się jedną z najlepszych szkół w Królestwie dzięki wysokiemu poziomowi teoretycznemu, wspartemu zajęciami praktycznymi. Laboratoria, gabinety i pracownie wyposażone zostały w zbiory byłego Uniwersytetu Warszawskiego. Gimnazjum dysponowało także pokaźną biblioteką, prenumerującą wiele zagranicznych czasopism, które miały zapewniać stały kontakt z naukową myślą europejską. Dzięki staraniom kuratora Okręgu Naukowego Warszawskiego Pawła Muchanowa¹⁶ w latach 1851–1856 Gimnazjum Realne w Warszawie osiągnęło poziom instytutu technicznego, kształciło bowiem około tysiąca młodych ludzi rocznie¹⁷.

O słabych wynikach rusyfikacji pisze Adam Massalski: „Można stwierdzić, że jednym z powodów braku osiągnięć w dziedzinie rusyfikacji szkolnictwa średniego w Królestwie Polskim w okresie międzypowstaniowym była stojąca na bardzo niskim poziomie kadra nauczycielska złożona z Rosjan przybyłych z Cesarstwa”¹⁸.

¹⁵ Zob. tamże.

¹⁶ Paweł Muchanow (1798–1871). Do służby na urzędniczym stanowisku powrócił w 1849. Najpierw pracował jako urzędnik, a od 1851 jako kurator **Okręgu Naukowego Warszawskiego**. W **latach 1856–1861 – minister spraw wewnętrznych Królestwa**. Jako **rusyfikатор szkolnictwa polskiego**, nie cieszył się przychylnością polskiego społeczeństwa. Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 11, s. 288; rosyjski słownik biograficzny on-line (<http://dic.academic.ru/dic.nsf/biograf2/9078>; dostęp: 20 VI 2016).

¹⁷ Zob. J. Schiller-Walicka, dz. cyt., s. 22–23.

¹⁸ Zob. A. Massalski, *Tajny raport Pawła Muchanowa dla ministra Awrama Siergiejewicza Norowa a 1856 r. Przyczynek do dziejów oświaty polskiej w okresie międzypowstaniowym*, „Przełęcz Historyczny” 1998, nr 3, s. 425.

Sytuacja nauczycieli

W okresie międzypowstaniowym kontakt z językiem rosyjskim w klasach najmłodszych i w klasach kończących naukę szkolną zaczynał się od poznania alfabetu i niestety często pod kierunkiem przypadkowych nauczycieli. W następnych dziesięcioleciach było już inaczej: w męskich rządowych szkołach średnich gruntowną znajomość języka rosyjskiego mieli nie tylko przysłani z Imperium nauczyciele rusycyści, ale i spora część innych tzw. przedmiotowców, absolwentów polskich gimnazjów, którzy będąc stypendystami rządu, studiowali na uniwersytetach głównie w Petersburgu i Moskwie. Po ukończeniu studiów wracali do pracy w Królestwie. Ich atutem było to, że mogli wykładać i korzystać z literatury w dwóch językach: w języku polskim i w języku rosyjskim.

Mimo wszystkich dążeń unifikacyjnych szkolnictwo Królestwa pozostawało polskie w zakresie języka nauczania. Natomiast wprowadzenie języka rosyjskiego i historii Rosji jako przedmiotów nauczania wywołało konieczność sprowadzania z Rosji nauczycieli tych przedmiotów, ponieważ wśród Polaków takich nie było, zwłaszcza w pierwszym okresie po powstaniu listopadowym. W okresie międzypowstaniowym przybyło do Królestwa około stu trzydziestu rosyjskich nauczycieli. Biorąc pod uwagę liczbę szkół i częstą wymianę rosyjskich nauczycieli oraz uwzględniając zachęcanie ich przez władze lepszymi warunkami pracy i płacy, niewiele było osób chętnych do pracy w szkolnictwie. W powszechnym odczuciu nauczyciele rosyjscy, tak zresztą jak i urzędnicy, postrzegani są jako rusyfikatory, wroży Polakom i polskości. Tymczasem badania wykazują, że była to grupa niesłychanie zróżnicowana pod względem poglądów, kultury, stosunku do wykonywanych obowiązków i polskiego społeczeństwa. W pamiętnikach zachowało się wiele wspomnień o rosyjskich nauczycielach. Należeli do nich tacy, których same władze oceniły krytycznie, zwalniając, często dyscyplinarnie, za *дурное поведение*, za czym kryło się na ogół pijaństwo, wszczynanie awantur i bójek, hazard, ale także np. zawarcie nieodpowiedniego małżeństwa. Było jednak wśród nich również wielu ludzi wykształconych, kulturalnych, dobrze uczących, z sympatią i zrozumieniem odnoszących się do polskich uczniów. W grupie tej można wymienić np. dyrektora utworzonej w 1844 roku Szkoły Sztuk Pięknych w Warszawie, Nikołaja Wołkowa, powszechnie szanowanego i lubianego przez uczniów, albo zespół rosyjskich nauczycieli Gimnazjum na Lesznie w Warszawie, o których pamiętnikarze – uczniowie tej szkoły – wyrażali się z sympatią i szacunkiem, wspominając ciepłą i życzliwą atmosferę w klasach.

Charakteryzując postawy rosyjskich nauczycieli i profesorów, zarówno w okresie międzypowstaniowym, jak i późniejszym, rzadko bierze się pod uwagę psychiczną kondycję ludzi przebywających w obcym i najczęściej wrogim środowisku. Poczucie osamotnienia, obcości, tęsknota za rodzinnymi stronami często przyczyniały się do depresji tłumionej alkoholem oraz do złego nastawienia wobec Polaków. Pisał na ten temat Wiktor Gomulicki¹⁹, autor powieści *Wspomnienia niebieskiego mundurka*

¹⁹ Wiktor Gomulicki (1848–1919) – polski poeta i powieściopisarz, jeden z twórców pozytywizmu, eseista, bibliofil i kolekcjoner, varsavianista; dzieciństwo spędził w Pułtusk, następnie

(1906), opartej na jego własnych doświadczeniach z okresu nauki w szkole w Pułtusk (w latach 1860–1870). Jednym z bohaterów jest profesor Jastrebów, rusycysta nadużywający alkoholu i unikający Polaków:

Jastrebów, nauczyciel języka rosyjskiego, nie był lubiany ani przez uczniów, ani przez kolegów. W małym tylko stopniu wpływała na to jego narodowość oraz wykładany przezeń przedmiot. Odstręczał od siebie zarówno młodzież, jak starszych pewnymi właściwościami obyczajów i charakteru, rażącymi polskie przyzwyczajenia i uczucia. Przede wszystkim jaskrawo odróżniał się od otoczenia swą zewnętrżnością. Gruby, szerokopleczysty, niezgrabny, z krótką szyją, z wielkim, jakby nabrzmiałym, stale nie golonym i nie domytm obliczem, z długimi włosami, spadającymi w strąkach na załuszczony kołnierz granatowego fraka, odznaczał się tym jeszcze, że mówił ochryplym basem, patrzył na ludzi „spode łba” i na swych olbrzymich płaskich, w juchtową skórę obutych stopach, raczej suwał się, niż chodził. Gorący miłośnik i apostoł prostoty, życia na łonie przyrody i w ogóle sielskich człowieka pierwotnego obyczajów, nienawidził słodczy, perfum, pomadowanych włosów, ładnych twarzy, wykwintnego odzienia, wyszukanych potraw i gładkich form towarzyskich. Zalecał wszystkim chleb razowy, wodę źródlaną i mleko. Na mleko kładł nacisk największy, uważając je za najdoskonalsze, przez samą przyrodę człowiekowi wskazane pożywienie, oraz za lek uniwersalny na wszystkie choroby. Na nim samym skutki mlecznej diety objawiały się bardzo niezwykle. Chód miał niepewny, często zataczał się – nierzadko zaś ulegał tak silnym napadom senności, że w czasie lekcji, zaleciwszy uczniom ciche sprawowanie się, opierał głowę na rękach i zasypiał... [...] Od polskich towarzystw stronił – nie dlatego, żeby mu tam niechęć lub nienawiść okazywać miano, lecz że czuł się wśród Polaków nie na swoim miejscu, ani ich nie rozumiejąc, ani przez nich rozumianym być nie mogąc²⁰.

Profesor był patriotą:

Jastrebów kochał swą Rosję przepaścistą, półdziką, jak kocha puszcę niedźwiedź a bezdnie oceanowe wieloryb. Gdy w galówkę cała szkoła *in corpore*, z inspektorem i wszystkimi nauczycielami, słuchała mszy solennej u fary i śpiewała obowiązkowe *Boże caria chrani*, widziano Jastrebowa ukrytego za filarem i ocierającego podpuchłe oczy czerwoną, kraciastą, niezbyt czystą chusteczką. Zarazem, gdy na szkolnej majówce starsi uczniowie huknęli *Pijmy zdrowie Mickiewicza* albo *Walecznych tysięcy*, Jastrebów dołączał swój bas do chóru i grubą łaską do taktu wywijał²¹.

Nauczyciel przysypiał na lekcjach, a jego praca dydaktyczna ograniczała się do zadawania tekstów na pamięć. Wszystkim stawał trójki: „Od uczniów w ogóle mało wymagał – pragnął tylko, żeby *wlubili* się w rosyjską poezję i starali się mówić przepięknym, *wielikolepnym* językiem Dzierżawinów i Łomonosowów”²². Gomu-

przeniósł się do Warszawy, gdzie skończył gimnazjum. W kolejnych latach studiował prawo w Szkole Głównej. Pracował w redakcjach takich pism, jak „Kurier Warszawski”, „Kurier Codzienny”, „Mucha”, „Kolce”, „Tygodnik Powszechny”, współpracował z „Prawdą”, „Światem”, „Krajem”. Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 5, s. 686.

²⁰ W. Gomulicki, *Wspomnienia niebieskiego mundurka*, Kraków 1968, s. 156–157.

²¹ Tamże, s. 157.

²² Tamże, s. 158.

licki przedstawił także warunki mieszkaniowe nauczyciela języka rosyjskiego i jego samotność: „Jastrebów mieszkał w oficynie dużego rządowego gmachu, w dwóch skromnych pokoiach na dole. Żony nie miał; kawalerskim jego gospodarstwem zajmowała się stara Wojciechowa, znana całemu miasteczku opiekunka wszystkich niemłodych bezżenników”²³.

Problem obcości i odrzucenia pojawia się też we wspomnieniach samych Rosjan. W okresie po powstaniu styczniowym Nikołaj Kariejew²⁴, w latach 1879–1884 profesor Cesarskiego Uniwersytetu Warszawskiego, pisał, że w ciągu pięcioletniego pobytu w Warszawie nie udało mu się nawiązać bliższych kontaktów z polskim środowiskiem intelektualnym, poza jednym wyjątkiem w osobie czołowego warszawskiego pozytywisty, publicysty, historyka, krytyka i działacza społecznego Aleksandra Świętochowskiego (1849–1938). Rosjan wówczas nie przyjmowano w polskich salonach. Sytuacja się zmieniła, gdy Kariejew, będąc wieloletnim profesorem uniwersytetu w Petersburgu, został przyjęty do grona członków krakowskiej Akademii Umiejętności; stanowiło to wyraz uznania jego licznych i życzliwych prac na temat Polski i Polaków.

Sposoby popularyzacji języka i literatury rosyjskiej

W okresie międzypowstaniowym język i literaturę rosyjską popularyzowano w różny sposób. Począwszy od roku szkolnego 1840/41 w ramach konkursu na srebrny medal uczniowie pisali wypracowania na podany temat, wspólny dla wszystkich szkół danego typu. Udział w konkursie był dobrowolny, ale do udziału w nim zachęcał nauczyciel i zwierzchnik szkoły, a warunki konkursu regulowały reskrypty kuratora, które zapobiegały nadmiernej „pomocy” ze strony nauczyciela przy opracowaniu tematu. Wybrane prace uczniowskie wydano drukiem, co świadczy o zaawansowaniu językowym uczniów: jesienią 1850 roku minister Płaton Szyrinskij-Szychmatow (1790–1853)²⁵, książe, akademik Petersburskiej Akademii Nauk, wystosował do władz Warszawskiego Okręgu Naukowego pismo z propozycją wydrukowania najlepszych prac napisanych w języku rosyjskim przez uczniów Okręgu. Publikacja prac miała, z jednej strony, pełnić funkcję wychowawczo-propagandową (zachęcić

²³ Tamże, s. 160.

²⁴ Nikołaj Kariejew (1850–1931) – historyk rosyjski, członek Akademii Umiejętności (od 1900) i Petersburskiej Akademii Nauk; europejskie uznanie przyniosły mu prace o wsi francuskiej przed rewolucją: *Крестьяне и крестьянский вопрос во Франции в последней четверти XVIII века* (1879) oraz o problemach z dziejów Polski, szczególnie dotyczących reformacji i upadku Rzeczypospolitej: *Падение Польши в исторической литературе* (1889, wyd. pol. 1891), *История Западной Европы в новое время* (1892–1894), *Историки французской революции* (t. 1–3, 1924–1925). Zob. *Энциклопедия „Газеты Выборчей”*, t. 7, s. 702; Русская историческая библиотека. *Кареев, Николай Иванович* (<http://rushist.com/index.php/historians/1548-kareev-nikolaj-ivanovich>; dostęp: 1 VII 2016).

²⁵ Zob. *Ширинский-Шихматов, Платон Александрович* [Płaton Szyrinskij-Szychmatow], <http://www.museum.ru/museum/1812/Persons/Brokhause/01250100.htm> (dostęp: 1 VII 2016).

do uczenia się języka rosyjskiego), a z drugiej – była dowodem dobrych wyników nauczania języka rosyjskiego w szkołach Królestwa. Przygotowano zbiorek na koszt ministra o nakładzie 750 egzemplarzy: jeden egzemplarz otrzymał car oraz następca tronu, a także wysocy urzędnicy państwowi; 400 egzemplarzy przekazano Warszawskiemu Okręgowi Naukowemu w celu dostarczenia po jednym egzemplarzu do każdej szkoły średniej; po jednym egzemplarzu Ministerstwo wysłało też do wszystkich gimnazjów Imperium. Do tego zbioru trafiła tylko jedna praca z 1850 roku. Nagrodzono ją srebrnym medalem. Był to tekst wychowanka Instytutu Szlacheckiego Karola Heinricha na temat wierszy. Pozostałe prace pozyskano poza konkursem. W zbiorze znalazły się także tłumaczenia i oryginalne utwory poetyckie i prozatorskie oraz wypracowania o tematyce folklorystyczno-etnograficznej i przyrodniczo-ekonomicznej. Prace do druku kwalifikował powołany przez Pawła Muchanowa komitet pod przewodnictwem Józefa Korzeniowskiego (1797–1863)²⁶. Nie zakwalifikowano ani jednej pracy poświęconej wybitnym Polakom, takim jak Mikołaj Kopernik (1473–1543), Maciej Kazimierz Sarbiewski (1595–1640), Ignacy Krasicki (1735–1801), Jędrzej Śniadecki (1768–1838). Nie zaakceptowano również pracy Ołeksandra Potebni (1835–1891) – ówczesnego ucznia gimnazjum w Radomiu, a przyszłego sławisty, językoznawcy, tłumacza, etnografa, pedagoga, filozofa (w 1856 roku ukończył on uniwersytet w Charkowie i pozostanie na tej uczelni jako wykładowca, a następnie – od 1875 – profesor)²⁷.

Inną formą popularyzacji języka i literatury rosyjskiej były deklamacje przed publicznością podczas zakończenia roku szkolnego – tzw. popisy. Ponieważ była to domena najlepszych uczniów klas młodszych, dlatego w repertuarze popisowym przeważała bajka, a obecni na uroczystości goście mieli okazję usłyszeć bajki Iwana Kryłowa (1769–1844), rosyjskiego poety i dramaturga. Deklamowano również fragmenty utworów Aleksandra Izmałowa (1779–1831), autora powieści satyryczno-obyczajowej *Евгений*, powieści utrzymanej w konwencji romansu sentymentalnego *Бедная Маша*, a także wierszy lirycznych i bajek; poety rosyjskiego Iwana Dmitrijewa (1760–1837), przedstawiciela sentymentalizmu, autora satyrycznych bajek (*Модная жена*), wzorowanych na utworach Jeana de La Fontaine’a (1621–1695) i Nikołaja Karamzina (1776–1826); pisarza rosyjskiego Michaiła Chieraskowa (1733–1807), przedstawiciela późnego klasycyzmu i wczesnego sentymentalizmu, autora poematu *Россиада* (1778) o zdobyciu Kazania przez Iwana IV Groźnego, tragedii *Венецианская монахиня* (1758), łązawych komedii sentymentalnych oraz powieści dydaktycznych. Nie brakowało utworów o tematyce moralnej i religijnej, np. w szkole białskiej recytowano *Величие Божие* (1789) Gawriły Dzierżawina (1743–1816), poety epoki klasycyzmu; *Мадонну* Jewgienija Baratynskiego (1800–1844), rosyjskiego poety, przedstawiciela romantyzmu i prekursora symbolizmu; *Белизария* Aleksieja Mierzłakowa (1778–1830), rosyjskiego poety, krytyka literatury, tłumacza, profesora Uniwersytetu Moskiewskiego. Decyzja o wyborze utworów do pamięciowego opanowania była w gestii nauczyciela, np. w gimnazjum w Piotrkowie

²⁶ Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 8, s. 601–602.

²⁷ Zob. tamże, t. 14, s. 646.

uczono się utworów Dzierżawina, psalmów w tłumaczeniu (adaptacji) Mierzlakowa i Michaiła Łobanowa (1787–1846); utworów Nikołaja Karamzina bądź ich fragmentów; Konstantina Batuszkowa (1787–1855), przedstawiciela preromantyzmu w poezji rosyjskiej; ponadto Wasilija Żukowskiego (1783–1852), Mikołaja Jazykowa (1803–1847) i Aleksandra Puszkina (1799–1837). Podczas popisów uczniowie prezentowali również swoje prace pisemne, odczytywali niektóre ćwiczenia, a ich zeszyty eksponowane były na wystawie. Prezentowano osiągnięcia nie tylko w języku rosyjskim, ale także w innych językach obcych. Obecna na uroczystości publiczność mogła też wysłuchać nauczycieli, i to nie tylko Rosjan oraz rusycystów, lecz również innych członków grona pedagogicznego²⁸.

Jednym ze sposobów popularyzacji języka i literatury rosyjskiej, a także czytelnictwa wśród młodzieży szkolnej były nagrody książkowe wręczane najpilniejszym uczniom podczas uroczystości zakończenia roku szkolnego. Książka taka trafiała do ucznia lubiącego czytać, do ucznia dobrego albo najlepszego. Napisano o tym w ustawie z 1833 roku:

W miarę postępu w naukach [...] celujący w pilności i obyczajach otrzymują nagrody w książkach albo w listach pochwalnych [...]. W każdej klasie rozdaje się nie więcej niż dwie lub trzy nagrody, stosownie do liczby uczniów. Jeśli uczeń jest ze stanu uboższego, dostaje taką książkę, która by mu w następnej klasie była użyteczną²⁹.

W latach trzydziestych XIX wieku w szkołach średnich nagrodami były pomoce naukowe do języka rosyjskiego: gramatyki, słowniki, książki do czytania. Otrzymywali je niezamożni uczniowie. Książki przekazywała do szkół Komisja Rządowa Spraw Wewnętrznych, Duchownych i Oświecenia Publicznego, która w 1837 roku wprowadziła rozporządzenie dotyczące nagrody za szczególne postępy w języku rosyjskim: na początku były to listy pochwalne, później książki. Taką nagrodę otrzymywał jeden uczeń w klasie. Do końca lat czterdziestych XIX wieku na tzw. nagrody ogólne przeznaczano książki w języku polskim: słowniki, encyklopedie, wypisy, książki o tematyce religijnej, popularnonaukowej, poradniki techniczne i rolnicze. Nie było nagród o tematyce literackiej, nie licząc fragmentów poezji i prozy Maksymiliana Łyszkowskiego (1810–1873)³⁰ w jego *Wypisach z pisarzy polskich, zawierających po większej części przedmioty realne, zalecanych do użytku uczniów starszych klas gimnazjów i szkół wyższych realnych*. *Wypisy* figurowały w spisach nagród książkowych przez dziesięciolecie. W spisach tych wykazywano *Dzieje Polski* Nikołaja Pawliszczewa (1802–1879) i *Piotra Wielkiego* Leona Rogalskiego. *Wypisami* nagradzano uczniów klas młodszych, a książkę Rogalskiego otrzymywali uczniowie klas V–VII. O historii i geografii Rosji nagrodzony uczeń mógł poczytać po polsku też w innych publikacjach, gdyż jako nagrody przyznawano m.in. tłumaczenia z autorów rosyjskich. Można zatem te pozycje potraktować jako ogniwo pośrednie między

²⁸ Zob. J. Wołczuk, dz. cyt., s. 152.

²⁹ Cyt. za: J. Wołczuk, dz. cyt., s. 144 (*Zbiór przepisów*, t. III, s. 157).

³⁰ Zob. *Bibliografia Estreicher*, t. 6, s. 480 (<http://www.estreicher.uj.edu.pl/xixwieku/indeks/16773.html>; dostęp: 30 VI 2016).

polską a rosyjską nagrodę książkową – procesu, który w latach pięćdziesiątych XIX wieku, za czasów kuratorii Pawła Muchanowa, osiągnął swój szczyt. Jest to niewątpliwy, dający się ująć ilościowo dowód na rusyfikatorskie działania urzędujących w Warszawie władz oświatowych. Do roku 1851 nagrody w języku rosyjskim dawano tylko za postępy w tym języku i literaturze. Rok później wydawnictwa rosyjskie po raz pierwszy pojawiły się w spisach książek na nagrody ogólne i stanowiły około 47% tego spisu. Osobne tomiki i wszystkie utwory zebrane poszczególnych autorów wręczane były uczniom klas starszych, młodszy otrzymywali książki Piotra Furmana (1816–1856), przede wszystkim opowieści biograficzne; Wiktora Burnaszewa i wszelkiego rodzaju kompilacje: „Czytanki dla dzieci”, „rozmowy matki”, „rozmowy ojca”, „lektura moralna”, „przyjaciel dzieci” – tłumaczone i oryginalne. Znalazły się tu także książka *Полезное чтение для детей* (1834) Lubow Jarcewej (1794–1876; Jarcewej), jednej z pierwszych znanych rosyjskich pisarek dziecięcych, oraz utwory popularnej wówczas autorki, ostatniej korespondentki Puszkina – Aleksandry Iszymowej (1804–1881), rosyjskiej pisarki dziecięcej, tłumaczki. Pod względem informacyjnym wartościową ikonografią odznaczały się niektóre nagrody książkowe dla uczniów starszych, np. portrety dowódców rosyjskich: rosyjskiego generała Aleksandra Suworowa (1729–1800), księcia, feldmarszałka rosyjskiego Iwana Dybicza (1785–1831) i rosyjskiego generała-adiutanta Iwana Paskiewicza, przedstawionych w książce *Русские полководцы*, rysował Taras Szewczenko (1814–1861), ukraiński poeta narodowy, malarz, przedstawiciel romantyzmu; w *Panteonie wybitnych osobistości* były m.in. portrety Aleksandra I i Napoleona. Litografowane wizerunki nie tylko obu monarchów, ale i najważniejszych dowódców spod Borodino zawierała pięknie wydana książka *Повесть о великой битве Бородинской, бывшей 26 августа 1812 года* rosyjskiego pisarza, tłumacza i krytyka literackiego Nikołaja Polewoja (1796–1846). Ciekawie prezentował się almanach *Сто русских литераторов* (1839–1845), wydawany przez księgarza, wydawcę i bibliografa Aleksandra Smirdina (1795–1857). Grafiki tego wydania wykonano w Londynie według rysunków artystów rosyjskich, wśród których był malarz i architekt Karł Briułłow (1799–1852) oraz jego brat architekt Aleksander Briułłow (1798–1877), malarz Andriej Sapoźnikow (1795–1855), malarz Kapiton Zielencow (1790–1845). W bardzo starannie wydawanym i cieszącym się popularnością periodyku *Невский альманах* zamieszczano utwory najwybitniejszych twórców: Aleksandra Puszkina, Jewgienija Baratynskiego, Piotra Wiazemskiego, Fiodora Glinki (1786–1880). Po raz pierwszy pojawiły się ilustracje do *Eugeniusza Oniegina* Puszkina, grafiki Stiepana Gałaktionowa (1779–1854) do *Fontanny Bakczysaraju* (*Бахчисарайский фонтан*). W almanachu regularnie zamieszczano portrety członków rodziny carskiej i towarzyszące im teksty literackie – fragmenty większych utworów poetyckich lub miniatury poetyckie: w roku 1831 ukazał się portret Mikołaja I z tekstem pisarza i tłumacza Michaiła Jakowlewa (1798–1853) pt. *К портрету императора Николая I*, w roku 1832 zaś portret Joanny Grudzińskiej³¹ i tekst rosyjskiego poety, dramaturga i krytyka Jegora Rozena (1800–1860), poświęcony

³¹ Joanna Grudzińska (1791–1831) – hrabianka, Joanna Nepomucena Barbara Grudzińska herbu Grzymała, żona wielkiego księcia Konstantego Romanowa (1779–1831); księżna łowicka. Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 6, s. 137.

pamięci wielkiego księcia Konstantego (1779–1831); zamieszczono też tłumaczenia fragmentów *Dziadów* i *Konrada Wallenroda* Adama Mickiewicza. Z kolei w almanachu *Утренняя заря* rosyjskiego pisarza Władimira Władisławlewa (1807–1856) zamieszczano nazwiska najwybitniejszych twórców, a wydawca (adiutant Aleksander von Benkendorf [1783–1844], generał armii Imperium Rosyjskiego oraz szef tajnej carskiej policji), pozyskując od autorów teksty bezpłatnie, mógł pozwolić sobie na zwiększone wydatki związane z szatą graficzną, na którą składały się grafiki wykonywane z obrazów znanych artystów; w almanachu na rok 1839 zamieszczono grafikę z obrazu znanego malarza rosyjskiego pochodzenia włoskiego Fiodora Bruniego (1799–1875) *Спаситель, молящийся перед чашею в вертограде* (1834), dzieło Wasilija Sztiernbierga (1818–1845), przedstawiające miejsce symboliczne dla chrześcijaństwa wschodniego – *Крещение в Кивее* (pomnik i źródło, w którym według *Synopsisa* ochrzczono dwunastu synów św. Włodzimierza [ok. 960–1015]). Na łamach almanachu *Северные цветы* (1825–1831), redagowanego przez poetę rosyjskiego, barona Antona Delwiga (1798–1831)³², zamieszczano utwory Aleksandra Puszkina, a w roku 1827 także portret pisarza, który był dziełem rosyjskiego malarza, grafika i rysownika Oriesta Kiprienskiego (1782–1836): portret Puszkina wygrawerował rosyjski rysownik, grafik i ilustrator Nikołaj Utkin (1780–1863).

Pojawiły się też inne nazwiska malarzy rosyjskich: Silwiestr Szczedrin (1791–1830), którego twórczość wywarła wpływ na rozwój rosyjskiej szkoły malarstwa pejzażowego, oraz Maksim Worobjow (1787–1855), zajmujący znaczące miejsce jako artysta i mentor całego pokolenia rosyjskich pejzażystów³³.

Ciekawe i – jak się wydaje – słuszne spostrzeżenia na temat sytuacji języka rosyjskiego w Polsce zaprezentował Władysław Figarski:

Język Aleksandra Puszkina nigdy nie miał szczęścia u mieszkańców naszego kraju. Jego odbioru, traktowania i uczenia się nie da się porównać z innymi językami obcymi. Ziemia ojczysta Polaków to nie urodzajny czarnoziem dla języka i kultury naszych wschodnich sąsiadów, a co najwyżej grunt skalisty z warstwami piasku i gliny, gleba zakwaszona, uboga w próchnicę i nieurodzajna. Doświadczenia historyczne, a nade wszystko rzeczywistość, w jakiej przyszło nam żyć, wskazują, że nie można tu liczyć na jakąś zasadniczą zmianę, na coś w rodzaju życzliwej reaktywacji. Należy raczej oczekiwać dalszej dewastacji i degradacji. Dlaczego tak się dzieje? Myślę, że sprawa jest poważna i zasługuje na komentarz z nieco szerszej perspektywy.

Rosja zawsze wzbudzała zainteresowanie, a nierzadko i podziw bardzo wielu państw i narodów na wszystkich kontynentach. Wzbudzała też strach, a nawet grozę – zwłaszcza wśród swoich sąsiadów, zarówno tych bliższych, jak i dalszych. Polacy doświadczyli tego w nadmiarze. Ekspansjonizm rosyjski to dla nas nie tylko pojęcie z kręgu teoretycznych rozważań, ale przede wszystkim z naszych doświadczeń w kontaktach najpierw z Rusią, Księstwem Moskiewskim, Rosją carską, a następnie Związkiem Sowieckim i dzisiejszą Federacją Rosyjską. Rozległość terytorialna tego państwa, jego położenie geopolityczne, niezmierzone bogactwa naturalne, ludność liczona w setkach

³² Zob. *Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, t. 4, s. 42.

³³ Zob. J. Wołczuk, dz. cyt., s. 144–151.

milionów, ekspansja militarna, despotyzm – to bodaj najważniejsze filary, na których opierała się w przeszłości kondycja tego państwa³⁴.

Bibliografia

- Bibliografia Estreicher*, t. 6, s. 480; <http://www.estreicher.uj.edu.pl/xixwieku/index/16773.html> (dostęp: 30 VI 2016).
- Encyklopedia „Gazety Wyborczej”*, Kraków 2005–2006.
- Figarski W., *Język rosyjski w Polsce – fakty i mity*, „Przegląd Rusycystyczny” 2008, nr 1.
- Gerber R., *Szkolnictwo Królestwa Polskiego w okresie międzypowstaniowym*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” 3 (1960).
- Gomulicki W., *Wspomnienia niebieskiego mundurka*, Kraków 1968.
- Jędrzych M., *Polityka oświatowa caratu w Królestwie Polskim w XIX w.*, <http://historia.org.pl/2010/08/20/polityka-oswiatowa-caratu-w-krolestwie-polskim-w-xix-w>.
- Kula E., *Główny Instytut Pedagogiczny w Sankt Petersburgu (1828–1859) i jego rola w kształceniu nauczycieli dla szkół Królestwa Polskiego*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” 47 (2010).
- Massalski A., *Nauczyciele języka i literatury rosyjskiej w męskich rządowych szkołach średnich w Królestwie Polskim w latach 1833–1862. Liczebność grupy, drogi awansu i ocena ich pracy przez władze oświatowe*, „Respectus Philologicus” (Kowno) 2004, nr 5.
- Massalski A., *Tajny raport Pawła Muchanowa dla ministra Awrama Siergiejewicza Norowa a 1856 r. Przyczynek do dziejów oświaty polskiej w okresie międzypowstaniowym*, „Przegląd Historyczny” 1998, nr 3.
- Poznański K., *Sprawa przebudowy oświaty i wychowania w Królestwie Polskim po upadku powstania listopadowego*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” 23 (1980).
- Rosyjski słownik biograficzny on-line, <http://dic.academic.ru/dic.nsf/biograf2/9078>.
- Sadurski I., *Rosjanie w kadrze nauczycielskiej Gimnazjum Lubelskiego w okresie pa-skiewiczowskim w świetle zbiorów Archiwum Państwowego w Lublinie*, „Annales UMCS” 2013, z. 1/2, <http://journals.umcs.pl/f/article/view/394/393>.
- Schiller J., *Nauczyciele szkół średnich Warszawy w pierwszej połowie XIX wieku. Szkic do portretu grupy zawodowej*, „Rozprawy z Dziejów Oświaty” 31 (1988).
- Schiller-Walicka J., *Obraz relacji polsko-rosyjskich na przykładzie historii wychowania w Królestwie Polskim w XIX wieku*, „Rocznik Instytutu Europy Środkowo-Wschodniej” 2014, z. 7.
- Wołczuk J., *Kapłani prawosławni w szkołach Białoruskiego (Wileńskiego) Okręgu Naukowego w okresie międzypowstaniowym (1832–1863)*, „Studia Wschodniosłowiańskie” 14 (2014).
- Wołczuk J., *Rosja i Rosjanie w szkołach Królestwa Polskiego 1833–1862. Szkice do obrazu*, Wrocław 2005.

³⁴ Zob. W. Figarski, *Język rosyjski w Polsce – fakty i mity*, „Przegląd Rusycystyczny” 2008, nr 1, s. 84.

Rosyjskie strony www

Биографический словарь, *Владиславлев Владимир Андреевич*, <http://dic.academic.ru/dic.nsf/biograf2/2976>.

Русская историческая библиотека. *Кареев, Николай Иванович*, <http://rushist.com/index.php/historians/1548-kareev-nikolaj-ivanovich>.

Ширинский-Шихматов, Платон Александрович, <http://www.museum.ru/museum/1812/Persons/Brokhause/01250100.htm>.

Słowa kluczowe

Królestwo Polskie, Imperium Rosyjskie, unifikacja, język i literatura rosyjska.

Abstract

Russian in the Kingdom of Poland in the Inter-uprising Period (1832–1864)

The paper is opened up with a brief outline of the Kingdom of Poland, to be followed by a description of how the education system worked in the Kingdom which during the Partitions was commanded by Imperial Russia: statutory regulations (laws, ordinances, enactments, amendments), attempts to combine the Polish education system into the system in the Empire, the position of the teaching profession (a sense of alienation and loneliness, depression, alcohol addiction and a hostile attitude towards Poles), the manner in which the Russian language and literature was popularised as well as literacy of the school youth: shows (reading aloud fair tales, parts of literary works in Russian and in other languages in front of the public at the venues ending school year), letters of commandments, book prizes. The paper is rounded off with Władysław Figarski's quote on how the Russian language was perceived politically and treated in an historical perspective in Poland. The paper is a tribute to further research into the history of the education system in the Kingdom of Poland in the period between the two uprisings.

Key words

Kingdom of Poland, Russian Empire, unification, Russian language and literature.

Niemiecka i polska leksyka z zakresu piłki nożnej: analiza leksykalno-morfologiczno-semantyczna

1. Wprowadzenie

Artykuł poświęcony jest językowi piłki nożnej, który służy do komunikowania się w określonym – sportowym – obszarze, czyli podczas komentowania gry. Analizowane przykłady pochodzą z zakresu pola semantycznego „piłka nożna” i odnoszą się w szczególności do infrastruktury, sprzętu, elementów gry, z jednej strony, jak również do piłkarzy, sędziów i kibiców oraz ich aktywności, z drugiej.

Głównym celem artykułu jest analiza podobieństw i różnic występujących pomiędzy wyrażeniami odnoszącymi się do piłki nożnej w języku niemieckim i polskim. Analiza dotyczy użycia odnośnych wyrażeń w aspekcie semantycznym i morfologicznym oraz w niewielkim stopniu – syntaktycznym. Opis stanowić może podstawę badań leksykograficznych z zastosowaniem języka specjalistycznego w komunikacji; może mieć również charakter aplikatywny. Wyniki analizy mogą ponadto posłużyć jako materiał źródłowy w translatoologii i dziennikarstwie sportowym.

W początkowej części artykułu wyjaśniam najważniejsze terminy językoznawcze używane w opisie. Następnie przybliżam sposób/ metodę analizy przykładów oraz dokonuję szczegółowej analizy materiału. W podsumowaniu kreślę wyniki analizy oraz przedstawiam uwagi końcowe.

2. Uwagi terminologiczne i metodologiczne

Językiem wyjściowym analizy jest język niemiecki¹.

Podstawowym, używanym w artykule, pojęciem jest *leksem*, rozumiany jako wyraz albo temat wyrazu funkcjonujący jako jednostka słownika, tzn. jako jednostka abstrakcyjna, będąca nośnikiem znaczenia leksykalnego. Leksem jest w tym sensie konfrontowany z formą wyrazu jako częścią konstrukcji syntaktycznej lub zdania².

Wolfgang Fleischer opisuje leksemy jako najmniejsze jednostki semantyczne jedno- lub wielocłonowe³.

¹ Autorka artykułu jest germanistką, dlatego posługuje się terminologią opracowaną głównie w niemieckich źródłach.

² Zob. R. Conrad, *Lexikon der sprachwissenschaftlicher Termini*, Leipzig 1988, s.140.

³ Zob. H. Bußmann, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart 1974, s. 447.

Pojęcie leksemu podlega współcześnie zróżnicowaniu i bywa używane zamiennie z pojęciem wyrazu, jednak z pominięciem aspektu formy wyrazu. *Wyraz* stanowi najmniejszą jednostkę formy w obrębie zdania, którą tworzą większe jednostki, jak grupy wyrazów i zdania. Odnosi się on głównie do aspektu syntaktycznego i jest w zasadzie identyczny z pojęciem formy wyrazu⁴. Wyraz jest wydzielony w zdaniu akustycznie i wizualnie, stanowi jednostkę syntaktyczną i semantyczną zarazem – jest nośnikiem znaczenia⁵.

Analiza uwzględnia podział na leksemy/ wyrazy proste i złożone. *Leksemy/ wyrazy proste* są niepodzielne słowotwórczo, co oznacza, że nie można wyróżnić w nich żadnych części słowotwórczych. Nie pochodzą one od innych wyrazów i mogą służyć jako podstawa w procesie powstawania innych wyrazów. Wyrazy proste składają się wyłącznie z morfemów leksykalnych i fleksyjnych. *Wyrazy złożone* składają się z wyrazów podstawowych i określających; prezentują graficznie jeden leksem, w istocie stanowią połączenie co najmniej dwóch samodzielnych, podstawowych wyrazów⁶. Wyraz podstawowy jest ostatnią częścią składową złożenia, która jest bliżej określana przez wyraz określający, np. *Tür (drzwi)* w wyrazie *Haustür (drzwi wejściowe)*⁷. W artykule za wyrazy złożone uznaję również wyrazy pisane z łącznikiem.

Kolejnym pojęciem, do którego się odwołuję jest *wyrażenie*. Jest ono zbiorem co najmniej dwóch wyrazów stanowiących całość syntaktyczną o charakterze nominalnym. Członem podstawowym wyrażenia jest rzeczownik, przymiotnik, imiesłów przymiotnikowy lub przysłówek. Jako przykład posłużyć może wyrażenie *fala morska*. Wyrażeniem nazywane jest też utarte połączenie przyimkowe, spójnikowe i przysłówkowe, np. *na bok*⁸.

Z kolei *zwrot* jest „zbiorem” wyrazów powiązanych ze sobą składniowo. Podstawowy człon zwrotu stanowi czasownik lub imiesłów nieodmienny, np. *ruszyć z kopyta*⁹.

Korpus stanowi dwujęzyczny słownik niemiecko-polski i polsko-niemiecki Janusza Taboraka, zawierający 3000 wyrazów hasłowych z obszaru piłki nożnej, będący jedynym słownikiem specjalistycznym z tej dziedziny. Na potrzeby artykułu dokonałam wyboru przykładów. Wykorzystałam też artykuł J. Taboraka z 2012 roku pt. *Mehrsprachigkeit im Fußball und mehrsprachige Wörterbücher der Fußballterminologie aus deutsch-polnischer Sicht*¹⁰. Poza tym analizie poddałam 150 artykułów pochodzących z niemieckich i polskich źródeł. Przeanalizowałam je głównie pod ką-

⁴ Tamże, s. 40, 53.

⁵ Zob. K. E. Sommerfeld, W. Spiewok, *Sachwörterbuch für die deutsche Sprache*, Leipzig 1989, s. 273.

⁶ Zob. R. Muhr, *Linguistische Grundlagen der Sprachtechnologie*, [w:] <http://www-oedt.kfu-niugraz.ac.at/hlt/content/06lv6/kapitel%208-morphologie.pdf> [data dostępu: 20.11.2015].

⁷ Zob. Duden, Grundwort, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Grundwort> [data dostępu: 01.03.2015].

⁸ S. Skorupka, *Słownik frazeologiczny języka polskiego. A-P*, 1967, s. 6.

⁹ Tamże, s. 6.

¹⁰ J. Taborek, *Mehrsprachigkeit im Fußball und mehrsprachige Wörterbücher der Fußballterminologie aus deutsch-polnischer Sicht*, [w:] J. Taborek, A. Tworek, L. Zieliński, *Sprache und Fußball – im Blickpunkt linguistischer Forschung*, Hamburg 2012, s. 125–139.

tem znalezienia przykładów ekwiwalencji zerowej i pozornej, które zostały pominięte w słowniku J. Taborka. Artykuły pochodzą z popularnych czasopism – zajmujących się tematyką piłki nożnej, zarówno polskich, takich jak *Sport*, *Piłka Nożna*, jak i niemieckiego magazynu sportowego *Kicker*.

Porównanie słownictwa dwóch języków (niemieckich leksemów i polskich odpowiedników) wymaga wspólnej bazy porównawczej, która została opracowana według następujących kryteriów:

- semantycznego: przez co rozumiem znaczenie leksemów,
- gramatycznego: kryterium to wyznacza płaszczyzna formalna, czyli struktura gramatyczna (morfologia),
- obrazowego: kryterium to dotyczy obrazu składającego się ze znaczeń poszczególnych leksemów wyrażenia w odróżnieniu od całościowego znaczenia wyrażenia.

W artykule opracowuję własne kryteria opisu w modelu kontrastywnym. Inspiracją do stworzenia takiego modelu stała się klasyfikacja typów ekwiwalencji dokonana przez Barbarę Komendę Earle, zastosowana w opisie niemieckich i polskich frazeologizmów¹¹. Przywołana badaczka porównuje frazeologizmy od strony treściowej i formalnej. Materiał niemiecki i polski konfrontuje według następujących kryteriów: ekwiwalencja totalna, ekwiwalencja częściowa, ekwiwalencja semantyczna, ekwiwalencja pozorna, ekwiwalencja zerowa. Ekwiwalencję częściową dzieli na trzy typy szczegółowe, a mianowicie na: ekwiwalencję częściową ze specyfiką leksykalną; ekwiwalencję częściową ze specyfiką gramatyczną; ekwiwalencję częściową ze specyfiką leksykalno-gramatyczną.

Leksemy języka niemieckiego wzięte do analizy klasyfikuję w pierwszej kolejności na leksemy proste i złożone, mając przy tym na uwadze to, że ich polskie odpowiedniki mogą się różnić formą od niemieckich wyrazów wyjściowych. W drugiej kolejności przyporządkuję konkretne przykłady do określonych typów ekwiwalencji¹².

W celu egzemplifikacji podaję od 5 do 10 przykładów, zarówno leksemów prostych, jak i złożonych, dla każdego typu ekwiwalencji. Maksymalna liczba przykładów oznacza równocześnie dostępność i wielość podobnych przykładów omawianego typu ekwiwalencji.

Analiza zmierza do nakreślenia podobieństw i różnic dotyczących ekwiwalentów w języku niemieckim i polskim w zakresie semantyki, pragmatyki, leksyki i formy gramatycznej. Aspekt semantyczny obejmuje znaczenia przykładów występujących w obu językach. Pragmatyka dotyczy natomiast relacji między językiem a odbiorcą, pokazuje stosunek znaczeń odpowiedników i kontekst, w jakim są one używane. Aspekt pragmatyczny może być „częściowo inny”: dzieje się tak, kiedy w jednym języku stosuje się określenie języka standardowego, zaś w drugim określenie po-

¹¹ B. Komenda-Earle, *Zur Frage der Äquivalenz, Konvergenz und Bildaffinität. Am Beispiel von deutschen Somatismen mit der lexikalischen Komponente Finger und ihren polnischen Entsprechungen*, [w:] *Germanica Wratislaviensia* 129, Wrocław 2009, s. 61–82.

¹² Przedmiotem zainteresowania jest leksyka z pola semantycznego ‘piłka nożna’. Przyjęta metodologia opiera się na ekwiwalencji i specyfikacji jej typów w oparciu o badania Barbary Komendy-Earle, dlatego też teoria pola semantycznego nie została w artykule bliżej omówiona.

toczne. Leksyka określa bogactwo słownictwa danej dziedziny. Aspekt leksykalny analizy dotyczy w szczególności: znaczenia komponentów leksykalnych i leksemów danego wyrażenia bądź zwrotu z uwzględnieniem przede wszystkim ich znaczenia podstawowego; występowania leksemów bądź komponentów leksykalnych, które nie są widoczne w ekwiwalencie drugiego języka; znaczenia podstawowego leksemów i komponentów leksykalnych; etymologii wyrazów. Aspekt morfologiczny odnosi się z kolei do budowy wyrazów, tj. do liczby i rodzaju morfemów, liczby pojedynczej i mnogiej, części mowy i przypadku poszczególnych komponentów leksykalnych, występowania zaimków zwrotnych.

Poniżej przedstawiam wszystkie typy ekwiwalencji na płaszczyźnie języka niemieckiego i polskiego oraz ich językowe egzemplifikacje.

W analizie nie uwzględniam wieloznaczności wyrazów – za istotne uznaję znaczenia związane z tematyką piłkarską. Do opisu dołączam informacje o innych możliwych ekwiwalentach nienotowanych w słowniku J. Taborka, jak również tłumaczenie określeń z języka niemieckiego¹³. Za różnice pomiędzy odpowiednikami nie uznaję ani aspektu w języku polskim, ani rodzajników w języku niemieckim lub ich braku w języku polskim.

3. Analiza leksykalno-morfologiczno-semantyczna

3.1. Ekwiwalencja totalna

W przypadku ekwiwalencji totalnej w obu leksemach można zaobserwować kompatybilność w zakresie aspektu leksykalnego, morfologicznego, pragmatycznego i semantycznego. Oznacza to, że a) leksemy mają takie samo znaczenie w języku podstawowym, jak i specjalistycznym, b) leksemy złożone posiadają identyczne komponenty składowe w formie prefiksów i morfemów leksykalnych. Ze względu na identyczność znaczenia, wyrazów polskich i niemieckich używa się w takich samych kontekstach. Mają one jednakową formę gramatyczną oraz znaczenie.

Leksem prosty a ekwiwalencja totalna

1. niem. *der Bomber*¹⁴ : pol. *bombardier*

2. niem. *der Dribbler*¹⁵ : pol. *drybler*

Oba leksemy są obcego pochodzenia i pochodzą od ang. *dribbler*¹⁶.

3. niem. *der Effer*¹⁷ : pol. *rotacja*

¹³ W opisie stosuję pewne oznaczenia: a) w nawiasie po znaku równości (=...) podaję znaczenia podstawowe; b) w nawiasie (...) zaznaczam inny ekwiwalent, który nie został podany przez J. Taborka.

¹⁴ J. Taborek, *Fußball. Deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Wörterbuch*, Zielona Góra 2006, s. 31.

¹⁵ Tamże, s. 35.

¹⁶ Zob. Duden, *Dribbler*, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Dribbler> [data dostępu: 01.03.2015].

¹⁷ J. Taborek, dz. cyt., s. 36.

4. niem. *die Elf*¹⁸ : pol. *jedenastka*

5. niem. *fausten*¹⁹ : pol. *piąstkować*

6. niem. *die Finte*²⁰ : pol. *zwód*

7. niem. *das Foul*²¹ : pol. *faul*

Oba leksemy są obcego pochodzenia i pochodzą od ang. *foul*²².

8. niem. *der Futsal*²³ : pol. *futsal*

Oba leksemy są obcego pochodzenia. *Futsal* pochodzi od hiszpańskich wyrazów: *futbol* (pol. *piłka nożna*) i *sala* (pol. *hala*)²⁴.

9. niem. *die Grätsche*²⁵ : pol. *wślizg*

10. niem. *der Hatrick*²⁶ : pol. *hatrick*

Oba leksemy są obcego pochodzenia. Ang. *hat trick* wywodzi się z krykieta i oznacza: *hat* (pol. *kapelusz*) i *trick* (pol. *sztuczka*)²⁷.

Leksem złożony a ekwiwalencja totalna

1. niem. *abnehmen*²⁸ : pol. *odbierać*

(niem. *ab-*, pol. *od-*) (niem. *nehmen*, pol. *brać*)

2. niem. *abpfeifen*²⁹ : pol. *odgwizdać*

(niem. *ab-*, pol. *od-*) (niem. *pfeifen*, pol. *gwizdać*)

3. niem. *der Gegenangriff*³⁰ : pol. *kontratak*

(niem. *gegen-*, pol. *kontr-*) (niem. *Angriff*, pol. *atak*)

4. niem. *umspielen*³¹ : pol. *ogrywać*

(niem. *um-*, pol. *o-*) (niem. *spielen*, pol. *grać*)

5. niem. *wegschlagen*³² : pol. *wybijać*

(niem. *weg-*, pol. *wy-*) (niem. *schlagen*, pol. *bić*)

3.2. Ekwiwalencja częściowa z leksykalną specyfiką

Dla ekwiwalencji częściowej z leksykalną specyfiką charakterystyczna jest kompatybilność obu leksemów co do aspektu morfologicznego, pragmatycznego i semantycznego. Odpowiedniki mają też jednakową formę gramatyczną. W odniesieniu do

¹⁸ Tamże, s. 38.

¹⁹ Tamże, s. 42.

²⁰ Tamże, s. 44.

²¹ Tamże, s. 44.

²² Zob. Duden, Foul, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Foul> [data dostępu: 01.03.2015].

²³ Tamże, s. 46.

²⁴ Zob. Duden, Futsal, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Futsal> [data dostępu: 01.03.2015].

²⁵ J. Taborek, dz. cyt., s. 49.

²⁶ Tamże, s. 51.

²⁷ Zob. Wikipedia, Hatrick, [w:] <http://de.wikipedia.org/wiki/Hatrick> [data dostępu: 01.03.2015].

²⁸ J. Taborek, dz. cyt., s. 17.

²⁹ Tamże, s. 17.

³⁰ Tamże, s. 47.

³¹ Tamże, s. 91.

³² Tamże, s. 100.

języka piłki nożnej oba leksemy są używane w jednakowym kontekście i mają takie samo znaczenie. Można tu jednak dostrzec również pewne różnice leksykalne, co wynika z tego, że znaczenia podstawowe obu wyrazów nie są jednakowe.

Leksem prosty a ekwiwalencja częściowa
z leksykalną specyfiką

1. niem. *die Garnitur*³³ : pol. *skład*

(pol. = *zestaw*)

2. niem. *heben*³⁴ : pol. *lobować*

(pol. = *podnosić*)

3. niem. *das Leder*³⁵ : pol. *piłka (gala)*³⁶

(pol. = *skóra*)

Według słownika J. Taborka *Leder* i *piłka* to odpowiedniki. Wyrazy te nie mogą być używane w jednakowych kontekstach z uwagi na to, że leksem *Leder* należy do języka potocznego, podobnie jak leksem *gala*, w odróżnieniu od wyrazów *piłka/Ball* należących do języka ogólnego. Ekwiwalenty *Leder/gala* prezentują różne obrazy, ale można próbować je ze sobą powiązać: leksem *gala* kojarzy się z budową, kulistym kształtem piłki, zaś leksem *Leder* oznacza skórę, a więc materiał, z którego piłka jest wykonana.

4. niem. *die Schwalbe*³⁷ : pol. *nurek*³⁸

(pol. = *jaskółka*)

Według J. Taborka polskim ekwiwalentem niemieckiego leksemu *Schwalbe* powinno być wyrażenie ogólne *udawany faul* albo *symulowany faul*. Leksem *Schwalbe* jest jednak używany w języku potocznym, dlatego w języku polskim adekwatnym do niego odpowiednikiem jest wyraz *nurek*.

Schwalbe i *nurek* to określenia metaforyczne, zbliżone do siebie obrazem, charakteryzują się odpowiednim ułożeniem ciała. *Schwalbe*, czyli *jaskółka* opada w locie ze skrzydłami rozpostartymi do przodu, w podobny sposób porusza się w wodzie *nurek* przy użyciu rąk.

W semantykę obu wyrazów wpisana jest zwinność i ruch, a więc te umiejętności, które – jak zakładam – ma piłkarz umiejący sfaulować innego zawodnika w taki sposób, żeby nie być za to ukaranym przez sędziego.

5. niem. *der Zerberus*³⁹ (*Torwart*⁴⁰) : pol. *bramkarz*

³³ Tamże, s. 47.

³⁴ Tamże, s. 51.

³⁵ Tamże, s. 59.

³⁶ Zob. PWN, *gala*, [w:] <http://sjp.pwn.pl/szukaj/ga%C5%82a.html> [data dostępu: 01.03.2015].

³⁷ J. Taborek, *Mehrsprachigkeit im Fußball und mehrsprachige Wörterbücher der Fußballterminologie aus deutsch-polnischer Sicht*, [w:] J. Taborek, A. Tworek, L. Zieliński, *Sprache und Fußball – im Blickpunkt linguistischer Forschung*, Hamburg 2012, s. 134.

³⁸ Zob. SportTVN24, *nurek*, [w:] <http://sport.tvn24.pl/archiwum,133/bez-litosci-dla-nurkow-tokierunek-dla-pilki-noznej,319687.html> [data dostępu: 06.06.2015].

³⁹ J. Taborek, dz. cyt., s. 103.

⁴⁰ Zob. Duden, *Torwart*, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Torwart> [data dostępu: 01.03.2015].

(pol. = *cerber*)

Według Taborca *Zerberus* i *bramkarz* funkcjonują jako ekwiwalenty. Wyrazy te nie mogą być używane w jednakowych kontekstach, ponieważ leksem *bramkarz* jest określeniem należącym do języka ogólnego, podobnie jak leksem *Torwart*, w odróżnieniu od potocznego wyrazu *Zerberus*, dla którego nie znalazłam odpowiednika w języku polskim.

Niemiecki leksem *Zerberus* odnosi się do Cerbera z mitologii greckiej. Jest to określenie metaforyczne używane w odniesieniu do bramkarza, który pilnuje tego, aby piłka nie została umieszczona w bramce.

3.3. Ekwiwalencja częściowa z gramatyczną specyfiką

W ekwiwalencji częściowej z gramatyczną specyfiką w obu leksemach dostrzegalna jest kongruencja w zakresie aspektu leksykalnego, pragmatycznego i semantycznego. Oba wyrazy (polski i niemiecki) posiadają to samo znaczenie podstawowe, są używane w jednakowych kontekstach, mają też to samo znaczenie charakterystyczne dla obszaru piłki nożnej, posiadają przy tym różną formę gramatyczną.

Leksem prosty a ekwiwalencja częściowa z gramatyczną specyfiką

1. niem. *dribbeln*⁴¹ : pol. *kiwać się (dryblować)*⁴²

Niemiecki leksem jest obcego pochodzenia. Niem. *dribbeln* pochodzi od ang. *to dribble* (pol. *kropić*), a więc traktowanie piłki „po trochu”⁴³.

Oba czasowniki różnią się formą gramatyczną. Polski odpowiednik *kiwać się* zawiera zaimek zwrotny *się*; niemiecki odpowiednik *dribbeln* nie posiada zaimka zwrotnego.

Według słownika J. Taborca *dribbeln* i *kiwać się* to ekwiwalenty. W języku polskim funkcjonuje leksem *dryblować*, który pochodzi z języka angielskiego i wydaje się precyzyjnym odpowiednikiem dla *dribbeln*. J. Taborek rozróżnia leksem *kiwać się* (niem. *tricksen*) i *kiwać się* (niem. *dribbeln*). Według Słownika Języka Polskiego PWN nie ma żadnej różnicy pomiędzy tymi leksemami.

3.4 Ekwiwalencja częściowa z leksykalno-gramatyczną specyfiką

W przypadku ekwiwalencji częściowej z leksykalno-gramatyczną specyfiką uwidacznia się kompatybilność obu odpowiedników w zakresie pragmatyki i semantyki. Oba wyrazy bądź połączenia wyrazowe mają jednakowe znaczenie i mogą być używane w tych samych kontekstach. Pojawiają się przy tym różnice leksykalne oraz morfo-

⁴¹ J. Taborek, dz. cyt., s. 35.

⁴² Zob. PWN, *dryblować*, [w:] <http://sjp.pwn.pl/szukaj/dryblowa%C4%87.html> [data dostępu: 06.06.2015].

⁴³ Zob. Duden, *dribblen*, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/dribbeln> [data dostępu: 01.03.2015].

logiczne. Przyjmuję, że przynajmniej jeden element leksykalny (jeden wyraz albo jeden komponent leksemu) musi odpowiadać jednemu elementowi z odpowiednika w drugim języku.

Leksem prosty a ekwiwalencja częściowa
z leksykalno-gramatyczną specyfiką

1. niem. *bolzen*⁴⁴ : pol. *grać chaotycznie*

(pol. = *grać bezładnie*)

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem prosty, a mianowicie czasownik *bolzen*, zaś w języku polskim pojawia się zwrot *grać chaotycznie* składający się z dwóch wyrazów.

Leksem *bolzen* ma nacechowanie potoczne. W języku niemieckim nie używa się zwrotu należącego do języka ogólnego tak jak w języku polskim.

2. niem. *der Corner*⁴⁵ (*Eckball*) : pol. *rzut różny* (*korner*⁴⁶)

(pol. = *róg, kąt*)

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem prosty, a mianowicie rzeczownik *Corner*, z kolei w języku polskim dwuwyrzowe wyrażenie *rzut różny*.

J. Taborek ujmuje *Korner* i *rzut różny* jako ekwiwalenty. W języku polskim funkcjonuje też leksem *korner*, który – podobnie jak niemiecki leksem *Korner* – występuje w języku potocznym. Z kolei wyrażenie ogólne *rzut różny* pojawia się w języku niemieckim w postaci leksemu złożonego *Eckball*. Wyraz *korner* pochodzi z języka angielskiego i oznacza *róg, kąt*, dlatego też opisowa forma *rzut różny* określa rzut piłki z rogu boiska.

3. niem. *das Eck*⁴⁷ : pol. *narożnik bramki*

(pol. = *róg, narożnik*)

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim funkcjonuje leksem prosty, a mianowicie rzeczownik *Eck*, zaś w języku polskim wyrażenie złożone z dwóch rzeczowników: *narożnik bramki*.

Niemiecki leksem *Eck* odnosi się do rogu, natomiast polskie wyrażenie *narożnik bramki* jest doprecyzowane: wiadomo gdzie znajduje się narożnik.

4. niem. *das Gelb*⁴⁸ : pol. *żółta kartka*

(pol. = *żółty*)

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem prosty, a mianowicie rzeczownik *Gelb*, z kolei w języku polskim wyrażenie *żółta kartka*.

Podobnym przykładem jest niemiecki leksem *Rot* (pol. *czerwony*) i polskie wyrażenie *czerwona kartka*.

⁴⁴ J. Taborek, dz. cyt., s. 30.

⁴⁵ Tamże, s. 32.

⁴⁶ Zob. Krzyżówka, korner, [w:] <http://krzyzowka.net/haslo-do-krzyzowki/Korner+w+pi-%C5%82ce+no%C5%BCnej> [data dostępu: 06.06.2015].

⁴⁷ J. Taborek, dz. cyt., s. 36.

⁴⁸ Tamże, s. 48.

5. niem. *scoren*⁴⁹ (*ein Tor erzielen*): pol. *zdobywać bramkę*

(pol. = *zdobywać bramkę*)

Niemiecki leksem *scoren* jest obcego pochodzenia, ang. *to score*.

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim funkcjonuje leksem prosty, a mianowicie czasownik *scoren*, z kolei w języku polskim zwrot *zdobywać bramkę*.

J. Taborek uznaje *scoren* i *zdobywać bramkę* za odpowiedniki. Leksem *scoren* ma jednak nacechowanie potoczne. W języku niemieckim istnieje też odpowiednik *ein Tor erzielen* w języku ogólnym, który jest precyzyjnym odpowiednikiem dla polskiego zwrotu *zdobywać bramkę*.

Leksem złożony a ekwiwalencja częściowa
z leksykalno-gramatyczną specyfiką

1. niem. *das Abseitstor*⁵⁰ : pol. *bramka zdobyta z pozycji spalonej*

(*Abseits* = pol. *spalony*; *Tor* = pol. *bramka*)

Oba ekwiwalenty mają wspólne leksemu bazowe: *bramka* i *spalony*. Ponadto w języku polskim pojawiają się wyrazy: *zdobyty*, *z*, *pozycja*, dzięki którym polskie wyrażenie jest bardziej dokładne.

Oba odpowiedniki różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem złożony (rzeczownik *Abseitstor*), zaś w języku polskim rozbudowane wyrażenie *bramka zdobyta z pozycji spalonej*.

Niemiecki leksem *Abseits* oznacza *spalony*, a poza słownictwem piłkarskim oznacza też *margines*, co może budzić skojarzenie z ludźmi łamiącymi przepisy prawa. W piłce nożnej wyraz ten wskazuje na nieprzepisową pozycję zawodnika w polu gry, za którą jest on później ukarany. Polskie wyrażenie określające tę sytuację na boisku ma jednak bardziej opisowy charakter niż ma to miejsce w języku niemieckim.

2. niem. *die Abstiegszone*⁵¹ : pol. *strefa spadkowa*

(*Abstieg* = pol. *spadek*; *Zone* = pol. *strefa*)

Niemiecki leksem składa się z dwóch wyrazów: *Abstieg* i *Zone*, które występują także w polskim wyrażeniu.

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się rzeczownik *Abstieg* jako komponent leksemu, zaś w języku polskim przymiotnik *spadkowa* jako komponent wyrażenia.

3. niem. *das Abwehrbollwerk*⁵² : pol. *mur obronny*

(*Abwehr* = pol. *obrona/obronny*; *Bollwerk* = pol. *bastion*)

Oba ekwiwalenty mają wspólny leksemu bazowy: *obronny*. W języku niemieckim występuje ponadto wyraz *Bollwerk* (pol. *bastion*), z kolei w języku polskim *mur* i oba wyrazy odnoszą się do miejsc związanych z obroną i pewnym odgraniczeniem.

⁴⁹ Tamże, s. 74.

⁵⁰ Tamże, s. 18.

⁵¹ Tamże, s. 19.

⁵² Tamże, s. 19.

Oba odpowiedniki różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony: rzeczownik *Abwehrbollwerk*, a w języku polskim wyrażenie *mur obronny*.

4. niem. *der Anstoßpunkt*⁵³ : pol. *punkt środkowy*

(*Anstoß* = pol. *uderzenie*; *Punkt* = pol. *punkt*)

Oba ekwiwalenty mają wspólny leksem bazowy: *punkt*. W języku polskim występuje ponadto wyraz *środkowy*, który wskazuje na konkretne miejsce na boisku, zaś w języku niemieckim wyraz *Anstoß* (pol. *uderzenie*), który odnosi się do czynności, poprzez którą następuje rozpoczęcie gry na boisku.

Oba odpowiedniki różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony, a mianowicie rzeczownik *Anstoßpunkt*, z kolei w języku polskim dwuczłonowe wyrażenie *punkt środkowy*.

5. niem. *der Freistoß*⁵⁴ : pol. *rzut wolny*

(*frei* = pol. *wolny*; *Stoß* = pol. *uderzenie*)

Oba ekwiwalenty mają taki sam leksem bazowy: *wolny*. W języku niemieckim występuje ponadto wyraz *Stoß* (pol. *uderzenie*), zaś w języku polskim wyraz *rzut*. Oba wyrazy/ leksemy odnoszą się do czynności, którą wykonuje piłkarz.

Oba odpowiedniki różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem złożony: rzeczownik *Freistoß*, z kolei w języku polskim wyrażenie *rzut wolny*.

6. niem. *die La-Ola-Welle*⁵⁵ : pol. *meksykańska fala*

(*La-Ola* = pol. *fala*; *Welle* = pol. *fala*)

Niemiecki leksem składa się z dwóch wyrazów: *La-Ola* (pol. *fala*) + *Welle* (pol. *fala*). Drugi ze wskazanych wyrazów występuje też w polskim odpowiedniku. W polskim ekwiwalencie uwidacznia się komponent leksykalny: *meksykańska*, który w niemieckim odpowiedniku nie występuje. Leksem *die La-Ola-Welle* powstał podczas Mistrzostw Świata w Piłce Nożnej w Meksyku w 1986 roku. Leksem polski nawiązuje do fali, która powstała w Meksyku, stąd nazwa *meksykańska fala*. W przypadku niemieckiego leksemu nastąpiło przejście określenia *La-Ola* z języka hiszpańskiego⁵⁶.

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony, który składa się z dwóch rzeczowników: *La Ola* i *Welle*, zaś w języku polskim występuje dwuczłonowe wyrażenie *meksykańska fala*.

7. niem. *die Passfolge*⁵⁷ : pol. *seria podań*

(*Pass* = pol. *podanie*; *Folge* = pol. *seria*)

Oba odpowiedniki mają wspólne leksemy bazowe: *podanie* i *seria*. W języku polskim pojawiają się dwa wyrazy, które tworzą wyrażenie odpowiadające jednemu leksemowi w języku niemieckim.

⁵³ Tamże, s. 21.

⁵⁴ Tamże, s. 45.

⁵⁵ Tamże, s. 58.

⁵⁶ Zob. Wikipedia, meksykańska fala, [w:] http://pl.wikipedia.org/wiki/Meksyka%C5%84ska_fala [data dostępu: 01.03.2015].

⁵⁷ J. Taborek, dz. cyt., s. 65.

Ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. Niemiecki leksem *Pass* występuje w liczbie pojedynczej, a polski leksem *podania* w liczbie mnogiej.

8. niem. *der Platzverweis*⁵⁸ : pol. *usunięcie z boiska*

(*Platz* = pol. *boisko*; *Verweis* = pol. *nagana*)

Oba ekwiwalenty mają wspólny leksem bazowy: *boisko*. W języku polskim występuje ponadto wyraz *usunięcie* oraz przyimek *z*. W języku niemieckim pojawia się wyraz *Verweis* (pol. *nagana*). Pomiędzy leksemami zachodzi relacja kauzalna: *nagana* skutkuje usunięciem zawodnika z boiska.

Oba odpowiedniki różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony: rzeczownik *Platzverweis*, zaś w języku polskim wyrażenie *usunięcie z boiska*, złożone z rzeczownika i wyrażenia przyimkowego.

9. niem. *die Play-off-Runde*⁵⁹ : pol. *runda barażowa (play-offy)*

(*Play-off* = pol. *baraż*; *Runde* = pol. *runda*)

Niemiecki leksem składa się z dwóch wyrazów: *Play-off* – wyraz, który występuje też w polskim odpowiedniku – oraz *Runde* – wyrazu niewystępującego w polskim wyrażeniu. Wyraz *play off* został zapożyczony z języka angielskiego.

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. Niemiecki leksem złożony stanowi odpowiednik polskiego wyrażenia. W języku niemieckim pojawia się rzeczownik *Play-off* (pol. *baraż*) jako komponent leksemu. W języku polskim występuje przymiotnik *barażowy*, który jest komponentem wyrażenia.

Według J. Taborca *Play-off-Runde* i *runda barażowa* to odpowiedniki. W języku polskim funkcjonuje też wyraz *play-offy*, chociaż jest on częściej używany w odniesieniu do koszykówki, rugby, futbolu amerykańskiego, hokeja, a rzadziej zaś występuje w języku piłki nożnej.

10. niem. *der Scherenschlag*⁶⁰ : pol. *strzał nożycami*

(*Schere* = pol. *nożyce*; *Schlag* = pol. *uderzenie*)

Oba ekwiwalenty mają wspólny leksem bazowy: *nożyce*. W języku polskim występuje wyraz *strzał*, zaś w języku niemieckim wyraz *Schlag* (pol. *uderzenie*). Zarówno *Schlag*, jak i *uderzenie* można uznać za odpowiadające sobie leksemy.

Oba odpowiedniki różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony: rzeczownik *Scherenschlag*, z kolei w języku polskim wyrażenie rzeczownikowe *strzał nożycami*.

3.5. Ekwiwalencja semantyczna

W przypadku ekwiwalencji semantycznej oba odpowiedniki wykazują kongruencję na płaszczyźnie semantycznej i pragmatycznej. Oznacza to, że mają one jednakowe znaczenie i są używane w takich samych kontekstach. Oba wyrazy bądź połączenia wyrazowe różnią się pod względem morfologicznym i leksykalnym, przy czym żaden z elementów leksykalnych nie jest identyczny z jakimkolwiek elementem leksykalnym wyrażenia drugiego języka.

⁵⁸ Tamże, s. 66.

⁵⁹ Tamże, s. 66.

⁶⁰ Tamże, s. 71.

Leksem prosty a ekwiwalencja semantyczna

1. niem. *der Keller*⁶¹ : pol. *dół tabeli*

(pol. = *piwnica*)

Piwnica to najniższa kondygnacja budynku, a także określenie metaforyczne. *Dół tabeli* wskazuje wyraźnie na miejsce drużyny w klasyfikacji.

Wydaje się jednak, że dla niemieckiego leksemu *Keller* nie ma w języku polskim odpowiednika o nacechowaniu potocznym. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem prosty, zaś w języku polskim wyrażenie rzeczownikowe.

2. niem. *timen*⁶² : pol. *dokładnie zagrywać*

(pol. = *koordynować*)

Wyraz *timen* został przyjęty z języka angielskiego. Kojarzy się z czasem, z podaniem piłki w idealnym momencie. Polskie wyrażenie *dokładnie zagrywać* ukazuje w sposób opisowy sytuację na boisku.

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem prosty *timen*, zaś w języku polskim zwrot *dokładnie zagrywać*.

3. niem. *der Tunnel*⁶³ : pol. *strzał pomiędzy nogami (siata)*⁶⁴

(pol. = *tunel*)

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem prosty: *Tunnel*, zaś w języku polskim trójczłonowe wyrażenie *strzał pomiędzy nogami*.

Według J. Taborka *Tunnel* i *strzał pomiędzy nogami* to odpowiedniki. Okazuje się jednak, że te „ekwiwalenty” nie mogą być używane w jednakowych kontekstach: leksem *Tunnel* ma nacechowanie potoczne, podobnie jak leksem *siata*, z kolei *strzał pomiędzy nogami* jest wyrażeniem występującym w języku standardowym.

Niemiecki wyraz *Tunnel* odnosi się do budowli przypominającej kształtem nogi zawodnika, przez które może przedostać się piłka. Polski wyraz *siata* może kojarzyć się z podziurawionym materiałem, rozciągniętym między nogami zawodnika, do którego łatwo wprowadzić piłkę.

Leksem złożony a ekwiwalencja semantyczna

1. niem. *der Alleingang*⁶⁵ : pol. *akcja indywidualna*

(pol. *inicjatywa własna*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *allein* (pol. *sam*) i *Gang* (pol. *ruch*).

Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony: rzeczownik *Alleingang*, z kolei w języku polskim wyrażenie *akcja indywidualna*.

⁶¹ Tamże, s. 56.

⁶² Tamże, s. 85.

⁶³ Tamże, s. 88.

⁶⁴ Zob. Magazyn Stokrotka, siata, [w:] <http://magazyn.stokrotka.pl/w-dobrej-formie/zrozumiec-pilke-nozna-slowniczek-dla-kobiet/> [data dostępu: 06.06.2015].

⁶⁵ J. Taborek, dz. cyt., s. 20.

2. niem. *der Alleskönner*⁶⁶ : pol. *piłkarz wszechstronny*

(*alles* = pol. *wszystko*; *Könner* = pol. *ekspert*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *alles* i *Könner*. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony, a mianowicie rzeczownik *Alleskönner*, z kolei w języku polskim wyrażenie *piłkarz wszechstronny*.

3. niem. *der Aufbau*⁶⁷ : pol. *rozgrywanie piłki (budować akcję*⁶⁸)

(pol. *budowla*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *auf* (pol. *na*) i *Bau* (pol. *budowa*). Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim funkcjonuje leksem złożony, a mianowicie rzeczownik *Aufbau*, a w języku polskim wyrażenie rzeczownikowe *rozgrywanie piłki*.

Według słownika J. Taborka *Aufbau* i *rozgrywanie piłki* to odpowiedniki. W języku polskim funkcjonuje też wyrażenie *budować akcję*, dlatego *rozgrywanie piłki* i *budować akcję* można uznać za synonimy i stosować je zamiennie.

4. niem. *der Aufsetzer*⁶⁹ : pol. *kozlująca piłka*

(*auf* = pol. *na*; *setzen* = pol. *sadzać*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *auf* i *Setzer*. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem złożony: rzeczownik *Aufsetzer*, z kolei w języku polskim wyrażenie *kozlująca piłka*, złożone z imiesłowu przymiotnikowego czynnego i rzeczownika. Niemiecki leksem *Aufsetzer* jest derywatem pochodzącym od czasownika *aufsetzen* (pol. *usiąść, stawiąć, wkładać, wylądować*), który oznacza ruch z góry na dół.

5. niem. *der Grottenkick*⁷⁰ : pol. *slabe spotkanie*

(*Grotte* = pol. *beznadziejne*; *Kick* = pol. *kopnięcie*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *Grotte* i *Kick*. Niemiecki leksem *Grotte* pochodzi od wyrazu szwabskiego *Grodd* oznaczającego ropuchę. W języku potocznym słowo to oznacza coś beznadziejnego⁷¹. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim funkcjonuje leksem złożony: rzeczownik *Gottenkick*, zaś w języku polskim wyrażenie *slabe spotkanie*.

6. niem. *hineingrätschen*⁷² : pol. *wykonać wślizg*

(*hinein* = pol. *do środka*; *grätschen* = pol. *robić przeskok rozkroczny*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *hinein* i *grätschen*. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje

⁶⁶ Tamże, s. 20.

⁶⁷ Tamże, s. 22.

⁶⁸ Zob. Koziółek Poznań, budować akcję, [w:] <http://www.koziolkpoznan.pl/as584.html> [data dostępu: 06.06.2015].

⁶⁹ J. Taborek, dz. cyt., s. 22.

⁷⁰ Tamże, s. 49.

⁷¹ Zob. Narkive, Grotte, [w:] <http://de.etc.sprache.deutsch.narkive.com/JfswNCAw/mausetot> [data dostępu: 20.11.2015].

⁷² J. Taborek, dz. cyt., s. 51.

leksem złożony, czasownik *hineingrätschen*, z kolei w języku polskim pojawia się zwrot *wykonać wślizg*.

7. niem. *die Notbremse*⁷³ : pol. *faul taktyczny*

(pol. *hamulec bezpieczeństwa*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *Not* i *Bremse*. Polskie wyrażenie *faul taktyczny* charakteryzuje taki faul, który jest popełniany w celu taktycznym, po to, aby przerwać akcję korzystną dla przeciwnika. Niemiecki wyraz *Notbremse* to z kolei określenie o nacechowaniu potocznym, używane dla takiego rodzaju faulu, który ma na celu zatrzymanie akcji, tak aby nie doszło do zdobycia bramki przez przeciwnika. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony, a mianowicie rzeczownik *Notbremse*, zaś w języku polskim wyrażenie *faul taktyczny*, składające się z dwóch wyrazów.

8. niem. *das Schlussdreieck*⁷⁴ : pol. *bramkarz z parą stoperów*

(*Schluss* = pol. *koniec*; *drei* = pol. *trzy*; *Eck* = pol. *róg, kąt*)

Niemiecki wyraz składa się z trzech komponentów leksykalnych: *Schluss*, *drei* i *Eck*. Polskie wyrażenie odnosi się do bramkarza i dwóch obrońców. Natomiast niemiecki leksem określa „trójkąt, który jest na końcu”, a więc trzech zawodników, którzy zajmują się obroną bramki i stoją na końcu własnej połowy. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim funkcjonuje leksem złożony: rzeczownik *Schlussdreieck*, z kolei w języku polskim pojawia się rozbudowane wyrażenie *bramkarz z parą stoperów*.

9. niem. *der Schlussmann*⁷⁵ (*Torwart*⁷⁶) : pol. *bramkarz*

(*Schluss* = pol. *koniec*; *Mann* = pol. *mężczyzna*)

Niemiecki wyraz składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *Schluss* i *Mann*. Oba ekwiwalenty różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim pojawia się leksem złożony: rzeczownik *Schlussmann*, z kolei w języku polskim leksem prosty *bramkarz*.

Według J. Taborka *Schlussmann* i *bramkarz* to odpowiedniki. Wyrazy te nie mogą być jednak używane w jednakowych kontekstach, ponieważ leksem *bramkarz* jest wyrazem ogólnym, podobnie jak leksem *Torwart*, w odróżnieniu od wyrazu *Schlussmann*, który ma nacechowanie potoczne.

10. niem. *das Zitterspiel*⁷⁷ : pol. *dreszczowiec*

(*zittern* = pol. *drżeć*; *Spiel* = pol. *gra*)

Niemiecki leksem składa się z dwóch komponentów leksykalnych: *zittern* i *Spiel*. Niemiecki wyraz *Zitter* jest derywatem od czasownika *zittern*. Oba odpowiadające sobie rzeczowniki różnią się formą gramatyczną. Ekwiwalenty są wprawdzie leksemami złożonymi, są przy tym inaczej zbudowane. *Zitterspiel* to wyraz dwuczłonowy,

⁷³ Tamże, s. 63.

⁷⁴ Tamże, s. 72.

⁷⁵ Tamże, s. 73.

⁷⁶ Zob. Duden, *Torwart*, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Torwart> [data dostępu: 01.03.2015].

⁷⁷ J. Taborek, dz. cyt., s. 104.

polski wyraz *dreszczowiec* jest derywatem sufiksalnym pochodzącym od rzeczownika *dreszcz*.

3.6. Ekwiwalencja zerowa

Ekwiwalencja zerowa oznacza, że w jednym z języków występuje określenie, które nie posiada swojego odpowiednika w drugim języku.

Leksem złożony a ekwiwalencja zerowa

1. niem. *die Fahrstuhlmannschaft*⁷⁸ : pol. –

(*Fahrstuhl* = pol. *winda*; *Mannschaft* = pol. *drużyna*)

Znaczenie: drużyna lub klub, który waha się pomiędzy ligami – najpierw awansuje do wyższej ligi, a potem spada do niższej i odwrotnie⁷⁹.

3.7. Ekwiwalencja pozorna

W przypadku ekwiwalencji pozornej uwidacznia się podobieństwo obrazu. Wyrazy bądź wyrażenia posiadają przy tym zupełnie różne znaczenia, nie mogą być używane w jednakowych kontekstach i często różnią się formą gramatyczną, a to powoduje, że nie można ich uznać za odpowiedniki. Przy ekwiwalencji pozornej podaję znaczenia przykładów, tak aby podkreślić różnice semantyczne.

Leksem złożony a ekwiwalencja pozorna

1. niem. *das k.o.-System*⁸⁰ : pol. *system KO*

(pol. *system KO*)

Niem. *das k.o.-System* oznacza system pucharowy. Jest to forma turnieju, w której przegrana drużyna odpada z turnieju. K.o. ma angielskie pochodzenie: *knockout* (pol. *wybijać*).

Pol. *system KO* to nazwa systemu, który odnosi się do zawodów w skokach narciarskich i turnieju czterech skoczni.

Oba przykłady różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem złożony, a w języku polskim wyrażenie.

2. niem. *der Saisontreffer*⁸¹ : pol. *bramka sezonu*

(pol. *bramka sezonu*)

Niem. *der Saisontreffer* oznacza pojedynczą bramkę, która została zdobyta przez zawodnika w trakcie sezonu, może oznaczać np. pierwszą bramkę w sezonie.

Pol. *bramka sezonu* oznacza najpiękniejszą bądź najbardziej znaczącą bramkę w sezonie.

⁷⁸ J. Taborek, A. Tworek, L. Zieliński, dz. cyt., s. 133–134.

⁷⁹ A. Burkhardt, *Anglizismen in der Fußballsprache. Eine historische und kontrastive Betrachtung*, [w:] *Der Sprachdienst* 2/8, Mannheim 2008, s. 63.

⁸⁰ Tamże.

⁸¹ J. Taborek, A. Tworek, L. Zieliński, dz. cyt., s. 135.

Oba przykłady różnią się formą gramatyczną. W języku niemieckim występuje leksem złożony, z kolei w języku polskim wyrażenie.

4. Podsumowanie

W artykule zostały ze reprezentowane i opisane łącznie 52 przykłady: 24 przykłady leksemów prostych i 28 przykłady leksemów złożonych. Największą liczbę (po 10 przykładów) uzyskałam dla ekwiwalencji totalnej (dla leksemu prostego), ekwiwalencji częściowej z leksykalno-gramatyczną specyfiką oraz ekwiwalencji semantycznej (dla leksemu złożonego). Oznaczać to może, że dla powyższych typów ekwiwalencji można by wskazać wiele innych podobnych przykładów. Nie znalazłam z kolei żadnych przykładów dla ekwiwalencji pozornej i zerowej (dla leksemu prostego), jak również dla ekwiwalencji częściowej z leksykalną specyfiką i ekwiwalencji częściowej z gramatyczną specyfiką (dla leksemu złożonego).

Dla takich typów ekwiwalencji, jak: ekwiwalencja częściowa z leksykalną specyfiką, ekwiwalencja częściowa z gramatyczną specyfiką, ekwiwalencja semantyczna (dla leksemu prostego), ekwiwalencja zerowa i ekwiwalencja pozorna (dla leksemu złożonego), liczba przykładów nie przekroczyła pięciu.

Analiza unaoczniła, że istnieje duża grupa wyrazów prostych, które w języku niemieckim i polskim dokładnie sobie odpowiadają. Największą grupę stanowią bez wątpienia ekwiwalenty wykazujące różnice leksykalne i morfologiczne. Interesującymi przykładami są zwłaszcza te ekwiwalenty, które są nośnikami całkowicie różnych obrazów, a ich wspólnym mianownikiem jest aspekt semantyczny. Bez wiedzy specjalistycznej trudno jest bowiem ustalić, co dany leksem, wyrażenie bądź zwrot oznacza w innym języku. Należy też zaznaczyć, że pojedynczym wyrazom mogą odpowiadać nie tylko leksemy proste czy złożone, ale mogą być one wyrażane także przy pomocy wyrażań i zwrotów.

Analizując korpus przykładów, można było dostrzec przykłady „mieszania” ekwiwalentów używanych w języku potocznym i języku ogólnym, czego w praktyce nie powinno się stosować, ponieważ takie zachwianie stylu może utrudniać zrozumienie treści. Przeprowadzona analiza wskazała również, że nie zawsze w języku docelowym można znaleźć odpowiednik należący do tej samej odmiany języka, co w języku wyjściowym.

Bibliografia

- Burkhardt A., *Anglizismen in der Fußballsprache. Eine historische und kontrastive Betrachtung*, [w:] *Der Sprachdienst* 2/8, Mannheim 2008, s. 57–69.
Bußmann H., *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart 1974.
Conrad R., *Lexikon der sprachwissenschaftlicher Termini*, Leipzig 1988.
Komenda Earle B., *Zur Frage der Äquivalenz, Konvergenz und Bildaffinität. Am Beispiel von deutschen Somatismen mit der lexikalischen Komponente Finger und ihren*

- polnischen Entsprechungen*, [w:] *Germanica Wratislaviensia* 129, Wrocław 2009, s. 61–82.
- Skorupka S., *Słownik frazeologiczny języka polskiego. A-P*, 1967.
- Sommerfeld K. E, Spiewok W., *Sachwörterbuch für die deutsche Sprache*, Leipzig 1989.
- Taborek J., *Fußball. Deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Wörterbuch*, Zielona Góra 2006.
- Taborek J., *Mehrsprachigkeit im Fußball und mehrsprachige Wörterbücher der Fußballterminologie aus deutsch-polnischer Sicht*, [w:] J. Taborek, A. Tworek, L. Zieliński, *Sprache und Fußball – im Blickpunkt linguistischer Forschung*, Hamburg 2012, s. 125–139.

Źródła internetowe

- Duden, dribblen, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/dribbeln> [data dostępu: 01.03.2015].
- Duden, Dribler, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Dribbler> [data dostępu: 01.03.2015].
- Duden, Foul, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Foul> [data dostępu: 01.03.2015].
- Duden, Futsal, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Futsal> [data dostępu: 01.03.2015].
- Duden, Grundwort, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Grundwort> [data dostępu: 01.03.2015].
- Duden, Torwart, [w:] <http://www.duden.de/rechtschreibung/Torwart> [data dostępu: 01.03.2015].
- Koziółek Poznań, budować akcję, [w:] <http://www.koziolkpoznan.pl/as584.html> [data dostępu: 06.06.2015].
- Krzyżówka, korner, [w:] <http://krzyzowka.net/haslo-do-krzyzowki/Korner+w+pi-%C5%82ce+no%C5%BCnej> [data dostępu: 06.06.2015].
- Magazyn Stokrotka, siata, [w:] <http://magazyn.stokrotka.pl/w-dobrej-formie/zrozumiec-pilke-nozna-slowniczek-dla-kobiet/> [data dostępu: 06.06.2015].
- Narkive, Grotte, [w:] <http://de.etc.sprache.deutsch.narkive.com/JfswNCaw/mausetot> [data dostępu: 20.11.2015].
- PWN, dryblować, [w:] <http://sjp.pwn.pl/szukaj/dryblowa%C4%87.html> [data dostępu: 06.06.2015].
- PWN, gała, [w:] <http://sjp.pwn.pl/szukaj/ga%C5%82a.html> [data dostępu: 01.03.2015].
- Muhr R., *Linguistische Grundlagen der Sprachtechnologie*, [w:] <http://www-oed.kfunigraz.ac.at/hlt/content/06lv6/kapitel%208-morphologie.pdf> [data dostępu: 20.11.2015].
- SportTVN24, nurek, [w:] <http://sport.tvn24.pl/archiwum,133/bez-litosci-dla-nurkow-to-kierunek-dla-pilki-noznej,319687.html> [data dostępu: 06.06.2015].
- Wikipedia, Hattrick, [w:] <http://de.wikipedia.org/wiki/Hattrick> [data dostępu: 01.03.2015].
- Wikipedia, meksykańska fala, [w:] http://pl.wikipedia.org/wiki/Meksyka%C5%84ska_fala [data dostępu: 01.03.2015].

Słowa kluczowe

ekwiwalencja, piłka nożna, analiza leksykalno-morfologiczno-semantyczna, styl

Abstract

GERMAN AND POLISH VOCABULARY LANGUAGE: LEXICAL-MORPHOLOGICAL-SEMANTIC ANALYSIS

This article is devoted to the language of football – the one which is used by players, commentators and fans of this sport. The vocabulary was analyzed on the lexical, morphological, semantic and pragmatic level. Particular attention was given to the similarities and differences of simple and complex lexemes in two languages: Polish and German. All lexemes were classified into various types of equivalence: total, partial with lexical specificity, partial with grammatical specificity, partial with lexical-grammatical specificity, semantic, apparent and zero equivalence. The author assigned examples to particular categories according to the previously established criteria. Having analyzed the data, she presented the relation between equivalents in German and Polish. The examples were arranged taking into consideration German lexemes, therefore polish equivalents may be different in their linguistic form. Translated by: Katarzyna Król

Keywords

equivalence, football, lexical-morphological-semantic analysis

Ochrona mniejszości narodowych w Traktacie między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy z dnia 17 czerwca 1991 r. – wybrane zagadnienia

I. Wprowadzenie

Traktat, będący rodzajem umowy międzynarodowej, której stronami mogą być wyłącznie państwa, jest jednym ze źródeł prawa międzynarodowego¹. Jego zawarcie rodzi skutki zarówno prawne, tj. w systemie prawnym umawiających się stron, jak również w stosunkach dyplomatycznych i życiu społecznym. Dla relacji polsko-niemieckich szczególną rolę na tych polach odgrywa traktat między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy² (dalej: Traktat), który został zawarty w Bonn w dniu 17 czerwca 1991 roku, a wszedł w życie w dniu 16 stycznia 1992 roku. Jest on, wraz z Traktatem o potwierdzeniu istniejącej między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec granicy³, podpisanym w Warszawie w dniu 14 listopada 1990 roku, określane mianem nowego fundamentu wzajemnych stosunków między dwoma suwerennymi i niepodległymi państwami. Negocjacje dotyczące kształtu i treści pierwszego z wymienionych Traktatów rozpoczęły się już na przełomie lat 80. i 90. XX wieku⁴. Trzeba przy tym nadmienić, że torował on drogę do regulacji stosunków z innymi

¹ Zgodnie z art. 38 Statutu Międzynarodowego Trybunału Sprawiedliwości (dalej: MTS) oprócz umów międzynarodowych (konwencji) do źródeł prawa międzynarodowego zalicza się także zwyczaj międzynarodowy, jako dowód istnienia powszechnej praktyki, przyjętej jako prawo; zasady ogólne prawa, uznane przez narody cywilizowane; zastrzeżeniem postanowień art. 59 statutu MTS związane wyrokiem, wyroki sądowe tudzież zdania najznakomitszych znawców prawa publicznego różnych narodów, jako środek pomocniczy do stwierdzenia przepisów prawnych.

² Dz. U. 1992 nr 14 poz. 56.

³ Dz. U. 1992 nr 14 poz. 54.

⁴ Pierwszy projekt złożony przez stronę polską jest datowany na dzień 27 kwietnia 1990 r. Obejmował on uprzednio regulację dwóch zasadniczych kwestii tj. potwierdzenia istniejącej granicy, jak również regulacji wzajemnych stosunków. W fazie negocjacji doszło jednak do ich oddzielenia, czego wyrazem miały być także ustalenia Konferencji „2+4” w Paryżu. Ostateczne negocjacje nad kształtem tytułowego Traktatu miały miejsce w październiku i listopadzie

państwami, nie tylko sąsiadującymi z Polską⁵. Jednym z podstawowych problemów, który wyłonił się w toku jego negocjacji była kwestia zakresu dwustronnych gwarancji prawnych dla mniejszości narodowych. Do dziś stanowi ona oś debaty w dyskursie publicznym. Podkreśla się, że objęcie ochroną tych grup służy specyficznemu celowi, tj. budowaniu tożsamości mniejszości narodowych zarówno w Polsce, jak i w Niemczech. Katalog wolności i praw obejmuje w tym obszarze szerokie spektrum uprawnień kulturalnych, takich jak prawo do zachowania rozwoju i własnego języka, tradycji, kultury i religii. Z tego też względu celem niniejszego referatu jest próba przedstawienia traktatowych podstaw prawnych dotyczących tytułowej problematyki, a także wykazanie, iż dwustronna ochrona tych grup społecznych doznaje właściwej ochrony na gruncie prawa międzynarodowego.

II. Zakres gwarancji prawnych objętych Traktatem

Traktat polsko-niemiecki rozpoczyna się obszerną preambułą, w której można wyróżnić deklarację o zasadniczych kierunkach wspólnych działań. Należy wskazać tu przede wszystkim na zamiar intensyfikacji wzajemnych kontaktów, podejmowanie przedsięwzięć na rzecz integracji europejskiej oraz współpracę gospodarczą. Choć na gruncie prawoznawstwa rozważania dotyczące tego, czy preambuła aktu prawnego może być nośnikiem treści normatywnych, toczy się dyskusja⁶, należy przyjąć, że wskazanie celów ma charakter zasadniczy dla zdefiniowania intencji stron umawiających się. W preambule odniesiono się do historycznych doświadczeń obu państw związanych z doświadczeniami drugiej Wojny Światowej⁷. W ich duchu uwypuklono konieczność pielęgnowania w bilateralnych stosunkach wartości takich jak: pokój i ład, odpowiedzialność, poszanowanie wartości demokratycznych, wolność gospodarcza, integracja europejska, rozwój kultury i dziedzictwa narodowego.

1990 r. oraz w marcu i kwietniu 1991 r. Zob. szerzej: J. Barcz, *Polska-Niemcy. Traktat o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy*, „Państwo i prawo” 1991, nr 9, s. 26–28.

⁵ W literaturze przedmiotu podkreśla się, iż obecnie Polska związana jest 23 traktatami o przyjaźni z innymi państwami. Zob.: K. Wójcik, *Ochrona mniejszości narodowych w świetle dwustronnych traktatów zawartych przez Polskę*, „Studia Iuridica Lublinensia” 2010, nr 14, s. 217.

⁶ Przeważają głosy opowiadające się za całościowym ujęciem treści ustaw zasadniczych, także jeśli nie przybierają one formy wyodrębnionych przepisów (artykułów), co wynika m.in. z bezpośredniego stosowania konstytucji. Zob. szerzej: K. Complak, *Preambuła*, [w:] J. Boć (red.), *Konstytucje Rzeczypospolitej Polskiej oraz komentarz do konstytucji RP z 1997 roku*, Wrocław 1998, s. 13–14, a także M.E. Stefaniuk, *Preambuła aktu normatywnego w doktrynie oraz procesie stanowienia polskiego prawa w latach 1989–2007*, Lublin 2009. W orzecznictwie podnoszono natomiast, że preambuła nie może być źródłem norm w znaczeniu ścisłym, jednakże może wskazywać na kierunki wykładni aktu normatywnego. Zob. szerzej: Wyrok Trybunału Konstytucyjnego z dnia 11 maja 2005 r. o sygn. K 18/04.

⁷ Zob. więcej: M. Borzykowska-Szewczyk, *Erinnerung und Gegenwart. Reiseberichte aus Pommern in der „Pommerschen Zeitung” (1989–2001)*, [w:] B. Neumann, D. Albrecht, A. Talarczyk (red.), *Literatur. Grenzen. Erinnerungsräume. Erkundungen des deutsch-polnisch-baltischen Ostseeraums als einer Literaturlandschaft*, Würzburg 2004.

Następnie w art. 1 Traktatu odniesiono się do tytułowych haseł tzn. dobrego sąsiedztwa i przyjaźni. W kontekście tych wartości powinna być kształtowana dalsza współpraca pomiędzy Polską a Niemcami we wszystkich dziedzinach. Strony nadały temu przepisowi charakter prospektywny stwierdzając, że będą one dążyły do stworzenia Europy, w której przestrzegane są standardy ochrony wolności i praw człowieka, natomiast granice utracą dzielący charakter. Wskazano także, że należy dążyć do przezwyciężenia różnic zarówno gospodarczych, jak i społecznych. Z punktu widzenia treści normatywnych w/w regulacje mają charakter odpowiadający treści preambuły tj. są rodzajem deklaracji i nie zawierają w swojej treści praw podmiotowych. Dopiero art. 2 wskazuje na konkretne zasady wzajemnej współpracy. Traktat stanowi, że nadrzędnym celem polityki umawiających się państw jest zachowanie i umocnienie pokoju oraz skuteczne zapobieganie wszelkim wojnom. Strony zobowiązują się do przestrzegania prawa międzynarodowego ze szczególnym uwzględnieniem Karty Narodów Zjednoczonych⁸, a także do poszanowania wzajemnej suwerennej równości, integralności terytorialnej, nietykalności granic, niezawisłości politycznej oraz zasady zakazującej użycia siły lub groźby jej użycia. Polska i Niemcy potwierdzają następnie prawo wszystkich narodów i państw do ich autonomii. Jednocześnie zobowiązują się one do tego, by w centrum polityki był człowiek z przyrodzoną godnością oraz prawami. Strony zamierzają otoczyć troską także środowisko naturalne. Opowiadają się one także przeciwko postawom i systemom takim jak totalitaryzm, nienawiść rasowa i etniczna, antysemityzm, ksenofobia i dyskryminacja. Z ostatnią ze wspomnianych wartości wiąże się także zobowiązanie do poszanowania mniejszości narodowych. Pomimo tego, iż oba państwa są stronami Konwencji Wiedeńskiej o prawie traktatów⁹, potwierdziły swoją gotowość do przestrzegania i bezpośredniego stosowania norm prawa międzynarodowego.

Umawiające się strony uregulowały ramy wzajemnej współpracy w odniesieniu do szerokiego spektrum spraw. Przede wszystkim postanowiono, iż celem zintensyfikowania wzajemnej współpracy będą przeprowadzane regularne¹⁰, bilateralne konsultacje szefów rządów, a także ministrów spraw zagranicznych, którzy sprawują kontrolę nad realizacją postanowień traktatowych. Należy jednakże zauważyć, że Traktat w wielu miejscach posługuje się zwrotami nieostrymi tzn. nieprecyzyjnymi i ogólnymi, jak ma to miejsce np. w art. 3 ust. 5, w którym stwierdzono, że istniejące dotychczas wspólne komisje zintensyfikują w miarę możliwości swoje prace, a w razie potrzeby, w wyniku wzajemnego uzgodnienia, będą tworzone nowe komisje mieszane. Choć z zasad przyzwoitej legislacji wynika nakaz stosowania przepisów jednoznacznych, nie można stwierdzić, iż każdorazowe stosowanie zwrotów

⁸ Dz. U. 1947 nr 23 poz. 90.

⁹ Dz. U. 1990 nr 74 poz. 439.

¹⁰ Tj. minimum raz w roku. Przy czym współpraca ta obejmuje nie tylko przedstawicieli władzy wykonawczej, ale także parlamentów obu krajów. Zgodnie z art. 4 Traktatu strony popierają kontakty i wymianę doświadczeń między parlamentami w celu rozwoju stosunków międzynarodowych oraz mając na względzie międzynarodową współpracę parlamentarną.

niedookreślonych jest sprzeczne z prawem¹¹. Taki zabieg może być wykorzystany przez prawodawcę celowo, by umożliwić stronom, w toku dalszej współpracy, swobodne kształtowanie ich wzajemnych stosunków.

Za jedną z priorytetowych płaszczyzn współdziałania Polski i Niemiec uznano politykę obronności. Był to szczególnie ważny kierunek zwłaszcza dla Polski, która stała się członkiem NATO dopiero w 1999 roku. Poza określeniem wzajemnych stosunków oraz pokojowych metod rozstrzygania sporów, Polska i Niemcy zadeklarowały chęć tworzenia kooperacyjnych struktur bezpieczeństwa dla całej Europy oraz zacieśniania współpracy państw w ramach KBWE. Umawiające się strony określiły jako wspólny cel działanie na rzecz umocnienia stabilności i zwiększenia bezpieczeństwa. Jednym ze środków miałyby być m.in redukcja ilości sił zbrojnych do możliwie najniższego poziomu, który wystarczałaby do obrony, ale uniemożliwiałaby atak zbrojny. W przypadku zaistnienia sytuacji, która mogłaby zostać potraktowana przez którąkolwiek z umawiających się stron jako naruszenie pokoju lub wywołanie niebezpieczeństwa na arenie międzynarodowej, państwa powinny podjąć natychmiastowy dialog celem uzgodnienia wspólnego stanowiska w sprawie.

Kolejna deklaracja podjęta przez strony dotyczy dbałości o jedność europejską. Pośród jej filarów wymieniono poszanowanie wolności i praw człowieka, demokrację oraz ideę państwa prawa. Potwierdzeniem dążenia do zintensyfikowania integracji europejskiej jest deklaracja Niemiec o pozytywnym nastawieniu do dążeń Rzeczypospolitej Polskiej do przyłączenia do wówczas istniejącej Wspólnoty Europejskiej¹².

¹¹ O dopuszczalności zwrotów niedookreślonych wypowiedział się polski Trybunał Konstytucyjny, stwierdzając w jednym z orzeczeń, iż „zwroty niedookreślone są bowiem zawarte w klauzulach, których celem jest umożliwienie organom stosującym prawo – zwłaszcza sądom – uwzględnienie wielości okoliczności faktycznych. Jednak korzystanie z tej kompetencji nie może być arbitralne; zatem organ stosujący prawo musi wyraźnie wskazać, w sposób czytelny dla stron i otoczenia, jaką treścią w danym wypadku nasycił zwrot niedookreślony. Nośnikiem takiej informacji jest uzasadnienie rozstrzygnięcia (także wpadkowego), dokonane wobec osoby zainteresowanej, czy to ustnie, czy pisemnie. Sam fakt istnienia różnicowanej praktyki sądowej na tle zwrotu niedookreślonego nie jest świadectwem wadliwości takiego przepisu. Istnienie takiej praktyki jest bowiem wyrazem wykorzystania potencjału, jaki zawiera taki przepis, i nie jest tożsame z istnieniem jego konstytucyjnie nagannej niejasności. Nie w każdym zatem wypadku nieprecyzyjne brzmienie lub niejednoznaczna treść przepisu uzasadniają tak daleko idącą ingerencję w system prawny, jaką jest wyeliminowanie z niego tego przepisu w wyniku orzeczenia Trybunału Konstytucyjnego. Do wyjątków należą sytuacje, gdy dany przepis, zawierający zwrot niedookreślony będzie sam w sobie w takim stopniu wadliwy, że w żaden sposób, przy przyjęciu różnych metod wykładni, nie daje się interpretować w sposób racjonalny i zgodny z Konstytucją”. Zob. szerzej: Wyrok TK z dnia 16 czerwca 2008 roku o sygn. P 37/07.

¹² Niektórzy autorzy podkreślają niedoskonałość tego uregulowania stwierdzając, iż nie kryje się za nim zobowiązanie RFN do działań na rzecz przystąpienia Polski do WE, a jedynie deklaracja dotycząca pozytywnego odbioru faktu takich starań. Zob. szerzej: S. Sulowski, *Krytycznie o Traktacie o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy z 1991 r.* [w:] W. M. Góralski (red.), *Przełom i wyzwanie. XX lat polsko-niemieckiego Traktatu o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy 1991–2011*, Warszawa 2011, s. 309–330.

Kolejnym obszarem, który wpisuje się w realizację postulatu o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy jest aktywność gospodarcza. Traktat stanowi, że strony będą działać na rzecz rozszerzania i wzbogacania wzajemnych stosunków gospodarczych we wszystkich dziedzinach. Powinny podjąć działania celem utworzenia najdogodniejszych przesłanek dla działalności gospodarczej osób zarówno fizycznych, jak i prawnych. W umowie zwrócono także uwagę na wyzwania, jakie stoją przed Polską w związku z budową ustroju społeczno-gospodarczego opartego na swobodzie działalności gospodarczej i dialog partnerów społecznych. Z tego też względu zadeklarowano, że proces przeobrażeń gospodarczych w Rzeczypospolitej Polskiej zostanie wspierany współpracą międzynarodową. Jej przejawem może być m.in. kooperacja polskich i niemieckich przedsiębiorstw i zakładów.

W ramach współpracy gospodarczej wskazano także na konieczność kooperacji o charakterze finansowym. Umawiające się strony podkreśliły znaczenie prawidłowych relacji finansowych i kredytowych i zadeklarowały chęć kontynuowania starań na rzecz rozwoju wzajemnych stosunków w tym zakresie poprzez np. eksportowe gwarancje kredytowe¹³.

W ramach współpracy gospodarczej wyróżniono także działalność terytorialną, tj. partnerstwo pomiędzy regionami, miastami, gminami i innymi jednostkami terytorialnymi, w szczególności w sektorach przygranicznych. Służyć temu celowi ma m.in. komisja międzyrządowa do spraw współpracy regionalnej i przygranicznej¹⁴. Strony deklarują także chęć rozszerzenia wzajemnych połączeń transportowych z użyciem nowoczesnych technologii, co ma także pozytywnie wpłynąć na ułatwienie ruchu osobowego oraz turystyki.

Kolejne obszary współpracy zadeklarowane w Traktacie dotyczą dziedzin zabezpieczenia społecznego, pracy i polityki socjalnej, a także nauki. Republika Federalna Niemiec zobowiązała się do udzielania poradnictwa i pomocy Rzeczypospolitej

¹³ Wskazano także na współpracę w zakresie wspólnej polityki rolnej (wytwarzanie produktów rolnych, ich przetwórstwo, transport, wsparcie tworzenia nowoczesnych wysokowydajnych gospodarstw rolnych, utrzymujących stosunki kooperacyjnej z przemysłem spożywczym, przetwórczym oraz handlem).

¹⁴ Polsko-Niemiecka Komisja Międzyrządowa ds. Współpracy Regionalnej i Przygranicznej dzieli się na Komitety: ds. Współpracy Przygranicznej, ds. Współpracy Międzyregionalnej, ds. Gospodarki Przestrzennej i Edukacji. Powstała na kanwie Umowy o utworzeniu Polsko-Niemieckiej Komisji do spraw Współpracy Regionalnej i Przygranicznej, zob. szerzej: J. Barcz, M. Tomala (red.), *Polska-Niemcy, dobre sąsiedztwo i przyjazna współpraca*, Warszawa 1992, s. 9. Zadaniem komisji jest czuwanie nad współpracą transgraniczną i międzyregionalną. Komisja spotyka się co najmniej raz w roku. Do głównych zadań należą kwestie: „ułatwień w ruchu drogowym, kolejowym, rozwoju korytarzy transportowych północ-południe (w tym inicjatywa samorządowa dot. Środkowoeuropejskiego Korytarza Transportowego (CETC) oraz korytarza Bałtyk-Adriatyk, współpracy policji i służb celnych na terenach przygranicznych, wspierania rozwoju gospodarczego obszarów przygranicznych, kwestie związane ze współdziałaniem na rzecz ochrony środowiska, zagospodarowania przestrzennego, kultury, rozwoju oświaty i szkolnictwa a także koncepcja współpracy transgranicznej „Partnerstwo Odry”, http://berlin.msz.gov.pl/pl/wspolpraca_dwustronna/stosunkipolskoniemieckie/institucjewspolpracy/polsko_niemiecka_komisja_miedzyrządowa_ds_wspolpracy_regionalnej [dostęp:28.06.2017].

Polskiej w przekształcaniu systemu zabezpieczenia społecznego, aktywizacji zawodowej oraz w dziedzinie stosunków pracy. Ponadto strony będą także rozwijać i ułatwiać wzajemną współpracę naukową i techniczną m.in. poprzez wsparcie inicjatyw naukowców i instytucji badawczych, wymianę dokumentacji i dostęp do instytutów naukowych, archiwów, bibliotek i podobnych instytucji.

Strony deklarują współpracę także na rzecz ochrony środowiska, zwłaszcza na obszarach przygranicznych, w szczególności w dorzeczu Odry. Miałoby to następować poprzez podejmowanie strategii dotyczących regionalizacji i międzynarodowej polityki ochrony środowiska w celu zapewnienia trwałego i sprzyjającego środowisku rozwoju w Europie.

Traktat zawiera także szeroki katalog praw kulturalnych zagwarantowanych dla obywateli państw umawiających się. Strony zobowiązują się do podejmowania działań służących budowaniu wymiany kulturalnej celem budowy tożsamości kulturowej. Ma się to urzeczywistniać m.in. poprzez zagwarantowanie dostępu do języka i kultury drugiego kraju, upowszechnienie literatury, a także rozszerzoną możliwość nauki języka drugiego kraju. Przejawem zintensyfikowanej współpracy na tym polu jest także możliwość wzajemnego uznawania okresów studiów i dyplomów uczelni. W ramach praw kulturalnych zagwarantowano także ochronę zabytków, a także współpracę środków masowego przekazu.

Istotnym elementem ułatwiającym dwustronną współpracę jest rozwój dyplomacji poprzez intensyfikowanie i upraszczanie stosunków dyplomatycznych celem ułatwienia dostępu do nich dla obywateli. Zasygnalizowano także konieczność podejmowania wspólnych przedsięwzięć służących zwalczaniu przestępczości. W art. 34 Traktatu odniesiono się ponadto do bilateralnych inicjatyw w zakresie ochrony zdrowia.

W Traktacie wskazano, że postanowienia umowy nie są wymierzone przeciwko komukolwiek, a także że nie naruszają one praw i zobowiązań, które wynikają z innych zobowiązań prawa międzynarodowego. Umowa została zawarta na dziesięć lat z możliwością każdorazowego przedłużenia jej o pięć lat w przypadku braku notyfikacji jej wypowiedzenia.

III. Ochrona praw mniejszości narodowych w Traktacie

Jednym z szeroko uregulowanych obszarów w Traktacie jest ochrona mniejszości narodowych. Było to zagadnienie, które w toku prac nad jego kształtem stanowiło jedną z najbardziej palących kwestii¹⁵. Umowa w art. 20 zawiera definicję mniejszości niemieckiej w Polsce stwierdzając, że są to osoby posiadające polskie oby-

¹⁵ O dyskusji wokół kształtu regulacji dotyczących ochrony mniejszości zob. szerzej: M. Balce-rek-Kosiarz i inni, *Bilans 25 lat Traktatu między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy z dnia 17 czerwca 1991 r.*, Poznań 2016, s. 40; K. Wójcik, *Ochrona mniejszości narodowych w świetle dwustronnych traktatów zawartych przez Polskę*, „*Studia Iuridica Lublinensia*”, 2010, nr 14, 217–236; J. Sandorski, *Polskie mniejszości narodowe w Niemczech w świetle prawa międzynarodowego*, „*Ruch Prawniczy, Ekonomiczny i Socjologiczny*”, 2010, nr 2, s. 89–111.

watelstwo, które są niemieckiego pochodzenia albo przyznają się do języka, kultury lub tradycji niemieckiej, a także osoby w Republice Federalnej Niemiec, posiadające niemieckie obywatelstwo, które są polskiego pochodzenia albo przyznają się do języka, kultury lub tradycji polskiej¹⁶. Konieczność przyjęcia takiego rozwiązania w postaci wprowadzenia w/w definicji legalnej wynika z faktu, iż Ustawa Zasadnicza RFN dopuszczała wyłącznie kryterium formalnoprawne w zakresie przyznania obywatelstwa niemieckiego¹⁷. W literaturze przedmiotu podnosi się, iż Traktat wprowadza w ten sposób pewną nierówność między ochroną mniejszości niemieckiej w Polsce a ochroną mniejszości polskiej w Niemczech¹⁸. W konsekwencji nie istnieje możliwość objęcia traktatową definicją członków mniejszości narodowych w Niemczech, np. Polaków posiadających status cudzoziemca¹⁹. Ponadto dowodem na tę dysproporcję jest także ustawowe zwolnienie mniejszości niemieckiej z tzw. klauzuli pięcioprocentowej przy wyborach do Sejmu i Senatu w Polsce²⁰.

Pomimo przejawów pewnej asymetrii w Traktacie w zakresie ochrony mniejszości narodowych, doznają one szerokiej ochrony na gruncie innych źródeł prawa międzynarodowego. Tytułowy akt normatywny stanowi bowiem w art. 20 ust. 2., że „umawiające się Strony realizują prawa i obowiązki zgodnie ze standardami międzynarodowymi dotyczącymi mniejszości, w szczególności zgodnie z Powszechną deklaracją praw człowieka Narodów Zjednoczonych z 10 grudnia 1948 r., Europejską konwencją o ochronie praw człowieka i podstawowych wolności z 4 listopada 1950 r., Konwencją o zwalczaniu wszelkich form dyskryminacji rasowej z 7 marca 1966 r., Międzynarodowym paktem praw obywatelskich i politycznych z 16 grudnia 1966 r., Aktem końcowym KBWE z 1 sierpnia 1975 r., Dokumentem kopenhaskiego spotkania w sprawie ludzkiego wymiaru KBWE z 29 czerwca

¹⁶ Na gruncie prawa polskiego, w myśl ustawy o mniejszościach narodowych i etnicznych oraz języku regionalnym z dnia 6 stycznia 2005 r. za mniejszość narodową uznaje się grupę obywateli polskich, która spełnia łącznie następujące warunki: jest mniej liczebna od pozostałej części ludności Rzeczypospolitej Polskiej, w sposób istotny odróżnia się od pozostałych obywateli językiem, kulturą lub tradycją, dąży do zachowania swojego języka, kultury lub tradycji, ma świadomość własnej historycznej wspólnoty narodowej i jest ukierunkowana na jej wyrażanie i ochronę, jej przodkowie zamieszkiwali obecne terytorium Rzeczypospolitej Polskiej od co najmniej 100 lat, utożsamia się z narodem zorganizowanym we własnym państwie. Zob. szerzej: A. Malicka, *Ochrona mniejszości narodowych – standardy międzynarodowe i rozwiązania polskie*, Wrocław 2004.

¹⁷ Art. 116 Ustawy Zasadniczej RFN. Zob. szerzej, J. Barcz, *op. cit.*. Brak zastosowania w tym przypadku zasady wzajemności był efektem braku zgody Niemiec. Zob. szerzej: M. Balcerzak-Kosiarz i inni, *op. cit.*

¹⁸ Pomimo tego faktu określa się Traktat mianem modelowego i stanowiącego wzorzec dla późniejszych postanowień prawnomiędzynarodowych o przyjaznej współpracy. D. Berlińska, P. Madajczyk, *Mniejszość niemiecka w Polsce*, [w:] B. Berdychowska, *Mniejszości narodowe w Polsce. Praktyka po 1989 roku*, Warszawa 1998, s. 88.

¹⁹ Ponadto za kontrowersyjny uznano fakt uznania za członka mniejszości niemieckiej osobę pochodzącą z tzw. niemieckiego „kręgu kulturowego”. Zob. szerzej: G. Janusz, *Ochrona praw mniejszości narodowych w Europie*, Lublin 2011, s. 533; G. Janusz, *Prawa mniejszości narodowych. Standardy europejskie*, Warszawa 1995.

²⁰ J. Sandorski, *op. cit.*

1990 r., jak również Paryską kartą dla nowej Europy z 21 listopada 1990 r.”. Wskazane akty normatywne, wraz z Konwencją Ramową o ochronie mniejszości narodowych z dnia 1 lutego 1995 r., tworzą standard ochrony mniejszości zarówno w Polsce, jak i w Niemczech²¹. Należy zatem stwierdzić, że ochrona mniejszości polskiej w Niemczech doznaje w Traktacie ochrony w sposób pośredni, podczas gdy mniejszość niemiecka uzyskuje ją *expressis verbis*. Choć gwarancje ochrony mniejszości narodowych w Republice Federalnej Niemiec są wąskie²² nie można postawić tezy o niezapewnieniu podstawowych instrumentów ochrony ich p²³raw.

Traktat przyznaje mniejszościom szeroki katalog praw kulturalnych. Jak wynika z art. 20 ust. 3 Traktatu należy do niego m.in. uprawnienie do swobodnego posługiwania się językiem ojczystym w życiu prywatnym i publicznie, dostępu do informacji w tym języku, jej rozpowszechniania i wymiany, zakładania i utrzymywania własnych instytucji, organizacji lub stowarzyszeń oświatowych, kulturalnych i religijnych, które mogą się ubiegać o dobrowolne wkłady finansowe i inne, jak również o pomoc publiczną, zgodnie z prawem krajowym, oraz które posiadają równoprawny dostęp do środków przekazu swojego regionu, wyznawania i praktykowania swej religii, w tym nabywania, posiadania i wykorzystywania materiałów religijnych oraz prowadzenia oświatowej działalności religijnej w języku ojczystym, ustanawiania i utrzymywania nie zakłóconych kontaktów między sobą w obrębie swego kraju, jak również kontaktów poprzez granice z obywatelami innych państw, z którymi łączą ich wspólne pochodzenie etniczne lub narodowe, dziedzictwo kulturalne lub przekonania religijne, używania swych imion i nazwisk w brzmieniu języka ojczystego, zakładania i utrzymywania organizacji lub stowarzyszeń w obrębie swojego kraju oraz uczestniczenia w międzynarodowych organizacjach pozarządowych, korzystania na równi z innymi ze skutecznych środków prawnych dla urzeczywistnienia swoich praw, zgodnie z prawem krajowym. Zapewnienie takiego katalogu praw kulturalnych ma zasadnicze znaczenie dla możliwości pielęgnowania kultury i tradycji mniejszości narodowych. Umożliwia im bowiem m.in. tworzenie własnych instytucji i instrumentów służących temu celowi.

IV. Podsumowanie

Ponad dwadzieścia pięć lat po wejściu w życie Traktatu o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec

²¹ Przy czym w ramach tych standardów wyróżnia się także źródła prawa typu soft law. Zob. szerzej: Z. Galicki, *Prawnomiędzynarodowy kontekst ochrony mniejszości narodowych w Polsce*, [w:] M. Nijakowski (red.), *Polityka państwa polskiego wobec mniejszości narodowych i etnicznych*, Warszawa 2005, s. 57–58.

²² Na przyczynę takiego stanu rzeczy wskazuje m. in. J. Sandorski, a także G. Janusz odnosząc się m.in. do dużej liczby imigrantów przebywających w Niemczech i konieczność uregulowania ich statusu.

²³ Zob. szerzej: R. Hofmann, *Menschenrechte und der Schutz nationaler Minderheiten*, http://www.zaoerv.de/65_2005/65_2005_3_a_587_614.pdf [dostęp: 1.07.2017].

należy stwierdzić, iż jest to znaczący akt dla kształtowania dalszych relacji polsko-niemieckich na wielu płaszczyznach, w tym w zakresie ochrony praw mniejszości narodowych. W 1999 r. podpisano umowę między Rządem Rzeczypospolitej Polskiej a Rządem Niemieckiej Republiki Federalnej o współpracy kulturalnej z 1999 r.²⁴, która ułatwiła dążenia do zapewnienia symetrycznych gwarancji praw kulturalnych w obu państwach. Ponadto, w uchwale Sejmu RP z dnia 22 czerwca 2001 r.²⁵ tytułowy Traktat określono mianem podstawy rozwoju współpracy we wszystkich dziedzinach oraz szansą na trwałe pojednanie oby narodów. Wskazano także, że Polska stała się największym partnerem handlowym Niemiec pośród krajów Europy Środkowo-Wschodniej. Dalsza kooperacja we wszystkich kierunkach wymienionych w porozumieniu przyczynia się do zwiększenia integracji europejskiej, zwłaszcza w kontekście dążeń Polski do wejścia w struktury Unii Europejskiej. Sejm wyraził nadzieję na zacieśnienie współpracy na niwie stosunków społecznych, a także podkreślił rolę wzajemnych relacji na terenach przygranicznych. Te zaś są papierkiem lakmusowym wzajemnych nastrojów między obywatelami dwóch państw sąsiedzkich. Polska wyraziła chęć rozszerzenia bilateralnej kooperacji o obszary dotyczące europejskiej polityki wschodniej, harmonizacji polityki europejskiej z polityką atlantycką, zjednoczenia Europy, współpracy technologicznej i naukowej.

Z okazji dwudziestolecia podpisania Traktatu niemiecki Bundestag wydał rezolucję²⁶ upamiętniającą to wydarzenie. Podkreślono w niej wartości płynące z dobrej współpracy, a także konieczność coraz ściślejszej kooperacji obu państw w związku z procesami integracyjnymi w Europie, a także faktem, iż Polska przystąpiła do grona państw unijnych²⁷. Ponadto wyodrębniono obszary najściślejszej współpracy obu państw. Należą do nich: polityka, gospodarka, środowisko, współpraca transgraniczna, kultura, nauka oraz dialog społeczny. Wspomniana rocznica była także okazją do wizyty dyplomatycznej Prezydenta RP, Bronisława Komorowskiego, w Berlinie, a także spotkanie członków Prezydium polskiego Sejmu oraz Bundestagu. Jednakże najważniejszym dokumentem obchodów dwudziestolecia Traktatu była Wspólna Deklaracja Rządów Rzeczypospolitej Polskiej i Republiki Federalnej Niemiec z okazji 20. rocznicy podpisania Traktatu między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy: Sąsiedzi i partnerzy²⁸. Strony oświadczyły w niej dalszą gotowość do pogłębiania współpracy we wszystkich dziedzinach, wskazano na rolę dwóch państw na arenie międzynarodowej. Za najważniejsze należy jednakże uznać filary porozumienia polsko-niemieckiego. Zaliczono do nich: rozwój wymiany młodzieżowej, akademickiej i naukowej poprze działalność rozmaitych placówek edu-

²⁴ Dz. U. 1999 nr 39 poz. 379.

²⁵ M.P. 2001.21.329.

²⁶ Dostęp do niemieckojęzycznej wersji rezolucji (nr 17/6145), <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/061/1706145.pdf> [dostęp: 25.06.2017].

²⁷ Zob. także J. Barcz, *Dwadzieścia lat stosunków Polski ze zjednoczonymi Niemcami. Budowanie podstaw prawnych*, Warszawa 2011.

²⁸ Dostęp do polskojęzycznej wersji Deklaracji: <http://www.polen.diplo.de/contentblob/4071410/Daten/1391448/2011gemerklaerung.pdf> [dostęp: 28.06.2017].

cyjnych, fundacji i porozumień, a także znajomość kultury państwa sąsiadującego. W odniesieniu do mniejszości narodowych oświadczone że „obywatele niemieccy polskiego pochodzenia i wszystkie osoby, które w Niemczech przyznają się do języka, kultury lub tradycji polskiej oraz członkowie mniejszości niemieckiej w Polsce pełnią istotną rolę w budowaniu porozumienia między społecznościami. Potwierdzamy zobowiązanie do wspierania tych środowisk w procesie pielęgnowania ich tożsamości kulturowej i języka ojczystego, wynikające zarówno z Traktatu o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy, jak i ze standardów europejskich”²⁹.

Do obchodów zawarcia Traktatu doszło także pięć lat później, w 2016 roku, tzn. w dwudziestopięciolecie lecie podpisania porozumienia. Obie strony, z prezydentami obu państw na czele, podkreślały konieczność intensyfikacji wzajemnej współpracy, krzewienia wspólnych wartości oraz rozbudowy dalszych fundamentów kooperacji, której źródłem jest Traktat z 1991 roku, w tym ochrony mniejszości narodowych i zapewnieniu równej realizacji ich praw.

Należy podkreślić, że pomimo faktu, iż Traktat był negocjowany i zawierany w odmiennych od obecnych realiach geopolitycznych, nie traci on na aktualności. Cechuje się bowiem w znacznej mierze charakterem uniwersalnym, ale także perspektywnym. Zwłaszcza odnosi się to do aktualnych kwestii dotyczących kształtu i kierunków integracji europejskiej³⁰. Traktat umożliwia stronom rozwijanie jego postanowień w drodze dalszych bilateralnych porozumień, czego dowodem jest zagadnienie ochrony mniejszości narodowych. Choć prawnie istnieje możliwość wypowiedzenia tytułowej umowy, realizacja tego wariantu jest wysoce nieprawdopodobna. Traktat stworzył bowiem podwaliny do zbudowania całego systemu zależności, na którym oparte są po dziś dzień stosunki polsko-niemieckie.

Bibliografia

- Balcerek-Kosiarz M. i inni, *Bilans 25 lat Traktatu między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy z dnia 17 czerwca 1991 r.*, Poznań 2016;
- Barcz J., *Polska-Niemcy. Traktat o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy*, „Państwo i prawo” 1991, nr 9;
- Barcz J., *Dwadzieścia lat stosunków Polski ze zjednoczonymi Niemcami. Budowanie podstaw prawnych*, Warszawa 2011;
- Barcz J., Tomala M. (red.), *Polska-Niemcy, dobre sąsiedztwo i przyjazna współpraca*, Warszawa 1992;
- Berdychowska B., *Mniejszości narodowe w Polsce. Praktyka po 1989 roku*, Warszawa 1998;

²⁹ Ibidem.

³⁰ Zob. szerzej: E. Cziomer, *Wprowadzenie: nowe uwarunkowania i wyzwania partnerstwa polsko-niemieckiego w Europie pod koniec pierwszej dekady XXI wieku*, „Krakowskie Studia Międzynarodowe”, 2008, nr 4.

- Boć J. (red.), *Konstytucje Rzeczypospolitej Polskiej oraz komentarz do konstytucji RP z 1997 roku*, Wrocław 1998;
- Cziomer E., *Wprowadzenie: nowe uwarunkowania i wyzwania partnerstwa polsko-niemieckiego w Europie pod koniec pierwszej dekady XXI wieku*, „Krakowskie Studia Międzynarodowe”, 2008, nr 4;
- Góralski W. M. (red.), *Przełom i wyzwanie. XX lat polsko-niemieckiego Traktatu o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy 1991–2011*, Warszawa 2011;
- Janusz G., *Prawa mniejszości narodowych. Standardy europejskie*, Warszawa 1995;
- Janusz G., *Ochrona praw mniejszości narodowych w Europie*, Lublin 2011;
- Malicka A., *Ochrona mniejszości narodowych – standardy międzynarodowe i rozwiązania polskie*, Wrocław 2004;
- Neumann B., Albrecht D., Talarczyk A. (red.), *Literatur. Grenzen. Erinnerungs-räume. Erkundungen des deutsch-polnisch-baltischen Ostseeraums als einer Literaturlandschaft*, Würzburg 2004
- Sandorski J., *Polskie mniejszości narodowe w Niemczech w świetle prawa międzynarodowego*, „Ruch Prawniczy, Ekonomiczny i Socjologiczny”, 2010, nr 2;
- Stefaniuk M. E., *Preambuła aktu normatywnego w doktrynie oraz procesie stanowienia polskiego prawa w latach 1989–2007*, Lublin 2009;
- Wójcik K., *Ochrona mniejszości narodowych w świetle dwustronnych traktatów zawartych przez Polskę*, „Studia Iuridica Lublinensia”, 2010, nr 14.

Netografia

- http://berlin.msz.gov.pl/pl/wspolpraca_dwustronna/stosunkipolskoniemieckie/institucje-wspolpracy/polsko_niemiecka_komisja_miedzyrzadowa_ds_wspolpracy_regionalnej
- <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/061/1706145.pdf>
- <http://www.polen.diplo.de/contentblob/4071410/Daten/1391448/2011gemerklaerung.pdf>

Słowa kluczowe

polско-niemiecki Traktat o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy, ochrona mniejszości narodowych, prawa kulturalne, wspólnota wartości, przyjazna współpraca, integracja europejska, tożsamość europejska

Abstract

Protection of national minorities in the Polish – German Treaty of Good Neighbourship and Friendly Cooperation – the chosen aspects

This paper aims to perform an analysis of The Polish-German Treaty of Good Neighbourship and Friendly Cooperation from 17th June 1991 in the context of the protection of national minorities. Although this agreement was concluded

25 years ago, its provisions still create the bilateral relations between these two countries. The scope of declarations of the Treaty contains inter alia the economy, social, and education matters. The role of the European integration and the protection of national minorities were also strongly highlighted, especially because of the fact of the Polish commitment to European Economy Community (now: EU) access. In this paper the legal acts of Polish Parliament and Bundestag on the 10th and 20th anniversary of the conclusion of the agreement will be presented as well as the scope of common values and the perspectives of the cooperation between Poland and Germany.

Keywords

The Polish-German Treaty of Good Neighbourship and Friendly Cooperation, protection of national minorities, cultural rights, Treaty, common values, friendly cooperation, European integration, European identity

Renesans polskich koncepcji prawnonaturalnych okresu międzywojennego

1. Wprowadzenie

Idea prawa naturalnego w Polsce odradzała się dwukrotnie: po I i po II wojnie światowej. Dwukrotnie w tej samej formie, jako protest przeciwko niewoli Polski, zbrodniom wojennym, ustrojom totalitarnym; zawsze jednak sprzeciwiała się radykalnemu pozytywizmowi prawniczemu. Przedstawienie obrazu koncepcji prawnonaturalnych, który byłby jednocześnie zwięzły, to rzecz niełatwa, zważywszy, że w obrębie każdego nurtu filozoficzno-prawnego występuje szereg autorów, konstruujących własne koncepcje, które zasługują na omówienie. Ukazanie ich według szkół czy też nazwisk twórców wykracza poza ramy objętościowe opracowania. Ograniczyć się zatem wypada do uproszczonego przeglądu odradzających się koncepcji prawa naturalnego okresu międzywojnia.

Renesans myśli prawnonaturalnej w Polsce mienionego czasu nie miał sprzyjającego klimatu intelektualnego z dwóch powodów: po pierwsze – atmosferę filozoficzną kształtowała szkoła lwowsko-warszawska, ukierunkowana na badania semiotyczno-logiczne; po drugie – pozytywizm prawniczy z jego licznymi odmianami (psychologizm, normatywizm, jursprudencja analityczna) „oczyścił” pole z dociekań nad innym prawem niż stanowione. Tym, co charakteryzowało „pierwsze odrodzenie” prawa natury, to szerokie zainteresowanie zagadnieniami prawnonaturalnymi nie tylko w środowisku filozofów prawa, ale także ze strony przedstawicieli innych gałęzi prawa (np. Bronisław Wróblewski – karnista, Fryderyk Zoll – cywilista), a nawet innych dyscyplin naukowych (np. Waław Makowski – socjolog, Roman Rybarski – ekonomista, Ignacy Koschembahr-Łyskowski – romanista). Koncepcje *ius naturalis* rozwijały się głównie w dwóch nurtach: w pozytywizmie prawniczym – teorii prawa naturalnego o zmiennej treści i w tomizmie – teorii prawa naturalnego o stałej treści.

Wyjaśnienia domagają się dwie kwestie terminologiczne. Pierwsza, biorąc pod uwagę wartość semantyczną terminów „prawo natury” i „prawo naturalne” należy stwierdzić, że jest to jeden termin wyznaczający dwie rzeczywistości: prawa przyrody i prawa człowieka. Gdy operuje się tymi terminami w języku polskim pojawiają się wieloznaczności niemożliwe do przezwyciężenia, pogłębiające się ze względu na coraz większą ilość ich znaczeń, np.: prawo słuszne, prawo transpozytywne, prawo podmiotowe, prawo uniwersalne, prawo elementarne, prawo zadeklarowane. Aby uniknąć zbyt szczegółowych i skomplikowanych analiz terminologicznych, obydwie

pojęcia będą stosowane zamiennie¹. Zarówno prawo naturalne, jak i prawo natury dotyczy ontologicznej sfery człowieka, jego natury bytowej, bez względu na to, czy prairódla będziemy szukać poza rozumną naturą człowieka, czy ograniczymy się tylko do niej samej. Druga kwestia terminologiczna również jest związana z zamiennym stosowaniem terminów: „renesans” i „odrodzenie” prawa naturalnego. Przy czym ostatni z terminów jest mocniej osadzony w polskiej tradycji terminologicznej, istniejącej już ponad wiek², nie wywołując wśród filozofów i prawników niepotrzebnych sporów.

2. Koncepcja (anty)pozytywistyczna

Dla polskiej filozofii prawa koncepcja Leona Petrażyckiego (1867–1931) ma duże znaczenie nie tylko z uwagi na polską narodowość autora i jej oddźwięk w kraju oraz za granicą³. Również dlatego, że koncepcja ta – związana z pozytywizmem prawniczym o zabarwieniu idealistycznym⁴, co jest widoczne zarówno w płaszczyźnie językowo-logicznej, jak i socjologiczno-psychologicznej – uzyskała kształt oryginalnego i koherentnego systemu filozoficzno-prawnego. Petrażycki swoją psychologiczną interpretacją etyki wyprzedził szkołę uppsalską (Axela Hägerströma) oraz etykę emotywistyczną (Bertranda Russella, Alfreda Ayera) z okresu neopozytywizmu. Jednocześnie jest twórcą pojęcia „prawo natury o zmiennej treści” oraz autorem sformułowania „odrodzenie prawa naturalnego”. Poza wszelką dyskusją był on także prekursorem nauki o polityce prawa oraz twórcą i promotorem idei prawa pracy. W metodologii sformułował prostą, fundamentalną teorię związku adekwatnego, a w logice zastąpił dotychczasowe kategorie zdań i sądów pojęciem „pozycji”.

Petrażycki uchodzi za ostatniego filozofującego prawnika, który stworzył system filozoficzny o niezwykłej spójności i imponującym zakresie, wykraczającym znacznie poza ramy filozofii prawa, rozciągając swoje analizy na: logikę, etykę, metodologię, socjologię, psychologię, ekonomię czy ogólną teorię rozwoju. Jego system filozoficzny nosi znamię pozytywizmu, zwłaszcza: ontologia, epistemologia

¹ O znaczeniu pojęcia „naturalny i „natura” zob. analizy J. Hervada, *Historia prawa naturalnego*, Kraków 2013, s. 16–19. Autor ten przez „prawo naturalne” rozumie „część porządku prawnego, składającą się z norm, praw i stosunków, których źródłem i podstawą jest natura człowieka”, tamże, s. 19.

² Termin „odrodzenie/renesans prawa naturalnego” w tytule dzieła użył po raz pierwszy J. Charmont, *La renaissance du droit naturel*, Paris 1910. W dosłownym tłumaczeniu z języka francuskiego *renaissance* to tyle co odrodzenie. Na gruncie nauki polskiej L. Petrażyckiemu przypisuje się autorstwo sformułowania „odrodzenie praw naturalnego”, o czym dalej w tekście szkicu.

³ Zob. m.in. G. Gurvitch, *Une philosophie intuitioniste du droit: Leon Petrażycki*, „Archives de Philosophie du Droit” 1931, nr 3–4; G. Langrod, *L'oeuvre juridique et philosophique de Leon Petrażycki*, Bruxelles 1957.

⁴ M. Laserson, uczeń Petrażyckiego, przypisuje mu eklektyzm, udowadniając, że w dziedzinie interpretowania prawa był pozytywistą, a w dziedzinie polityki prawa – idealistą. Zob. J. Kowalski, *Psychologiczna teoria prawa i państwa Leona Petrażyckiego*, Warszawa 1963, s. 207.

i metodologia. Zbieżność z pozytywizmem filozoficznym wyraża się w empiryzmie, w trosce o budowę poprawnych teorii naukowych na podstawie danych o faktach przy zastosowaniu metody i techniki badań empirycznych. System prawny natomiast ma cechy antypozytywistyczne; widoczne jest to w psychologizmie, socjologii oraz w koncepcji polityki prawa. Prawo w tym systemie ujmowane było jako zjawisko psychiczne, społeczne, ale i to podejście okazało się niewystarczające. Autor nawiązał do tradycji prawa naturalnego, powołując w to miejsce nową dziedzinę wiedzy – politykę prawa, która była w istocie rzeczą kontynuacją nurtu prawnonaturalnego. Antypozytywizm tego uczonego dostrzegamy *prima facie* w trzech różnicach⁵:

- 1) pozytywistycznej koncepcji prawa jako normy przeciwstawia prawo jako fakt, realne zjawisko psychiczne. Ujęcie Petrażyckiego to swoiste *novum* w realistycznym potraktowaniu prawa;
- 2) pozytywizm prawniczy głosi monizm prawa stanowionego, a Petrażycki – pluralizm prawny. Prawo pozytywne (oficjalne) jest tylko jednym z rodzajów prawa, oprócz którego istnieją inne kategorie prawa (nieoficjalne), np. prawo w grupach społecznych;
- 3) pozytywiści sprowadzają naukę o prawie zasadniczo do jurysprudencji rozumianej jako dogmatyki prawa. Autor natomiast rozróżnia teoretyczne i praktyczne analizy w prawie. Stąd też jego dualistyczny podział na naukę o prawie pozytywnym i naukę o prawie intuicyjnym (naturalnym). Nazywanym także prawem słusznym, sprawiedliwym opartym na ideale *caritas generalis*, godności i braterstwie wszystkich ludzi, będącym miernikiem prawa pozytywnego .

W działalności naukowej Petrażyckiego wyróżniamy dwa okresy: petersburski (do 1918 r.) i warszawski (do 1931 r.). Pierwszy z nich – najbardziej twórczy – związany z dwoma nurtami filozoficznymi: idealizmem kantowskim, przesiąkniętym rosyjskim mistycyzmem oraz pozytywizmem prawniczym z metodą formalno-dogmatyczną, ma jeszcze podokres niemiecki. W okresie berlińskim dwie monografie zapewniły młodemu uczonemu przydomek *der geniale Pole*, obywatelstwo niemieckie i prawo do tytułu mistrza (*Heimat und Meistrechte*) w nauce niemieckiej⁶. W pierwszej pracy *O podziale dochodów przy zmianie użytkowników* podjął tematykę nieznaną rozwiązaniom od starożytności. Zastosował w swych badaniach metodę logiki indukcyjnej, opierając się na kanonach Johna Stuarta Milla. W drugiej pracy *Nauka o dochodzie* uzasadniał potrzebę uzupełnienia tradycyjnych gałęzi prawa przez stworzenie nowych – nieistniejących wówczas – prawa pracy i polityki prawa. W *Die Lehre vom Einkommen* sformułował hasło „odrodzenia prawa natury” (*Weidergeburt des Naturrechts*), które rozwinął w swych późniejszych pracach, i które zwróciły na niego uwagę Rudolfa Stammlera (filozofa prawa), Heinricha Dernburga (cywilisty) i innych uczonych. Petrażycki wysunął także problematykę naukowych podstaw

⁵ Zob. J. Wróblewski, *Leon Petrażycki: pozytywizm filozoficzny i antypozytywizm prawniczy*, „Studia Prawnicze” 1982, nr 3–4, s. 33 i n.

⁶ Zob. L. Petrażycki, *Die Fruchtverteilung beim Wechsel der Nutzungsberechtigten*, Berlin 1892; tenże, *Die Lehre vom Einkommen*, t. 1–2, Berlin 1893–1895.

polityki prawa, którą wiele lat później funkcjoniści amerykańscy uznawali za swój rodzimy wynalazek.

Uczony ten szybko potwierdził swoją wybitną pozycję w nauce rosyjskiej. Nowe dzieła, będące pogłębionymi i rozszerzonymi wersjami pierwszych prac z lat niemieckich, otworzyły mu drogę do profesury⁷. Najważniejsze dzieła ukazały się w okresie petersburskim, do których można zaliczyć m.in.: *O pobudkach postępowania i o istocie moralności i prawa*, *Wstęp do nauki prawa i moralności* i dwa tomy *Teorii prawa i państwa w związku z teorią moralności*⁸. W tym samym czasie powstało bardzo dużo prac z zakresu cywilistyki, ekonomiki, teorii i polityki nauczania akademickiego⁹. W okresie zwanym warszawskim Petrażycki milczy. Nie publikuje, choć bardzo dużo pisze – powstają tylko rękopisy. Klimat, jaki wytworzył się wokół jego osoby, nie sprzyjał wydawaniu jego nowych prac. Liberalizm kresowy, akcent rosyjski i kadecka przeszłość były pretekstem do różnych napaści na niego¹⁰. Osobowość Petrażyckiego także nie ułatwiała mu koegzystencji z warszawskim środowiskiem naukowym¹¹.

W II Rzeczypospolitej idee petrażyckańskie znajdowały godnych następców (Jerzy Lande, Henryk Piętka czy Eugeniusz Jarra), ale także i zdecydowanych przeciwników (Czesław Znamierowski, Aleksander Rudziński i Józef Zajkowski). Dorobek tego *der geniale Pole* jest tak imponujący i zarazem kontrowersyjny, że badania nad nim są prowadzone po dzień dzisiejszy. Krzysztof Motyka tak pisze o pozycji naukowej tego autora:

Zasługą Petrażyckiego jest, że zorientował on empirycznie polskie prawoznawstwo i przyczynił się do przezwyciężenia w nim dogmatyzmu i formalizmu. Zainicjował on również prowadzone na szeroką skalę zorientowane socjotechniczne badania nad funkcjonowaniem prawa i nad świadomością prawną, a także nad racjonalizacją procesu prawotwórczego. Jemu również przypisać należy rozpoczęcie dyskusji nad statusem ontologicznym prawa oraz statusem metodologicznym nauk prawnych¹².

⁷ Petrażycki w 1898 r. otrzymał, wraz ze stanowiskiem profesora nadzwyczajnego, Katedrę Encyklopedii i Historii Filozofii Prawa Uniwersytetu Petersburskiego, a w 1901 r. został profesorem zwyczajnym.

⁸ Zob. L. Petrażycki, *O pobudkach postępowania i o istocie moralności i prawa*, Warszawa 1924; tenże, *Wstęp do nauki prawa i moralności: podstawy psychologii emocjonalnej*, tłum. J. Lande, Warszawa 1930; tenże, *Teoria prawa i państwa w związku z teorią moralności*, tłum. J. Lande t. 1, W. Leśniewski t. 2, Warszawa 1959–1960.

⁹ Zob. m.in. L. Petrażycki, *Uniwersytet i nauka*, t. 1–2, Petersburg 1907; tenże, *O prawa dla kobiet*, Lwów 1919; tenże, *O ratunek dla inteligencji i nauki polskiej*, Warszawa 1920.

¹⁰ Do dziś krąży o Petrażyckim anegdota, że myślał po polsku, tłumaczył to na niemiecki, a wypowiadał w języku rosyjskim.

¹¹ L. Petrażycki, zaraz po objęciu Katedry Socjologii na Uniwersytecie Warszawskim, naraził się środowisku naukowemu, sprzeciwiając się dyskryminacji Żydów i proponując na wakujące stanowiska m.in. Szymona Askenazego i Edwarda Flataua.

¹² K. Motyka, *Wpływ Leona Petrażyckiego na polską teorię i socjologię prawa*, Lublin 1993, s. 205. Zob. także inne prace tego autora np.: *Petrażycki*, [w:] A. Maryniarczyk red., *Powszechna Encyklopedia Filozofii*, t. 8, Lublin 2007; *Law and Sociology. The Petrażyckian Perspective*, [w:] M. Freeman, *Law and Sociology*, Oxford 2006. Por A. Kojder, *Idee społeczno-prawne*

Petrażycka problematyka prawnonaturalna jest częścią składową ogólnej, psychologicznej teorii prawa, w której można wyróżnić trzy elementy konstrukcyjne: zagadnienia prawa intuicyjnego, sprawiedliwości i polityki prawa. W traktatach filozofów prawa zawsze pojawia się obszerny dział poświęcony sprawiedliwości. U Petrażyckiego znajdujemy tylko jeden paragraf¹³ i to na dodatek przez krytyków niedoceniany, a dla refleksji prawnonaturalnej posiadający doniosłe znaczenie¹⁴. Ten filozofujący prawnik w swych rozważaniach wychodzi od trafnego sformułowania:

w sferze nauki prawa istnieje świadomość, że sprawiedliwość pozostaje w jakimś szczególnym stosunku do prawa i stosownie do tego przedstawiciele ogólnej nauki o prawie usiłują zazwyczaj ze swej strony określić naturę sprawiedliwości, jej odmienną od prawa oraz stosunek do prawa¹⁵.

Sprawiedliwość traktuje jako zjawisko realne, psychiczne, przeżycie etyczne typu imperatywno-trybutywnego, w przeciwieństwie do przeżyć imperatywnych, czyli moralnych. Uważa, że jest ona poznawalna przy pomocy metod właściwych dla całej teorii prawa, a więc introspekcji połączonej z obserwacją zewnętrzną: „Stosując te metody nietrudno się przekonać, że mamy tu do czynienia [...] z przeżyciami zasadniczymi, normatywnymi, mianowicie z przeżyciami etycznymi”¹⁶.

Koncepcję sprawiedliwości Petrażyckiego przy znacznym uproszczeniu można przedstawić w trzech punktach:

- 1) sprawiedliwość jest utożsamiana z prawem intuicyjnym: jest pewną właściwością postępowania lub cechą charakteru, cechą chwalebną, cnotą – tendencją i dążnością do postępowania zawsze zgodnie z wymaganiami sprawiedliwości w pierwszym znaczeniu, czyli zgodnie z normami prawa intuicyjnego¹⁷;
- 2) sprawiedliwość jest to kryterium oceny ludzkich zachowań, ale także prawa pozytywnego: „Łatwo można stwierdzić, że mamy tu do czynienia ze zjawiskami nie pozytywno-prawnymi, lecz intuicyjno-prawnymi, z sądami nie o tym, co się należy na podstawie ustawy itp., lecz o tym, co się komu należy, co powinno być mu dostarczone według »sumienia«, stosownie do naszych przekonań samoistnych, niezależnych od autorytetów zewnętrznych itd. Zgodnie z tym np. same ustawy, zwyczaje prawne itd. podlegają krytyce z punktu widzenia sprawiedliwości, jako swego rodzaju skali wyższej”¹⁸;

Leona Petrażyckiego i ich współczesne kontynuacje, [w:] J. Mucha, W. Winclawski red., *Klasyfikacja socjologia polska i jej współczesna recepcja*, Toruń 2006.

¹³ Zob. L. Petrażycki, *Teoria...*, t. 2, § 37, s. 286–297.

¹⁴ Zob. N.S. Timasheff, *Introduction*, [w:] L. Petrażycki, *Law and Morality*, Cambridge 1955, s. XXXVII. Ten autor teorię sprawiedliwości Petrażyckiego uznaje za jedną z najdonioślejszych koncepcji w jego dorobku.

¹⁵ L. Petrażycki, *O nauce, prawie i moralności. Pisma wybrane*, wyboru dokonał J. Licki, A. Kojder, oprac. A. Kojder, Warszawa 1985, s. 286.

¹⁶ Tamże, s. 288.

¹⁷ Tamże, s. 289.

¹⁸ Tamże, s. 288.

- 3) jest to jedyna teoria sprawiedliwości wypracowana przez Petrażycki. Nie mieści się ona ani w pojęciu sprawiedliwości legalistycznej (prawo pozytywne jest miernikiem sprawiedliwości), ani w pojmowaniu sprawiedliwości jako oczywistego związku z prawem pozytywnym. Wypada ją zakwalifikować do koncepcji, w której walor sprawiedliwości jest podporządkowany regułom prawa naturalnego, a one są legitymacją do obowiązywania prawa pozytywnego.

Zrozumienie koncepcji sprawiedliwości ułatwi nam związła charakterystyka prawa intuicyjnego i pozytywnego oraz wzajemnych relacji tych praw. Petrażycki dzieli prawo, przez które rozumie przeżycia etyczne o charakterze imperatywno-trybutywnym, na dwie kategorie: prawo pozytywne i prawo intuicyjne. Podajemy definicję obu tych praw przez ukazanie różnic rodzajowych między nimi, powołując się ponownie na słowa autora:

prawo intuicyjne odróżnia się od prawa pozytywnego swobodą zmienności i przystosowalności również w skali historycznego procesu rozwoju. Prawo pozytywne [...] wskutek utrwalenia przez fakty normatywne jego treści [...] podlega pewnym zahamowaniom w swym rozwoju, nienadążaniu za rozwojem teraźniejszego życia duchowego, ekonomicznego i innego. Inny charakter wykazuje proces rozwojowy prawa intuicyjnego. [...] Prawo intuicyjne rozwija się regularnie, powoli nie podlega utrwaleniu, skamienieniu oraz nie jest zależne od czyjejkolwiek samowoli¹⁹.

Charakterystyczne różnice występują również pomiędzy normami prawa pozytywnego i prawa intuicyjnego. Pierwsze – to „jakieś wyższe nakazy istniejące i panujące na danym terytorium w ciągu pewnego czasu”²⁰. Normy intuicyjne panują wszędzie, zawsze, w stosunku do wszystkich. Stąd też wywodzi tezę o wyższości prawa intuicyjnego nad pozytywnym:

ludzie kierują się zazwyczaj bynajmniej nie tymi przepisami, które w tym zakresie przewidziane są w ustawach cywilnych, karnych [...], lecz własnym prawem intuicyjnym, wskazaniem własnego sumienia intuicyjno-prawnego; i wobec tego faktyczną podstawą właściwego społecznego „porządku prawnego” i rzeczywistym motorem życia społeczno-prawnego w tym zakresie jest w istocie rzeczy nie prawo pozytywne, lecz intuicyjne²¹.

Petrażycki rozróżnia dziedziny życia regulowane wyłącznie przez prawo intuicyjne bądź prawo pozytywne, oraz dziedziny, w których sfery oddziaływania tych praw zajądają się. Otóż, prawo intuicyjne obejmuje swym zasięgiem te sfery, w których między ludźmi występuje *distributio bonorum atque malorum*. Prawo pozytywne zaś zakresem swego działania obejmuje różnego rodzaju formalności, techniczne metody postępowania, które są obojętne z punktu widzenia dobra i zła (np. tryb i forma sporządzania budżetu państwowego). Krzyżowanie się tych praw następuje m.in.

¹⁹ Tamże, s. 271–272.

²⁰ Tamże, s. 273.

²¹ Tamże, s. 274.

w takich sytuacjach: komu i jaka należy się ocena na egzaminie, ustalenie wymiaru kary w relacji do stopnia winy (zarysowanej tylko w pewnych granicach i pozostawionej uznaniu sędziego), kierowanie się *bona fides*, *mala fides*, „bezstronnością” czy „równą miarą”. W takich przypadkach prawo intuicyjne wywiera nacisk na „jurysprudencję naukową”, na wykładnię prawa, na stosowanie prawa pozytywnego i łagodzenie konfliktów między dwoma prawami w kierunku osiągnięcia rozstrzygnięć zgodnych z wymaganiami sumienia intuicyjno-prawnego²². Pomiedzy przedstawioną tu koncepcją sprawiedliwości a koncepcją prawa intuicyjnego możemy postawić znak równości. Są to pojęcia komplementarne i, jak pisze Petrażycki, do sprawiedliwości stosuje się również to wszystko, co było wyłożone o prawie intuicyjnym²³.

Ten „Kopernik nauk prawnych”, jak go nazywano²⁴, ubolewał nad sprowadzeniem badań prawniczych do analiz historyczno-dogmatycznych. Zaproponował rozszerzenie jurysprudencji, której zadaniem jest tylko interpretacja i systematyzacja obowiązującego prawa pozytywnego, przez uzupełnienie tej nauki o nową dyscyplinę – politykę prawa. Ta propozycja, to nic innego, jak idea odrodzenia prawa naturalnego o zmiennej treści, pojęta w sensie stworzenia nauki o prawie pożądanym, naukowej polityki prawa.

Omawiając ostatnią część składową szeroko ujętego zagadnienia petrażyckańskiej koncepcji prawa naturalnego, zwrócimy uwagę na trzy kwestie: na materiał źródłowy prowadzonych analizy, na jego stosunek do szkoły prawa naturalnego, a także na pojęcie miłości w prawie naturalnym. Jako podstawa posłuży niewielka objętościowo monografia, traktująca m.in. o odrodzeniu prawa naturalnego²⁵. Jej treścią jest wyjaśnienie genezy i rozwoju stworzonego przez autora kierunku odrodzenia prawa naturalnego o zmiennej treści. Formą zastosowaną przez pisarz jest polemika przeprowadzona ze R. Stammlerem, któremu niesłusznie – jak uważa Petrażycki – przypisano pierwszeństwo w sformułowaniu tej idei. Maria Szyszkowska wyraża przekonanie o niemożliwości rozstrzygnięcia tego sporu:

książka Stammera *Wirtschaft und Recht* ukazała się w rok po *Lehre vom Einkommen*. Ale z drugiej strony idee Stammera jeszcze w postaci załączkowej opublikowane zostały przed książką Petrażyckiego. Moim zdaniem należałoby uznać, że obydwaj filozofowie niezależnie od siebie dali wyraz tej samej idei²⁶.

Drugą kwestią jest stosunek Petrażyckiego do zastanych doktryn prawnonaturalnych. Krytykując wcześniejsze doktryny *ius naturalis*, dostrzegł w nich jednak zapowiedź przyszłej polityki prawa. Nawiązywał do idei szkoły prawa naturalnego, ale już nie do jej metod i rozwiązań. Autor, podobnie jak wymieniona wcześniej szkoła, wysuwał program rozszerzenia badań prawniczych na opracowanie zasad prawa po-

²² Tamże, s. 279 i n.

²³ Tamże, s. 290.

²⁴ Zob. T. Kotarbiński, *Wstęp*, [w:] L. Petrażycki, *Wstęp do nauki prawa i moralności*, Warszawa 1959, s. 5.

²⁵ L. Petrażycki, *O ideale społecznym i odrodzeniu prawa naturalnego*, Warszawa 1925.

²⁶ M. Szyszkowska, *Teorie prawa natury XX wieku w Polsce*, Warszawa 1982, s. 110.

żądanego. Jego zdaniem, w miejsce osiemnastowiecznego ambitnego prawodawstwa, ukształtowało się dziewiętnastowieczne prawodawstwo niskiego lotu, o cynicznym światopoglądzie, „prace zaś prawoznawstwa spadły do poziomu kieszonkowych interesów właścicieli”.

Kolejną kwestią jest samo pojęcie „prawa naturalnego”. W świetle przedstawionych rozwiązań uprawomocnia się teza, że sprawiedliwość izomorficzna z prawem intuicyjnym pełni rolę odpowiednika prawa naturalnego, a nazwę „nauka prawa naturalnego” proponuje Petrażycki zastąpić nazwą „nauka polityki prawa”²⁷. Zadziewająca jest konsekwencja, z jaką ten teoretyk na przestrzeni 20 lat pracy naukowej (okres berliński i petersburski) konstruuje autonomiczną, psychologiczną koncepcję „odrodzenia prawa naturalnego”. Już jego pierwsze dzieła zarysowują dość wyraźny program *Weidergeburt des Naturrechts*. W pracy *Die Lehre vom Einkommen* autor uzasadnia możliwość uprawiania ogólnej polityki prawa, obejmującej szczegółowe gałęzie prawoznawstwa z ich odpowiednikami politycznymi (np. polityka karna, polityka cywilna), która by odtwarzała w współczesnym kształcie ideę podstawową dawnego prawa naturalnego. Zdaniem M. Szyszkowskiej:

Stworzona przez Petrażyckiego naukowa polityka prawa jest zarazem nauką o prawie pożądanym. Jest ona równocześnie formą odrodzenia prawa natury. U podstawy polityki prawa leży przekonanie tego filozofa, że najwyższym dobrem w dziedzinie polityki jest rozwój moralny człowieka oraz zapanowanie ideału miłości²⁸

Petrażycki, formułując prawo naturalne o zmiennej treści, doskonale zdawał sobie sprawę z tego, że idealne wyobrażenie o prawie, ulegające zmianom wraz z płynnymi uwarunkowaniami historyczno-społeczno-ekonomicznymi, musi opierać się na niezmiennym kryterium, które będzie celem i sprawdzianem wartości prawa. Uczony zaproponował formułę „miłości między ludźmi” (*der Zustand der Liebe der Rechtsgenossen zu einander auf*)²⁹. Przypomnijmy, że petrażycki ideał miłości społecznej do złudzenia przypomina ideał stammlerowski, wyłożony w nauce o „prawie słusznym”, lecz w nieco innej formule słownej: „wspólnota ludzi wolnej woli” (*Gemeinschaft frei wollender Menschen*). Zbieżność obu tych formuł nie jest przypadkowa. Podobieństwo myśli filozoficzno-prawnej Petrażyckiego i Stammlera jest tak duże, iż do dziś nie ustalono, któremu z nich przyznać miano twórcy oryginalnego, a któremu tylko receptora.

3. Koncepcja (neo)tomistyczna

Problematyką prawonaturalną w okresie międzywojennym zajmował się filozof prawa, Czesław Martyniak (1906–1939), otwierając tej nauce drogę do dalszego

²⁷ L. Petrażycki, *O nauce...*, s. 344.

²⁸ M. Szyszkowska, *Filozofia prawa i filozofia człowieka*, Warszawa 1989, s. 124.

²⁹ Termin ten tłumaczony jest także jako „wszechludzka miłość”. Zob. L. Petrażycki, *O nauce...*, s. 159.

rozwoju w duchu lubelskiej szkoły filozoficznej. Był on jedynym reprezentantem filozofii prawa tego okresu, uprawiającym ją w kontekście nauki Tomaszowej i pierwszym uczonym, prowadzącym regularne wykłady z filozofii prawa w Katolickim Uniwersytecie Lubelskim. Dorobek naukowy tego tomisty nie jest zbyt wielki, jeśli jego miarą miałaby być wyłącznie ilość napisanych prac. Przytoczmy je w tym miejscu: *Obiektywna podstawa prawa według św. Tomasza z Akwinu* – praca doktorska opublikowana w 1931 r. w Paryżu, *Moc obowiązująca prawa a teoria Kelsena* – rozprawa habilitacyjna powstała na Uniwersytecie Jagiellońskim w 1938 r. pod kierunkiem J. Lande oraz nieukończona praca *Problem filozofii prawa. Filozofia prawa, jej przedmiot, metoda i podział* przygotowana do druku przez jego ucznia – Jerzego Kalinowskiego i opublikowana w 1949 r.³⁰. Zawartość tych prac, merytoryczna rzetelność analiz, sposób podejścia do rozwiązywanych problemów, rodzaj wykształcenia jakie autor posiadał³¹, charakter katedry, w której wykładał oraz olbrzymia pracowitość – to wszystko predestynowało Martyniaka do tego, by stał się jednym z bardziej znanych i uznanych filozofów prawa tamtego okresu.

Tematyka jego wykładów i rozpraw oscylowała wokół pojęcia i podziału prawa, jego funkcji i źródeł. Zagadnienia te ujmował w szerokim kontekście filozoficzno-prawnym, zwłaszcza teorii prawa Akwinty. Martyniak omawiał także z pozycji tomisty czystą teorię prawa Hansa Kelsena. Wyniki tych dociekań dały mu asumpt do podjęcia naukowej konfrontacji normatywizmu z tomizmem. Przedmiotem tej krytyki były w szczególności poglądy Kelsena, negujące prawo natury, co było konsekwencją kelsenowskiego formalizmu i relatywizmu aksjologicznego opartego na oddzieleniu bytu od powinności. Martyniak, zwolennik *ius naturalis* w rozumieniu ortodoksyjnym (prawo naturalne o stałej treści), podważał walor tego rozróżnienia pomiędzy *Sein* i *Sollen*. Swoją argumentację opierał na uwspółcześnionym ujęciu Tomaszowej teorii prawa naturalnego. Udowadniał, że w powodzi zmiennych uzusów i zwyczajów, praw i kodeksów, musi istnieć jakaś podstawa porządku prawnego, która jest „niezawisła od kaprysu ludzi”. Tego rodzaju podstawę widział w prawie naturalnym rozumianym jako „natura ludzka przetłumaczona na formuły prawne”.

Można śmiało stwierdzić, że rozprawa doktorska Martyniaka jest rodzajem komentarza do koncepcji prawa Akwinaty. Część pierwsza tej pracy to tłumaczenie traktatu św. Tomasza o prawach, zawarte w *Summie teologicznej*. Część druga to badania nad definicją, zawartością i właściwością prawa naturalnego, które na większą skalę pojawiają się dopiero w nurcie posoborowym. Sam autor tak pisze o swoim dziele:

³⁰ Badania naukowe C. Martyniaka zostały przerwane z powodu jego przedwczesnej śmierci. Miał zaledwie 33 lata kiedy wraz z innymi przedstawicielami lubelskiej inteligencji został rozstrzelany przez Niemców 23 grudnia 1939 r na cmentarzu żydowskim w Lublinie. Zob. K. Motyka, *Martyniak*, [w:] A. Maryniarczyk red., *Powszechna Encyklopedia Filozofii*, t. 6, Lublin 2005, s. 872–875.

³¹ C. Martyniak miał: magisterium z prawa (studia prawnicze odbył na Katolickim Uniwersytecie Lubelskim, a magisterium uzyskał na Uniwersytecie Jana Kazimierza we Lwowie 1928), doktorat z filozofii (Institute Catholique Paryż 1931), doktorat z prawa (UJK, Lwów 1933), magisterium z ekonomii (KUL, 1931) oraz habilitację z prawa (UJ, 1939). Był zatrudniony w Katedrze Teorii i Filozofii Prawa na KUL.

Praca niniejsza jest pomyślana jako akt współpracy w rozszerzeniu jego [Tomaszowej – A. Sz.B.] doktryny. Równocześnie jednak stawia sobie za zadanie skromne uzupełnienie jej, gdyż o ile nie zmienia się prawda, o tyle zmienia się stopień poznania jej przez ludzi i nie przekazuje się niczego, jak tylko przez odnowienie. Tradycja nie polega na powtarzaniu, ale na ponownym przeżyciu doktryny przez przystosowanie jej do epoki [...] ³².

Nie powinno więc dziwić symplifikacyjne przedstawienie w tym miejscu interpretacji Tomaszowej koncepcji prawa naturalnego zapoczątkowanej przez Martyniak, a kontynuowanej już po II wojnie światowej m.in. przez: Mieczysława Alberta Krąpca, Hannę Waśkiewicz czy Jerzego Kalinowskiego. Przypomnijmy – idąc za Martyniakiem – Tomaszową definicję prawa naturalnego: *Lex naturalis nihil aliud est quam participatio legis aeternae in rationali creatura*³³. Tak więc prawo naturalne jest uczestnictwem prawa wiecznego w stworzeniu rozumnym. Treścią tego prawa jest rozum naturalny człowieka, który nie uciekając się do wiary objawionej – a więc na drodze poznania filozoficznego, a nie teologicznego – jest zdolny wykazać istnienie tego prawa. Ponieważ zdanie to przenosi nas na grunt epistemologii, zatem tytułem wyjaśnienia: czym się te dwa rodzaje poznania różnią?

Istota prawa naturalnego nie jest bezpośrednio poznawalna, dlatego Martyniak w systemie prawnym Akwinaty odnajduje dwa sposoby poznania tego prawa: teologiczny i filozoficzny. Pierwszy polega na odwołaniu się do istnienia Boga i prawa wiecznego istniejącego w Bogu. Poznajemy je przez prawo natury, które jest – zgodnie z określeniem Martyniaka – prawem wiecznym, „wyciśniętym” w stworzeniu rozumnym. Drugi rodzaj poznania – filozoficzny – polega na odwołaniu się do badań empirycznych, by na ich podstawie wyciągnąć wnioski o naturze człowieka. Martyniak podkreślał, że w ujęciu Tomaszowym podstawą normatywną praw jednostki jest zakotwiczone w naturze ludzkiej prawo naturalne, które cechuje się „laickością”, czyli niezależność od przekonań religijnych³⁴. Obecnie teoretycy prawa, badający prawo naturalne w aspekcie filozoficznym, są wspomagani m.in. przez badania psychologiczne, socjologiczne czy też logiczne. Ta metoda poznania prawa natury wcale nie jest daleka od sposobu zastosowanego w *Summie teologicznej*. Tomasz, ujmując swoją koncepcję prawa naturalnego, jest – jak byśmy dzisiaj powiedzieli – komparatystą, który szuka odpowiedzi na postawione pytania poprzez wielopłaszczyznowe badanie prawa, posługując się metodą obserwacji, opisem, analizą i klasyfikacją.

Zarysujmy Martyniakowe spojrzenie na zasady, cechy oraz przejawy prawa naturalnego. Zasadą tego prawa jest sąd rozumu praktycznego o treści: „należy czynić i poszukiwać dobra, a unikać zła”³⁵. Jest to „archetyp” trzech różnych sformułowań: „należy czynić dobro, a unikać zła; należy postępować zgodnie

³² C. Martyniak, *Obiektywna podstawa prawa według św. Tomasza z Akwinu*, [w:] Czesław Martyniak, *Dzieła*, Lublin 2006, s. 18.

³³ Tamże, s. 52.

³⁴ K. Motyka, *Martyniak*, [w:] A. Maryniarczyk red., *Powszechna Encyklopedia Filozofii*, t. 6, Lublin 2005, s. 874.

³⁵ Tamże, s. 60.

z rozumem – co jest jednoznaczne z kolejną formułą – należy żyć w sposób godny człowieka³⁶. Pierwsza zasada, podlegająca trzem modyfikacjom, jest najkrótszą ustawą, promulgowaną w sposób naturalny w ludzkim sumieniu, które uchodzi zawsze za ostatecznego arbitra różnych decyzji. Martyniak podkreślał, że z zasady tej Akwinata wywiódł reguły pierwszego i drugiego rzędu. Regułami pierwszego rzędu są te, które odpowiadają przejawom naturalnym. Skłonności do zachowania życia będzie odpowiadała reguła: „nie zabijaj”, skłonności do utrzymania gatunku – „związek kobiety z mężczyzną”, „wychowanie potomstwa”, skłonności do rozwoju intelektualnego – „dążenie do poznania prawdy, do życia w społeczności i wszystkiego, co się z tym wiąże: władza, ustawa pozytywna³⁷”. Reguły drugiego rzędu służą realizacji celu wyznaczonego przez reguły pierwszego rzędu. Zmiany tych reguł mogą być nieuzasadnione i uzasadnione. Pierwsze są wywoływane błędami, namiętnościami, albo jednym i drugim, a drugie pochodzą ze zmienności warunków życia, ułomności natury ludzkiej lub stopniowej poznawalności prawa naturalnego.

Śledząc rozważania Martyniaka dochodzimy do najważniejszego zagadnienia w tej mediewistycznej koncepcji prawa naturalnego, do odpowiedzi na pytanie: z jakiego typu teorią *ius naturalis* mamy do czynienia, o stałej czy zmiennej treści tego prawa? Odpowiedź na to pytanie ułatwiają nam te passusy komentarza autora, które traktują o cechach prawa naturalnego, czyli o powszechności i niezmienności tego prawa. Idąc za Martyniakiem, należy wyciągnąć wniosek, że prawo naturalne w swych pierwszych zasadach jest takie samo dla wszystkich i poznawalne przez wszystkich: *eo ipso* jest powszechne i niezmienne, w przeciwieństwie do reguł wywodzących się z niego. Najlepiej będzie, gdy tę aprioryczną tezę zilustrujemy przykładem:

należy zwracać depozyt. Otóż jest to bezsprzecznie prawdziwe w większości wypadków (*ut in pluribus*), lecz może się zdarzyć, że w niektórych wypadkach zwrócić depozyt będzie potępienia godne, a więc nierozumne, np. jeśli ktoś domaga się zwrotu swej broni, by jej użyć przeciw własnej ojczyźnie³⁸.

Tak więc dostrzegamy w tym niezmiennym prawie natury elementy zmienne. „Dobro należy czynić” – norma prawnonaturalna w ujęciu (neo)tomistów ma niewątpliwie charakter abstrakcyjny, obowiązuje niezależnie od wszelkich zmian, jakim podlega świat, gdyż natura ludzka – w swych predyspozycjach do zachowania własnego życia, jego przekazywania i rozwoju osobowości w społeczności – jest niezmienna i powszechna. Nie wyklucza to zmienności w rozumieniu prawa naturalnego, bowiem natura podlega ciągłej kreacji:

Człowieka w istocie determinuje nie tylko jego natura, lecz i cały świat zewnętrzny. Jest on determinowany w tym znaczeniu, że poznanie świata dostarcza mu nowych elementów autodeterminacji, tzn. że dzięki działalności immanentnej i *habitus* człowiek

³⁶ Tamże, s. 106.

³⁷ Tamże, s. 60–61, 99–101.

³⁸ Tamże, s. 63.

może ulepszać sam siebie, doskonalić się, wyrabiając w sobie różne zalety, lecz zawsze w kierunku wyznaczonym przez naturę³⁹.

Odnajdujemy w Tomaszowej koncepcji prawa, uwspółcześnionej przez Martyniaka, materiał źródłowy do „odradzania się” *ius naturalis* w nowej formie po Soborze Watykańskim II. Dynamiczne teorie prawa rozwinęły tę naukę, udowadniając, że myśl prawnonaturalna wieków średnich nie jest li tylko doktryną historyczną, ale wręcz współczesną. Dlatego też trudno się zgodzić z opinią Szyszkowskiej, jakoby dynamiczne teorie prawa natury powstały jako rezultat oddziaływania teorii prawa natury o zmiennej treści na teorie głoszące jej niezmiennosc⁴⁰. Teza ta byłaby do przyjęcia tylko wtedy, gdyby słowo „powstały” zastąpić stwierdzeniem „rozwinęły się”, bowiem ich źródło tkwi w mediewistycznej teorii prawa Akwinaty.

Pod koniec rozważań trzeba postawić jeszcze jedno ważne pytanie: jak wygląda dialektyka prawa naturalnego i pozytywnego. Martyniak twierdzi, że wszelkie prawo pozytywne, o ile jest rzeczywiście prawem, wywodzi się z prawa naturalnego. Gdyby nie było ono zgodne z prawem naturalnym stałoby się pseudoprawem. Zestawmy różnice, jakie zaznaczają się pomiędzy tymi prawami, które są czytelne w wykładzie Martyniaka. Przede wszystkim widoczna jest różnica w osobie prawodawcy. Prawodawcą prawa naturalnego jest Bóg, prawa pozytywnego – człowiek indywidualny lub zbiorowość. Te prawa różnią się także formą. Prawo pozytywne zostaje zapisane i obowiązuje po ogłoszeniu. Prawo natury nie jest ogłaszane, jest „wpisane” w sumienie i rozum. Trzecią różnicą są uwarunkowania tych praw. Prawo natury przejawia się w porządku moralnym, prawo pozytywne – w porządku prawnym, który obiektywizuje się, czyli ulega zmianom, zależnie od czasu, miejsca i prawodawcy. Ostatnia różnica tkwi w przestrzeganiu prawa pozytywnego, na którego straży stoi przymus zewnętrzny w postaci sankcji egzekwującej wykonanie ustalonych norm. Prawo naturalne, mimo iż jest podstawą prawa pozytywnego, nie stanowi norm postępowania dla wszystkich kategorii działania ludzkiego. Pozostaje obszerna dziedzina życia ludzkiego poddana działaniu prawa pozytywnego. Jednak często jest tak, że przymus stosowany przez prawo pozytywne może zarządzić złu i przyczynić się do prawidłowego zachowania norm prawa naturalnego, włączonego w system prawa stanowionego.

Przytoczmy na zakończenie tej dysputy pomiędzy Tomaszem i jego Komentatorem, opinię Rudolfa von Iheringa wypowiedzianą w dziele *Der Zweck im Recht*, który uznał rozważania Akwinaty za niedoścignione:

Co do mnie, gdybym je znał wcześniej, może bym nie napisał tej całej mojej książki, gdyż podstawowe myśli, które w niej rozwijam, znajdują się u tego potężnego myśliciela, wyrażone doskonale w sposób jasny i uderzający⁴¹.

³⁹ Tamże, s. 122.

⁴⁰ M Szyszkowska, *Teorie...*, s. 39.

⁴¹ Cyt. za: C. Maryniak, dz. cyt., s. 162.

4. Koncepcja uniwersalistyczna

Warto uwzględnić w przeglądzie koncepcji prawnonaturalnych teorię Władysława Leopolda Jaworskiego (1865–1930), krakowskiego administratywisty i cywilisty. Był on nie tyle filozofem prawa, ile filozofującym prawnikiem – zgodnie z jego własną oceną: „raczej o filozofowaniu należy mówić, aniżeli o filozofii”⁴². Powodem, dla którego zajmujemy się właśnie nim – a nie innymi, nie mniej ciekawymi prawnikami, jak chociażby Antoni Peretiatkowicz – jest fakt, że Jaworski był epigonem nurtu polskiej filozofii narodowej w dociekaniach nad prawem natury, który po II wojnie światowej nie wystąpił. Rzecznikiem tej postawy był jeszcze Franciszek Kasparek – z tą różnicą, że on nawiązywał w swoich poglądach do Karola Libelta, podczas gdy Jaworski – do Józefa Marii Hoene-Wrońskiego. Również E. Jarra był inicjatorem badań polskich doktryn w filozofii prawa w aspekcie narodowego dorobku.

Zaraz po ukończeniu studiów Jaworski, pozostając pod silnym wpływem dzieł wiedeńskiej szkoły ekonomicznej i francuskiej szkoły prawno-ekonomicznej, dążył do połączenia tych dwóch rodzajów wiedzy w swoich badaniach prawniczych. Było to jednoznaczne zerwanie z panującą na uniwersytetach galicyjskich szkołą historyczno-dogmatyczną. Piętnował w swej twórczości metodologię, opierającą się tylko na interpretacji przepisów ustawy, zaznaczając, że: „prawo jest takim, jakimi są stosunki społeczne [...] a nie na odwrót”⁴³. Pozostając wiernym tej idei, napisał w 1892 r. rozprawę habilitacyjną o służebności w prawie austriackim, poprzedzoną obszernym wstępem krytykującym metodę dogmatyczną. Praca ta została „utrącona” przez dogmatyków-jurystów podczas przewodu habilitacyjnego, co sprawiło, że autor przygotował kolejną pracę, tym razem zgodną z duchem szkoły. W nowej dysertacji napisanej w ciągu niecałego roku o prawie nadzastawu⁴⁴ nie tylko zaakceptował metody galicyjskiej szkoły, ale stał się ich zwolennikiem, co uutorowało mu drogę do profesury i objęcia katedry prawa cywilnego.

Jaworski w latach 1918–1930 skupił się na zagadnieniach polityczno-ustrojowych państwa polskiego i refleksji filozoficznej nad prawem. Nie napisał osobnej pracy poświęconej swoim poglądom filozoficznym, nawet *Notatki* – jak sam tytuł wskazuje – są tylko zbiorem luźnych refleksji, pytań filozoficznych i próbą udzielenia na nie odpowiedzi⁴⁵. Z drugiej strony, na kanwie specjalistycznych analiz, np. z zakresu prawa administracyjnego, autor śmiało wkracza w dziedzinę filozofii, dowodząc niekwestionowanego związku tych dwóch dziedzin nauki. Wykłady Jaworskiego są odbiciem tej metody. Oto opinia, jaką wydał o nich jeden ze słuchaczy, A. Mycielski:

żywym swym słowem fascynował nas do głębi uczony tej miary co Jaworski. Zamiast wykładać zgodnie z rozkładem wyłącznie suche prawo cywilne, przeniósł nas myślo-

⁴² W. L. Jaworski, *Nauka prawa administracyjnego. Zagadnienia ogólne*, Warszawa 1924, s. 177.

⁴³ Zob. Tenże, *Nauka o służebnościach wedle prawa austriackiego*, Kraków 1892, s. 2.

⁴⁴ Tenże, *Prawo nadzastawu wedle ustawodawstwa austriackiego*, Kraków 1894.

⁴⁵ Tenże, *Notatki*, Kraków 1929.

wo w sferę zgoła inną, mówił nam o filozofii Wrońskiego, o znaczeniu irracjonalizmu i intuicjonizmu, o *Wielkiej Improwizacji* Mickiewicza, o mesjanizmie⁴⁶.

Usystematyzowanie poglądów Jaworskiego nie jest zadaniem łatwym, zwłaszcza gdy uzmysłowimy sobie, że to dość osobliwa próba łączenia pozytywizmu prawniczego z doktryną tomistyczną. Próba określana przez M. Szyszkowską⁴⁷ mianem romantyzmu prawniczego. Jaworski był jedynym spośród prawników XX wieku, który hasła mesjanizmu – czerpane od J.M. Hoene-Wrońskiego – stosował do ogólnoteoretycznych rozważań o prawie. Dlatego też jego myśl filozoficzna staje się nieco „jaśniejsza” na tle zagadnień prawnych. Przejawem romantycznej postawy Jaworskiego jest uniwersalizm, uznający człowieka za element większej całości oraz światopogląd absolutny, który jest zaprzeczeniem światopoglądu relatywistycznego⁴⁸. Romantyzm tego filozofa jest odpowiedzią na hegemonię racjonalizmu, w tym racjonalizmu prawniczego. Był zwolennikiem naukowego łączenia racjonalizmu z romantyzmem, w czym widział możliwość powrotu do uniwersalistycznej koncepcji świata i człowieka, tak charakterystycznej dla starożytności i chrześcijańskiego średniowiecza.

Wobec tak specyficznego aliansu pomiędzy filozofią i prawem, pojawiającego się u Jaworskiego, łatwiej przyjdzie przestudiować jego teorię prawa natury na tle normatywizmu Kelsena, pod wpływem którego pozostawał, zwłaszcza w ostatniej fazie swojej pracy naukowej. Poszukiwał ideału, do którego ma zdążyć prawo pozytywne. Odnalazł go w prawie metafizycznym, które było synonimem „moralności absolutnej”, „moralności Chrystusowej” i zarazem swoistym „minimum treści prawa natury”, zawartym w obowiązującym porządku prawnopozytywnym. Spróbujmy znaleźć potwierdzenie tej tezy u samego autora:

Od prawa obowiązującego odróżnić należy prawo nieopierające się na doświadczeniu. W tem znaczeniu możemy mówić o prawie metafizycznym. Ludzkość stworzyła je i uznała jako prawo boskie lub prawo natury, lub prawo słuszne, jako prawo socjalne itp. Błędem jest te dwa prawa mieszać ze sobą⁴⁹.

Prześledźmy drogę Jaworskiego w poszukiwaniu ideału – „prawa metafizycznego”. W badaniach prawa powrócił do metody zastosowanej w odrzuconej pracy habilitacyjnej. Nie odpowiadała mu metoda historyczna z uwagi na brak należytego zainteresowania współczesnymi problemami, ani też metoda dogmatyczna, ograniczająca się do analiz normy prawnej w oderwaniu od życia społecznego. Zadaniem prawnika według Jaworskiego jest:

wykazanie praw, wedle których prawa powstawały, tworzyły się, rozwijały i rosły [...]. Osiągnięcie tego wymaga nie tylko zrozumienia czynników, które się na badaną instytucję składają, ale przede wszystkim wykazania warunków, wśród których te czynniki

⁴⁶ A. Mycielski, *Chwile czasu minionego*, Kraków 1992, s. 109.

⁴⁷ M. Szyszkowska, *Filozofia prawa i filozofia...*, s. 96.

⁴⁸ Zob. W.L. Jaworski, *Nauka...*, s. 193.

⁴⁹ Tenże, *Notatki*, s. 157.

powstają i rozwijają się, wykrycia wewnętrznego związku, jaki między nimi zachodzi, a wreszcie kierunku w jakim ich rozwój będzie⁵⁰.

Wydaje się, jak stwierdza L. Mażewski, że w zakresie nauki prawa pozytywnego Jaworski przez cały okres twórczości pozostał wierny metodzie badawczej, która uwzględniała nie tylko samą normę prawną, ale i realnie odpowiadające jej zjawiska⁵¹.

W refleksji filozoficznej ten romantyk nawiązywał do kelsenowskiej teorii hierarchicznej budowy norm. W jego ocenie, Kelsen przy konstruowaniu łańcucha norm nie uporał się z mocą obowiązywania dwóch z nich: z najwyższą, mającą dać odpowiedź na pytanie o ostateczne źródło prawa i z najniższą, będącą faktem określającym zastosowanie do niego konkretnego przepisu, a więc znowu nie normą. Zwróćmy uwagę na kwestię mocy obowiązującej Kelsenowskiej *Grundnorm*. Na pytanie, czy podstawą jej obowiązywania jest jakaś powinność absolutna, autor zdecydowanie odpowiada: „nie”! Norma ta ma moc obowiązującą i tym samym wszystkie normy, które od niej się wywodzą. Kelsenowi, jako teoretykowi prawa, nie udaje się odpowiedzieć na to pytanie, ponieważ odpowiedź nie mieści się w czystej teorii prawa, lecz wkracza w problematykę prawnonaturalną. Dlatego też kwestia mocy obowiązującej normy podstawowej sprowadza się do siły, do tego, czy ma się wystarczającą siłę do stanowienia prawa. Martyniak doszedł do wniosku, że szata słowna Kelsenowskiej *Grundnorm* wyraża się w brzmieniu: „tyś powinien to, co chce ten, który ma siłę. [...] Należy słuchać tego, kto ma siłę – to jest formuła, która bodaj najlepiej i najwierniej reasumuje treść krytycznego pozytywizmu”⁵². Nie zapominajmy, że Kelsen swoją naukę o państwie i prawie nazywa nauką o sile.

Jaworski, ten filozofujący prawnik, nie mógł się pogodzić z Kelsenowskim rozwiązaniem tego problemu. Chcąc pozostać normatywistą – rozumował w ten sposób: skoro owa norma może wynikać tylko z normy, to ostatnim ogniwem powinny być „postulaty polityczne”⁵³. Jednakże takie rozwiązanie go nie satysfakcjonowało i, przełamując pozytywizm prawniczy, stwierdził, że nie można uniknąć ponadpozytywnego uzasadnienia mocy obowiązującej porządku prawnego. W tym kierunku podążyły dociekania Jaworskiego, które odnalazły źródło najwyższej normy w zasadzie moralności Chrystusowej. Treść tych zasad była dla niego tak oczywista, że nigdzie w sposób wyczerpujący ich nie sprecyzował. Tylko na podstawie luźnych refleksji zawartych w *Notatkach* możemy wyinterpretować tą treść. Jest nią tradycyjna formuła świata chrześcijańskiego, głosząca pochodzenie wszelkiej władzy od Boga, gdyż – jak pisze autor – „Prawo nie mające oparcia w Absolutie wisi w powietrzu, a ostatnią sankcją jest siła fizyczna i zamach stanu”⁵⁴.

⁵⁰ Cyt za L. Mażewskim, *W.L. Jaworskiego koncepcja zasad moralności Chrystusowej a pozytywizm prawny*, „Zeszyty Naukowe KUL” 1984, nr 3, s. 53.

⁵¹ Tamże.

⁵² C. Martyniak, *Moc obowiązująca...*, s. 309.

⁵³ Zob. W.L. Jaworski, *Nauka...*, s. 185.

⁵⁴ Tamże, s. 193.

Pragnął tą teorią podważyć pozytywistyczny dogmat, głoszący, że prawo swą egzystencję zawdzięcza jedynie woli suwerena, który może nadać walor normy prawnej każdej regule ludzkiego zachowania, bez względu na zawarte w niej treści moralne, bądź też ich brak. Zasady moralności Chrystusowej przeniósł na płaszczyznę zagadnień polityczno-prawnych państwa polskiego. Jaworski pisząc *Projekt konstytucji*⁵⁵, zdaniem L. Mażewskiego⁵⁶, doszedł do wniosku, że rządzący się naród stanowi za słabą gwarancję dla osiągnięcia upragnionej stałości stosunków społecznych. Jedynym organem, który mógłby to zapewnić jest prezydent – „piastun władzy używania środków przymusowych”. Zatem Prezydent Rzeczypospolitej wykonywać będzie swoją władzę „wedle zasad moralności Chrystusowej i nie może być w tym żadną normą ograniczony”⁵⁷. Widzimy więc, że nie jest to nic innego, jak tylko nowa formuła starych słów „z łaski Bożej”, której nowoczesne konstytucje zdają się albo nie rozumieć, albo ją rozmyślnie usuwają jako niezgodną z prawem⁵⁸. Władza prezydenta w proponowanym przez Jaworskiego projekcie, mimo pozytywizacji moralności Chrystusowej jako zasady suwerenności, nie ma nic wspólnego z mistyczną, irracjonalną wiarą w boskie i tradycyjne pochodzenie prawa do rządzenia, gdyż prezydent pochodzi z wolnych wyborów.

Jakie są przyczyny zwrotu tego filozofa-prawnika od naukowego pozytywizmu do mistycyzmu, do moralności absolutnej, do religii, pozostanie to tajemnicą Jaworskiego, człowieka i twórcy. Autor *Notatek* dążył do stworzenia takiego ładu społecznego, który umożliwiłby człowiekowi wędrówkę w kierunku jego przeznaczenia, w kierunku tajemnicy miłości, ponieważ cel życia człowieka może być tylko metafizyczny⁵⁹. Stanowisko Jaworskiego – co może dziwić – nie jest całkowicie odosobnione wśród XX-wiecznych przedstawicieli pozytywizmu prawniczego. Przeobrażenia podobnej natury miały także miejsce w przypadku poglądów, np. umiarkowanego pozytywisty Herberta L. A. Harta⁶⁰. Różnica w stanowiskach tych autorów polega na pochodzeniu tzw. „minimum treści prawa natury”. Dla Harta takie minimum ma źródło wyłącznie w człowieku, a dla Jaworskiego w Absolutcie.

5. Zakończenie

Zamiarem autorki szkicu było dokonanie przeglądu wybranych koncepcji prawa naturalnego w ramach czasowych zakreślonych w jego tytule. Przegląd ten ma stanowić potwierdzenie tezy, że koncepcje prawa naturalnego w Polsce okresu międzywojennego nie zaniknęły, a wprost przeciwnie – rozwijały się, mimo niesprzyjającego

⁵⁵ W.L. Jaworski, *Projekt konstytucji*, Kraków 1928.

⁵⁶ L. Mażewski, dz. cyt. s. 61–62.

⁵⁷ Tamże, s. 62.

⁵⁸ Zob. W.L. Jaworski, *Notatki*, s. 149.

⁵⁹ Tamże, s. 147.

⁶⁰ Por. H.L.A. Hart, *Pojęcie prawa*, tłum. J. Woleński, Warszawa 1998. Hart sformułował koncepcję „minimum treści prawa natury”, uznając za to minimum przetrwanie gatunku ludzkiego w pewnych narzuconych z zewnątrz warunkach.

klimatu filozoficznego w postaci pozytywizmu prawniczego i poglądów szkoły lwowsko-warszawskiej. Jak z tego pobieżnego rysu wynika, idea prawa naturalnego, jako jeden z najbardziej uniwersalnych dylematów aksjologicznych, zajmuje poczesne miejsce w polskiej filozofii prawa doby współczesnej. I to niezależnie od postaci, w jakiej się odradza: czy będzie to koncepcja (anty)pozytywistyczna, czy (neo)tomistyczna, czy też koncepcja romantyzmu prawniczego (uniwersalistyczna). Trawestując słowa Martyniaka, można powiedzieć: odradzanie się filozofii prawa wraz z *iuris naturalis scientia* jest przejawem pewnej stałej potrzeby ducha ludzkiego i stanowi pewien specyficzny rodzaj poznania prawa i dlatego istnienie jej jest niezależne od istnienia odpowiednich katedr uniwersyteckich⁶¹.

Prezentowana publikacja wpisuje się w bieg historii polskiej myśli prawnonaturalnej, a szerzej filozoficzno-prawnej. Jest głosem w dyskusji o przywrócenie nauce, nie tylko akademickiej, należnego miejsca filozofii prawa usuniętej z powodów ideologicznych z uniwersytetów w latach realnego socjalizmu z jej głównym przedmiotem dociekań: prawem naturalnym. Jest także rodzajem namysłu, akcentującym z jednej strony w przyjętych ramach przestrzenno-czasowych aksjologiczne podstawy prawa rozumianego od czasów rzymskich jako: *ius* – naturalne uprawnienie i *lex* – normę prawną. Jest wreszcie spojrzeniem wstecz na koncepcje *iuris naturalis* wybranych przedstawicieli ówczesnej nauki, osadzonych w kontekście nurtów filozoficzno-prawnych, odznaczających się stałym napięciem między „naturalizmem prawnym a konwencjonalizmem prawnym”. Nade wszystko zaś jest egzemplifikacją poglądu S. Swieżawskiego o niepodzielnym trwaniu czasu historycznego, który pokazuje więź między wiedzą o przeszłości a wiedzą o współczesności, umożliwiającą renesans dawnych idei w nowej formie.

Bibliografia

- Charmont J., *La renaissance du droit naturel*, Paris 1910.
- Gurvitch G., *Une philosophie intuitioniste du droit: Leon Petrażycki*, „Archives de Philosophie du Droit” 1931, nr 3–4.
- Hart H.L.A., *Pojęcie prawa*, tłum. J. Woleński, Warszawa 1998.
- Hervada J., *Historia prawa naturalnego*, Kraków 2013.
- Jaworski W.L., *Nauka prawa administracyjnego. Zagadnienia ogólne*, Warszawa 1924.
- Jaworski W.L., *Nauka o służebnościach wedle prawa austriackiego*, Kraków 1892.
- Jaworski W.L., *Prawo nadzastawu wedle ustawodawstwa austriackiego*, Kraków 1894.
- Jaworski W.L., *Notatki*, Kraków 1929.
- Jaworski W.L., *Projekt konstytucji*, Kraków 1928.
- Kojder A., *Idee społeczno-prawne Leona Petrażyckiego i ich współczesne kontynuacje*, [w:] J. Mucha, W. Winclawski red., *Klasyczna socjologia polska i jej współczesna recepcja*, Toruń 2006.

⁶¹ C. Martyniak, dz. cyt., s. 471.

- Kotarbiński T., *Wstęp*, [w:] L. Petrażycki, *Wstęp do nauki prawa i moralności*, Warszawa 1959.
- Kowalski J., *Psychologiczna teoria prawa i państwa Leona Petrażyckiego*, Warszawa 1963.
- Langrod G., *L'oeuvre juridique et philosophique de Leon Petrażycki*, Bruxelles 1957.
- Martyniak C., *Obiektywna podstawa prawa według św. Tomasza z Akwinu*, [w:] Czesław Martyniak. *Dzieła*, Lublin 2006.
- Mażewski L., *W.L. Jaworskiego koncepcja zasad moralności Chrystusowej a pozytywizm prawny*, „Zeszyty Naukowe KUL” 1984, nr 3.
- Motyka K., *Wpływ Leona Petrażyckiego na polską teorię i socjologię prawa*, Lublin 1993.
- Motyka K., *Petrażycki*, [w:] A. Maryniarczyk red., *Powszechna Encyklopedia Filozofii*, t. 8, Lublin 2007.
- Motyka K., *Law and Sociology. The Petrażyckian Perspective*, [w:] M. Freeman, *Law and Sociology*, Oxford 2006.
- Motyka K., *Martyniak*, [w:] A. Maryniarczyk red., *Powszechna Encyklopedia Filozofii*, t. 6, Lublin 2005.
- Mycielski A., *Chwile czasu minionego*, Kraków 1992.
- Petrażycki L., *Die Fruchtverteilung beim Wechsel der Nutzungsberechtigten*, Berlin 1892. Petrażycki L., *Die Lehre vom Einkommen*, t. 1–2, Berlin 1893–1895.
- Petrażycki L., *O pobudkach postępowania i o istocie moralności i prawa*, Warszawa 1924.
- Petrażycki L., *Wstęp do nauki prawa i moralności: podstawy psychologii emocjonalnej*, tłum. J. Lande, Warszawa 1930.
- Petrażycki L., *Teoria prawa i państwa w związku z teorią moralności*, tłum. J. Lande t. 1, W. Leśniewski t. 2, Warszawa 1959–1960.
- Petrażycki L., *Uniwersytet i nauka*, t. 1–2, Petersburg 1907.
- Petrażycki L., *O prawa dla kobiet*, Lwów 1919.
- Petrażycki L., *O ratunek dla inteligencji i nauki polskiej*, Warszawa 1920.
- Petrażycki L., *O nauce, prawie i moralności. Pisma wybrane*, wyboru dokonał J. Licki, A. Kojder, oprac. A. Kojder, Warszawa 1985.
- Petrażycki L., *O ideale społecznym i odrodzeniu prawa naturalnego*, Warszawa 1925.
- Szyszkowska M., *Teorie prawa natury XX wieku w Polsce*, Warszawa 1982.
- Szyszkowska M., *Filozofia prawa i filozofia człowieka*, Warszawa 1989.
- Timasheff N.S., *Introduction*, [w:] L. Petrażycki, *Law and Morality*, Cambridge 1955.
- Wróblewski J., *Leon Petrażycki: pozytywizm filozoficzny i antypozytywizm prawniczy*, „Studia Prawnicze” 1982, nr 3–4.

Słowa kluczowe:

Filozofia prawa, prawo naturalne, prawo pozytywne, tomizm, pozytywizm

Abstract

The Renaissance of Polish natural legal concepts of the interwar period

The presented studies are an attempt to understand three different natural legal concepts: (anti)positivist by Leon Petrażycki, (neo)thomistic represented by Czesław Martyniak, and universalist by Władysław Leopold Jaworski. Petrażycki's natural legal issues, which is part of the psychological theory of law, has been presented on the basis of its three structural components: aspects of intuitive law, justice and legal policy. The importance of Petrażycki as the author of the term „natural law revival” and the creator of the theory of natural law with variable content was emphasized.

The concept of natural law with unchanging content by C. Martyniak is an original interpretation of natural law issues by Thomas of Aquinas made in the spirit of the Lublin School of Philosophy. Martyniak, apart from his translation of the „Aquinas treaty on law” contained in the *Theological Summa*, made a critical analysis of the definition, content and properties of natural law. He was the only representative of the philosophy of law of the interwar period who practiced it in the context of teachings by Thomas, and the first scholar who gave regular lectures on the philosophy of law at the Catholic University of Lublin.

W.L. Jaworski: a politician, a lawyer and a theoretician of law known as a legal romantic. He searched for an ideal towards which positive law could head. He found it in metaphysical law which was synonymous with „absolute morality”, „morality of Christ”, and at the same time a kind of „a minimum content of natural law” contained in the binding legal and positive order.

Keywords:

Philosophy of law, natural law, positive law, Thomism, positivism

Dariusz Lewera

*Uniwersytet Medyczny im. Piastów Śląskich we Wrocławiu
Zakład Humanistycznych Nauk Lekarskich*

Ludwig Guttmann – wrocławski lekarz, który przywracał godność

Kultura fizyczna w różnych formach towarzyszyła człowiekowi od początku istnienia. Pierwsze informacje o ćwiczeniach fizycznych dotyczą starożytnych Indii, Egiptu i Chin¹. Igrzyska jako forma rywalizacji pojawiają się później w starożytnej Grecji w 776 roku p.n.e.² Pierwszych wzmianek o uczestnictwie osób niepełnosprawnych w zawodach sportowych można doszukiwać się już w starożytności. W Archaeological Museum of Olympia znajduje się tabliczka z brązu upamiętniająca niepełnosprawnego zapaśnika Demokratesa, który pokonał wszystkich przeciwników. W czasach nowożytnych pierwsza informacja prasowa o uczestnictwie niepełnosprawnych w zawodach sportowych pojawiła się w londyńskim dzienniku „Times” w 1880 roku. Gazeta relacjonowała zawody sportowe z Newmarket, gdzie w biegach startowało dwóch uczestników po amputacjach kończyn dolnych zaopatrzonych w drewniane protezy³.

Za właściwe początki ruchu paraolimpijskiego można jednak dopiero uznać zawody, które odbyły się prawie 70 lat później w oddalonym o kilkadziesiąt kilometrów od Londynu Stoke Mandeville. Nie były to typowe zawody, w których startowali sportowcy różnych dyscyplin, ale symboliczny turniej łuczniczy, w którym udział wzięło 16 zawodników. Impreza odbywała się na boisku szpitala, gdzie zajmowano się leczeniem urazów kręgosłupa, kierowanym przez docenta Ludwiga Guttmanna. Data 28 lipca 1948 roku także nie była przypadkowa – był to dzień otwarcia letnich Igrzysk Olimpijskich w Londynie.

Światowy ruch paraolimpijski jest dziedzictwem jednego człowieka – wrocławskiego lekarza neurologa, który postanowił nie tylko leczyć paraplegików, ale także przywracać im godność poprzez możliwość podejmowania pracy, zarabiania pieniędzy, samostanowienia, a także rywalizacji w wielu dyscyplinach sportowych. Ludwig Guttmann, bo o nim tu mowa, urodził się 3 lipca 1899 roku w miasteczku Toszek (niem. Tost) na Górnym Śląsku w ortodoksyjnej rodzinie żydowskiej. Jak wynika z aktu urodzenia ojciec Bernhardt Guttmann był kupcem i właścicielem hotelu, matka Dorothea z domu Weisenberg zajmowała się domem⁴. W 1902 roku

¹ Zob. Wroczyński R., *Powszechno dzieje wychowania fizycznego*, Wrocław 1985, s. 33.

² Zob. tamże, s. 41.

³ Zob. Beck J., *Sport w rehabilitacji inwalidów*. Wydawnictwa Akademii Wychowania Fizycznego. Warszawa 1977, s. 8.

⁴ Akt urodzenia nr 37 wystawiony w Tost dnia 6 lipca 1899 roku.

po narodzinach młodszej siostry Ester rodzina Guttmannów przeniosła się do Königshütte (Huta Królewska, obecnie Chorzów). W tym mieście młody Ludwig ukończył szkołę podstawową i kontynuował naukę w liceum humanistycznym. Będąc w klasie maturalnej zatrudnił się jako wolontariusz w jednym ze szpitali – Knappschafts-Lazarett należącym do spółki brackiej⁵ w Rudahammer (obecnie dzielnica Rudy Śląskiej). Można przypuszczać, że miało to pomóc młodemu Ludwigowi w wyborze drogi zawodowej i kierunku studiów.

W szpitalu miało miejsce wydarzenie, które mogło być przyczynkiem do wyboru nie tylko drogi zawodowej, jaką będzie medycyna, ale także specjalizacji z neurologii i neurochirurgii. Pod opiekę Ludwiga trafił młody górnik, który doznał urazu kręgosłupa z uszkodzeniem rdzenia. Obowiązkiem wolontariusza było przygotowywanie codziennych raportów na temat stanu zdrowia niewiele starszego od niego pacjenta. Ludwig, który wykazywał dużą troskę i skrupulatność w przygotowywaniu raportów, usłyszał, że i tak nie można go uratować. I rzeczywiście, młody pacjent o wysportowanej sylwetce zmarł po 5 tygodniach w wyniku niewydolności nerek i posocznicy⁶. Ludwiga, młodego wrażliwego człowieka, naocznego świadka nieuchronnego odchodzenia ofiary wypadku, trawiło poczucie bezsilności. Górnika tego Guttmann wspominał będąc już w kresu życia, twierdząc, iż widział wiele cierpienia, ale ten obraz choroby i umierania będzie mu towarzyszył do końca.

Po maturze w 1917 roku przyszedł czas na kolejny etap – studia medyczne w Śląskim Uniwersytecie Fryderyka Wilhelma (Schlesische Friedrich-Wilhelms Universität) we Wrocławiu. Na podstawie karty odejścia⁷ można stwierdzić, że Ludwig Guttmann już po pierwszym roku studiów przeniósł się do Fryburga Bryzgowijskiego. W archiwum uniwersyteckim we Fryburgu zachowały się szczątkowe dokumenty potwierdzające naukę Ludwiga na wydziale medycznym w latach 1919–1923 oraz złożenie egzaminu lekarskiego przed komisją uniwersytecką 9 czerwca 1923 roku. Z dokumentów uzyskanych w archiwum fryburskim dowiadujemy się także, że obrona pracy doktorskiej nastąpiła 1 września 1924 na podstawie dysertacji pt. „Guzy tchawicy”⁸.

Po studiach Guttmann wrócił na krótko do Wrocławia, gdzie rozpoczął specjalizację z pediatrii, co nie przynosiło mu jednak satysfakcji, i w roku 1928 przyjął posadę asystenta w Państwowym Zakładzie Leczniczym Friedrichsberg wchodzącym w skład Uniwersyteckiej Kliniki Psychiatrycznej w Hamburgu⁹. Po niespełna dwóch latach pracy w tym mieście otrzymał propozycję pracy u wybitnego neurochirurga Otfrida Foerstera wraz z *veniam legendi*. Propozycja była nie do odrzucenia – dawała

⁵ Spółki brackie – instytucja społeczna mająca na celu opiekę i zabezpieczenie bytu górników i ich rodzin na wypadek choroby lub inwalidztwa. Majątek spółek pochodził ze składek własnych górników.

⁶ Zob. Silver J.R., *The making of Ludwig Guttmann*. *Journal of Medical Biography* 21(4) s. 230.

⁷ *Abgangszeugnis* Nr. 498, 22 marzec 1919 r. Archiwum Uniwersytetu Wrocławskiego.

⁸ Informacja uzyskana od prof. Dietera Specka – dyrektora Archiwum Uniwersyteckiego we Fryburgu Bryzgowijskim.

⁹ Zob. Weygandt W., *Die Staatskrankenanstalt Friedrichsberg und Psychiatrische Universitätsklinik Hamburg*. Rhenania-Verlag Th. P. Braun, Düsseldorf 1928 s. 17.

możliwość dalszego rozwoju naukowego pod okiem wielkiego nauczyciela. Przyjęcie propozycji Foerstera wiązało się także z pracą dydaktyczną na wydziale medycznym Śląskiego Uniwersytetu Fryderyka Wilhelma. W latach 1930–1933 Ludwig prowadził zajęcia z neurologii¹⁰. Z pewnością praca w ważnym ośrodku akademickim przyspieszyła habilitację, którą uzyskał w 1930 roku.

Otfrid Foerster był niekwestionowanym autorytetem w dziedzinie neurologii i neurochirurgii. Do Wrocławia przyjeżdżali pacjenci z całej Europy. Sława profesora z nadodrzańskiej metropolii dotarła także do Moskwy, gdzie stan zdrowia wodza rewolucji Włodzimierza Lenina stale się pogarszał. Za 30 000 marek, które na owe czasy były kwotą astronomiczną, Foerster opiekował się sławnym pacjentem, jednak kolejne występujące po sobie krwotoki do mózgu spowodowały śmierć Lenina. Współpraca z Rosjanami była brzemenna w skutki. Po dojściu narodowych socjalistów do władzy, Foerster był stopniowo odsuwany. Innym powodem kłopotów i niełaski, w jakiej się znalazł, było z pewnością żydowskie pochodzenie jego żony Marthy.

Współpraca Foerstera z prywatnym docentem Ludwigiem Guttmannem układała się bardzo dobrze mimo niezwykle trudnego charakteru profesora. Pomimo światowego uznania i wyjątkowych umiejętności miał problemy z pozyskaniem do pracy asystentów, którzy obawiali się podjąć z nim współpracę¹¹. Z publikacji Guttmanna, w której cytuje i powołuje się na autorytet swojego nauczyciela, można wywnioskować, że darzył go wielkim szacunkiem¹². W niedługim czasie stał się niekwestionowanym następcą swojego szefa i mentora.

Sytuacja polityczna i społeczna w Niemczech stawała się coraz trudniejsza. Kryzys gospodarczy powodował, że obywatele zaczęli kierować swe sympatie wyborcze w kierunku osoby Adolfa Hitlera, który obiecywał „wolność i chleb”¹³, krytykując jednocześnie postanowienia Traktatu Wersalskiego niszczącego jakoby Niemcy. W ocenie narodowych socjalistów do powstania kryzysu wydatnie przyczynili się Żydzi i komuniści. Taka narracja na wiecach wyborczych pozwoliła je wygrać, co stało się faktem 24 lipca 1932 roku. Hasła o zdobyciu przestrzeni życiowej na Wschodzie i uregulowaniu kwestii żydowskiej głoszone przez Hitlera po objęciu władzy kanclerskiej 30 stycznia 1933 roku wydawały się Ludwigowi jedynie elementem zastraszenia. Był przekonany, że społeczność międzynarodowa nie pozwoli zrealizować Hitlerowi jego szaleńczych planów. Stało się inaczej, świat początkowo biernie przyglądał się działaniom nazistów. Pierwsze zmiany pojawiły się bardzo szybko. Okazało się, że lekarz pochodzenia żydowskiego, pomimo swoich wyjąt-

¹⁰ Zob. Vorlesungs- und Personal-Verzeichnis der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Winter-Semestr 1931/32, s. 26.

¹¹ Zob. Silver J.R., Sir Ludwig Guttmann's publikations under the Nazis, "Spinal Cord" 2001, 39, s. 602–608.

¹² Zob. Guttmann L., Pathophysiologische, pathohistologische und chirurgisch-therapeutische Erfahrungen bei Epileptikern „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“, Dezember 1931, Heft 136, s. 1–2.

¹³ Zob. Tholand J., Hitler – reportaż biograficzny, Wydawnictwo Albatros, Warszawa 2015, s. 301.

kowo wysokich kwalifikacji, nie ma prawa leczyć aryjskich pacjentów i pracować w aryjskim szpitalu. Córka Guttmanna, Eva Loeffler, wielokrotnie wspominała, że ojciec – w obliczu grożących mu prześladowań – otrzymywał oferty pracy prawie z całego świata. Wyznawał jednak swoją maksymę z lat młodzieńczych, że nikt nie powinien wstydzić się być Żydem.

Po odejściu ze Szpitala Wenzel-Hanckego¹⁴ Guttmann natychmiast znalazł zatrudnienie w położonym nieopodal przy Hohenzollernstraße 96 Szpitalu Izraelickim (Israelitisches Krankenhaus). Był to stosunkowo nowy szpital dysponujący 400 łózkami i należał do najnowocześniejszych w Niemczech. Już w początkach XX wieku odbywały się tam pionierskie zabiegi neurochirurgiczne wykonywane m.in. przez Jana Mikulicza Radeckiego. Waldemar Kozuschek podaje, że „w 1912 roku Foerster i Tietze dokonali [tutaj] po raz pierwszy na świecie u chorego z porażeniem spastycznym (sztywność Little’a) przecięcia tylnych korzeni rdzenia kręgowego jako terapii przeciwbólowej”.¹⁵ Według Kozuschka przy zabiegu asystował młody podówczas lekarz Siegmund Hadda¹⁶, który w 1939 roku objął stanowisko dyrektora szpitala. Zgodnie z umową¹⁷ zawartą 14 lipca 1933 roku Ludwigi Guttmannowi powierzono prowadzenie oddziału neurologicznego. Uznany już wtedy lekarz z dużym zapałem włączył się w pracę na rzecz nowej placówki. Mając doświadczenie w pracy w oddziale neurochirurgicznym kierowanym przez Otrfida Foerstera już 25 sierpnia 1933 roku wnioskował do zarządu szpitala o utworzenie oddziału neurochirurgii szczegółowo uzasadniając potrzebę jego uruchomienia¹⁸. Zajęcia w szpitalu nie ograniczyły jego aktywności naukowej. Ze składanych w kierownictwie szpitala usprawiedliwień dowiadujemy się, że cały czas podróżował po Niemczech i wygłaszał wykłady na posiedzeniach naukowych.

15 września 1935 roku na zjeździe NSDAP, który odbywał się w Norymberdze, uchwalono ustawy rasowe¹⁹, które przyjęły później nazwę norymberskich. Zakładały one pozbawienie Żydów praw, obywatelstwa i majątków. Ludwig Guttmann, mimo coraz większych ograniczeń i trudności, odrzucał liczne propozycje wyjazdu z Niemiec. Wierzył, że rządy partii narodowosocjalistycznej z jej wodzem na czele

¹⁴ Szpital Wenzel-Hanckego – szpital wybudowany przez fundację Johanna Wenzel Hancke, poświęcony do życia po śmierci sławnego lekarza w 1877 roku. Po roku 1920 szpital był drugą pod względem ilości łóżek tego typu placówką w mieście.

¹⁵ W. Kozuschek, Jan Mikulicz-Radecki 1850–1905. Współtwórca nowoczesnej chirurgii. Wrocław 2005, s. 150.

¹⁶ Zob. Siegmund Hadda, Als Arzt im Jüdischen Krankenhaus zu Breslau 1906–1943, „Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität Breslau” 1972, tom XII, s. 198–238. Jednym z pacjentów dr. Haddy był wrocławski historyk Willy Cohn. Zob. Willy Cohn, Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941, tom II, Köln 2007, s. 950, 952, 1009.

¹⁷ Umowa o pracę zawarta między dyrekcją szpitala i prywatnym docentem Ludwigiem Guttmannem w dniu 14.07.1933 roku. (Żydowski Instytut Historyczny w Warszawie)

¹⁸ Zob. pismo L. Guttmanna do dyrekcji szpitala z dnia 25 sierpnia 1933 roku. Dokument dostępny w tezcze osobowej szpitala żydowskiego o numerze D. 755 znajdującej się w Żydowskim Instytucie Historycznym w Warszawie.

¹⁹ Zob. Richard Overy, Trzecia Rzesza, historia imperium. Warszawa 2010, s. 123–125.

to kwestia najwyżej miesięcy, i wkrótce wszystko powróci do ładu sprzed 1933 roku. Zmysł organizacyjny ordynatora i niekwestionowana pozycja neurologa i neurochirurga spowodowały, że w 1936 roku zarząd szpitala powierzył mu stanowisko dyrektora do spraw medycznych, którą pełnił do momentu wyjazdu z Niemiec.

Obawa o los pięcioletniej córki Evy, dziewięcioletniego syna Denisa i żony Elsy zaczynała brać górę nad przywiązaniem do Wrocławia i Niemiec. Sytuacja w kraju stawała się coraz bardziej napięta a poczynania bojówek nazistowskich coraz śmielsze. Punkt kulminacyjny nadszedł w nocy z 9 na 10 listopada 1938 roku. Wtedy to bojówki NSDAP, pod ochroną policji, przeprowadziły cały szereg zamachów, napadów, podpaleń i różnych aktów wandalizmu wobec majątku ludności żydowskiej. W wyniku akcji określanej dzisiaj „nocą kryształową” zniszczono ponad 7000 firm, 171 synagog na terenie całych Niemiec, natomiast ponad 25 tysięcy osób trafiło do obozów. Ludwig Guttmann nie pozostał obojętny na los Żydów znajdujących się w niebezpieczeństwie. Owej krwawej nocy polecił personelowi medycznemu bez zbędnych pytań przyjmować do szpitala wszystkich mężczyzn, którzy zwrócą się o pomoc lub znajdą się w niebezpieczeństwie. W nocy z 9 na 10 listopada miała miejsce rekordowa liczba hospitalizacji – przyjęto 64 pacjentów. Taka sytuacja i doniesienie jednego z pracowników szpitala spowodowało zainteresowanie gestapo; dyrektor ds. leczenia Ludwig Guttmann musiał osobiście uzasadnić potrzebę przyjęcia poszczególnych pacjentów chodząc z funkcjonariuszami tajnej policji od łóżka do łóżka. Na drugi dzień czterech pacjentów zostało zatrzymanych a wraz z nimi wszyscy mężczyźni zatrudnieni w szpitalu, asystenci dr. Guttmanna i jeden ze starszych lekarzy²⁰. Ocenia się, że determinacja dyrektora i jego odwaga cywilna uchroniła sześćdziesiąt osób od wywiezienia do obozów koncentracyjnych. Willy Cohn, jeden z najważniejszych świadków zagłady Żydów w niemieckim Wrocławiu, w swoim dzienniku z lat 1933–1941 nie wspomina nic o bohaterskim dokonaniu Guttmanna. Można założyć, że nie dotarła do niego ta informacja²¹.

Opuszczenie Niemiec przez przedstawicieli społeczności żydowskiej nie było zadaniem łatwym, gdyż paszporty uprawniające do przekroczenia granicy zostały skonfiskowane. Na każdy wyjazd zgodę musiał wyrazić nazistowski reżim. Rodzinie Guttmannów z pomocą przyszedł jednak przypadek. Antonio de Oliveira Salazar – dyktator Portugalii – zwrócił się do Guttmanna z prośbą o konsultację neurologiczną. Była ona możliwa tylko pod warunkiem przyjazdu lekarza do Lizbony. W tym celu sam Salazar interweniował u ministra spraw zagranicznych III Rzeszy Joachima von Ribbentropa o wydanie paszportu dla cenionego już w Europie neurochirurga²². W drodze powrotnej z Portugalii Guttmann zatrzymał się w Londynie, gdzie przedstawiciel organizacji wspierającej prześladowanych naukowców – Akademickiej Rady Pomocy (AAC), obecnie znanej jako CARA, zapewnił go, że może liczyć na

²⁰ Ascher A., *Oblężona społeczność. Wrocławscy Żydzi w czasie nazizmu*. Wrocław 2009, s. 276.

²¹ Zob. zapiski Cohna z listopada 1938 roku, [w:] Willy Cohn, *Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941*, tom II, Köln 2007, s. 537–541.

²² Silver J.R., M-F Weiner *Sir Ludwig Guttmann: his neurology research and his role in the treatment of peripheral nerve injuries, 1939–1944*, “The Journal of the Royal College of Physicians of Edinburgh” 2013:43; 270–277.

brytyjskie wizy oraz pomoc finansową dla siebie i swojej rodziny. Pretekstem do wyjazdu, przedstawionym nazistom, była praca naukowo-badawcza w Oxfordzie. Na podjęcie decyzji o emigracji, poza względami bezpieczeństwa swojego i rodziny, wpływ miała także z pewnością ustawa z 25 lipca 1938 roku, która z dniem 30 września pozbawiła Ludwiga Guttmanna prawa wykonywania zawodu lekarza²³.

Rodzina Guttmannów opuściła Niemcy 14 marca 1939 roku i udała się do Wielkiej Brytanii. Był to ostatni moment. Dzień później Wehrmacht wkroczył do Pragi, Czechosłowacja przestała istnieć, a powstałe marionetkowe państwa – Protektorat Czech i Moraw oraz Słowacja, były w pełni podporządkowane III Rzeszy. Pierwszym miejscem zamieszkania był Oxford, a pracy Radcliffe Infirmary. Stosunek administracji brytyjskiej do niemieckiego lekarza był poprawny, ale chłodny. Rezerwa z pewnością była podyktowana działaniami nazistowskich Niemiec w Europie. Doświadczenia zdobyte pod kierunkiem wybitnego specjalisty Foerstera okazały się bardzo przydatne. W 1941 roku Guttmann został poproszony o przygotowanie raportu na temat leczenia urazów rdzenia kręgowego. Wiadomo było, że w czasie działań wojennych tego typu urazy należą do bardzo częstych, szczególnie wśród lotników. Raport Guttmanna wzbudził tak duże zainteresowanie, że zaproponowano mu uruchomienie placówki mającej specjalizować się w leczeniu urazów rdzenia kręgowego.

Propozycja została przyjęta, nie bez warunków ze strony znanego już wówczas lekarza. Podejmując się stworzenia specjalistycznego ośrodka zastrzegł sobie prawo do samodzielnych decyzji w zakresie nie tylko stosowanych metod leczniczych, lecz także całej organizacji funkcjonowania placówki, która miała stać się Narodowym Centrum Leczenia Urazów Rdzenia Kręgowego (ang. National Spinal Injury Centre). Stanowisko dyrektora powierzono Guttmannowi 1 lutego 1944 roku.²⁴

Nie byłoby to wszystko możliwe, gdyby nie życzliwość dwóch wybitnych lekarzy, którzy zrozumieli teorię leczenia urazów rdzenia kręgowego, zaakceptowali metody zaproponowane przez Ludwiga Guttmanna – na owe czasy bardzo śmiałe i pionierskie. Pierwszym z nich był Hugh Carins²⁵ profesor chirurg z Oxfordu, odpowiedzialny za opiekę neurochirurgiczną w Wielkiej Brytanii podczas II wojny światowej. Rozmowy z Guttmannem na temat ewentualnego podjęcia pracy w Wielkiej Brytanii prowadził od ponad roku i z zadowoleniem przyjął decyzję o emigracji z nazistowskich Niemiec. Drugą ważną postacią w karierze zawodowej niemieckiego lekarza w Wielkiej Brytanii był George Riddoch (1888–1947), o którym mówi się, że stał się właściwym „odkrywcą” Guttmanna²⁶. Od początku wiedział, że jeżeli ma powstać ośrodek leczenia urazów rdzenia kręgowego, to na jego czele musi stanąć

²³ Dokument: (strona internetowa, <http://www.paralympicheritage.org.uk/content/stories/hospital-staff/guttman-ludwig/sir-ludwig-guttman-return-breslau>) (dostęp 21.09.2017)

²⁴ Zob. Aminof H.J., R.B. Darof, *Encyclopedia of the Neurological Sciences*. London 2003, Vol. 2, s. 493.

²⁵ Zob. Silver J.R., *The making of Ludwig Guttmann*, „*Journal of Medical Biography*” 21(4) s. 229–238.

²⁶ Zob. Silver J.R., M-F Weiner George Riddoch: the man who found Ludwig Guttmann, „*Spinal Cord*” 2012, 50, s. 88–93.

Guttmann. Riddoch był wybitnym neurologiem, który poznał problemy związane z leczeniem urazów rdzenia kręgowego już podczas I wojny światowej²⁷. Identyfikując się z poglądami Guttmanna, wspierał finansowo badania, organizował trudny do zdobycia, a niezbędny w ośrodku sprzęt, i systematycznie odwiedzał młodego uczonego²⁸. Zmarł przedwcześnie w wieku 59 lat. Stosunek Guttmanna do swojego kolejnego nauczyciela i z pewnością mentora oddaje fakt, iż właśnie jemu dedykował jedną z pierwszych swoich książek.

Ośrodek pierwotnie posiadał 24 łóżka, a pierwszy pacjent z urazem rdzenia kręgowego trafił do ośrodka 1 marca 1944 roku. Na szybkim uruchomieniu bardzo zależało G. Riddochowi i H. Carinsowi, którzy mieli świadomość, że wraz z utworzeniem drugiego frontu, jaki zapowiadał Churchill, pojawią się liczni pacjenci-weterani wojenni, z uszkodzeniami rdzenia, którzy będą potrzebowali specjalistycznej opieki medycznej. Tak też się stało. Lądowaniem aliantów w Normandii rozpoczął się 6 czerwca 1944 roku drugi front, co bardzo szybko spowodowało, że ośrodek wypełnił się pacjentami. Po 6 miesiącach od uruchomienia placówki pod opieką znajdowało się już 50 pacjentów.

Proces leczenia paraplegików Guttmann postrzegał jako kompleksową opiekę wielospecjalistyczną. Powikłaniami urazu była często niewydolność oddechowa, niewydolność nerek, zaburzenia pracy jelit, odleżyny i inne²⁹. W ośrodku od początku zatrudnieni byli fizjoterapeuci, którzy musieli przejść indywidualne szkolenie zanim mogli rozpocząć pracę z pacjentem. Aktywizacją zawodową zajmowali się terapeuci zajęciowi, którzy przygotowywali swoich podopiecznych do wykonywania zawodu, zupełnie innego niż ten wykonywany przed urazem.

Pacjenci po urazie rdzenia kręgosłupa z towarzyszącą paraplegią byli uważani za osoby kalekie, nienadające się do jakiegokolwiek aktywności zawodowej i społecznej. Często spychane były na margines życia publicznego lub zupełnie z niego eliminowane. Terapia w Stoke Mandeville miała polegać nie tylko na leczeniu powikłań urazu czy rehabilitacji, ale także na aktywizacji społecznej i fizycznej. Doskonałą formą okazał się sport i łagodna konkurencja³⁰. Pacjenci musieli się czuć potrzebni. Guttmann mówił nieraz, że jego pacjenci muszą stać się pełnowartościowymi członkami społeczeństwa, płacącymi podatki, ale także korzystającymi z życia. W kontaktach z pacjentami był bardzo zasadniczy, ale jednocześnie sprawował ojcowską kontrolę i często powtarzał swoim podopiecznym: „Litość jest waszym największym wrogiem”. Kiedy pewnego dnia w sali pacjentów zobaczył zrezygnowanego pilota miał mu powiedzieć: „Zanim dobry Pan zabierze cię do siebie – zrób coś dobrego, idź do stolarni i przygotuj jakiś mebel”. Inspirował i motywował – tak powstała później idea ruchu paraolimpijskiego.

²⁷ <http://journals.sagepub.com/doi/abs/10.1258/jmb.2009.009075> (dostęp 17.09.2017).

²⁸ <http://www.nature.com/sc/journal/v50/n2/full/sc2011117a.html?foxtrotcallback=true> (dostęp 17.09.2017)

²⁹ Zob. Frankel H.L., The Sir Ludwig Guttmann Lecture 2012: the contribution of Stoke Mandeville Hospital to spinal cord injuries, “Spinal Cord” (2012) 50, 790–796.

³⁰ Zob. Schültke E., Ludwig Guttmann: Emerging Concept of Rehabilitation after Spinal Cord Injury, “Journal of the History of the Neurosciences”, 2001, Vol. 10, No. 3, s. 300

Na boisku przyszpitalnym prowadzone były zajęcia sportowe, dobrane do możliwości pensjonariuszy. Pierwszą dyscypliną, którą mogli uprawiać pacjenci na wózkach, było łucznictwo. Uwieńczeniem codziennych treningów były zawody łucznicze zorganizowane 28 lipca 1948 roku. Pierwsze zmagania miały charakter symboliczny i wzięło w nich udział 16 zawodników – pacjentów. Data nie była przypadkowa – był to dzień otwarcia XIV letnich Igrzysk Olimpijskich odbywających się po dwunastoletniej przerwie w Londynie. Szpitalne zawody cieszyły się tak dużym zainteresowaniem i przyniosły tak duży sukces, że stały się imprezą cykliczną – co roku przyjeżdżała coraz większa ilość zawodników, i za każdym razem dokładano nowe konkurencje.

Pierwsze igrzyska paraolimpijskie odbyły się w Rzymie w 1960 roku. Wtedy też padły pamiętne słowa z ust papieża, św. Jana XXIII: „Ludwig Guttmann Coubertinem ruchu paraolimpijskiego”. Kolejne odbyły się w Tokio w 1964 roku. Na kilka dni przed zaplanowanymi letnimi igrzyskami olimpijskimi w Mexico City doszło do poważnych zamieszek niezadowolonego społeczeństwa, które – wobec skrajnego ubóstwa – wydatki na sport uważało za trwonienie publicznych pieniędzy. Śmierć poniosło 250 osób, głównie studentów. Zamieszki do dziś wspominate są jako masakra na placu Tlatelolco. Wobec niesprzyjającej sytuacji w kraju rząd Meksyku wycofał się z przeprowadzenia igrzysk paraolimpijskich. Przerwa w paraolimpiadach dla Ludwiga Guttmanna była niemożliwa do zaakceptowania. Zwrócił się do rządu Izraela, aby awaryjnie podjął się organizacji paraolimpiady. Propozycja została przyjęta, a igrzyska zostały wpisane w obchody 20-lecia proklamowania państwa Izrael. Kolejne paraolimpiady odbywały się kolejno w Heidelbergu (1972), Toronto (1976), Arnheim (1980), Nowym Jorku/Stoke Mandeville (1984, już po śmierci Ludwiga Guttmanna), Seulu (1988), Barcelonie (1992), Atlancie (1996), Sydney (2000), Atenach (2004), Pekinie (2008), Londynie (2012), Rio de Janeiro (2016). Kolejne igrzyska paraolimpijskie w roku 2020 zaplanowane są w Tokio. Ponad czterdziestoletnią tradycją cieszą się też zimowe igrzyska paraolimpijskie. Pierwsze odbyły się w szwedzkim mieście Ornskoldsvik, kolejne w Geilo (1980), Innsbrucku (1984 i 1988), Tignes-Albertville (1992), Lillehammer (1994), Nagano (1998), Salt Lake City (2002), Turynie (2006), Vancouver (2010) i Soczi (2014).

Spełniło się też marzenie Sir Guttmanna, gdyż od 1988 roku letnie, a od 1992 roku także zimowe igrzyska paraolimpijskie odbywają się na tych samych stadionach co igrzyska olimpijskie. Jak rozwinął się ruch paraolimpijski, pokazują liczby. W pierwszej paraolimpiadzie w 8 dyscyplinach uczestniczyło 400 sportowców z 23 krajów. Podczas letnich igrzysk paraolimpijskich w Rio de Janeiro w 22 dyscyplinach zmagало się 4328 zawodników ze 160 krajów³¹. Podobna sytuacja jest w paraolimpiadach zimowych. W pierwszych zawodach uczestniczyło 53 zawodników z 16 krajów, a rywalizowali między sobą w dwóch dyscyplinach, natomiast w Soczi swoje reprezentacje przysłało 46 krajów w łącznej liczbie 547 zawodników. Zwiększyła się także liczba dyscyplin z dwóch do pięciu. Polski ślad w sporcie paraolimpijskim

³¹ <https://www.paralympic.org/paralympic-games/summer> (dostęp 17.09.2017).

nie jest bez znaczenia. Na letnich i zimowych igrzyskach polscy zawodnicy zdobyli łącznie 280 złotych, 294 srebrnych i 287 brązowych medali³².

Ludwig Guttmann odwiedził kilkakrotnie Polskę podczas spartakiad organizowanych w naszym kraju dla osób niepełnosprawnych. Była to także okazja do odwiedzenia miasta, w którym spędził istotną część swojego życia zawodowego. Pobyt we Wrocławiu był też okazją do odwiedzenia grobu rodziców, którzy spoczywają na cmentarzu przy ulicy Lotniczej. Polska w latach siedemdziesiątych należała do krajów, w których obcokrajowcy zza żelaznej kurtyny nie byli mile widziani. Po raz ostatni odwiedził Wrocław w latach siedemdziesiątych prosząc pracowników wrocławskiej Akademii Wychowania Fizycznego, którzy mu towarzyszyli, aby opiekowali się grobem jego rodziców. Niestety, macewy zostały w latach osiemdziesiątych dwudziestego wieku zniszczone, a na miejsce pochówku można trafić dzięki skrupulatnie prowadzonym księgom pogrzebowym.

Za swoje osiągnięcia Ludwig Guttmann był wielokrotnie odznaczany. Do najważniejszych wyróżnień należą dwa Ordery Imperium Brytyjskiego: oficerski (OBE) i wyższy komandorski (CBE)³³, a także tytuł szlachecki – najwyższe wyróżnienie przyznawane przez monarchę dla osób rozsławiających Wielką Brytanię na świecie. Minister Zdrowia Wielkiej Brytanii Sir George Godbar komplementował determinację Guttmanna do zmiany podejścia do pacjentów z paraplegią³⁴. Wysoka ocena jego działalności ze strony rządu była dla Stoke Mandeville gwarancją dalszego finansowania, a co za tym idzie, rozwoju.

Za dziedzictwo wrocławskiego lekarza można uznać stworzenie ośrodka leczenia urazów rdzenia kręgowego, który dzisiaj znany jest na całym świecie, powołanie towarzystwa naukowego zrzeszającego lekarzy, fizjoterapeutów, terapeutów i psychologów zajmujących się opieką nad pacjentami z paraplegią. Najważniejszy jest jednak ruch paraolimpijski. Sport daje osobom niepełnosprawnym możliwość szlachetnej rywalizacji, przełamuje bariery, które wydawały się nie do pokonania, nadaje sens życia i pokazuje, że na wózku też można osiągać cele, normalnie żyć i być szczęśliwym.

Ludwig Guttmann był do końca bardzo aktywny, zmarł podczas pracy na zawał mięśnia sercowego 18 marca 1980 roku. Został pochowany w Aylesbury.

Bibliografia

- Aminof H.J., Darof R.B., *Encyclopedia of the Neurological Sciences*, Vol. 2 London 2003, s. 493–494.
- Ascher A., *Oblężona społeczność. Wrocławscy Żydzi w czasie nazizmu*, Via Nova Wrocław 2016, s. 276.

³² <https://www.paralympic.org/results/historical> (dostęp 17.09.2017).

³³ <http://martinhywood.blogspot.com/2015/07/sir-ludwig-guttmann.html> (dostęp 17.09.2017).

³⁴ Zob. Schültke E., Ludwig Guttmann: Emerging Concept of Rehabilitation after Spinal Cord Injury, "Journal of the History of the Neurosciences", 2001, Vol. 10, No. 3, s. 305.

- Beck J., Sport w rehabilitacji inwalidów. Warszawa; Wydawnictwa Akademii Wychowania Fizycznego 1977, s. 8.
- Cohn W., Kein Recht, nirgends. Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933–1941, tom I i II Köln 2007, s. 950, 952, 1009.
- Frankel H.L., The Sir Ludwig Guttman Lecture 2012: the contribution of Stoke Mandeville Hospital to spinal cord injuries, „Spinal Cord” (2012) 50, s. 790–796.
- Guttman L., Pathophysiologische, pathohistologische und chirurgisch-therapeutische Erfahrungen bei Epileptikern, „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie”, Dezember 1931, Heft 136, s. 1–2.
- Kozuschek W., Jan Mikulicz-Radecki 1850–1905 współtwórca nowoczesnej chirurgii. Johann von Mikulicz-Radecki 1850–1905. Mitbegründer der Modernen Chirurgie, Wrocław 2005
- Overy R., Trzecia Rzesza. Historia Imperium. Warszawa 2010, s. 150.
- Schültke E., Ludwig Guttman: Emerging Concept of Rehabilitation after Spinal Cord Injury, „Journal of the History of the Neurosciences”, 2001, Vol. 10, No. 3 Silver J.R., Weiner M.F., George Riddoch: the man who found Ludwig Guttman, „Spinal Cord” 2012, 50, s. 300
- Silver J.R., The making of Ludwig Guttman, „Journal of Medical Biography” 2013 21(4), 229–238.
- Silver J.R., Weiner M.F.: Sir Ludwig Guttman: his neurology research and his role in the treatment of peripheral nerve injuries, 1939–1944, „The Journal of the Royal College of Physicians of Edinburgh”, 2013:43, s.270–277.
- Silver J.R., Sir Ludwig Guttman’s publikations under the Nazis, „Spinal Cord” 2001, 39, 602–608.
- Tholand J., Hitler – reportaż biograficzny. Albatros Warszawa 2015
- Weygandt W., Staatskrankenanstalt Friedrichsberg und Psychiatrische Universitätsklinik Hamburg. Rhenania – Verlag Th.P. Braun Düsseldorf 1928, s.17.
- Wroczyński R., Powszechna dzieje wychowania fizycznego, Wrocław 1977, s. 33.

Materiały archiwalne

- Akt urodzenia nr 37 wystawiony w Tost (Toszek) dnia 6 lipca 1899 r. Archiwum Państwowe w Katowicach, filia w Gliwicach)
- Abgangszeugnis Nr. 498, 22 marzec 1919 r. Vorlesungs- und Personal-Verzeichnis der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau. Winter-Semestr 1931/32 – Archiwum Uniwersytetu Wrocławskiego.
- Pismo pozbawiające Ludwiga Guttmana prawa wykonywania zawodu z dnia 1 grudnia 1938 roku – <http://www.paralympicheritage.org.uk/content/stories/hospital-staff/guttman-ludwig/sir-ludwig-guttman-return-breslau>
- Umowa o pracę zawarta między dyrekcją szpitala i prywatnym docentem Ludwigiem Guttmanem w dniu 14.07.1933 roku. Dokument dostępny w teczce osobowej szpitala żydowskiego o numerze D. 755 znajdującej się w Żydowskim Instytucie Historycznym w Warszawie.
- Pismo L. Guttmana do dyrekcji Szpitala Izraelickiego z dnia 25 sierpnia 1933 roku w sprawie utworzenia oddziału neurochirurgii. Dokument dostępny w teczce osobo-

wej szpitala żydowskiego o numerze D. 755 znajdującej się w Żydowskim Instytucie Historycznym w Warszawie.

Źródła internetowe

<http://journals.sagepub.com/doi/abs/10.1258/jmb.2009.009075>

<http://www.nature.com/sc/journal/v50/n2/full/sc2011117a.html?foxtrotcallback=true>

<https://www.paralympic.org/paralympic-games/summer>

<https://www.paralympic.org/results/historical>

<http://martinhywood.blogspot.com/2015/07/sir-ludwig-guttmann.html>

Streszczenie

Celem artykułu jest przybliżenie postaci wrocławskiego lekarza Ludwiga Guttmanna oraz jego dorobku jako pioniera w leczeniu i rehabilitacji pacjentów po urazach rdzenia kręgowego, a także twórcy ruchu paraolimpijskiego na świecie. Materiały pozyskano w wyniku kwerendy w bibliotekach: UM, AWF, UW we Wrocławiu, Fryburgu i Hamburgu, w Gminie Wyznaniowej Żydowskiej i Żydowskim Instytucie Historycznym, a także z wywiadów z osobami, które współpracowały z Guttmannem.

Ludwig Guttmann urodził się w 1899 r. w rodzinie żydowskiej w górnośląskim Toszku. Po studiach medycznych we Wrocławiu i Fryburgu Bryzgowijskim rozpoczął pracę we wrocławskim szpitalu Wenzel-Hanckego pod kierownictwem Otrfrida Foerстера – jednego z najwybitniejszych ówczesnych neurologów i pioniera neurochirurgii. W 1933 r., ze względu na pochodzenie, był zmuszony opuścić aryjski szpital i przeniósł się do szpitala żydowskiego, gdzie wkrótce został dyrektorem medycznym. Po dramatycznej nocy kryształowej polecił do szpitala przyjmować pacjentów nawet z lekkimi dolegliwościami chroniąc ich w ten sposób przed aresztowaniem przez gestapo.

W marcu 1939 r., w obliczu zbliżającej się wojny i rosnących prześladowań Żydów, podjął decyzję o ucieczce do Anglii. Było to możliwe dzięki przypadkowi. Poproszony przez Joachima von Ribbentropa o konsultację lekarską portugalskiego dyktatora Antonio Salazara otrzymał paszport i 14 marca 1939 opuścił Niemcy. Wsparcia w Wielkiej Brytanii udzieliła brytyjska organizacja wspierająca naukowców – uchodźców. Po kilkuletniej pracy w Oxfordzie powierzono mu stworzenie Narodowego Ośrodka Leczenia Uszkodzeń Rdzenia Kręgowego, głównie dla weteranów II wojny światowej.

Guttmann wprowadził nowatorski sposób rehabilitacji i aktywizacji pacjentów przez sport. Widział konieczność nie tylko rehabilitacji fizycznej, ale też reintegracji społecznej i szacunku dla siebie. Wprowadzona rehabilitacja przez sport i rywalizację stała się przyczynkiem do powstania ruchu paraolimpijskiego. Pierwsze zawody w Stoke Mandeville odbyły się 28 lipca 1948 r. w dniu

inauguracji Igrzysk Olimpijskich w Londynie. Dziś paraolimpiady odbywają się w obiektach olimpijskich, a nad ich organizacją czuwa MKOI. Królowa Elżbieta II nadała Guttmannowi tytuł szlachecki, a papież Jan XXIII przy okazji Igrzysk Olimpijskich w Rzymie w 1960 r. mówił o nim "Coubertin ruchu paraolimpijskiego".

Zmarł w 1980 r. w Aylesbury.

Słowa kluczowe

urazy rdzenia, paraplegia, sport inwalidów, ruch paraolimpijski, rehabilitacja

Abstract

Ludwik Guttmann (1899–1980) – Wrocław physician who was restoring dignity

The aim of the work is to present Ludwig Guttmann and his accomplishments as a pioneer in the treatment and rehabilitation of patients suffering from spinal cord injuries as well as the creators of the paralympic movement in the world. Materials obtained from queries in libraries of universities in Wrocław, Freiburg and Hamburg, the Jewish Community and the Jewish History Institute, as well as interviews with people who worked with L. Guttmann.

L. Guttmann was born in 1899 in Silesian Toszek, in a Jewish family. After medical studies in Breslau (Wrocław) and Freiburg im Breisgau, he began his career at Wenzel-Hancke Hospital in Wrocław, under direction of Otfried Foerster – one of the outstanding neurologists and pioneer of neurosurgery. In 1933, because of his origin, Guttmann was forced to leave Aryan hospital and move to Jewish one. He soon became medical director. After a dramatic night of crystal-clearing – as a result of his decision – hospital accepted patients even with mild ailment to protect them from Gestapo.

In March 1939, in the face of the approaching and increasing persecution of the Jews, he went to United Kingdom. Joachim von Ribbentrop asked him for medical consultation of the Portuguese dictator Antonio Salazar. Because of that Guttmann was given a passport and on March 14, 1939 he left Germany. In England he was supported by refugee organizations. After several years at Oxford he was entrusted with the creation of the National Center for Spinal Cord Injury – place for veterans of the Second World War.

Guttmann has introduced a method of rehabilitation and activation of research through sport. He saw the need not only for physical rehabilitation but also for social reintegration and respect for oneself. Reinforced rehabilitation through sport and competition has been a contributor to the rise of the Paralympic movement.

The first competition at Stoke Mandeville took place on July 28, 1948, at the inauguration of the London Olympics. Today, the paralympics are held in the Olympic venues and their organization is supervised by the IOC.

Queen Elizabeth II gave Guttmann the title of nobleman. Pope John XXIII, during the Olympic Games in Rome (1960) named him as “Coubertin of the Paralympic movement”.

Guttmann died in 1980 in Aylesbury.

Key words

core injuries, paraplegia, handicapped sport, paralympic movement, rehabilitation

Dariusz Lewera – doktorat uzyskał w Uniwersytecie Medycznym im. Piastów Śląskich we Wrocławiu. Od lat współpracuje z Katedrą i Zakładem Medycyny Rodzinnej we Wrocławiu. Dodatkowe wykształcenie uzyskał w Akademii Ekonomicznej i Medycznej na podyplomowych studiach z zakresu zarządzania zakładem opieki zdrowotnej i ubezpieczeń zdrowotnych, a także w Akademii Medycznej im. Karola Marcinkowskiego w Poznaniu z marketingu usług medycznych. Do głównych zainteresowań pozazawodowych należy historia medycyny i farmacji. Autor kilku poradników dla kobiet po amputacji piersi. Członek Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej, Polskiego Towarzystwa Fizjoterapii, Polskiego Towarzystwa Medycyny Fizykalnej i Polskiego Towarzystwa Historii Medycyny i Farmacji. Rotarianin.
dariusz.lewera@egora.pl

Dariusz Lewera

Uniwersytet Medyczny im. Piastów Śląskich we Wrocławiu

Zakład Humanistycznych Nauk Lekarskich

Zarys dziejów Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego im. Piastów Śląskich we Wrocławiu¹

Artykuł przedstawia wkład Katedry i Zakładu Medycyny² Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego im. Piastów Śląskich we Wrocławiu (dawnej Akademii Medycznej)³ na kształtowanie i rozwój medycyny rodzinnej w Polsce. Celem badań było usystematyzowanie wiedzy na temat działalności placówki od momentu jej powołania, poprzez powstanie i rozwój, aż do dnia dzisiejszego. Właściwe rozważania poprzedza rys historyczny opieki podstawowej obejmujący okres od początku II Rzeczypospolitej, czyli powrotu Polski na mapy Europy po okresie rozbiorów, aż do czasów nam współczesnych. Ponieważ specjalizacja z medycyny rodzinnej tworzona była *de novo*, w artykule podjęta została próba ukazania atmosfery towarzyszącej reformie służby zdrowia, a w szczególności reformie podstawowej opieki zdrowotnej, której filarem miał być lekarz specjalista medycyny rodzinnej.

Powstanie Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej dawnej Akademii Medycznej, a obecnie Uniwersytetu Medycznego im. Piastów Śląskich we Wrocławiu, było odpowiedzią na zmieniającą się rzeczywistość. Transformacja ustrojowa, która rozpoczęła się obradami „okrągłego stołu”, zapoczątkowała zmiany we wszystkich dziedzinach naszego życia. Analiza systemu opieki zdrowotnej pokazała jego niewydolność, nieefektywność oraz brak zabezpieczenia potrzeb zdrowotnych, przy jednoczesnym generowaniu niepotrzebnie wysokich kosztów.

¹ Praca jest częścią większej publikacji, która ma się ukazać nakładem Wydawnictwa Continuo.

² 20 listopada 1998, roku decyzją JM Rektora Akademii Medycznej we Wrocławiu, nastąpiła zmiana nazwy jednostki z „Zakład Medycyny Rodzinnej” na „Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej”.

³ 28.06.2012 r. Sejm Rzeczypospolitej Polskiej przyjął ustawę w sprawie nadania Akademii Medycznej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu nazwy Uniwersytet Medyczny im. Piastów Śląskich we Wrocławiu. Ustawa ta została przegłosowana przez Senat Rzeczypospolitej Polskiej w dniu 26.07.2012. W dniu 8.08.2012 r. podpisał ją Prezydent Rzeczypospolitej Polskiej Bronisław Komorowski i stała się obowiązującą z dniem 25.08.2012 r.

Ubezpieczenia zdrowotne i opieka medyczna w latach 1918–1939

Zinstytucjonalizowane formy podstawowej opieki zdrowotnej spotykamy już w II Rzeczypospolitej. Z pewnością przełomowym momentem był dekret Naczelnika Państwa o obowiązkowym ubezpieczeniu na wypadek choroby, który został podpisany jeszcze przed pierwszym posiedzeniem Sejmu w dniu 11 stycznia 1919 roku. Sygnatariuszami dekretu byli Józef Piłsudski – Naczelnik Państwa, Jędrzej Moraczewski – Prezes Ministrów i Bronisław Ziemięcki – Minister Pracy i Opieki Społecznej⁴. Ubezpieczenie dotyczyło wszystkich pracowników najemnych, co nadawało mu charakter ubezpieczenia powszechnego. Wyjątek stanowili pracownicy najemni zatrudnieni na roli pod warunkiem zapewnienia przez pracodawcę świadczeń w kasach chorych⁵.

Pierwszą ustawę dotyczącą opieki nad chorymi Sejm Polski uchwalił 19 maja 1920 roku⁶. Zakładała ona obowiązkowe ubezpieczenie dla wszystkich zatrudnionych bez względu na wiek i płeć. Ustawa regulowała też powstawanie kas chorych w powiatach i większych miastach, na których miał spoczywać obowiązek opieki medycznej nad ubezpieczonymi. Składy zarządów kas chorych ustalane były w drodze wyborów, które poprzedzały zwykle liczne spotkania i wiece.

Pozaborowe różnice występujące w Polsce uniemożliwiały powstanie jednolitego modelu wykonywania świadczeń lekarskich, dlatego usługi medyczne były realizowane w systemie gabinetowym – pomocy udzielali lekarze prywatni mający umowę z kasą chorych, oraz w systemie ambulatoryjnym, w którym lekarze byli zatrudniani przez kasę chorych. Ustawa o obowiązkowym ubezpieczeniu obowiązywała do momentu wprowadzenia w życie ustawy scaleniowej 28 marca 1933 roku⁷. Rok 1934 przyniósł kolejną zmianę polegającą na zastąpieniu lekarzy prywatnych i ambulatoryjnych nowo powołaną instytucją lekarza domowego. Przyjęcie jednolitego systemu udzielania świadczeń w podstawowej opiece zdrowotnej nastąpiło jednak dopiero w roku 1935⁸.

Niespełna trzy miesiące przed wybuchem II wojny światowej, 15 czerwca 1939 roku, Sejm uchwalił kolejną ustawę o publicznej służbie zdrowia⁹ podpisaną przez Prezydenta Rzeczypospolitej Ignacego Mościckiego, Prezesa Rady Ministrów Sławoja Składkowskiego i Ministra Opieki Społecznej Mariana Zyndram-Kościałkowskiego. Ustawa była odzwierciedleniem kierunków, które przez lata wytyczano dla poprawienia opieki medycznej ubezpieczonych. Ustawodawca kładł główny

⁴ Zob. J. Sadowska, *Lecznictwo ubezpieczeniowe w II Rzeczypospolitej*. Rozprawa habilitacyjna. Łódź: Akademia Medyczna 1990, s. 2.

⁵ Zob. J. Sadowska, *Kasy Chorych w Polsce w latach 1920–1933*. Łódź: Akademia Medyczna 2002, s. 9.

⁶ Dziennik Ustaw Rzeczypospolitej Polskiej 1920, nr 44, poz. 272.

⁷ E. Więckowska, *Formy opieki zdrowotnej na ziemiach polskich w końcu XIX wieku do lat 30 wieku XX*, „Wiadomości Lekarskie” 1984; XXXVII, nr 13, s. 1049–1055.

⁸ Zob. J. Sadowska, *Lecznictwo ubezpieczeniowe...* op. cit., s. 223.

⁹ Dziennik Ustaw Rzeczypospolitej Polskiej 1939, nr 54, poz. 34.

nacisk na zapobieganie, leczenie i rozwój ośrodków zdrowia¹⁰. Było to konieczne ze względu na ogromne braki lekarzy. Według statystyk w roku 1938 na jednego lekarza przypadało 2700 pacjentów, sytuacja była nieco lepsza w miastach, gdzie ta średnia wynosiła około tysiąca osób, ale na wsiach zwiększała się do 14 000¹¹.

Wybuch wojny przekreślił dążenia Polaków do objęcia społeczeństwa ubezpieczeniem i zagwarantowaniem im powszechnie dostępnej opieki medycznej. Helena Bunsch-Konopka w swoim artykule pt. „U źródeł ubezpieczeń zdrowotnych i społecznych w Polsce” podaje, że w Generalnej Guberni zachował się tylko jeden oddział Zakładu Ubezpieczeń Społecznych i 17 ubezpieczalni działających pod ścisłym nadzorem okupanta¹². Bilans II wojny światowej był dla zawodu lekarza tragiczny. Z pracujących przed wojną 12 427 lekarzy wojnę przeżyło niewiele ponad połowa¹³.

Ubezpieczenia zdrowotne i opieka medyczna w latach 1944–1989

System opieki zdrowotnej po zakończeniu wojny miał być oparty na organizacji z okresu II Rzeczypospolitej, niemniej jednak był niemożliwy do zaakceptowania przez rząd polski bezgranicznie podporządkowany Związkowi Sowieckiemu. Wszystko, co kojarzyło się z okresem sanacji, uznawano za niedobre i zasługujące na potępienie, dlatego musiano wprowadzić zmiany także w opiece zdrowotnej, aby jej organizacja była poprawna ideologicznie. Pierwsze zapowiedzi odbudowy ubezpieczeń społecznych, a co za tym idzie opieki medycznej, pojawiły się już w Manifestie Polskiego Komitetu Wyzwolenia Narodowego¹⁴. Prace nad tym dokumentem nadzorował bezpośrednio Stalin, a ogłoszenie odbyło się po raz pierwszy w stolicy ZSRR na falach Radia Moskwa, co nie pozostawiało już złudzeń, że powojenna Polska została ubezwłasnowolniona przez Związek Sowiecki.

Pierwsza właściwa ustawa dotycząca opieki zdrowotnej została podjęta przez Sejm 28 października 1948 roku, była to ustawa o zakładach społecznych służby zdrowia i planowanej gospodarce w służbie zdrowia¹⁵. Ustawa jednoznacznie powierzała kierownictwo nad opieką medyczną Ministrowi Zdrowia, a także określała finansowanie przez państwo społecznej służby zdrowia. Pełna nacjonalizacja obiektów ochrony zdrowia nastąpiła w latach 1950–1951. Ustawa z dnia 8 stycznia 1951 roku upaństwowiła wszystkie wytwórnie leków, hurtownie i apteki¹⁶.

¹⁰ Zob. J. Nosko, *Polska koncepcja troski o zdrowie publiczne (1795–1945). Tradycja i współczesność zdrowia publicznego*. Cz. II. Łódź: Instytut Medycyny Pracy im. J. Nofera, 2005, s. 188.

¹¹ Zob. B. Seyda, *Dzieje medycyny w zarysie*. Warszawa: PZWL 1973, s. 565.

¹² H. Bunsch-Konopka, U źródeł ubezpieczeń zdrowotnych i społecznych w Polsce, „Zdrowie Publiczne” 1993; nr 9–10 (104), s. 372–376.

¹³ Zob. J. Fijałek, Główne etapy i cechy rozwoju podstawowej opieki zdrowotnej w Polsce, „Zdrowie Publiczne” 1986, nr 8 (97), s. 337.

¹⁴ Manifest Polskiego Komitetu Wyzwolenia Narodowego. Dz.U. 1944 nr 1.

¹⁵ Dziennik Ustaw 1948, nr 55, poz. 434.

¹⁶ Zob. T. Brzeziński, *Historia medycyny*. Warszawa: PZWL 1996, s. 476.

Konstytucja Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej ogłoszona 22 lipca 1952 roku w artykule 60 gwarantowała obywatelom prawo do ochrony zdrowia oraz pomoc w przypadku choroby czy niezdolności do pracy¹⁷. Konstytucja ta potocznie nazywana była stalinowską, gdyż poprawki do niej miał nanosić sam Józef Stalin, i była wzorowana na konstytucji ZSRR z 1936 roku. Datę ogłoszenia nowej konstytucji możemy uznać za wprowadzenie w Polsce modelu organizacyjnego w służbie zdrowia zwanego modelem Siemaszki¹⁸. Nowy model zakładał finansowanie ochrony zdrowia z budżetu państwa na zasadzie planowania centralnego, państwową organizację świadczeń, powszechny dostęp do świadczeń zdrowotnych oraz brak sektora prywatnego. Jedynym elementem współfinansowania miała być częściowa odpłatność za leki. Konstytucja doczekała się wielu poprawek, ale wspomniany model Siemaszki obowiązywał do 31 grudnia 1998 roku. Podstawowa opieka zdrowotna w czasach Polski Ludowej oparta była na systemie opieki zintegrowanej lekarza internisty (ogólnego), pediatry i specjalistów w przychodniach rejonowych wchodzących w skład Zakładów Opieki Zdrowotnej. Do systemu włączone było także lecznictwo szpitalne.

Lekarzom praktykującym prywatnie zalecono przeniesienie swojej działalności do państwowych ośrodków zdrowia. Pacjent nie miał możliwości wyboru lekarza, gdyż uwarunkowane to było miejscem zamieszkania i ścisłą rejonizacją. Konstytucyjny, równy dostęp do opieki medycznej także nie był respektowany, co można wywnioskować z liczby zatrudnionych lekarzy i liczby przypadających pacjentów na każdego z nich. W mieście na jeden etat przeliczeniowy lekarza przypadało 1754 podopiecznych, natomiast na wsi ta liczba była prawie dwukrotnie wyższa i wynosiła 3130. Odzwierciedlenie tej sytuacji widać także w liczbie porad w podstawowej opiece zdrowotnej, która średnio wynosiła w mieście 4,2 porady, natomiast na wsi – 2,6 porady¹⁹.

Duże różnice w wykształceniu między lekarzami pracującymi na wsi i w mieście starano się wyrównać przez wprowadzenie w roku 1963 na wniosek Instytutu Medycyny Wsi w Lublinie nowej specjalizacji z medycyny ogólnej. Taka sytuacja powodowana była też możliwościami zarobkowymi lekarzy. Lekarz posiadający ww. specjalizację mógł być uznawany za specjalistę, co z kolei skutkowało przeszerogowaniem na wyższy poziom wynagrodzenia²⁰. Nie bez znaczenia pozostaje też fakt,

¹⁷ Konstytucja Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej uchwalona przez Sejm Ustawodawczy 22 lipca 1952 r. Dz.U. nr 33, poz. 232, art. 60.

¹⁸ Mikołaj Siemaszko (1874–1949), radziecki lekarz, działacz społeczny, pierwszy ludowy komisarz zdrowia ZSRR w latach 1918–1930. Profesor higieny społecznej w Moskwie. Dyrektor Instytutu Organizacji Służby Zdrowia i Historii Medycyny Akademii Nauk Medycznych ZSRR. Autor *Wielkiej Encyklopedii Medycyny*. Twórca radzieckiej ochrony zdrowia. Zaproponowany przez niego model organizacyjny opieki zdrowotnej był implementowany w mniejszym lub większym stopniu przez kraje demokracji ludowej (opracowano na podstawie *Małej Encyklopedii Medycyny*, PWN 1988 oraz *Słownika chronologicznego dziejów medycyny i farmacji*, PZWL 1983).

¹⁹ Zob. P. Korzeniowski, Podstawowa Opieka Zdrowotna w procesie reform polskiego systemu opieki zdrowotnej. Cz. I, „Gabinet Prywatny” 2006; nr 10 (155), s. 63.

²⁰ A. Windak, L. Panasiuk, Medycyna rodzinna w systemie ochrony zdrowia, „Zdrowie Publiczne” 2005; nr 3 (115), s. 269.

że wyposażenie ośrodków miejskich i wiejskich było skrajnie różne. Niewydolność działającego systemu i analizę kosztów podjęto zaraz po dokonaniu transformacji ustrojowej w roku 1989, a konieczność wprowadzenia zmian omawiana była już podczas obrad „okrągłego stołu”. Pierwsze prace nad wprowadzeniem instytucji lekarza rodzinnego pod kierunkiem dyrektora Departamentu Kształcenia i Nauki Ministerstwa Zdrowia i Opieki Społecznej, doktora Rafała Niżankowskiego rozpoczęły się w roku 1991.

Działania na rzecz kształtowania się podstawowej opieki zdrowotnej na świecie

Idea stworzenia podstawowej opieki zdrowotnej opartej na lekarzu rodzinnym swoimi korzeniami sięga II Rzeczypospolitej, o czym już wcześniej była mowa. Lata powojenne, mimo licznych zastrzeżeń natury ideologicznej, można uznać za sprzyjające dla podstawowej opieki zdrowotnej jako ważnego ogniwa w całym systemie ochrony zdrowia. Światowa Organizacja Zdrowia, do której Polska należy od 1948 roku, wiele miejsca poświęcała i poświęca podstawowej opiece zdrowotnej, której znaczenie wzrosło po konferencji w stolicy Kazachstanu Ałma-Acie we wrześniu 1978 roku. Wypracowana podczas konferencji deklaracja w całości poświęcona była właśnie podstawowej opiece zdrowotnej²¹. Dokument stał się swoistym wyznacznikiem, jak powinna ona wyglądać i jakie powinna mieć kompetencje. Czytamy w nim, że podstawowa opieka zdrowotna musi być częścią całościowego krajowego systemu opieki zdrowotnej. Jej zadania określono nie tylko jako medyczne, ale także promocyjne, prewencyjne i rehabilitacyjne, a obecnie dodaje się też paliatywne. Do zadań podstawowej opieki zdrowotnej powinna też należeć edukacja dotycząca najczęściej występujących problemów zdrowotnych i sposobu ich zwalczania. Kamieniem milowym w powstaniu idei lekarza rodzinnego w pojęciu globalnym była z pewnością definicja Grupy Leeuwenhorst, opracowana przez europejskich ekspertów. Określa ona kompetencje lekarza rodzinnego kładąc główny nacisk na ciągłość i wszechstronność opieki²².

Prace przygotowawcze dla wprowadzenia podstawowej opieki zdrowotnej w Polsce w oparciu o lekarza rodzinnego

Doświadczenia światowe i europejskie jednoznacznie pokazywały zasadność stworzenia podstawowej opieki zdrowotnej w oparciu o lekarza rodzinnego, co z pewnością tworzyło dobry grunt pod zorganizowanie prawidłowo funkcjonującej i wydolnej podstawowej opieki zdrowotnej w Polsce. Zaraz po transformacji ustrojowej w 1989 roku różne środowiska zaczęły domagać się zmian w systemie ochrony zdrowia,

²¹ Declaration of Alma-Ata. International Conference on Primary Health Care, Alma-Ata, USSR, 6–12 September 1978, „WHO Chron” 1978 Nov; 32 (11): 428–430.

²² Zob. A. Windak, L. Panasiuk, *Medycyna rodzinna...* op. cit., s. 268.

a w szczególności w podstawowej opiece zdrowotnej. Nie były to jednak działania jednomyślne, projekty budziły dużo kontrowersji, tak po stronie pacjentów, jak i lekarzy przyzwyczajonych do starego porządku, który trwał od zakończenia II wojny światowej.

Zmiany rozpoczęły się w 1991 roku opracowaniem „Zakresu Kompetencji Lekarza Rodzinnego”. Bardzo ważną była tutaj przychylność ówczesnego Ministra Zdrowia, Jacka Żochowskiego, a także determinacja dyrektora Departamentu Kształcenia i Nauki Ministerstwa Zdrowia i Opieki Społecznej, doktora Rafała Nizankowskiego, który utożsamiał się z nową wizją podstawowej opieki zdrowotnej zbliżonej swoim kształtem do tej, która od wielu lat sprawdzała się w krajach Europy Zachodniej.

Wybór modelu dla polskiej opieki podstawowej

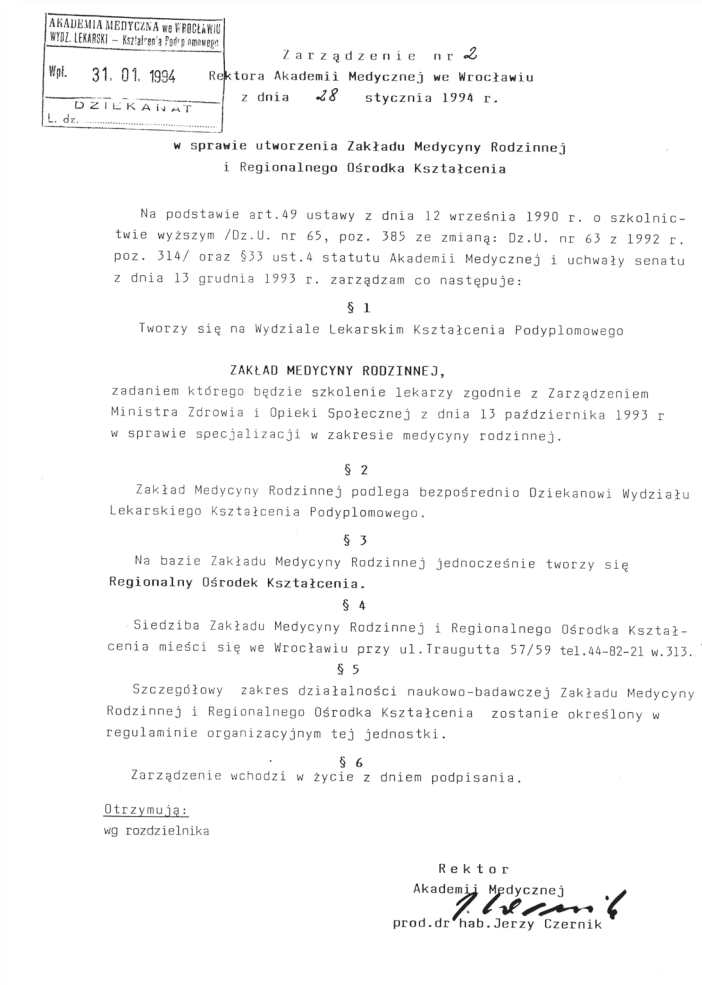
Wiele miejsca w dyskusjach polityków i menedżerów opieki zdrowotnej zajmował temat wyboru najlepszego wzorca dla rodzimej podstawowej opieki zdrowotnej. Polscy specjaliści odbywali staże zagraniczne, przyglądali się lekarzom rodzinnym w Wielkiej Brytanii, Danii, Niemczech czy Holandii. Przyszli nauczyciele medycyny rodzinnej odbywali kilkumiesięczne staże naukowe. Ostatecznie uznano, że najlepszym rozwiązaniem będzie implementacja modelu holenderskiego, sprawdzonego przez tamtejszych lekarzy specjalistów medycyny rodzinnej i zaakceptowanego przez pacjentów. Holenderskich lekarzy rodzinnych można uznać za gate-keeperów – koordynatorów całego procesu leczenia, decydujących, do jakiego specjalisty pacjenta wysłać i jakie wykonać pierwsze badania diagnostyczne. Są oni w stanie sprostać 90% potrzeb swoich pacjentów na poziomie opieki podstawowej. W ocenie pacjentów holenderskich taki system się sprawdza, daje im poczucie bezpieczeństwa, ufają swojemu lekarzowi i mają świadomość, że ich cały proces terapeutyczny ma koordynatora, jakim jest lekarz rodzinny – często przyjaciel domu.

Pierwszym zinstytucjonalizowanym reprezentantem i propagatorem idei lekarza rodzinnego było z pewnością powołane w roku 1992 Kolegium Lekarzy Rodzinnych w Polsce. Wkład tej organizacji jest nie do przecenienia, a prace i lobbing członków założycieli zaowocował utworzeniem specjalizacji z zakresu medycyny rodzinnej.

Powstanie Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej i Regionalnego Ośrodka Kształcenia we Wrocławiu

Decyzja Ministra Zdrowia i Opieki Społecznej o utworzeniu specjalizacji z medycyny rodzinnej obligowała wyższe uczelnie medyczne do tworzenia Zakładów Medycyny Rodzinnej, czemu wyraz dało Zarządzenie nr 2 Rektora Akademii Medycznej we Wrocławiu z dnia 28 stycznia 1994 roku w sprawie utworzenia Zakładu Medycyny Rodzinnej i Regionalnego Ośrodka Kształcenia²³.

²³ Zarządzenie nr 2 Rektora Akademii Medycznej we Wrocławiu z dnia 28 stycznia 1994 r.



Ryc. 1. Zarządzenie Rektora Akademii Medycznej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu z dnia 28 stycznia 1994 r. w sprawie utworzenia Zakładu Medycyny Rodzinnej i Regionalnego Ośrodka Kształcenia



REKTOR
AKADEMII MEDYCZNEJ
im. Piastów Śląskich
we Wrocławiu

50-367 WROCLAW
UL. PASTEURA 1
TEL. 22-18-91
FAX 21-57-29

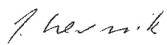
RS)139)279)94

Wrocław, dnia 28 lutego 1994 r.

P A N

DR. hab. nauk med. ANDRZEJ STECIWKO
ADIUNKT KATEDRY I KLINIKI NEFROLOGII
AKADEMII MEDYCZNEJ WE WROCLAWIU

Na podstawie § 39 Statutu Akademii Medycznej we Wrocławiu
p o w o ł u j ę PANA do p e i n i e n i a f u n k c j i
K I E R O W N I K A
ZAKŁADU MEDYCZYNY RODZINNEJ AKADEMII MEDYCZNEJ IM. PIASTÓW ŚLĄSKICH
W E W R O C Ł A W I U
na okres od dnia 01 m a r c a 1 9 9 4 r. do dnia 28 l u t e g o
1 9 9 9 r.

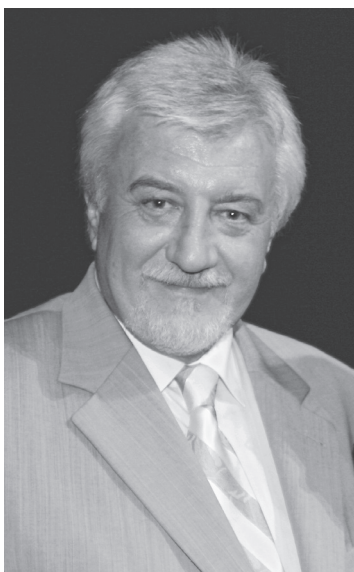

prof. dr hab. Jerzy Czernik

Ryc. 2. Powołanie dra hab. Andrzeja Steciwko na funkcję Kierownika Zakładu Medycyny Rodzinnej

Na kierownika nowo powstałej placówki Akademii Medycznej we Wrocławiu JM Rektor, prof. dr hab. Jerzy Czernik²⁴, powołał pismem z dnia 28 lutego 1994 roku doktora habilitowanego Andrzeja Steciwko, dotychczasowego prorektora ds. dydaktyki. Nominacja była konsekwencją konkursu na stanowisko Kierownika Zakładu Medycyny Rodzinnej, który odbył się w dziekanacie Akademii Medycznej 19 stycznia 1994 roku. Przewodniczącą komisji konkursowej była ówczesna Dziekan Wydziału Lekarskiego, prof. dr hab. Renata Jankowska, natomiast członkami: prof. Bogumił Halawa, prof. Witold Knast, prof. Ryszard Podemski, dr Anna Łukasik-Czerek, dr Jacek Doroszewki i dr Helena Żukowska. Związki zawodowe

²⁴ Prof. dr hab. med. Jerzy Czernik – rektor wrocławskiej Akademii Medycznej przez dwie kadencje w latach 1993–1996 i 1996–1999. W latach 1986–2008 Kierownik Katedry i Kliniki Chirurgii Pediatricznej Akademii Medycznej we Wrocławiu.

były reprezentowane przez dr. Stefana Kwiatkowskiego z NSZZ „Solidarność”, dr. Romana Wojakiewicza z NSZZ „Solidarność 80” oraz dr. Krzysztofa Grabowskiego ze Związku Nauczycielstwa Polskiego. Do konkursu przystąpiło dwóch kandydatów, tj. dr hab. Andrzej Steciwko i dr hab. Irena Frydecka. W wyniku tajnego głosowania dokonano wyboru nowego kierownika Zakładu Medycyny Rodzinnej, a stosunek głosów wynosił 5:3 na korzyść dr hab. Andrzeja Steciwko²⁵.



Ryc. 3. Profesor Andrzej Steciwko

Dr hab. Andrzej Steciwko, internista, nefrolog, dobrze zapowiadający się klinicysta, jako jeden z niewielu widział, jak bardzo ważną rolę w systemie może odegrać podstawowa opieka zdrowotna w kontekście tego, czym powinna zajmować się medycyna wyskospecjalistyczna. Wiedział, że nie będzie efektywnego systemu opieki specjalistycznej bez dobrze zorganizowanej opieki podstawowej. Doskonała intuicja, doświadczenie zdobyte podczas staży w Europie Zachodniej, wzorce wyniesione z domu, a także nowoczesna wizja podstawowej opieki zdrowotnej nie będącej konkurencją dla opieki specjalistycznej, ale jej fundamentem i uzupełnieniem, zdecydowały, że tak młody wówczas docent wygrał konkurs na kierownika Zakładu Medycyny Rodzinnej. Dr hab. Andrzej Steciwko miał przed sobą do wyboru dwie drogi. Jedna z nich stanowiła realizację zadań, jakie zostały postawione przed kierownikiem Katedry i koordynatorem Regionalnego Ośrodka Kształcenia. Czerpiąc z doświadczeń i standardów wypracowanych przez innych, mógł stać się biernym uczestnikiem reformy w podstawowej opiece zdrowotnej. Drugim rozwiązaniem, bardzo trudnym i ryzykownym, było postawienia na szali

²⁵ Protokół z posiedzenia Komisji Konkursowej ds. obsady stanowiska Kierownika Zakładu Medycyny Rodzinnej Akademii Medycznej z dnia 19 stycznia 1994 r.

całego swojego dotychczasowego autorytetu zawodowego i naukowego i włączenie się bardzo aktywnie w budowanie tożsamości nowej specjalizacji. Wybrał drogę trudniejszą, mając świadomość, że środowisko lekarskie nie docenia tej specjalizacji, nie rozumie jej roli w systemie opieki zdrowotnej, i jest do tego przedsięwzięcia nastawione bardzo nieufnie. Ogromne ryzyko wiązało się także z sytuacją prawną, która nie brała pod uwagę podstawowej opieki zdrowotnej opartej na lekarzu rodzinnym. Profesor Steciwko nie tylko włączył się w nurt propagujący i tworzący polską medycynę rodzinną, lecz bardzo szybko stał się liderem ruchu propagującego jej wszechstronny rozwój.

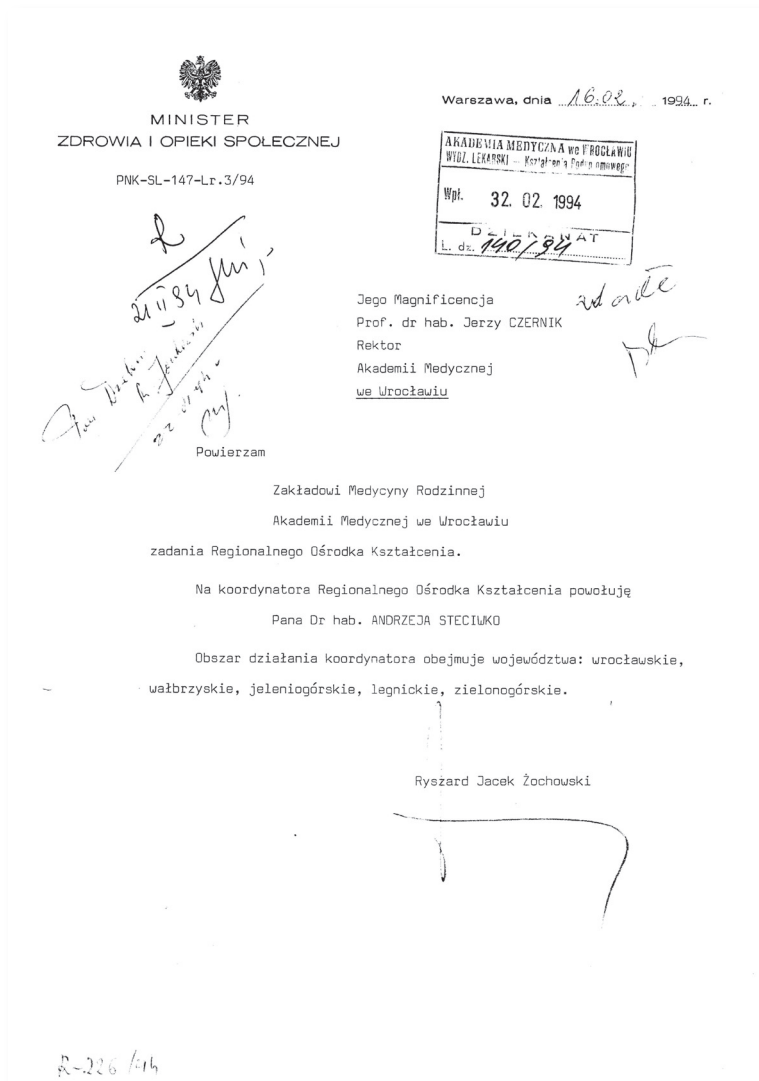
Andrzej Steciwko urodził się w 1950 roku we Wrocławiu w rodzinie lekarskiej. Studia na Wydziale Lekarskim wrocławskiej Akademii Medycznej ukończył z wyróżnieniem w 1974 roku. Pierwszą placówką, w której podjął pracę, była Klinika Nefrologii kierowana przez profesora Zenona Szewczyka. Tytuł doktora nauk medycznych uzyskał w 1982 roku, zaś doktora habilitowanego w 1991 roku. Wielostronne zainteresowania przyszłego profesora można zauważyć po specjalizacjach lekarskich, jakie uzyskał: choroby wewnętrzne, balneologia, bioklimatologia i fizjoterapia, nefrologia i oczywiście medycyna rodzinna. Jego aktywność naukowa została też zauważona przez władze uczelni, które w 1995 roku przyznały mu stanowisko profesora nadzwyczajnego. W 2003 roku, od Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej Aleksandra Kwaśniewskiego, odebrał nominację profesorską.

Poza pracą kliniczną i naukową Andrzej Steciwko piastował wiele funkcji, i były to kolejno: zastępca dyrektora ds. klinicznych Państwowego Szpitala Klinicznego we Wrocławiu (1981–1989), rzecznik prasowy Akademii Medycznej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu (1989–1993), kierownik Wojewódzkiej Stacji Dializ z oddziałem nefrologicznym w Legnicy, prorektor ds. dydaktyki (1993–1996), pełnomocnik rektora ds. budowy Centrum Klinicznego nowej Akademii Medycznej we Wrocławiu (1997–1999)²⁶.

W lutym 1994 roku Minister Zdrowia i Opieki Społecznej powierzył docentowi Andrzejowi Steciwko kolejną ważną funkcję – koordynatora Regionalnego Ośrodka Kształcenia Lekarzy Rodzinnych dla województwa wrocławskiego, wałbrzyskiego, jeleniogórskiego, zielonogórskiego i legnickiego. Stosowny dokument został podpisany przez Ministra Zdrowia i Opieki Społecznej 16 lutego 1994 roku i skierowany na ręce JM Rektora Akademii Medycznej we Wrocławiu (ryc. 4). Tak rozpoczęła się pionierska praca w budowaniu dolnośląskiej szkoły medycyny rodzinnej. Oficjalne pismo o utworzeniu Zakładu Medycyny Rodzinnej i powołaniu Kierownika adresowane do Dyrektora Departamentu Nauki i Kształcenia MZiOS rektor Akademii Medycznej we Wrocławiu podpisał 27 stycznia 1994²⁷.

²⁶ Zob. J. Drobniak, Prof. dr hab. med. Andrzej Steciwko 04.10.1950–30.12.2012, „Medium. Gazeta Dolnośląskiej Izby Lekarskiej” 2013; nr 2 (271), s. 40–41.

²⁷ Pismo JM Rektora Prof. Jerzego Czernika do Departamentu Nauki i Kształcenia MZiOS z dnia 27.01.1994 r. L.dz. 84/94.



Ryc. 4. Nominacja dr hab. Andrzeja Steciwko na koordynatora Regionalnego Ośrodka Kształcenia we Wrocławiu

Wzór podstawowej opieki zdrowotnej oparty o lekarza „domowego” profesor Steciwko wyniósł z domu. Ojciec Zygmunt Steciwko był jedynym lekarzem w podkarpackim Dynowie. Nie mogąc korzystać z konsultacji specjalistycznych, sam musiał podejmować decyzje dotyczące leczenia pacjentów²⁸. W późniejszych latach Andrzej Steciwko, już jako profesor, nawiązywał do pracy ojca w swojej wizji dla prawdziwej medycyny

²⁸ M. Skarbek, Jesteśmy w połowie drogi. Wywiad z prof. Andrzejem Steciwko, „Przegląd Urologiczny” 2007; 8/4 (44), s. 55–57.

rodzinnej, która według niego musiała spełniać kilka elementów, aby była wydolna i skuteczna. Jako jeden z pierwszych zdefiniował pojęcie lekarza rodzinnego, który – wszechstronnie wykształcony – powinien w sposób ciągły sprawować opiekę medyczną nad pacjentem i jego rodziną bez względu na wiek i rodzaj schorzenia. Powinien być skupiony nie tylko na chorobie pacjenta, lecz także na profilaktyce i promocji zdrowia. Lekarz rodzinny powinien zabezpieczać co najmniej 80% potrzeb medycznych pacjentów będących pod jego opieką, ponieważ taka sytuacja gwarantowałaby skierowania do specjalisty tylko w uzasadnionych przypadkach. Kolejnym obszarem, na który zwracał uwagę, było finansowanie opieki podstawowej, które nie tylko powinno pokrywać jej realne koszty, ale też gwarantować lekarzowi odpowiedni zysk, co działałoby motywująco. Już 20 lat temu widział wynagrodzenie jako dwie składowe *per capita i for service* w proporcjach 30% do 70%. Nie zostało to jednak wprowadzone, a do dziś trwa dyskusja, czy tak przydzielane środki nie byłyby korzystniejsze; to też potwierdza wizjonerstwo i intuicję Profesora. Godne wynagrodzenie za wykonane procedury miałyby mobilizować lekarza do wykonywania ich jak najwięcej, co z kolei wymuszałoby ciągle podnoszenie kwalifikacji, aby sprostać stawianym zadaniom. Dobra kondycja finansowa dawałaby też lekarzowi większe możliwości w zakupie sprzętu i rozwijaniu działalności medycznej. Dobrą organizację praktyki widział jako kolejne ogniwo w tworzeniu jakości w opiece podstawowej. Pomieszczenia powinny obejmować gabinet lekarski, zabiegowy, rejestrację, poczekalnię, pomieszczenia socjalne i sanitarne. Właściwe przygotowanie praktyki lekarza rodzinnego gwarantowałoby komfort pracy lekarzowi i korzystania ze świadczeń pacjentowi. Jako prawdziwy wizjoner widział praktyki doskonale wyposażone w aparaty EKG, USG, a nawet w podstawowe laboratoria tak, aby pacjent po jednej wizycie posiadał komplet badań, a często też postawioną trafnie diagnozę. Nie uszedł też uwadze profesora Steciwko problem zabezpieczenia 24-godzinnego. Miał na to swój pomysł – proponował organizowanie się sąsiednich praktyk w grupy, aby naprzemiennie pełnić dyżury nocne.

Profesor Steciwko przez wszystkie lata swojej pracy w Katedrze i Zakładzie Medycyny Rodzinnej zabiegał o powstawanie modelowych praktyk, które byłyby wzorcem dla lekarzy praktykujących, specjalizujących się w medycynie rodzinnej, a także dla studentów odbywających obowiązkowe praktyki. Do pełnej realizacji wizji Profesora jeszcze z pewnością długa droga, ale już dziś z pełną odpowiedzialnością można powiedzieć że dolnośląska szkoła medycyny rodzinnej to szkoła profesora Andrzeja Steciwko.

Wprowadzenie specjalizacji z medycyny rodzinnej, powołanie placówki naukowo-dydaktycznej, jaką był Zakład Medycyny Rodzinnej, powołanie Regionalnego Ośrodka Kształcenia, nominowanie kierownika i koordynatora, nie szło jednak w parze z przygotowaniem bazy lokalowej, koniecznej do prowadzenia specjalizacji, wykładów czy szkoleń. Pierwszą siedzibą nowego Zakładu była prowadzona przez dr hab. Andrzeja Steciwko Pracownia Immunofluorescencji i Badań Eksperymentalnych przy Katedrze i Klinice Nefrologii przy ul. Traugutta 57 we Wrocławiu²⁹.

²⁹ Zob. A. Steciwko, J. Krajewski (red.), *Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej Akademii Medycznej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu 1994–1999*. Wrocław: Wydawnictwo Continuo

Trudne warunki lokalowe wymuszały na kierowniku Zakładu poszukiwania nowej siedziby, która choć w części spełniałaby potrzeby od początku prężnie działającej placówki. Taka możliwość pojawiła się stosunkowo szybko, i już w czerwcu 1994 roku, dzięki pomocy lekarza wojewódzkiego dr. Władysława Sidorowicza i życzliwości dyrektora Zespołu Opieki Zdrowotnej Wrocław Stare-Miasto dr. Ryszarda Dziekońskiego, udało się przenieść Zakład do nowej siedziby przy placu Dominikańskim 6. Starania o znalezienie docelowego miejsca dla Zakładu trwały nadal. Z pomocą przyszedł dyrektor Wojewódzkiego Wydziału Zdrowia dr Stanisław Cebrat i ówczesny Wojewoda Wrocławski, prof. Janusz Zaleski³⁰.

Na miejsce docelowe dla Zakładu została wybrana zabudowana posesja przy ulicy Syrokomli 1 położona na wrocławskich Karłowicach i zakupiona przez Akademię Medyczną w listopadzie 1994 roku. Budynek po V Komitecie Dzielnicy rozwiązywanej w styczniu 1990 roku Polskiej Zjednoczonej Partii Robotniczej był w opłakanym stanie. Adaptacja budynku wymagała nakładu ogromnych środków finansowych, pracy i czasu, który dla rozrastającego się Zakładu był niezwykle cenny. Odpowiedni standard był dla placówki naukowo-dydaktycznej i medycznej warunkiem koniecznym. Prace remontowo-budowlane rozpoczęły się w grudniu 1995 roku po pozyskaniu środków finansowych z PHARE i Ministerstwa Zdrowia. Przeprowadzka do nowego obiektu odbyła się w ostatnich dniach 1996 roku, natomiast uroczyste otwarcie – 27 stycznia 1997 roku. Wśród oficjalnych gości byli między innymi: Minister Zdrowia, Jacek Żochowski, Metropolita Wrocławski, ks. kard. Henryk Gulbinowicz, Wojewoda Wrocławski, prof. Janusz Zaleski i JM Rektor Akademii Medycznej we Wrocławiu, prof. Jerzy Czernik.

Kształcenie przeddyplomowe i podyplomowe Katedra prowadzi od 1994 roku. Dotychczas (do września 2017 roku) w zajęciach z przedmiotu medycyna rodzinna, który przeszedł wiele ewolucji, tak pod kątem programu, jak i liczby godzin, uczestniczyło 5939 studentów polskich i 450 studentów zagranicznych. W omawianym okresie zostało wyspecjalizowanych 810 lekarzy rodzinnych. Czas trwania specjalizacji był różny – od 6 miesięcy do 4 lat.

Pracownicy Katedry od początku współuczestniczyli w tworzeniu zaplecza naukowego, opracowywali programy specjalizacji, programy kształcenia przeddyplomowego, a także zakresy kompetencji dla lekarza rodzinnego, który miał stać się fundamentem podstawowej opieki zdrowotnej. Stale powoływani byli do komisji programowych i egzaminacyjnych, a także recenzowali najważniejsze materiały, które później stały się obowiązującymi w podstawowej opiece zdrowotnej.

Profesor Steciwko był inicjatorem licznych spotkań roboczych, w których uczestniczyli kierownicy Katedr Medycyny Rodzinnej z Polski. Warsztaty służyły wypracowaniu najlepszego modelu kształcenia przeddyplomowego i podyplomowego. Wspólne stanowisko liderów medycyny rodzinnej prezentowane w Ministerstwie Zdrowia przyczyniło się do likwidacji zakładów podstawowej opieki zdrowotnej oraz do uzyskania większej liczby godzin dla przedmiotu medycyna rodzinna. Re-

1999, s. 19.

³⁰ Zob. A. Steciwko, J. Krajewski (red.), *Katedra...* op. cit., s. 21.

alizowane krótkie „ścieżki” kształcenia w stosunkowo krótkim czasie doprowadziły do wykształcenia lekarzy rodzinnych mających podjąć się holistycznej opieki nad pacjentem i jego rodziną.

Istniejące uregulowania prawne dotyczące opieki zdrowotnej nie uwzględniały w niej jednak lekarza rodzinnego jako głównego filara podstawowej opieki zdrowotnej. Przeszarżałe akty prawne nie przystawały do rzeczywistości obowiązującej w „nowej” Polsce. Podczas licznych spotkań naukowych pracownicy Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej definiowali potrzeby swoich kolegów starając się w publikacjach podawać gotowe rozwiązania mające na celu unikanie błędów formalno-prawnych i organizacyjnych. Publikacje pracowników Katedry pisane pod konkretne potrzeby podstawowej opieki zdrowotnej opartej o lekarza rodzinnego miały charakter swoistych poradników. Redefinicja aktów prawnych i nowa wykładnia zaproponowana w połowie lat dziewięćdziesiątych przez zespół profesora Steciwko w niektórych obszarach obowiązuje natomiast do dnia dzisiejszego.

O powstawanie modelowych praktyk lekarza rodzinnego, które byłyby wykorzystywane jako swoisty warsztat dydaktyczny tak dla studentów, jak i dla lekarzy specjalizujących się w medycynie rodzinnej profesor Steciwko zabiegał od początku swojej drogi związanej tą dziedziną. Modelowa praktyka spełniała wszystkie wymogi nowoczesnej placówki podstawowej opieki zdrowotnej uwzględniającej pryncypia dostępności, ciągłości i jakości świadczeń w holistycznym podejściu do pacjenta i jego rodziny, z jednoczesnym uwzględnieniem nie tylko diagnostyki i terapii, ale także profilaktyki i promocji zdrowia. Miała być wzorcem, do którego dążyliby nowo wyspecjalizowani lekarze podejmujący działalność na własny rachunek. Te działania nie należały do najłatwiejszych, gdyż wymagały nakładów finansowych, które udało się jednak pozyskać z funduszu PHARE i Banku Światowego. Pierwsza w Polsce modelowa praktyka lekarza rodzinnego powstała w Bielawie, a jej właścicielem był dr Wiesław Iwanowski. Dalsze starania przyniosły określone efekty i w ciągu kilku lat powstały w regionie 22 modelowe praktyki, które do dnia dzisiejszego są jednocześnie placówkami dydaktycznymi. Za przykładem ośrodka wrocławskiego poszły inne katedry w kraju, i obecnie modelowe praktyki na stałe wpisane są w kształcenie przed- i podyplomowe.

Pracownicy Katedry inspirowani przez swojego szefa i mentora realizowali się w wielu obszarach działalności naukowej. Zdobywali kolejne stopnie naukowe i zawodowe. Prowadzeniem licznych grantów naukowych i programów badawczych uwiarygodnili medycynę rodzinną, do której środowisko lekarskie podchodziło z dużą rezerwą i sceptycyzmem. Publikacjami naukowymi dedykowanymi lekarzom rodzinnym, których liczba sięga prawie dwóch tysięcy, udowodnili, że taka wymiana myśli naukowej jest niesłychanie potrzebna. Poza kształceniem przed- i podyplomowym dla lekarzy z byłych pięciu województw (wrocławskie, wałbrzyskie, jeleniogórskie, lubuskie i legnickie) zespół Katedry organizował cykliczne spotkania lekarzy, dla których były one jednocześnie formą podyplomowego kształcenia ustawicznego. Organizowano kongresy, zjazdy i konferencje, na których lekarze rodzinni mogli na bieżąco śledzić nowości medycyny klinicznej, ale także prezentować swoje prace, ugruntowując w ten sposób pozycję medycyny rodzinnej wśród pozostałych

dyscyplin medycznych. Międzynarodowe kontakty z ośrodkami z Belgii, Hiszpanii, Grecji, Norwegii, Włoszech i Wielkiej Brytanii zaowocowały licznymi wymianami, wspólnymi publikacjami, a w przypadku Uniwersytetu w Bergen – stałą współpracą. Nie do przecenienia jest wkład pracowników Katedry w stworzenie nowoczesnego modelu podstawowej opieki zdrowotnej opartej na lekarzu rodzinnym. W swoich publikacjach omawiali wiele obszarów działalności lekarza rodzinnego, podając jednocześnie gotowe rozwiązania. Problemy te nie były nigdy wcześniej poruszane, dlatego zaproponowane rozwiązania stanowiły swoisty rodzaj poradników. Opracowania pracowników Katedry stały się podstawą do stworzenia standardów do dziś obowiązujących w opiece podstawowej.

Pracownicy ośrodka wrocławskiego byli pomysłodawcami i członkami założycielami Stowarzyszenia Przyjaciół Medycyny Rodzinnej i Lekarza Rodzinnego, które było z pewnością przyczynkiem do powstania Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej i jej oficjalnego czasopisma *Polska Medycyna Rodzinna*, wydawanego obecnie pod tytułem *Family Medicine & Primary Care Review*. Dzisiaj pod patronatem Towarzystwa odbywa się wiele ogólnopolskich konferencji naukowych takich jak Kongres Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej, Zjazd Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej czy wreszcie największa pod względem liczby uczestników impreza naukowa Top Medical Trends. Wysoką rangę Towarzystwa obserwuje się też po liczbach patronatów naukowych nadanych czasopismom i akcjom edukacyjnym.

Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego we Wrocławiu to pionierski ośrodek w kształtowaniu i upowszechnianiu idei lekarza rodzinnego w Polsce, niekwestionowany lider kształcenia i specjalizowania lekarzy rodzinnych w Polsce poprzez wiodący udział w opracowywaniu modelu kształcenia przeddyplomowego i podyplomowego obowiązującego obecnie w uczelniach medycznych całego kraju. Utworzenie pierwszej modelowej praktyki lekarza rodzinnego w Białawie oraz nowatorskie rozwiązania zaproponowane przez ośrodek wrocławski były inspiracją do powstania podobnych praktyk w Polsce, w których do chwili obecnej realizowane jest szkolenie przeddyplomowe i podyplomowe. Reinterpretacja przepisów, nowa wykładnia prawna dla ustaw nieprzystających do rzeczywistości, w jakiej rozpoczynali pracę lekarze rodzinni, zaproponowana przez lekarzy z Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej została zaimplementowana na terenie całego kraju i w niektórych obszarach obowiązuje do dnia dzisiejszego.

Rozwiązania zaproponowane przez zespół profesora Steciwko stały się podstawą stworzenia standardów obowiązujących w podstawowej opiece zdrowotnej do dnia dzisiejszego. Kongresy, zjazdy, szkolenia, warsztaty, wydawnictwa, publikacje dedykowane lekarzom rodzinnym, a także wiele innych inicjatyw naukowych realizowanych przez Katedrę i Zakład Medycyny Rodzinnej we Wrocławiu miało znaczący wpływ na podnoszenie kwalifikacji zawodowych przez lekarzy rodzinnych całego kraju. Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego we Wrocławiu przez szereg działań naukowych, organizacyjnych i wizerunkowych zbudowała tożsamość medycyny rodzinnej w Polsce czyniąc ją jednocześnie pełnoprawną dziedziną medycyny.

Po śmierci prof. Andrzeja Steciwko, który zmarł nagle 30 grudnia 2012 roku, jego obowiązki zostały podzielone między najbliższych współpracowników, którzy obecnie są już samodzielnymi pracownikami naukowymi. Katedrą i Zakładem Medycyny Rodzinnej kieruje dr hab. Agnieszka Mastalerz-Migas, Prezesem Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej jest dr hab. Jarosław Drobnik, natomiast redaktorem naczelnym *Family Medicine & Primary Care Review* jest dr hab. Donata Kurpas. Tak oto wizja i marzenia Nauczyciela są realizowane przez Jego Uczniów.

Bibliografia

- Brzeziński T., Historia medycyny. Warszawa: PZWL 1996.
- Bunsch-Konopka H., U źródeł ubezpieczeń zdrowotnych i społecznych w Polsce, „Zdrowie Publiczne” 1993; nr 9–10 (104), s. 372–376.
- Declaration of Alma-Ata. International Conference on Primary Health Care, Alma-Ata, USSR, 6–12 September 1978, “WHO Chron” 1978 Nov; 32 (11), s. 428–430.
- Drobnik J., Prof. dr hab. med. Andrzej Steciwko 04.10.1950–30.12.2012, „Medium. Gazeta Dolnośląskiej Izby Lekarskiej” 2013; nr 2 (271), s. 40–41.
- Dziennik Ustaw Rzeczypospolitej Polskiej 1920, nr 44, poz. 272.
- Dziennik Ustaw 1948, nr 55, poz. 434.
- Fijałek J., Główne etapy i cechy rozwoju podstawowej opieki zdrowotnej w Polsce, „Zdrowie Publiczne” 1986, nr 8 (97).
- Konstytucja Polskiej Rzeczypospolitej Ludowej uchwalona przez Sejm Ustawodawczy 22 lipca 1952 r. Dz.U. nr 33, poz. 232, art. 60.
- Korzeniowski, P., Podstawowa Opieka Zdrowotna w procesie reform polskiego systemu opieki zdrowotnej. Cz. I, „Gabinet Prywatny” 2006, nr 10 (155), s. 61–65.
- Manifest Polskiego Komitetu Wyzwolenia Narodowego. Dz.U. 1944 nr 1.
- Nosko J., Polska koncepcja troski o zdrowie publiczne (1795–1945). Tradycja i współczesność zdrowia publicznego. Cz. II. Łódź: Instytut Medycyny Pracy im. J. Nofera, 2005.
- Sadowska J.,: Lecznictwo ubezpieczeniowe w II Rzeczypospolitej. Rozprawa habilitacyjna. Łódź: Akademia Medyczna 1990.
- Sadowska J., Kasy Chorych w Polsce w latach 1920–1933. Łódź: Akademia Medyczna 2002.
- Seyda B., Dzieje medycyny w zarysie. Warszawa: PZWL 1973.
- Skarbek M., Jesteśmy w połowie drogi. Wywiad z prof. Andrzejem Steciwko, „Przegląd Urologiczny” 2007; 8/4 (44), s. 55–57.
- Steciwko A., Krajewski J. (red.), Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej Akademii Medycznej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu 1994–1999. Wrocław: Wydawnictwo Continuo 1999.
- Więckowska E., Formy opieki zdrowotnej na ziemiach polskich w końcu XIX wieku do lat 30 wieku XX, „Wiadomości Lekarskie” 1984; XXXVII, nr 13, s. 1049–1055.
- Windak A., Panasiuk L., Medycyna rodzinna w systemie ochrony zdrowia, „Zdrowie Publiczne” 2005; nr 3 (115), s. 267–273.

Streszczenie

W artykule podjęto próbę przedstawienia wkładu Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego im. Piastów Śląskich we Wrocławiu na kształtowanie i rozwój medycyny rodzinnej w Polsce.

Powołanie do życia w/w placówki naukowo-dydaktycznej było odpowiedzią na utworzenie nowej specjalizacji z medycyny rodzinnej oraz plany oparcia podstawowej opieki zdrowotnej o instytucję lekarza rodzinnego. Zebranie dokumentów archiwalnych i ich analiza pozwala pokazać działalność od jej powstania do dnia dzisiejszego.

Rys historyczny opieki podstawowej, której korzenie sięgają II Rzeczypospolitej, po powrocie Polski na mapę Europy jest wstępem do artykułu.

Nowopowstała specjalizacja budziła wiele wątpliwości dlatego autor pokazał w artykule atmosferę jaka towarzyszyła tej jakże istotnej zmianie w polskim systemie opieki zdrowotnej.

Powołanie Stowarzyszenia Przyjaciół Medycyny Rodzinnej i Lekarza Rodzinnego było pierwszą formą zinstytucjonalizowania reprezentanta grupy zawodowej, jaką była medycyna rodzinna. Konieczność stworzenia forum myśli naukowej, która jednocześnie miała podnosić prestiż specjalizacji było powołanie kwartalnika *Polska Medycyna Rodzinna*, którego tytuł w 2006 roku został zmieniony na *Family Medicine & Primary Care Review*.

Utworzenie Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej potwierdziło wiarygodność medycyny rodzinnej stawiając ją jako pełnoprawną dyscyplinę pośród innych dziedzin medycznych. Organizacja kongresów, zjazdów, szkoleń i warsztatów, a także wiele innych inicjatyw edukacyjnych, którym patronuje za pośrednictwem Polskiego Towarzystwa Medycyny Rodzinnej Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej, daje lekarzom możliwość stałego podnoszenia kwalifikacji zawodowych, a także inicjuje podejmowanie przez nich prac naukowych.

Artykuł ma charakter historyczny i opiera się na zgromadzonych materiałach badawczych, takich jak dokumenty archiwalne (materiały historyczne, akty prawne, rozporządzenia ministerialne, rozporządzenia i zarządzenia Rektora Uczelni, a także uchwały Senatu Akademii Medycznej we Wrocławiu oraz inne dokumenty, korespondencje i druki ulotne) pozyskane w archiwum Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej. W artykule wykorzystano także dostępną literaturę i opracowania naukowe podejmujące tematy medycyny rodzinnej w różnych aspektach pozyskaną w wyniku kwerendy w kilku bibliotekach.

Publikacja potwierdza kluczową rolę Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego im. Piastów Śląskich we Wrocławiu w kształtowaniu i rozwoju podstawowej opieki zdrowotnej w Polsce, opartej na lekarzu rodzinnym.

Słowa kluczowe

Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu, Katedra i Zakład Medycyny Rodzinnej Akademii Medycznej im. Piastów Śląskich we Wrocławiu, Andrzej Steciwko, lekarz rodzinny, medycyna rodzinna, podstawowa opieka zdrowotna.

Abstract

Institute and Department of Family Medicine of the Medical University of Silesian Piasts in Wrocław (formerly Wrocław Medical Academy)– outline of history

This publication is an attempt to present the contribution of Institute and Department of Family Medicine of the Medical University of the Silesian Piasts in Wrocław for shaping and developing family medicine in Poland.

Establishment of educational institution was a response to the creation of a new specialization and plans to base primary care on family doctor institutions. Collected materials allow to show the evolution of that process.

Historical overview of basic care, which roots go back to the Second Republic of Poland, after the return of Poland on the map of Europe is an introduction to the article.

The newly created specialization raises a lot of questions for authors to show in the same way that such a significant valuation.

Establishment of the Association of Friends of Family Medicine and Family Physician was an institutionalized form of representative of occupational groups, family medicine. The necessity of innovation in medical thinking, which again builds the prestige of Family Medicine, whose title changed in 2006 to Family Medicine and Primary Care Review.

The creation of the Polish Society of Family Medicine confirms family credibility by placing it as a full discipline among other medical fields. Organization of congresses, congresses, trainings and workshops, as well as many other aspects of education, as well as patronage through the Polish Family Medicine Association and initiating their scientific work.

Publication is historical and based on collected research materials such as: archival documents (historical materials, legal acts, institutions, bachelors, as well as other documents, correspondence and ephemera) obtained in the archive of Institute and Department of Family Medicine of the Medical University of the Silesian Piasts in Wrocław. In further literature and research papers on family medicine.

This thesis confirms the key activity of the Family Medicine Department of the Medical University of the Silesian Piasts in Wrocław in the shape and reconstruction of basic health care in Poland, further on the family doctor.

Keywords

Institute and Department of Family Medicine of the Medical University of the Silesian Piasts in Wrocław, Andrzej Steciwko, family doctor, family medicine, basic health care

Kryteria oceny egzaminu na tłumacza przysięgłego z perspektywy egzaminatora¹

1. Wprowadzenie

Egzamin na tłumacza przysięgłego w Polsce został wprowadzony Ustawą z dnia 25 listopada 2004 r. o zawodzie tłumacza przysięgłego (Dz.U. Nr 273, poz. 2702 z późn. zmianami). Ustawodawca określił formułę egzaminu bezpośrednio w ustawie, zaś niektóre kwestie związane z egzaminem uregulował w dwóch aktach wykonawczych, tj. w rozporządzeniu Ministra Sprawiedliwości z dnia 24 stycznia 2005 r. w sprawie szczegółowego sposobu przeprowadzania egzaminu na tłumacza przysięgłego (Dz.U. Nr 15, poz. 129) oraz w rozporządzeniu Ministra Sprawiedliwości z dnia 24 stycznia 2005 r. w sprawie Państwowej Komisji Egzaminacyjnej do przeprowadzania egzaminu na tłumacza przysięgłego (Dz.U. Nr 15, poz. 127.).

2. Formuła egzaminu i zasady jego przeprowadzania

Egzamin z umiejętności tłumaczenia jest składany przed Państwową Komisją Egzaminacyjną (PKE) w Ministerstwie Sprawiedliwości w Warszawie i obejmuje dwie części: pisemną, trwającą cztery godziny, i ustną, trwającą ok. 45 minut. Przedmiotem egzaminu jest przekład czterech tekstów, w tym dwóch z języka polskiego na język obcy i dwóch z języka obcego na język polski. Ponadto określono jeden typ tekstów, jaki musi być przedmiotem tłumaczenia zarówno w części pisemnej, jak i ustnej egzaminu. Są to mianowicie pisma urzędowe, sądowe lub teksty prawnicze. Wyliczenie to jest w kontekście badań genologicznych niezrozumiałe, ponieważ do kategorii tekstów prawniczych zalicza się m.in. teksty sądowe (por. Cieślak i in. 2014: 22). Typ drugiego tekstu nie został sprecyzowany, podobnie jak i długość tekstów do tłumaczenia. Ustawodawca określił natomiast techniki tłumaczenia, jakich oczekuje od egzaminowanych w części ustnej egzaminu. Teksty z języka obcego na język polski przekładane są techniką *a vista*, zaś technika konsekwentna znajduje zasto-

¹ Niniejszy tekst stanowi rozszerzoną wersję artykułu, który został przyjęty do druku w wersji niemieckiej pt. *Die Bewertungskriterien bei der Staatlichen Prüfung für vereidigte Übersetzer und Dolmetscher in Polen aus der Sicht eines Prüfers* w księdze pamiątkowej dla prof. Zofii Berdychowskiej pt. *Wort – Text – Diskurs. Festschrift für Zofia Berdychowska zum 65. Geburtstag* pod red. Magdaleny Duś, Roberta Kołodzieja i Tomasza Rojka.

sowanie jedynie w tłumaczeniu z języka polskiego na język obcy. Warto podkreślić, że oczekiwania ustawodawcy w odniesieniu do przekładu ustnego nie przystają do realiów wykonywania zawodu tłumacza przysięgłego w praktyce, ponieważ zwykle tłumaczy on konsekwentnie w dwóch kierunkach, zaś technika *a vista* może mu być przydatna np. w polskim notariacie lub na sali sądowej raczej przy tłumaczeniu dokumentów polskich na język obcy, a nie w kierunku odwrotnym.

W części pisemnej egzaminowany może korzystać z przyniesionych przez siebie słowników, natomiast w części ustnej nie można korzystać z żadnych pomocy. Na egzaminie pisemnym tłumaczenia sporządza się odręcznie na arkuszach egzaminacyjnych, natomiast egzamin ustny jest nagrywany na dyktafon. Zespół egzaminacyjny sprawdza prace egzaminacyjne na podstawie ich kserokopii, zaś ocena egzaminu ustnego następuje w trakcie odsłuchiwania nagranych tłumaczeń.

Egzaminowani mogą opuścić salę podczas egzaminu pisemnego, pozostawiając arkusz egzaminacyjny członkom zespołu egzaminacyjnego. Czas nieobecności uczestnika egzaminu zostaje odnotowany w protokole.

Ustawodawca określił także pięć kryteriów oceny dla każdego z czterech tekstów tłumaczenia. W części pisemnej i ustnej punkty przyznawane są za: (1) zgodność treści przekazanej w tłumaczeniu z treścią oryginału – do 10 punktów, (2) terminologię i frazeologię subjęzyka specjalistycznego – do 15 punktów, (3) poprawność gramatyczną, ortograficzną i leksykalną (leksyka niespecialistyczna) – do 10 punktów, (4) zastosowanie rejestru (stylu funkcjonalnego) języka właściwego dla danego rodzaju tekstu – do 10 punktów oraz (5) w przypadku egzaminu pisemnego – za znajomość formalnych zasad wykonywania tłumaczeń uwierzytelnionych, a w przypadku egzaminu ustnego – za poprawność fonetyczno-intonacyjną, dykcję i płynność wypowiedzi – do 5 punktów.

Maksymalna liczba punktów możliwa do uzyskania przez kandydata w części pisemnej i ustnej egzaminu wynosi po 200 punktów. Ocenę pozytywną z części pisemnej i ustnej otrzymuje kandydat, który uzyskał co najmniej po 150 punktów z każdej z nich, przy czym do części ustnej kandydat przystępuje pod warunkiem zaliczenia części pisemnej.

W odniesieniu do nieuregulowanych przez ustawodawcę kwestii PKE – w celu usprawnienia egzaminu oraz zadbania o jednolite warunki jego przeprowadzania – poczyniła kilka ustaleń.

Po pierwsze, PKE postanowiła, że maksymalna liczba znaków ze spacjami czterech tekstów na egzaminie pisemnym nie może przekroczyć 7000, a w przypadku języków rzadkich w Polsce teksty te mogą obejmować wyraźnie mniejszą liczbę znaków. Zgodnie z powyższymi wytycznymi objętość każdego z tekstów na egzaminie pisemnym zazwyczaj waha się między 1600 a 1800 znaków ze spacjami. W części ustnej teksty do tłumaczenia mają objętość między 1300 a 1500 znaków ze spacjami.

Po drugie, PKE ustaliła, że przedmiotem egzaminu ustnego nie mogą być teksty aktów ustawodawczych, a także zaleciła, aby kandydat – przed wykonaniem tłumaczenia techniką *a vista* – miał trzy minuty na zapoznanie się z treścią tekstu obcojęzycznego.

Po trzecie, PKE doprecyzowała również tematykę tzw. tekstu niespecjalistycznego. Zaproponowała, aby tekst niespecjalistyczny dotyczył w szczególności zakresu prawa, polityki, aktualnych spraw społecznych i gospodarczych.

I wreszcie PKE opracowała wytyczne w zakresie sprawdzania prac. Zgodnie z nimi należy podkreślać miejsca przetłumaczone błędnie, a następnie umieszczać nad nimi numer kryterium z rozporządzenia. Błąd powtarzający się jest traktowany jako jeden. Błędy takie podkreśla się, lecz nie oznacza numerem kryterium i nie wlicza do ogólnej liczby błędów. Drobne uchybienia podkreślane są linią przerywaną, lecz niewliczane do liczby błędów. Pominięcie elementu tekstu wyjściowego jest traktowane jako błąd merytoryczny lub terminologiczny. Liczba punktów odejmowanych za błąd zależy od jego wagi i jest ustalana przez konkretny zespół egzaminacyjny.

O wynikach egzaminu pisemnego zainteresowany jest informowany na stronie internetowej Ministerstwa Sprawiedliwości, ponieważ prace egzaminacyjne są opatrywane kodem cyfrowo-literowym. Wynik egzaminu ustnego jest przekazywany drogą telefoniczną. Wynik negatywny z części ustnej egzaminu skutkuje powtórzeniem całego egzaminu. Po zdaniu obu części kandydat na tłumacza przysięgłego otrzymuje świadectwo potwierdzające jego uprawnienia do wykonywania zawodu. Opłata egzaminacyjna wynosi 800 zł, a liczba podejść do egzaminu nie jest w jakikolwiek sposób ograniczona.

3. Stopień trudności egzaminu i jego zdawalność

Z opisanych powyżej kryteriów oceny egzaminu państwowego wynika, że ustawodawca – wymagając od egzaminowanych 75% możliwych do uzyskania punktów – wysoko ustawił poprzeczkę kandydatom na tłumaczy przysięgłych w stosunku do wymagań akademickich, mieszczących się zazwyczaj na poziomie ok. 60%. Dybiec-Gajer (2013: 146) wykazała, że próg zdawalności na egzaminie na tłumacza przysięgłego odpowiada ocenie bardzo dobrej lub dobrej na skali ocen popularnych egzaminów z języka angielskiego, jak np. egzaminu ogólnojęzykowego na poziomie C2 *Certificate of Proficiency in English (CPE)* lub egzaminu ogólnojęzykowego z elementami języka specjalistycznego *English for Business (EFB) 4*.

Na podstawie danych statystycznych dotyczących przeprowadzonych w latach 2005–2009 przez PKE egzaminów ustaliłem, że średni wynik uzyskiwany na egzaminie pisemnym wynosi ok. 120–130 punktów, tj. 60%–65% maksymalnej liczby punktów, natomiast na egzaminie ustnym wynik ten jest nieco niższy i wynosi 110–120 punktów, co daje mniej niż 60%. W trakcie pierwszej kadencji PKE (2005–2009) zdawalność globalna utrzymywała się na poziomie 25% (por. Kubacki 2012: 194).

Natomiast dane statystyczne PKE za rok 2005 i 2014 potwierdzają, że zdawalność w przypadku wszystkich języków wzrosła o 12,5%. O ile w pierwszym roku działalności PKE do egzaminu podeszło 222 kandydatów, a pozytywny wynik uzyskało jedynie 50 osób (22,5%), o tyle w 2014 r. przystąpiło do niego już 601 osób, zaś zdało egzamin 210 tłumaczy (35%).

Warto zwrócić uwagę na fakt, że istnieje duża rozpiętość w zdawalności pomiędzy różnymi językami, co może być po części uwarunkowane odmiennym sposobem oceniania egzaminu przez różne zespoły egzaminacyjne.

Stopień trudności egzaminu państwowego na tłumacza przysięgłego jest oceniany odmiennie przez różne osoby. Wiele osób, które nie zdały egzaminu, uważa go za bardzo trudny, a niepowodzenia upatruje w złej organizacji egzaminu oraz w zbyt wysokiej liczbie punktów potrzebnych do uzyskania wyniku pozytywnego. Jeszcze inne argumenty przedstawiają czytelnicy blogu Renaty Świgońskiej², którzy niską zdawalność tłumacza brakiem systemu odwoławczego i jasnych zasad dostępu do tekstów po egzaminie.

W ankiecie przeprowadzonej przeze mnie w latach 2009–2010 16% kandydatów na tłumaczy przysięgłych stwierdziło, że egzamin ten jest bardzo trudny, 56% oceniło go jako trudny, 26% jako łatwy, a 2% jako bardzo łatwy (Kubacki 2012: 241). Co ciekawe, jedynie cztery osoby na 150 ankietowanych sugerowały obniżenie liczby punktów koniecznych do jego zdania (Kubacki 2012: 242).

Na koniec przytoczmy trafne słowa Bolesława Cieślika, naczelnika Wydziału Tłumaczy Przysięgłych w Ministerstwie Sprawiedliwości, zamieszczone we wstępie do książki Marka Kuźniaka (2013) pt. *Egzamin na tłumacza przysięgłego w praktyce. Język angielski. Analiza językowa*, która ma pomóc adeptom we właściwym przygotowaniu się do egzaminu na tłumacza przysięgłego języka angielskiego:

Nie chodzi przecież o obniżanie stopnia trudności, lecz o zwiększenie Państwa umiejętności, aby mogli Państwo nie tylko bez większych trudów zdać sam egzamin, ale przede wszystkim zostać dobrymi tłumaczami pracującymi na rzecz wielu zadowolonych klientów. (w Kuźniak 2013: 7)

4. Analityczny sposób oceniania egzaminu na tłumacza przysięgłego

Za Dybiec-Gajer (2013: 135) należy przyjąć, że istnieją dwa sposoby oceniania tłumaczeń: holistyczny i analityczny. Pierwszy sposób polega na ocenie całości tekstu przekładu, przy czym egzaminator kieruje się subiektywnym osądem bez odnoszenia się do jasno sprecyzowanych kryteriów. Drugi sposób polega na zastosowaniu określonych z góry kryteriów, opierając się głównie na analizie błędów. Na podstawie tych dwóch definicji można przyjąć, że egzamin na tłumacza przysięgłego jest oceniany analitycznie w oparciu o ww. kryteria ministerialne. Egzaminatorzy – jak już wspomniano powyżej – od maksymalnej liczby punktów odejmują punkty za błędy w zależności od ich wagi.

Wielu przekładoznawców uważa, że obecny system oceniania na egzaminie państwowym nie jest wystarczająco dopracowany (Biel 2011, Ndiaye 2011, Zieliński 2011, Dybiec-Gajer 2013).

² <http://www.tlumaczeniaprawnicze.com.pl/2013/01/18/w-czym-tkwi-problem-niskiej-zdawalnosc-egzaminu-na-tlumacza-przysieglego/> (dostęp: 19.07.2015 r.).

Jak słusznie zauważają Biel (2011) i Dybiec-Gajer (2013), ministerialnym elementem oceny tłumaczenia przyporządkowano punktację o różnej wadze (tab. 1.).

Tab. 1. Elementy oceny egzaminu państwowego na tłumacza przysięgłego a ich waga.

Kryteria oceny	Elementy oceny	Punktacja	Waga
1	Zgodność treści przekazanej w tłumaczeniu z treścią oryginału	10 pkt.	20%
2	Terminologia i frazeologia subjęzyka specjalistycznego	15 pkt.	30%
3	Poprawność gramatyczna, ortograficzna i leksykalna (leksyka niespecjalistyczna)	10 pkt.	20%
4	Zastosowanie rejestru (stylu funkcjonalnego) języka właściwego dla danego rodzaju tekstu	10 pkt.	20%
5	Znajomość formalnych zasad wykonywania tłumaczeń uwierzytelnionych – a w przypadku egzaminu ustnego – poprawność fonetyczno-intonacyjna, dykcja i płynność wypowiedzi	5 pkt.	10%
Łączna liczba punktów za jeden tekst		50 pkt.	
Łączna liczba punktów za 4 teksty (4 x 50 pkt.)		200 pkt.	
Liczba punktów wymagana do zdania egzaminu państwowego		150 pkt.	75%

Dla Biel (2011: 22) zaskakujące jest przyznanie przez ustawodawcę jedynie 20% w kategorii „zgodność treści przekazanej w tłumaczeniu z treścią oryginału”, która jej zdaniem w tłumaczeniach prawnych i prawniczych powinna być absolutnym priorytetem. Dybiec-Gajer (2013: 144–145) stwierdza natomiast, że najważniejszym wyznacznikiem jakości przekładu jest terminologia i frazeologia subjęzyka specjalistycznego (30%) i tłumaczy wysoką wagę tego elementu uznawaniem tłumacza przysięgłego przede wszystkim za tłumacza tekstów specjalistycznych, w głównej mierze prawniczych. Ponadto Dybiec-Gajer (tamże) uważa, że przyznana waga 10% nie budzi kontrowersji w odniesieniu do ostatniego kryterium, tj. stosowania formalnych zasad wykonywania tłumaczeń poświadczonych. W jej opinii jedynie odręczny zapis tłumaczeń może utrudniać egzaminatorom ocenę aspektów formalno-prawnych.

Zieliński (2011: 124) analizuje kryteria egzaminu państwowego na tłumacza przysięgłego ze względu na normy, jakie da się z nich wyprowadzić. Jego zdaniem z normatywnego punktu widzenia łatwo można wyjaśnić i uzasadnić pierwsze, trzecie i piąte kryterium oceny. W trzecim kryterium – jak czytamy – „stwierdzenie błędów gramatycznych, ortograficznych i leksykalnych jako odstępstwa od obowiązującej normy językowej jest zatem bardzo proste i również dla kandydatów bezdyskusyjne”. Zieliński (tamże) zakłada, że przy sprawdzaniu znajomości formalnych zasad wykonywania tłumaczeń poświadczonych można kierować się

Kodeksem tłumacza przysięgłego (2011), a kryterium pierwsze, mówiące o zgodności treści przekazanej w tłumaczeniu z treścią oryginału – jak pisze – „jest dla kandydatów jednoznaczne, bo przecież o tej zgodności jest mowa w każdej formule poświadczającej tłumaczenie”. W odniesieniu do dwóch pozostałych kryteriów oceny, tj. drugiego i czwartego, Zieliński konstatuje, że nie są one już tak jednoznaczne dla kandydatów i nie ułatwiają im odpowiedniego przygotowania się do egzaminu. Niejednoznaczne są także w jego opinii inne kwestie w rozporządzeniu, jak np. korzystanie na egzaminie ze słowników, co wymaga wyjaśnienia bądź doprecyzowania w szczegółowym regulaminie egzaminu (*notabene* zostało to już zrobione). Zieliński (2011: 128) postuluje także, aby kandydaci mieli dostęp do skanów swoich prac egzaminacyjnych, co dawałoby im możliwość konfrontacji własnych błędów z kryteriami oceny przekładów. Należy zaznaczyć, że PKE na życzenie kandydatów w określonym terminie udostępnia prace egzaminacyjne do wglądu, jednak ze względu na liczbę prac egzaminacyjnych (np. 2404 prace pisemne w roku 2014) oraz obsługę organizacyjną PKE przez jedną osobę nie jest w stanie spełnić powyższego postulatu Zielińskiego.

Trzeba zgodzić się z Zielińskim (2011: 127–128), że istnieją pewne braki w uszczegółowieniu wymogów egzaminacyjnych. Nie określono np. zakresu terminologii specjalistycznej wymaganej na egzaminie, a przecież nie można oczekiwać od kandydata, aby znał się doskonale na wszystkich dziedzinach prawa. W związku z tym badacz proponuje dwa rozwiązania: utworzenie listy podstawowych terminów prawniczych oraz ekonomicznych (od 500 do 1000 terminów dla każdej z tych dziedzin), które zdający musiałyby opanować, albo zdefiniowanie przez PKE przykładowych gatunków tekstów występujących na egzaminie, np. wyroki cywilne obejmowałyby wyroki w sprawach rodzinnych, spadkowych, alimentacyjne, rozwodowe, orzekające separację itd. W takiej sytuacji osoba przygotowująca się do egzaminu musiałaby sama opracować zawartą w nich terminologię. Moim zdaniem możliwe jest jeszcze inne rozwiązanie polegające na opracowaniu przez PKE tzw. minimum prawniczego dla kandydatów na tłumaczy przysięgłych, którego znajomość wymagana będzie na egzaminie (por. egzamin dla tłumaczy przysięgłych w Austrii: Kubacki 2012: 63). Warto także przypomnieć, że w latach 2010, 2011 i 2014 egzaminatorzy i konsultanci PKE opublikowali dla popularnych w Polsce języków przykładowe teksty egzaminacyjne w wydawnictwach Translegis i C.H. Beck, aby w ten sposób pokazać, jakie gatunki tekstowe i teksty są reprezentowane na egzaminie. Co więcej, PKE III kadencji (2013–2017) planuje udostępnić przykładowe teksty egzaminacyjne na stronie internetowej Ministerstwa Sprawiedliwości. Działaniem pożądanym z jej strony byłoby także upublicznianie różnych przydatnych materiałów i informacji dla zdających. Pierwszym krokiem w tym celu było zamieszczenie przez nią propozycji dla kandydatów na tłumaczy przysięgłych w zakresie formułowania wzmianki o kierunku tłumaczenia oraz formuły poświadczającej tłumaczenie³.

³ Propozycja PKE w zakresie treści formuły poświadczającej w języku polskim jest dostępna na stronie internetowej Ministerstwa Sprawiedliwości pod adresem <http://bip.ms.gov.pl/pl/re->

5. Propozycje zmian w ocenianiu egzaminu państwowego na tłumacza przysięgłego

W okresie 10 lat funkcjonowania egzaminu państwowego na tłumacza przysięgłego nie przeprowadzono dogłębnej dyskusji nad sposobem jego oceniania ani nie próbowano dokonać jego zmian. Jedynie autorzy komentarza do ustawy pod red. Cieślaka i in. (2014: 24) – omawiając rozporządzenie w zakresie kryteriów oceny prac egzaminacyjnych – uzasadniają racjonalność obecności kryterium poprawności ortograficznej w części ustnej egzaminu.

Pierwszej próby analizy kryteriów oceny prac egzaminacyjnych kandydatów na tłumaczy przysięgłych podjąłem się w 2012 r. w mojej monografii pt. *Tłumaczenie poświadczane. Status, kształcenie, warsztat i odpowiedzialność tłumacza przysięgłego* przy okazji omawiania wybranych błędów popełnianych na egzaminie pisemnym i ustnym. Chodziło mi głównie o to, aby uświadomić zdającym naturę błędów w odniesieniu do kryteriów oceny stosowanych na egzaminie oraz uwrażliwić ich na typowe deficyty w przekładach. Dzięki eksplikacji przykładowych błędów starałem się pokazać w praktyce, jak egzaminatorzy kwalifikują poszczególne błędy do odpowiednich kategorii oraz w jaki sposób dokonują oceny translatów w oparciu o wytyczne z rozporządzenia.

Kuźniak (2013: 9) twierdzi, że interpretacja poszczególnych kryteriów oceny przez wszystkich egzaminatorów nie jest jednoznaczna, szczególnie jeśli spojrzeć na nią okiem językoznawcy. W związku z tym jego zdaniem możliwa jest sytuacja zakwalifikowania danego błędu przez różnych egzaminatorów do różnych kategorii. Jednak – jak tłumaczy – sytuacja ta nie rodzi dla zdających żadnych negatywnych skutków, ponieważ jeden błąd, bez względu na to, do jakiej kategorii przynależy, skutkuje odebraniem jednego punktu. Mimo to dostrzega on palącą potrzebę ujednolicenia interpretacji poszczególnych kryteriów oceny.

Zanim wysuniemy propozycje odnośnie do zmian kryteriów egzaminacyjnych trzeba wskazać na dwie podstawowe kategorie błędów pojawiających się w pracach kandydatów. Są to błędy językowe i tłumaczeniowe. Błędy językowe wynikają z braku odpowiedniej znajomości języka źródłowego i docelowego na każdym poziomie (morfologia, składnia, leksyka, ortografia, interpunkcja, styl). Błędy tłumaczeniowe wynikają – za Pisarską i Tomaszewicz (1998: 158) – z braku odpowiedniej wiedzy na temat zasad przekładu oraz nieznanności lub wadliwego zastosowania technik przekładowych, a oprócz tego z niewiedzy tłumacza na poziomie językowym lub na poziomie znajomości dziedziny, do której należy tekst źródłowy, co skutkuje jego niezrozumieniem, a w konsekwencji powstaniem dwóch merytorycznie różnych tekstów.

jestry-i-ewidencje/tlumacze-przysiegli/aktualnosci/news,6630,formula-poswiadczejaca.html (dostęp: 19.07.2015 r.), zaś problemy jej formułowania przez tłumaczy przysięgłych języka niemieckiego opisałem w opublikowanym na łamach *Comparative Legilinguistics* artykule (Kubacki 2015).

Nie bez znaczenia jest także waga poszczególnych błędów, na co zwraca uwagę np. Hejwowski (2009: 160). Jego zdaniem kryterium ilościowe błędów nie wystarcza do oceny tłumaczenia, ponieważ błąd błędowi nie jest równy. Stąd wyróżnia on błędy kardynalne, ‘przeciętne’, minimalne bądź dyskusyjne. Istnieje także kategoria błędów krytycznych, o których szerzej pisałem w kontekście sporządzania tłumaczeń poświadczonych (por. Kubacki 2014), a które według Biel (2012: 105) powinny skutkować odrzuceniem całego tekstu przekładu. Takim błędem krytycznym było np. przetłumaczenie słowa kluczowego *Pension* jako *pensjonat*, a nie *emerytura*, mimo że z tzw. certyfikatu rezydencji jasno wynikało, że chodzi o opodatkowanie emerytury austriackiej w państwie zamieszkania.

W związku z powyższym wydaje się zasadne opracowanie kryteriów oceny prac egzaminacyjnych w taki sposób, aby ewaluacji podlegały zarówno aspekty językowe, jak i tłumaczeniowe. Również waga błędów zarówno językowych, jak i tłumaczeniowych powinna być brana pod uwagę przez egzaminatora. W dotychczasowym modelu oceny egzaminu państwowego wprawdzie uwzględniano oba te aspekty, ale kryteria pogrupowano niespójnie i niezgodnie z językoznawczymi modelami oceniania tekstów. Ponadto pominięto w nim interpunkcję, która przecież w języku pisanym pełni wiele ważnych funkcji, jak choćby zapewnia tekstowi jednoznaczność, a także ułatwia zrozumienie tekstu. Jeśli chodzi o wagę błędów, to PKE, jak już podałem powyżej, zaleciła, aby błędów powtarzających się oraz drobnych uchybień nie wliczać do ogólnej puli błędów. W pozostałym zakresie stosowano zasadę odejmowania jednego punktu za każdy błąd. Na przykładzie języka niemieckiego mogę stwierdzić, że na egzaminie pisemnym najwięcej popełnia się błędów językowych, zarówno w odniesieniu do języka obcego, jak i ojczystego (por. Kubacki 2012: 217–223). Jednak trudno jest karać kandydata w taki sam sposób, czyli odejmując jeden punkt, za nieznaną ortografię (np. użycie wielkiej i małej litery) i poważne deficyty wiedzy w zakresie morfologii i składni języka obcego lub ojczystego (np. nieznaną końcówkę fleksyjną, zasad kongruencji czy zasad poprawnego szyku wyrazów). Zainteresowanych innymi rodzajami błędów językowych oraz ich szczegółową analizą odsyłam do wspomnianej powyżej monografii mojego autorstwa.

Dokonując transpozycji pięciu ministerialnych kryteriów oceny tłumaczeń pisemnych i ustnych na odpowiednie kategorie błędów, otrzymujemy następujące zestawienie (tab. 2.):

Tab. 2. Elementy oceny egzaminu państwowego w kontekście kategorii błędów.

Kryteria oceny	Elementy oceny	Kategoria błędu	Liczba pkt.
1	Zgodność treści przekazanej w tłumaczeniu z treścią oryginału	Błędy rzeczowe	10 pkt.
2	Terminologia i frazeologia subjęzyka specjalistycznego	Błędy terminologiczne	15 pkt.
3	Poprawność gramatyczna, ortograficzna i leksykalna (leksyka niespecjalistyczna)	Błędy gramatyczne, ortograficzne i leksykalne (leksyka niespecjalistyczna)	10 pkt.
4	Zastosowanie rejestru (stylu funkcjonalnego) języka właściwego dla danego rodzaju tekstu	Błędy stylistyczne	10 pkt.
5	Znajomość formalnych zasad wykonywania tłumaczeń uwierzytelnionych – a w przypadku egzaminu ustnego – poprawność fonetyczno-intonacyjna, dykcja i płynność wypowiedzi	Błędy formalne / błędy wymowy	5 pkt.
Suma			50 pkt.

Jeśli chodzi o kategorię błędów językowych, za najbardziej praktyczny model ich klasyfikacji może posłużyć typologia Markowskiego (2005: 1553), który dzieli błędy na zewnętrzno- i wewnętrznojęzykowe. Do pierwszych zalicza błędy ortograficzne i interpunkcyjne, a do drugich błędy systemowe (językowe) i użycia (stylistyczne). W obrębie błędów językowych mieszczą się błędy gramatyczne (fleksyjne i składniowe), błędy leksykalne (słownikowe, frazeologiczne i słowotwórcze) oraz błędy fonetyczne. Ponadto Markowski (2005: 1555) uwzględnia wagę błędów językowych, dzieląc je na błędy rażące, pospolite i usterki językowe. Pierwsze stanowią naruszenie podstawowych zasad poprawnościowych, drugie nie powodują niezrozumienia na poziomie semantycznym, zaś trzecie naruszają normę językową wyłącznie w niewielkim zakresie.

Przenosząc typologię błędów Andrzeja Markowskiego na grunt egzaminu państwowego oraz wykorzystując kategorie błędów wpływające z obecnego systemu oceniania egzaminu zaproponowanego przez ustawodawcę, można by zaproponować następujący podział błędów językowych i tłumaczeniowych (tab. 3.):

Tab. 3. Propozycja zmian w podziale i punktacji błędów językowych i tłumaczeniowych.

Stan obecny	Liczba pkt.	Propozycja zmiany oraz oznaczenia błędów	Liczba pkt.
BŁĘDY TŁUMACZENIOWE			
błędy rzeczowe	10 pkt.	błędy rzeczowe (R)	10 pkt.
błędy terminologiczne (terminologia/frazeologia specjalistyczna)	15 pkt.	błędy terminologiczne (T) (terminologia/frazeologia specjalistyczna)	10 pkt.
błędy formalne / błędy wymowy	5 pkt.	błędy formalne (F) (w tym dykcja i płynność wypowiedzi podczas egzaminu ustnego)	5 pkt.
Suma	30 pkt.	Suma	25 pkt.
BŁĘDY JĘZYKOWE			
błędy gramatyczne, ortograficzne i leksykalne (leksyka niespecialistyczna)	10 pkt.	błędy językowe (J) <u>A. błędy zewnętrznojęzykowe:</u> - ortograficzne - interpunkcyjne <u>B. błędy wewnętrznojęzykowe:</u> - gramatyczne (fleksyjne, składniowe) - leksykalne (słownikowe, frazeologiczne, słowotwórcze) - leksyka niespecialistyczna - stylistyczne (niewłaściwy dobór środków językowych, naruszenie zasad jasności, prostoty i zwięzłości stylu) - fonetyczne (niepoprawna wymowa i intonacja)	25 pkt.
błędy stylistyczne	10 pkt.		
Suma	20 pkt.	Suma	25 pkt.
Suma łączna punktów za tekst	50 pkt.	Suma łączna punktów za tekst	50 pkt.

Zaproponowany powyżej podział posiada moim zdaniem następujące zalety:

1. transparentne rozróżnienie na dwie główne kategorie błędów: tłumaczeniowe i językowe,
2. możliwość obniżenia wyniku egzaminu w równym stopniu o 25 punktów w przypadku każdej z głównych kategorii,
3. wprowadzenie trzech subkategorii błędów tłumaczeniowych: rzeczowych, terminologicznych i formalnych,
4. jednolity i klarowny sposób oznaczania wszystkich błędów,
5. uwzględnienie błędów interpunkcyjnych (w kategorii błędów językowych),
6. zaliczenie błędów fonetycznych do kategorii błędów językowych,

7. zmniejszenie wagi błędów terminologicznych na rzecz błędów językowych o 5 punktów,
8. transparentna specyfikacja błędów językowych, zgodna z propozycjami językoznawców,
9. niezmieniona w stosunku do obecnego systemu liczba 50 punktów za tekst tłumaczenia.

Analizując powyższą propozycję systemu oceniania, warto zadać sobie pytanie, czy egzaminator powinien być w ogóle związany punktami w odniesieniu do poszczególnych kategorii błędów? Czy nie lepszym rozwiązaniem byłoby zachowanie puli 50 punktów za cały tekst przekładu, ale bez przydzielania określonej ich liczby za kompetencje tłumaczeniowe i językowe. Zespół egzaminacyjny obniżałby ostateczny wynik egzaminu w zależności od wagi danego błędu, która mieściłaby się np. w granicach od pół punktu do pięciu punktów? Z moich doświadczeń jako egzaminatora PKE wynika, że były na egzaminie pisemnym osoby, które w sumie popełniły zaledwie kilka błędów rzeczowych, terminologicznych, formalnych i stylistycznych i ponad 30 błędów językowych. Zgodnie z obecnym systemem oceniania egzaminator może odjąć jedynie 10 punktów za błędy językowe. Zatem mogło się zdarzyć, że taka osoba zdała egzamin pisemny i została dopuszczona do części ustnej. Zaproponowane powyżej rozwiązanie chroniłoby przed podobnymi sytuacjami.

Jeśli idzie o wagę błędów, wydaje się niemożliwe sformułowanie niezmiennych wytycznych w zakresie określania ich wagi ze względu na to, że często o wadze błędu decyduje konkretny kontekst, co oznacza, że ten sam błąd w różnych tekstach może mieć różną wagę. Tu raczej należy oczekiwać podejmowania rozsądnych decyzji przez egzaminatorów, którzy będą mieć do dyspozycji wspomniane powyżej widełki. Za przykład tego, jak niełatwo ustalić jest wagę błędu, niech posłuży błąd interpunkcyjny, który czasami może stanowić drobne uchybienie, a czasami spowodować całkowitą zmianę znaczenia. Pierwszy przypadek można zilustrować na przykładzie braku niezbędnego przecinka po wtrąceniach (*niestety, nie miał racji*), w porównaniach paralelnych (*zarówno ulga na dziecko, jak i zasilek rodzinny*) lub przed spójnikami powtórzonymi (*nie udokumentowano ani miejsca zamieszkania, ani miejsca zwykłego pobytu, ani też istnienia przesłanek w zakresie roszczenia*). Brak przecinka w tych przykładach nie powoduje jednak istotnego naruszenia normy językowej lub niezrozumienia wypowiedzi. Drugi przypadek, w którym źle postawiony przecinek zmienia całkowicie sens wypowiedzi, można zilustrować znaną historyjką⁴, jak kurier carski wiózł skazańca, a razem z nim depešę o treści: „Powiesić nie można ulaskawić”. W zależności od tego, gdzie zostanie postawiony przecinek, historia owego skazańca zmienia się zasadniczo: *Powiesić, nie można ulaskawić – Powiesić nie można, ulaskawić*. Taki błąd interpunkcyjny należy uznać za rażący, gdyż całkowicie wypacza treść decyzji administracyjnej. Barwna historia carskiego kuriera pewnie została wymyślona dla ekscytującego zilustrowania wagi interpunkcji, ale w polskim ustawodawstwie można znaleźć realne przykłady. Dodanie przecinka po słowie *dlugotrwałej* w następującym sformułowaniu z Kodeksu karnego: „Kto

⁴ <http://www.jezzykurzedowy.pl/pl/node/51> (dostęp: 19.07.2015 r.).

powoduje ciężki uszczerbek na zdrowiu w postaci (...) ciężkiej choroby nieuleczalnej lub długotrwałej, choroby realnie zagrażającej życiu (...) podlega karze pozbawienia wolności od roku do lat 10”, oznaczało, że każda choroba realnie zagrażająca życiu oraz oprócz ciężkiej choroby nieuleczalnej również ciężka choroba długotrwała wywołują wskazaną sankcję. Z kolei brak powyższego przecinka sprawiał, że sankcja ta wiązała się jedynie z taką chorobą realnie zagrażającą życiu, która była długotrwała, oraz z ciężką chorobą nieuleczalną⁵.

Ostatnią kwestią, którą warto poruszyć, jest ocena błędów formalnych. Jak już sugerował Zieliński, pewnym drogowskazem może być *Kodeks tłumacza przysięgłego* (2011), przygotowany przez Polskie Towarzystwo Tłumaczy Przysięgłych i Specjalistycznych TEPIS we współpracy z przedstawicielami Ministerstwa Sprawiedliwości. Aczkolwiek należy z całą mocą podkreślić, że jest to jedynie zbiór zaleceń niemających żadnej mocy prawnej. Został on opracowany przez jedną z organizacji zrzeszających tłumaczy przysięgłych w Polsce. A przecież każdy tłumacz czy organizacja tłumaczy mogą wypracować własne zasady sporządzania tłumaczeń i zarzucić egzaminatorom PKE nieuzasadnione preferowanie określonych rozwiązań. Nawet sama PKE nie ma umocowania prawnego do ustalania jakichkolwiek zasad formalnych dotyczących sporządzania tłumaczeń poświadczonych. Czy w związku z tym – jak już postulowałem w 2012 r. (por. Kubacki 2012: 136) – nie byłoby zasadne, aby wydano rozporządzenie regulujące zasady sporządzania tłumaczeń poświadczonych i wykonywania tłumaczeń ustnych? Przecież nic nie stoi na przeszkodzie, aby część rozwiązań zawartych w rzeczonym *Kodeksie tłumacza przysięgłego* (2011) weszła do takiego rozporządzenia. Dla egzaminatorów PKE oraz członków KOZ⁶, ale także wielu innych instytucji rozporządzenie takie byłoby znacznym ułatwieniem w dokonywaniu oceny poprawności formalnej tłumaczeń poświadczonych.

6. Podsumowanie

Egzamin na tłumacza przysięgłego należy z pewnością do niełatwych egzaminów państwowych dopuszczających do wykonywania określonej profesji, o czym świadczy jego niska zdawalność, utrzymująca się obecnie na poziomie 35%. Wprowadzona w 2005 r. formuła egzaminu państwowego nie uległa do dziś żadnym zmianom. W analitycznym systemie oceniania egzaminu przewidziano pięć kryteriów oceny, za które można otrzymać łącznie 50 punktów. Badacze uważają, że system ten jest niedopracowany, zwłaszcza ze względu na niewłaściwą wagę, jaką ustawodawca przypisał poszczególnym kryteriom, a także brak ich precyzyjnej wykładni. Mimo głosów krytycznych ze strony różnych środowisk (egzaminatorzy i konsultanci PKE, przedstawiciele nauki) nie opracowano dotychczas propozycji zmian w zakresie ulepszenia tego systemu. Wychodząc naprzeciw ich oczekiwaniom, wysunąłem dwie propozycje zmiany obecnego systemu oceniania. Zgodnie z pierwszą propozycją za

⁵ <https://123tlumacz.pl/interpretacja-przepisow-prawa-interpunkcja/> (dostęp: 19.07.2015 r.).

⁶ Komisja Odpowiedzialności Zawodowej Tłumaczy Przysięgłych przy Ministrze Sprawiedliwości.

aspekty językowe i tłumaczeniowe przyznawano by tyle samo punktów, tj. po 25, przy czym język podlegałyby ocenie zgodnie z przejrzystą typologią błędów językowych Andrzeja Markowskiego. Skutkowałoby to m.in. uwzględnieniem błędów interpunkcyjnych i przeniesieniem błędów fonetycznych do kategorii błędów językowych. Natomiast w obrębie błędów tłumaczeniowych mielibyśmy do czynienia z trzema subkategoriami: błędami rzeczowymi, terminologicznymi i formalnymi. Druga propozycja zakłada pulę 50 punktów za cały tekst tłumaczenia i daje oceniającemu swobodę w odejmowaniu punktów w zależności od wagi błędu, która waha się w ustalonym przedziale. Można by na przykład ujmować egzaminowanemu minimalnie od pół punktu za drobne uchybienia do maksymalnie pięciu punktów za poważny błąd, np. błąd krytyczny. Druga metoda oceny jest bardziej elastyczna, gdyż nie przewiduje górnej granicy błędów w obrębie danej kategorii. Pozostaje mieć nadzieję, że gremia decyzyjne potraktują ww. propozycje zmian w systemie oceniania egzaminu jako wstęp do dyskusji nad koniecznymi korektami w tym zakresie.

Literatura

- Biel, Ł., 2011, „Jakość przekładu prawnego i prawniczego w świetle normy europejskiej PN-EN 15038 oraz hipotezy uniwersaliów translatorycznych”, [w:] *Rocznik Przekładoznawczy. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu*, M. Krajewska, L. Zieliński (red.), t. 6, Toruń, s. 13–28.
- Biel, Ł., 2012, „Egzamin na tłumacza przysięgłego – zbiory tekstów egzaminacyjnych”, [w:] *Comparative Legilinguistics. International Journal for Legal Communication*, vol. 9, Poznań, s. 103–108.
- Cieślak, B., Laska, L., Rojewski, M. (red.) 2014, *Egzamin na tłumacza przysięgłego. Komentarz, teksty egzaminacyjne, dokumenty*, 2. wydanie, Warszawa.
- Dybiec-Gajer, J., 2013, *Zmierzyć przekład? Z metodologii oceniania w dydaktyce przekładu pisemnego*, Kraków.
- Hejrowski, K., 2009, „Klasyfikacja błędów tłumaczeniowych – teoria i praktyka”, [w:] *Jakość i ocena tłumaczenia*, A. Kopczyński, M. Kizeweter (red.), Warszawa, s. 141–161.
- Kierzkowska, D., (red.), 2011, *Kodeks tłumacza przysięgłego z komentarzem 2011*, Warszawa.
- Kubacki, A.D., 2012, *Tłumaczenie poświadczone. Status, kształcenie, warsztat i odpowiedzialność tłumacza przysięgłego*, Warszawa.
- Kubacki, A.D., 2014, „Błąd krytyczny w tłumaczeniach poświadczonych”, [w:] *Translationsforschung: Methoden, Ergebnisse, Perspektiven. Studia Translatorica*, I. Bartoszewicz, A. Małgorzewicz (red.), vol. 5, Wrocław–Dresden, s. 49–58.
- Kubacki, A.D., 2015, „Formuła poświadczająca tłumacza przysięgłego”, [w:] *Comparative Legilinguistics. International Journal for Legal Communication*, vol. 21, Poznań, s. 21–37.
- Kubacki, A.D., 2016, „Die Bewertungskriterien bei der Staatlichen Prüfung für vereidigte Übersetzer und Dolmetscher in Polen aus der Sicht eines Prüfers”, [w:] *Wort – Text – Diskurs*, M. Duś, R. Kołodziej, T. Rojek (red.), Danziger Beiträge zur Germanistik, Band 53, Frankfurt am Main et al., s. 407–419.

- Kuźniak, M., 2013, *Egzamin na tłumacza przysięgłego w praktyce. Język angielski. Analiza językowa*, Warszawa.
- Markowski, A., (red.), 2005, *Wielki słownik poprawnej polszczyzny PWN*, Warszawa.
- Ndiaye, I.A., 2011, „Kształcenie tłumaczy ustnych w kontekście wymogów egzaminu państwowego na tłumacza przysięgłego”, [w:] *Rocznik Przekładoznawczy. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu*, M. Krajewska, L. Zieliński (red.), t. 6, Toruń, s. 179–191.
- Pisarska, A., Tomaszewicz, T., 1998, *Współczesne tendencje przekładoznawcze. Podręcznik dla studentów neofilologii*, Poznań.
- Zieliński, L., 2011, *Egzamin na tłumacza przysięgłego a norma i jakość przekładu tekstów prawnych oraz prawniczych*, [w:] *Rocznik Przekładoznawczy. Studia nad teorią, praktyką i dydaktyką przekładu*, M. Krajewska, L. Zieliński (red.), t. 6, Toruń, s. 117–130.

Słowa kluczowe

tłumacz przysięgły, egzamin pisemny/ustny, egzaminator, kryteria oceny

Abstract

Marking Criteria for the Examination to Become a Sworn Translator. An Examiner's Perspective

In the article, the author considers introducing changes to the marking criteria for the state examination to become a sworn translator from the examiner's point of view. In the first part, he discusses the format of the examination and the way it is administered and marked. Moreover, he presents statistical data relating to its pass rate and examinees' opinions about its difficulty level. In the second part, he assesses the analytical method of marking the examination, looking at this issue from the perspective of members of the State Examination Board and researchers. Finally, he suggests several changes that should improve the marking criteria.

Keyword

sworn translator, written/oral examination, examiner, marking criteria

„Literatura służy tworzeniu i czytaniu książek”. Z Jackiem Dehnelem¹ rozmawia Monika Wolting

Monika Wolting: W swojej pracy literackiej wykorzystuje Pan historyczne tematy, łączy Pan swoje pisarstwo z osobami znanymi z historii. Czy są jakieś powody dla tego szczególnego zainteresowania motywami historycznymi?

Jacek Dehnel: To są po prostu bardzo dobre historie, które dzięki postaciom, zwrotom akcji, motywom pozwalają powiedzieć coś więcej o rzeczywistości otaczającej nas tu i teraz, we współczesnym świecie czy nawet, wężej, we współczesnej Polsce. Na ile udaje się je przekuć na takie diagnozy czy może zwierciadła, to inna sprawa – ale ładunek wyjściowy jest świetny, ładunek wyjściowy mnie zachwyca i zmusza do zajęcia się danym tematem czy postacią.

M.W.: Co w historii, jako dziejach spisanych, jest dla Pana inspirujące?

J.D.: Generalnie pisarz zajmuje się opowiadaniem historii. Oczywiście w sensie opowieści, niekoniecznie w sensie wyimków z dziejów powszechnych. Choć bywa i tak – *Matka Makryna* to powieść historyczna, ale jej bohaterka była w historii powszechnej traktowana trochę po macoszemu, wypchnięta z niej z powodów, dla których książka daje odpowiedzi. Dla mnie, jako pisarza, najciekawsze w historii, rozumianej jako dzieje, są wypadki i postaci nieopowiedziane czy niedopowiedziane. Jak Makryna Mieczysławska czy Javier Goya, główny bohater *Saturna*. Albo bohaterka *Lali*, moja babcia, jednostka, która jest tylko dotykana przez tak zwaną „dużą historię” i opowiada swoją wersję znanych z niej wydarzeń.

M.W.: Pana historyczne tematy i postacie nie istnieją jedynie jako literackie odbicia przeszłości, ale ubogaca Pan swoje pisanie dyskursami współczesności. Tutaj myślę o tematyce *Matki Makryny*, na przykład wykluczenia jednostek ze społeczeństwa,

¹ Jacek Dehnel: poeta, prozaik, malarz, tłumacz. Autor tomików poezji, m. in: „Żywoty równoległe”, 2004; „Brzytwa okamgnienia”, 2007; „Ekran kontrolny”, 2009; „Rubryki strat i zysków”, 2011; „Języki obce”, 2013 oraz powieści: „Lala”, 2006; „Rynek w Smyrnie”, 2007; „Balzakiana”, 2008; „Fotoplastikon”, 2009; „Saturn. Czarne obrazy z życia mężczyzn z rodziny Goya”, 2011; „Matka Makryna”, 2014; „Tajemnica domu Helclów”, 2015 (z Piotrem Tarczyńskim); „Dziennik Roku Chrystusowego”, 2015. Otrzymał Nagrodę Fundacji im. Kościelskich, Nagrodę Kulturalną Miasta Gdańsk, jest laureatem Paszportu Polityki, Śląskiego Wawrzynu Literackiego, był wielokrotnie nominowany do Nagrody Angelusa i do Nagrody Literackiej Nike oraz w roku 2014 do Nagrody Poetyckiej im. Wisławy Szymborskiej.

brak równouprawnienia między kobietami i mężczyznami. Czy sądzi Pan, że tematy historyczne mogą być w tym sensie produktywne?

J.D.: Ależ oczywiście. Prawdę mówiąc, nie widzę specjalnego sensu w pisaniu powieści historycznych, które po prostu pokazują jakąś postać, kilka wydarzeń, dodają smakowite szczegóły dotyczące strojów czy uzbrojenia, słowem: nie widzę sensu przyrządzania tekstów w rodzaju *Kleopatra, demon rozkoszy czy Śmiałko, syn Ćwieczka. Powieść z wieków średnich*. Nie w dobie znakomitych seriali historycznych, powszechnej dostępności źródeł pisanych, ikonograficznych, itd. Natomiast od dawna wiadomo, że powieści historyczne były po prostu glosami do współczesności – *Boski Juliusz* Bocheńskiego mówił o stalinowskim kulcie jednostki, *Msza za miasto Arras* Szczypiorskiego o marcu 1968, *Faraon* Prusa był wyrazem jego antyklerykalizmu, wreszcie Sienkiewicz pisał „ku pokrzepieniu serc” budując patriotyczne wzorce w epoce wykorzeniania polskości. Ale chodzi nie tylko o to, że pisarz w warunkach cenzury, czy to państwowej, czy społecznej, może napisać w powieści historycznej rzeczy, które przejdą przez sito, ale i o to, że czasem opowieść sprzed paru wieków skupia współczesne problemy jak w soczewce. *Matka Makryna* koncentrując się na jednej postaci, zapomnianej zresztą, stanowi cały wykład obecnych polskich problemów.

M.W.: Czy tekst literacki może mieć funkcję terapeutyczną?

J.D.: Weźmy takiego Thomasa Bernharda – czy to, że napisał tyle gorzkich rzeczy o społeczeństwie, w którym żył, w czymś temu społeczeństwu pomogło? Nie sądzę. Może trochę, ale też nie do końca. Rok temu byłem w Wiedniu na dwumiesięcznym stypendium i jeździłem w różne miejsca Bernhardowskie, między innymi na cmentarz w Grinzing pod Wiedniem. Pochowano tam wiele słynnych osób, więc przy wejściu na cmentarz stoi tablica z rozpiską, kto i gdzie leży. Często są to postacie rozpoznawalne, jak Gustav Mahler czy Alma Mahler, inne to sławy austriackie czy wiedeńskie, na przykład wybitny dziewiętnastowieczny położnik. Ale pochowany jest tam również Thomas Bernhard. I jego na tej liście nie ma. Społeczeństwo w dużej części się na niego zaimpregnowało, nie dało sobie pomóc.

M.W.: Czy chciał Pan np. poprzez historyczną powieść *Saturn* pokazać pewne tendencje, także obserwowane współcześnie, w zachowaniach mężczyzn homoseksualnych, którzy wypierają swój homoseksualizm i stają się zafiksowani na punkcie realizowania obowiązujących wzorów męskości przez swoich synów?

J.D.: Tak, to nie jest nowy problem, świetnie uchwycono go na przykład w filmie *American Beauty*. Mężczyzna, który w obrębie patriarchalnego systemu ma poczucie, że jest niepełnosprawny, nie dość dobry, nie spełnia we właściwy sposób wzorca, co więcej, musi się kryć z tą *ułomnością*, fantazjuje, że ta idealna męskość spełni się w jego synu. Co oczywiście jest najgorszą możliwą ścieżką, bo prowadzi do obustronnej frustracji. Listy miłosne Goi do Martina Zapatera, które cytuję w powieści to nie moje zmyślenie, tylko cytaty z oryginałów. Ta korespondencja została ocenzurowana, pewna część tych listów, bardziej jawnych, została zniszczona

w XIX w. Przepadły wszystkie listy Zapatera. Jest dla mnie niesamowite, jak przez tyle lat nikt nie zwrócił na to uwagi, chociaż listy były publikowane, znane. Ich homoseksualny aspekt był całkowicie pomijany, twierdzono, że to taka wymiana rubasznych listów między dwoma kumplami. Zresztą niektóre z tych listów, często faktycznie bardzo rubasznych, zawierają niezwykle poetyckie fragmenty, jak z wierszy Federica Garcíi Lorki. Są pisane w sposób niejasny nie tylko dlatego, że odnoszą się do spraw rodzinnych, znanych wyłącznie korespondentom, ale i dlatego, że mają ogromny ładunek ich własnego, prywatnego języka, języka raczej kochanków, niż przyjaciół. Nie zostały wprawdzie przetłumaczone na polski, ale znam je ze świetnej książki Sary Symmons, *Goya: A Life in Letters*, zawierającej rozmaite materiały, dotyczące artysty; znaczna część to korespondencja prywatna, a w niej największy zbiór stanowią listy do Martina Zapatera, z których cytowałem kawałki w *Saturnie*. Dzisiaj, kiedy je czytamy, nawet nie rozumiejąc do końca aluzji, widzimy jasno, jaki to typ korespondencji.

M.W.: Dlaczego zainteresowała Pana postać kobieca Irina Wińczowa, która aby przeżyć, postanowiła zacząć działać wbrew konwencjiom społecznym?

J.D.: Wińczowa – jeśli tak się rzeczywiście nazywała, bo obracamy się w sferze domysłów ks. Urbana, który jako pierwszy zdemaskował postać matki Makryny – jest ciekawa z różnych powodów. Po pierwsze z punktu widzenia kultury polskiej, odegrała bowiem istotną rolę w kręgach polskiego romantyzmu i Wielkiej Emigracji, stanowiła punkt odniesienia dla Norwida i Krasińskiego, zainspirowała Słowackiego, weszła w spór z Mickiewiczem. Wszystko to jest zapisane w dokumentach, listach, pamiętnikach i pozwala poszerzyć nasz ogląd tej epoki. Po drugie z punktu widzenia historii społecznej, bowiem wykreowana przez nią *persona*, czyli torturowana przez Rosjan unicka przeorysza, idealnie pasowała do potrzeb emocjonalnych emigrantów. Skrzywdzona, matka, trochę w tym taka opiekuńcza Matka Boska; kobieta, ale uświęcona, czysta; torturowana za wiarę i polskość przez złego, krwiożerczego Moskala. Wińczowa była jak sejsmograf, który zapisywał najlżejsze drgania emigracyjnej „duszy zbiorowej”. I, jako osoba obdarzona wielką intuicją i zdolnościami manipulatorskimi, wspaniale te potrzeby rozgrywała. Wreszcie jest ciekawa jako człowiek o wyjątkowej konstrukcji psychologicznej: nie wiemy dziś, czy kłamała świadomie, czy też w pewnym momencie uwierzyła w swoją zmyśloną historię; była niewątpliwie niezwykle inteligentna, choć boleśnie niewykształcona; z ledwością pisała, a równocześnie miała wielki dar snucia opowieści i wymyślenia oryginalnych obrazów i metafor. Wreszcie, nie mogąc opowiedzieć nikomu swojej traumy, czyli wieloletniej przemocy domowej, ubrała ją w taką formę, która pozwoliła jej przeprowadzić produktywną, jak sądzę, autoterapię, a do tego zdobyć pozycję. Fascynująca osobowość!

M.W.: Przesłanie Pana tekstów często jest ukryte i przekazywane w wypowiedziach, refleksjach Pana figur (Jacuś, Irina). Owe przesłania, jak np. demitologizacja polskiego Romantyzmu (nawet jeżeli Maria Janion jest jego orędowniczką od wielu lat) mogą wzbudzać irytację. W ten sposób otwiera Pan czytelnikom przestrzenie myśle-

nia, przestrzenie dyskusji. Czy taka struktura tekstu odpowiada wyobrażeniu o literaturze jako o medium irytacji systemów społecznych?

J.D.: Sądzę, że literatura nie ma jednego, właściwego zastosowania. Literatura służy tworzeniu i czytaniu książek, a zatem przekazowi jako takiemu. Przekazujemy sobie wiedzę, emocje, poglądy, wizje piękna albo piękno jako takie, na przykład w miłych dla ucha współbrzmieniach, i tak dalej. Nie widzę powodu, żeby z tego całego uniwersum akurat wykrawać kwestie społeczne, społeczny dyskurs. Jednym z wielu zastosowań literatury i, szerzej, sztuki, jest rozmowa społeczeństwa z samym sobą – począwszy od publicystyki i non-fiction, a na poezji miłosnej kończąc. Moje książki z pewnością w tej rozmowie uczestniczą, a czy są dla niej istotne, to już inna sprawa.

M.W.: Dzięki fikcjonalizacji historycznego materiału i przede wszystkim dzięki wprowadzeniu do tekstu narratora w pierwszej osobie, dotyka Pan pytań, które nie zawsze są bezkonfliktowe, np. Jak budowany jest mit?, Jak tworzona jest historia kraju, narodu? Czy było Pana zamiarem zdemaskowanie działań mitotwórczych, a dokładniej mitotwórczych polskiego romantyzmu?

J.D.: Moim zamiarem było napisanie dobrej książki o niezwyklej postaci. Kropka. A że przy okazji się nadgryzło parę mitów – no cóż, wystarczy sięgnąć do źródeł, których prawie nikt nie czyta, albo do opracowań źródeł, jak choćby do *Czci i skandali*, żeby się zorientować, że te mity już dawno zostały obnażone. Ale to nie ma znaczenia, bo mit sobie funkcjonuje bez względu na to, czy ukazano jego niespójność z faktami, czy nie – mit funkcjonuje tak długo, jak ludzie weń wierzą. Dopóki wierzą, że Makryna była męczennicą, czy że Mickiewicz wzdychał do panny Wereszczakówny, dopóty męczennicą była, a on wzdychał. I cóż z tego, że była oszustką, a Maryla już była Puttkamerowa jak poznała Mickiewicza i, jak się zdaje, zdradzała męża w sposób jak najbardziej cielesny? Pokolenia literaturoznawców w pocie czoła pracowały, żeby ten mit skonstruować.

M.W.: Na ile Pana zdaniem wspomnianie przeszłości odwzorowuje zdarzenia przeszłości a na ile jest tylko jedną z możliwych jej wersji, bo przecież wspomnianie odbywa się zawsze z dzisiejszej perspektywy?

J.D.: Przeszłość ma tylko jedną wersję, natomiast pamięć zapisuje ją różnorako, jak w wierszyku o ślepcach, którzy dotykają różnych części słonia i mówią sobie, jak wygląda: jak liana, jak pień, itd., w zależności od tego, co akurat złapali. Wersje te niekoniecznie muszą być fałszywe, ale są cząstkowe – to nie tylko kwestia perspektywy dzisiejszej, ale i ówczesnej: widzimy tylko wycinek świata, a czego nie widzimy, to sobie dopowiadamy i w pamięci w końcu bierzemy za pewnik; na to się nakładają białe plamy niepamięci, na to się nakłada celowe zmyślanie lub przeinaczanie faktów, bo przecież nie każdy wspominający ma czyste intencje... a z tego wszystkiego powstaje tzw. historia powszechna.

M.W.: Czy uważa Pan, że poglądy polityczne autora powinny się przekładać na twórczość literacką? Czy literatura powinna spełniać funkcję literatury zaangażowanej w myśl Sartre'a?

J.D.: Mogą się przekładać, jeżeli ktoś pisze literaturę publicystyczną i zaangażowaną politycznie, co moim zdaniem literaturze na ogół nie służy. Natomiast myślę, że jest inaczej: że wiele zależy od tego, jakie wartości wyznajemy. Kierując się nimi, będziemy podpisывali się pod wartościami takiej czy innej partii, taka czy inna partia będzie najlepiej wyrażała zespół naszych poglądów. Jednocześnie z tego samego zespołu wartości i przemyśleń bierze się twórczość literacka. Ale nie znaczy to, że istnieje bezpośrednie przełożenie między twórczością a partią.

M.W.: Doskonale wiemy o tym, że przeszłość daje się tylko w ograniczonym stopniu zrekonstruować. Dlatego też wychodzimy z założenia, że przeszłość jest wciąż na nowo konstruowana i przez to wspominana z perspektywy terażniejszości.

J.D.: Fikcje, zmyślenia, oszustwa są bardzo istotne we wszystkich niemal książkach, które napisałem – na zgadywaniu ale i zmyślaniu odpowiedzi opiera się *Fotoplastikon*, zbiór pytań zadawanych fotografiami; *Kosmografia* czy felietony z *Muzyki w Mieście*, które mam nadzieję kiedyś wydać razem, to książki celowo korzystające z rozmaitych fantazmatów, tropów, półprawd, konstruujące apokryfy nie prawdziwe, ale prawdzie podobne. *Saturn* opowiada o kłamstwie, jakim jest pozbawienie Javiera autorstwa ‘czarnych obrazów’, *Matka Makryna* mówi o patentowanej oszustce, która wszakże kłamiąc mówi – w pewnym sensie – prawdę, która jest *niewypowiadalna* inaczej niż w tym katonarodowym sosie. Nawet *Lala* mierzy się z problemem tego, czym jest historia mówiona i jakie są jej pułapki.

M.W.: Ponieważ *Lalę* można przeczytać również jako powieść autobiograficzną, nasuwa mi się pytanie o fikcjonalizację treści. Na ile wspomnienia Babci są fikcją a na ile faktem?

J.D.: Są faktem na takiej zasadzie, że wszystko to są autentyczne opowieści babci. Albo o babci. Jedyne, co jest dodane, to oczywiście pięcioletni Jacuś poznający cesarzową Eugenię, ale *Lala* jest tak zbudowana, że w pewnym momencie pojawiają się kolejne fazy rozwoju emocjonalnego Jacusia: od zmyślającego dziecka, przez egzaltowanego nastolatka, aż po zdystansowanego dorosłego. I jakoś trzeba to było oddać. A cesarzowa Eugenia na starość, już po śmierci Napoleona III, podróżowała po Europie i poznawała mnóstwo ludzi, w tym kilku słynnych pisarzy, podówczas kilkuletnich: Lampedusę, Gide’a, Prousta, którzy o tym później wspominali w swoich tekstach. I pomyślałem sobie, że aluzja do tych właśnie opisów może być zabawnym puszczeniem oka do czytelników. Natomiast pytanie, co jest faktem, a co fikcją w opowieści samej babci. I nie chodzi o zmyślanie, ale o zawodną pracę pamięci. Po wydaniu książki Paweł Dunin-Wąsowicz napisał na przykład, że w Kielcach nie ma i nigdy nie było tramwaju, a u mnie Margerytka Rommlówna jedzie z babcią tramwajem. I rzeczywiście. Albo ona po latach źle pamiętała, a tam był jakiś autobus czy, bo ja wiem, omnibus konny, czy coś jeszcze innego, albo ja źle zapamiętałem. I co teraz? Nic, w opowieści o Margerytce Rommlównie będzie tramwaj, i koniec. Innym razem napisała do mnie rodzina żydowskiego doktora, opisanego w *Lali*, że to pomówienie, bo ich krewny nie był Żydem, w związku z czym domagają się oddania książki na przemiał. Bo, trzeba wiedzieć, zmieniałem czasem nazwiska osób

występujących w książce, ale tylko kanalii, natomiast ci, którzy nie zrobili nic złego, mają prawo do pamięci; tak sobie myślałem i nadal myślę. Oczywiście żądanie było idiotyczne, ale w kolejnych wydaniach zmieniliśmy nazwisko – tyle, że ja nie mam pojęcia, czy to faktycznie nieprawda i wynik niepewnego obiegu informacji w czasie wojny, czy prawda spotykająca się z gwałtownym wyparciem.

M.W.: W Pana tekstach decyduje się Pan na instalowanie narratora pierwszoosobowego. Jednym ze skutków takiej konstrukcji jest zawężenie horyzontu wiedzy narratora, jego opowiadanie nie zawsze musi być wiarygodne i tylko to zostanie ukazane, co on sam myśli, czuje, widzi. Co jest dla Pana ważne w momencie, kiedy podejmuje Pan decyzję o tekście pisanym w pierwszej osobie?

J.D.: Po pierwsze daje to możliwość stworzenia przekonującego i barwnego języka – każdy z trzech głównych bohaterów *Saturna* mówi zupełnie inaczej, w czym przesączają się ich charaktery; *Matka Makryna* jest właściwie skromnym pomnikiem wystawionym dziewiętnastowiecznej kresowej polszczyźnie polskiej, językowi pogranicza, gdzie miesza się słówka litewskie, rosyjskie, białoruskie, żydowskie, sporo łaciny, a do tego jeszcze, na emigracji, dodatki francuskie czy włoskie. *Lala* jest z kolei analogicznym pomnikiem dla polszczyzny polskiej inteligencji międzywojennej, języka, który znałem w dzieciństwie i który był w jakimś sensie moim pierwszym, domowym narzeczem, a teraz wymiera wraz z biologicznym odchodzeniem tego pokolenia. Wreszcie tytułowy bohater *Krivoklata* mówi po prostu językiem postaci Bernharda, a zatem szalonym, kompulsywnym. Mnie ogromnie interesują moi bohaterowie, a pokazanie czyjegoś języka, zarówno tego mówionego, jak i myślanego, jest najlepszym sposobem by wejść w nich jak najgłębiej, by zrobić ich wiwisekcję, podetkać ich pod oczy czytelnikowi.

M.W.: W *Lali* zdecydował się Pan na pisanie z perspektywy wnuka, młodego mężczyzny Jacka, opowiadającego historię swojej babci. Co było Pana motywacją do takiego rozwiązania? Według mojego odczucia, udało się Panu w ten sposób opowiedzieć historię XX wieku, niełatwą do zrozumienia przez współczesną młodzież, właśnie z perspektywy młodej generacji, wraz ze wszystkimi lukami i załamaniem jakie przynosi ze sobą proces wspominania.

J.D.: O, to akurat bardzo prosty, intuicyjny wybór, wynikający po prostu z naszej mojej z babcią – i z poczucia, że ta relacja w sposób oczywisty zmierza do zamknięcia, zakończenia. Próbowałem spisywać jej opowieści już wcześniej, ale okazało się, że dopiero ta forma okazała się produktywna, bo dawała czytelnikowi coś więcej, niż tylko zapis anegdot, scen z jednostkowego życia.

M.W.: Czy Pana zdaniem wydaje się słusznym stwierdzenie, że literatura, będąca fikcją jest jedynym medium współczesnego świata, które może bezkarnie wypowiadać treści niewygodnie społeczeństwu, ugrupowaniom politycznym, podmiotom gospodarczym?

J.D.: Co to znaczy bezkarnie? Nie ma bezkarnie. Począwszy od skandali obyczajowych, wytykania palcami, gróźb karalnych, po morderstwa. To się tyczy zresztą fik-

cji nie tylko w literaturze, ale i na przykład w filmie, by wspomnieć choćby Pasoliniego. Społeczeństwo nie oferuje bezkarności artystom.

M.W.: Dlaczego Pan pisze? Co Panu daje pisanie?

J.D.: Z tym pisanem jest dziwna sprawa, ja nie miałem być pisarzem, tylko malarzem i to przyszło trochę znikąd – po części z czytania, a po części z pewnego przekonania, w którym nas wychowywano, zwłaszcza w rodzinie mojej matki, że należy znaleźć sobie jakąś dziedzinę twórczości. Nie mówiono nam tego wprost, to było zrozumiałe samo przez się: że każdy powinien pisać, grać na jakimś instrumencie, malować albo zajmować się jeszcze czym innym. Bo tak było już w którymś pokoleniu. Nie żeby od razu być wirtuozem, ale trzeba mieć coś takiego, bo inaczej nasze życie będzie zubożone, jego ważna część będzie dla nas zupełnie niedostępna. Ja akurat malowałem, a właściwie rysowałem, potem zaczęło się pisanie, i tak już zostało. Bardzo trudno mi powiedzieć, co ono mi daje, bo daje na różnych poziomach. Jeden to poziom bytowy: jestem pisarzem w sensie pracy zarobkowej, utrzymuję się z pisania, to jest mój zawód. Tak jak sprzedawca stoi za ladą i sprzedaje, to ja mam ten swój kramik z literaturą, opowiadam historie, dostaję za to pieniądze. Drugi poziom to jest poziom poznawczy. Poprzez całą tę pracę, jaką jest pisarstwo, czyli nie tylko pisanie książek, ale w dużej części również czytanie książek i w ogóle zapoznawanie się ze światem przez tekst, po poszerzam swoją świadomość, pole widzenia, i to jest dla mnie bardzo ważne. Kolejny poziom to ten najbardziej niepewny, który jakoś łączy się z nieheteronormatywnością, z tym że nie mam dzieci, raczej nie będę ich miał i że, być może, książki są w jakimś sensie tym, co pozostawiam po sobie.

M.W.: Jaką literaturę według Pana można nazwać dobrą literaturą?

J.D.: Nie ma takich prawideł ogólnych. Dobre są konkretne książki i o konkretnej książce mogę Pani powiedzieć, że jest dobra. Natomiast nie przychodzą mi do głowy żadne przymiotniki, które zbiorczo potrafiłyby oddać tę cechę. „Lekki”, „ciężki”, „zabawny”, „posępny”, itp. można przypisać i do książek kiepskich, i znakomitych.

M.W.: Do jakiego czytelnika zwraca się Pan swoimi powieściami?

J.D.: Do tego, któremu się chce sięgnąć po moją książkę i ją czytać. Nie stawiam innych warunków wstępnych.

Warszawa, luty 2016

◆ Bücher ◆

Books – Livres – Książki

Integrative Übersetzungswissenschaft

Der zur Besprechung vorliegende Band¹ umfasst 15 Aufsätze, ein umfangreiches Vorwort der Herausgeberinnen sowie eine Bibliographie der von der Jubilarin verfassten Arbeiten. Kurze biografische Angaben zu den AutorInnen sowie ein Namensregister schließen das Buch ab.

Das Ziel der Herausgeberinnen und der AutorInnen ist es, mit dieser Festschrift das Werk der hervorragenden Posener Übersetzerin und Übersetzungswissenschaftlerin zu würdigen. Maria Krysztofiak-Kaszyńska ist nämlich eine weit über die Grenzen Polens bekannte und anerkannte Übersetzungswissenschaftlerin sowie Pädagogin, die in Kreisen der Germanistik, Skandinavistik und Komparatistik hochgeschätzt wird. Die Wissenschaftlerin oder – was in Bezug auf ihr Schaffen besser zutreffen dürfte – die Gelehrte überschreitet in ihren Texten und wissenschaftlichen Aktivitäten nicht selten diverse Grenzen: Grenzen von Sprachen, Kulturen, literarischen Gattungen und wissenschaftlichen Disziplinen. Und gerade solche Grenzüberschreitungen, die sich hinter dem Begriff „Transgression“ verbergen, bilden den thematischen Schwerpunkt der Festschrift.

Transgressionen in der Übersetzung werden in erster Linie verstanden als Hinausgehen über sprachliche und kulturelle Grenzen sowie Neuverhandlung kultureller Räume. Transgression kann auch in Anlehnung an die Vielfalt wissenschaftlichen Schaffens von Maria Krysztofiak-Kaszyńska als Interdisziplinarität in der Forschung verstanden werden, was in dem Band ebenfalls seinen Niederschlag findet. Gerade für eine fachübergreifende Übersetzungsforschung, die Ansätze von Philosophie, Hermeneutik, Ästhetik und Kultursoziologie vereint (Enkulturation des Übersetzers), plädiert die Jubilarin (vgl. S. 7). Und so versuchen die in dem Sammelband veröffentlichten Beiträge dem Postulat in der Weise gerecht zu werden, dass sie ein möglichst breites Spektrum an Themen abdecken und die grenzüberschreitende Dimension in Literatur und Übersetzung aus verschiedenen, darunter auch interdisziplinären, Perspektiven ausleuchten.

Da aus Platzmangel nicht auf alle Texte detailliert eingegangen werden kann, wird im Folgenden der Versuch unternommen, durch Besprechung von einigen und als repräsentativ erachteten Beiträgen (*pars pro toto*) ein Gesamtbild des Buches zu übermitteln.

¹ Sommerfeld, B./Kęsicka, K./Korycińska-Wegner, M./Fimiak-Chwiłkowska, A. (Hg.) 2016: Transgressionen im Spiegel der Übersetzung. Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Maria Krysztofiak-Kaszyńska. (Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur 15). Frankfurt am Main etc.: Peter Lang, S. 262.

In den Mittelpunkt der ersten drei Aufsätze rücken Transgressionen im Drama. Beispielsweise handelt es sich im Beitrag von Brigitte Schultze (S. 15–37) um übersetzerische Eingriffe in Čechovs „Drama na ochote“ („Drama auf der Jagd“). Es handelt sich um ein wenig beachtetes Werk des russischen Dramatikers, in „dem Überschreitungen – abhängig von den Rezipienten (Russen, Polen, Engländern usw.) – unterschiedliches Gewicht und unterschiedliche Bedeutung erlangen können“ (S. 15) Verglichen werden also Übersetzungen des Textes ins Polnische, Deutsche und Englische, wobei das Hauptaugenmerk auf die Darstellung des Polen Przechocki gerichtet wird. Kulturell gesehen (aus der Sicht russisch-polnischer Beziehungen) ist es nicht unwesentlich, dass die Figur allein durch ihren Vor- und Vaternamen klanglich sowie semantisch als Pole eingeführt wird. Die Analyse der Übersetzungen hat gezeigt, dass in Abhängigkeit vom Rezipienten, seiner Sprache und Kultur auch translatorisch in unterschiedlicher Weise vorgegangen wird, so dass der Originaltext dem Leser in gewisser Weise angepasst wird. Folglich kennzeichnet das englische Translat ein weitgehender Verzicht auf Akkulturation sowie eine Wahrung der russischen und polnischen Fremdheit, was einer verbreiteten Grundhaltung in englischen Übersetzungen entspricht. Die deutsche Übersetzung dagegen weist eine Nähe zum Ausgangstext, eine Verstärkung der Andersheit sowie eine moderate Akkulturation auf. In den (älteren) russisch-polnischen Übersetzungen hingegen sind Spuren der Beziehungen zwischen den beiden Ländern und Kulturen deutlich zu sehen: Anspielungen als Mittel zur Verständigung mit polnischen Rezipienten sowie eine Minderung der stark markierten russischen Andersheit (S. 33). Auch eine gewisse „Schonung“ des polnischen Lesers äußert sich z.B. darin, dass Fragmente getilgt werden, in denen Przechocki in negativem Licht dargestellt wurde. Solche beträchtlichen Unterschiede zwischen dem Original und den unterschiedlichen Übersetzungen zeugen ebenfalls von einer „semantischen“ Grenzüberschreitung zwischen Ausgangstext und Translat.

Einen äußerst interessanten Beitrag liefert Rainer Kohlmeyer, der auf eine originelle Weise (mit einer „Charmeoffensive“) die „charmante und gelehrte“ Adressatin der Festschrift zu ehren gedenkt (S. 62). Anhand eigener Übersetzungen Pierre Corneilles Jugendkomödien zeigt der Autor, wie das französische „Sprachkostüm“ vom Jahr 1630 „mit möglichst gegenwartssprachlicher deutscher Eloquenz“ versehen werden kann (S. 42). Um dieses Ziel erreichen zu können, solle man sich nicht nur auf die semantische Wiedergabe des Textes beschränken, sondern auch die Möglichkeiten der (in diesem Fall) deutschen Zielsprache in voller Breite ausnutzen. Unter anderem gehe es um die Schaffung einer lebendigen umgangssprachlichen Mündlichkeit im Rahmen des musikalischen Rhythmus und der Reimbindung. Anhand zahl- und (zu?) umfangreicher Zitate schildert Kohlmeyer, dass solch eine sprachliche Aktualisierung der Texte durch eine Übersetzung erreicht werden kann, die zwar frei im lexikalischen Detail ist, jedoch dem Ton der (in diesem Fall witzigen verbalerotischen) Konvention der Originale entspricht. Eine beachtenswerte Leistung des Übersetzers besteht somit darin, die Figuren heutiges Deutsch sprechen zu lassen und damit gezeigt zu haben, dass sie unsere Zeitgenossen sein könnten. Von einer Transgression kann hier also insofern die Rede sein, als es nicht nur um Übertragen aus einer Sprache in eine andere geht, sondern dass die Translation auch im diachronen Schnitt „ältere Ausgangssprache → neuere Zielsprache“ erfolgen kann.

Den Fragen der Onomastik in Dramen von Witkacy widmen sich in ihrem Beitrag Makarczyk-Schuster und Schuster (S. 65–79), denn „[d]er Übersetzer muss [auch] den Namen in eine andere Sprache übertragen;“ (S. 66). Dies erscheint umso relevanter, als Namen der Figuren im Theater mit Bedacht ausgewählt werden, so dass sie durch ihren Klang zu „sprechenden Namen“ werden (S. 68) und gewisse denotative Inhalte bergen. Die Autoren führen vor Augen, dass auf eine gelungene Übertragung von Namen (z.B. *Wanda Lektorowiczówna* als dt. *Wanda Lektrize*) mitsamt mitgegebenen Andeutungen und Assoziationen solche Faktoren Einfluss nehmen wie die systemischen Möglichkeiten der Zielsprache und fachliches Können des Übersetzers. Oft muss jedoch damit gerechnet werden, dass die im Originalnamen enthaltenen / angedeuteten Merkmale reduziert, erweitert oder überschossen werden.

Auf Transgressionen, u.a. auf die Grenzüberschreitungen sprachlicher, ästhetischer und kultureller Natur durch die Jubilarin geht Stolze in ihrem Beitrag (S. 91–103) ein. Nach der Autorin verlangt die übersetzerische Arbeit ein besonderes Wissen, das Kenntnisse zu Kulturen, Fachgebieten, Stilformen, Textstrukturen u.a. in den betroffenen Sprachen umfasst. Der Translator wirkt vermittelnd zwischen Sprachen und Kulturen, er verarbeitet in sich das Wissen von Eigenem und Fremdem, was eine Überwindung von Grenzen voraussetzt. Das Übersetzen sei eine soziale Handlung, die sich nicht im Verstehen von Texten erschöpfe, es solle vielmehr zu Texten hinüber führen, die für die Adressaten verständlich und in textsortengemäßer Weise formuliert sind (S. 95). Das Übersetzen ist untrennbar mit Inkulturation verbunden, was zur Folge hat, dass am Originaltext immer etwas verloren geht, aber durch Übersetzung wächst ihm auch etwas zu. Man hat es somit als Übersetzer(in) mit ständigem Überschreiten verschiedener Grenzen zu tun.

Sandrini (S. 105–119) setzt sich mit der Frage auseinander, ob man es bei der Übersetzung in Regional- und Minderheitensprachen auch mit einem Überschreiten von Sprach- und Kulturgrenzen zu tun hat. Am Beispiel des Deutschen als einer Minderheitensprache in Südtirol – einer autonomen Verwaltungseinheit mit italienischer Rechtsordnung – legt der Autor dar, dass Übersetzen als interlinguale Tätigkeit nicht unbedingt zugleich ein transkulturelles Phänomen ist. Z.B. werden Rechtsbeschlüsse der Landesregierung, die mehrheitlich aus Vertretern der Regional- und Minderheitensprache Deutsch besteht, ins Italienische übersetzt, wobei hier nicht zwischen Ausgangs- und Zielsprache unterschieden wird, da beide Texte gleichermaßen verbindlich sind. Da in diesem Fall Rechts- und Verwaltungstexte der Rechtsordnung der bestimmenden nationalen (italienischen) Mehrheitsgesellschaft in eine Regionalsprache übersetzt werden, wird hier das Übersetzen als eine interlinguale aber intrakulturelle (im Rahmen derselben Parakultur nach Vermeer 2006) Interaktion verstanden.

Ein besonderer Fall der Grenzüberschreitung, spezifische Formen des Transgressiven, liegen in der Audiodeskription von Kunstwerken vor. Der Theorie dieser „übersetzerischen“ Tätigkeit widmet sich Kęsicka in ihrem Beitrag (S. 145–158), die das Phänomen der Transgression als „Überschreitung von ethischen, sozialen und sogar körperlichen Grenzen“ (S. 145) betrachtet. Bei einer Audiodeskription kann von Transgressionen *par excellence* die Rede sein, da hier u.a. Grenzen zwischen Visuellem und Auditivem (Intermodalität), der Non-Linearität und Linearität der Perzeption, der Kunstsprache und der Verbalsprache (Intersemiose) überschritten

werden. All diese Dimensionen des Transgressiven werden von Kęsicka systematisch ausgearbeitet mit dem Fazit, dass Audiodeskription als Textform nicht offensichtlich definierbar ist und als Prozess der intersemiotischen Übersetzung zugeordnet wird. So konzipiert, bildet sie ein interessantes Forschungsfeld verschiedener Disziplinen.

Mit der polnischen Übersetzung des „5. Brandenburgischen Konzerts“ von Friederike Mayröcker befasst sich Beate Sommerfeld (S. 187–200). Texte wie die lyrischen von Mayröcker stellen immer eine nicht zu unterschätzende Herausforderung an den Übersetzer, da sie durch ihre Hermetik, ihre Lösung von Referenzbezügen eine Konzentration auf das Sprachmaterial erzwingen. Im gewissen Sinne hat man es dabei mit einer „Entsemantisierung der Sprache“ und der Exposition deren Materialität zu tun (S. 189), so dass man in gewissem Sinne von einer Aufhebung der das sprachliche Zeichen kennzeichnenden Bilateralität von *signifiant* und *signifié* im Saussureschen Sinne sprechen kann. Was bleibt, ist nur das Bezeichnende. Die polnische Übersetzung des besprochenen Gedichts durch Ryszard Wojnakowski bewahrt zwar die ästhetische Eigenart, u.a. den fließenden Rhythmus von Mayröckers Lyrik, jedoch zeigt sich der Übersetzer nicht an allen Stellen so sensibel für das subtile Netz von Bezügen, bei denen aus scheinbar nicht zusammenpassenden Elementen neue Bedeutungen erwachsen. So wird beispielsweise das Adjektiv *mollig*, mit dem auf die musikalische Tonart angespielt wird, als *puszyste* (dt. mollig, flauschig) übersetzt, wodurch der musikalische Bezug verloren geht.

Nach diesem bescheidenen Streifzug über ausgewählte Beiträge der Festschrift kann resümierend mit Vergnügen festgestellt werden, dass mit den wissenschaftlich anspruchsvollen und niveauvollen Aufsätzen die Autoren des Bandes das nahezu „transgressive“ wissenschaftliche, übersetzerische und pädagogische Werk der Jubilarin in gebührender Weise gewürdigt haben. Damit haben sie nicht nur einen eleganten und dankbaren Geburtstagsgruß der Jubilarin übermittelt, sondern auch die Wissenschaft von der Übersetzung als Überschreitung von Grenzen jeglichen Typs nach vorne gebracht.

Bibliografie

- Krysztofiak, M., 2013, Einführung in die Übersetzungskultur. Frankfurt/M.: Lang.
- Schulze, B., 2013, Geben und Nehmen: die polnischen Übersetzungen von Lermontovs Maskarad (1872, 1952) im Kontext polnisch-russischer Beziehungsgeschichten, in: Schmidt, H., J. Stellmann (Hg.), Lermontov neu bewertet – Lermontov revisited. München: Otto Sanger.
- Kohlhammer, R., 2015, Die Stimme im Text als tertium comparationis beim Literaturübersetzen, in: R. Stolze/J. Stanley/L. Cercel (eds.), Transnational Hermeneutics. Bucarest.
- Stolze, R., 2015, Hermeneutische Übersetzungskompetenz. Grundlagen und Didaktik. Berlin: Frank & Timme.
- Sandrini, P., 2002, Mehrsprachige Fachkommunikation: Wissens- und Kulturtransfer im Zeitalter der Globalisierung, in: L. Zybatow, (Hg.), Translation zwischen Theorie und Praxis. Frankfurt/M.: Lang.

Neue Publikation zur Sprache und Identität aus philologischer Perspektive¹

Identität ist ein Begriff, der bis heute in allen möglichen Dimensionen und aus allen denkbaren Perspektiven definiert wurde. Daher kann man über den „inflationären Gebrauch“ dieses Terminus sprechen. Desto willkommener sind aber Publikationen, in denen neue interdisziplinäre Forschungsperspektiven dargeboten und somit neue Forschungsfelder eröffnet werden. Philologische Einblicke in das alte jedoch immer aktualisierte Phänomen bieten Edyta Grotek und Katarzyna Norkowska mit dem Band „Sprache und Identität – Philologische Einblicke“. Der Band ist eben im Verlag Frank & Timme erschienen und greift das im Titel genannte Thema aus interdisziplinärer Perspektive auf.

Der Band wird mit einer Einführung der Herausgeberinnen eröffnet, in der sie die Karriere des im Zentrum des Sammelbandes stehenden „Inflationsbegriffs“² oder „Teflonwortes“³ besprechen. Danach erfolgt die Präsentation der Identität-Konzepte, die im Band kritisch diskutiert werden. Ergänzt werden diese theoretischen Ausführungen mit der Besprechung der Identität-Dimensionen, wobei der Schwerpunkt auf die sprachliche Perspektive gelegt wird.

Der erste thematische Teil ist der Behandlung der angesprochenen Thematik aus der **Literatur- und kulturwissenschaftlichen Perspektive** gewidmet. Karolina Sidowska befasst sich mit der Problematik des Verlustes und Wiederfindung der Identität im Roman „Du stirbst nicht“ von Kathrin Schmidt. Im Lichte der Identitätstheorien bespricht die Autorin die lange Suche nach der Identität der Protagonistin des Romans, was durch Kontakt zu Mitmenschen und v. a. durch die Sprache erfolgt. Der nächste Beitrag von Aleksandra Bovt ist der Sprache der Liselotte von der Pfalz im Kontext des höfischen Kommunikationsideals gewidmet. Die empirische Basis für die Analyse stellen Briefe dar, in denen jedoch keine typischen Themen angesprochen werden, sondern wenig schmeichelhafte Beschreibungen der Höflinge, physiologische Vorgänge und skatologische Witze. Dies wird von der Beitragsautorin anhand

¹ Grotek, Edyta, Norkowska, Katarzyna (2016): *Sprache und Identität – Philologische Einblicke*. Berlin: Frank & Timme, 346 S.

² Vgl. Brunner, Karl-Michael (1987): *Zweisprachigkeit und Identität*. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 44, S. 57–75.

³ Vgl. Antos Gerd (2014): „*Tarnkappen-Rhetorik*“. *Zur Rhetorik einer sich selbst überzeugende Selbsttäuschung*. In: Antos, G., Fix, U., Radeiski, B. (Hrsg.): *Rhetorik der Selbsttäuschung*. Berlin, S. 89–113.

der Komplimente und Anekdoten exemplifiziert. Małgorzata Klientak-Zabłocka thematisiert das Problem der Identität im Lichte des Streits um Nachlass von Franz Kafka. Im Zentrum ihres Interesses steht die Sprache von Kafka, oder besser gesagt die Sprachen von Kafka, da der Schriftsteller polyglott war. Er sprach Tschechisch, Deutsch, Hebräisch, Ivrith, Jiddisch, was auch zu Identitätsproblemen führen konnte. Die sprachliche Identität steht auch im Fokus des Beitrags von Małgorzata Jokiel. Die Verfasserin thematisiert diesen Aspekt am Beispiel der Migrationsschriftsteller polnischer Herkunft (Artur Becker, Dariusz Muszer), die ihre Werke auf Deutsch schreiben und teilweise ins Polnische übersetzen (lassen). Im Falle von Becker lassen sich in seinem Schaffen Motive der Transkulturalität und Transnationalität entdecken. Muszer ist Selbstübersetzer. Im Werk und in der Tätigkeit von beiden lassen sich aber Spuren ihrer polnischen Herkunft entdecken. Monika Wójcik-Bednarz behandelt den Roman von Sabine Gruber „Stillbach oder die Sehnsucht“ aus der Perspektive der integrativen Identitätswürfe. An den Identitätsdiskurs nach 1989 zwischen den DDR-Bürgern und den Ostdeutschen knüpft Katarzyna Norkowska an. Sie behandelt das Problem der literarischen Texte mit der identitätstiftenden Funktion, wodurch sie eine Forschungsfrage formuliert, ob es eine ostdeutsche Identität gebe. Die sog. Wendekinder sind Thema der Studie von Natalia Chodorowska. Die Basis für die Analyse ist das Erinnerungsbuch von Jana Hansel „Zonenkinder“. Kulturgeschichtlich ausgerichtet ist die Studie von Barbara Sapała. Sie konzentriert sich auf die Rolle des Hauskalenders bei der Bildung von Vertriebenen-Identität. Die Verfasserin analysiert das „Ermländische Hauskalender“ aus den Jahren 1950–1960 und versucht dabei, eine Typologie der typischen Denkmuster in Sachen Vertriebene zu erstellen. Katarzyna Chlewicka behandelt die regionale Identität im königlichen Preußen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und dies anhand der Pressebeiträge. Musikschriften des 19. Jahrhunderts stehen im Fokus der Studie von Katarzyna Szczerbowska. Diese dienen als Grundlage für die Analyse der Komponistenbilder. Der literaturwissenschaftliche Teil des Bandes wird mit dem Beitrag von Gabriela Jelitto-Piechulik abgeschlossen. Die Autorin behandelt in dem Text das kulturelle Bild der Deutschen im Lichte „Der Bilder deutscher Städte“ von Ricarda Huch.

Der sprachwissenschaftliche Teil des Sammelbandes umfasst 17 Beiträge, in denen die Titelproblematik aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet wird. Der Teil beginnt mit dem Beitrag von Waldemar Czachur, in dem die sprachlichen Muster am Beispiel der Bezeichnung *Friedliche Revolution* behandelt werden. Die Analyse erfolgt aus der Perspektive der sog. kultursensitiven Linguistik. Katarzyna Mucha bespricht das Thema der Selbst- und Identitätsgestaltung und dies in kognitionslinguistischer Perspektive. Die Grundlage der Analyse stellen Briefe des 20. Jahrhunderts dar. In diese Perspektive der Betrachtung reiht sich auch der Text von Kirsten Sobotta ein, die Tagebuchaufzeichnungen einer Bürgerlichen aus den Jahren 1888/89 unter dem Aspekt der Identitätskonstruktion analysiert. Daraus ergibt sich ein mehr oder weniger komplettes Bild einer typischen bürgerlichen Hausfrau seiner Zeit. Susanne Tienken macht Online-Trauerforen zum Gegenstand ihrer Analyse, und dies unter dem Aspekt der sozialen Kategorisierungen und relationalen Identitätszuweisungen. Die Autorin exemplifiziert das am Beispiel der sog. Sternenkinder und Strenenmmas,

die zu bestimmten Kategorien werden. In den aktuellen Flüchtlingsdiskurs schreibt sich der Beitrag von Dorota Kaczmarek ein. Sie befasst sich mit der medialen Profilierung der Identitätsfrage und der Solidarität in Polen. Identitätsstiftung im Rechts-Extremismus am Beispiel der Facebook-Seiten der Partei „Die Rechte“ steht im Fokus der Studie von Georg Schuppener. Der Verfasser geht dabei von der Annahme aus, dass die Sprache selbst Teil der Identität sei, was die in seiner Analyse enthaltenen Belege bestätigen. Es handelt sich v.a. um die Selbstbezeichnungen, die deutlich identitätsstiftend sind. Phonetische Phänomene als Identitätsmarker sind das Thema des Beitrags von Artur Tworek. Der Autor bespricht die Manifestation phonetischer Identität auf der segmentalen Ebene, und zwar am Beispiel der /r/-Konsonanten. In den Bereich der Onomastik überführt den Leser Edyta Grotek mit ihrem Beitrag zur Onomastik. Sie betrachtet Onyme als Identitätsträger und unternimmt einen Versuch, dies am Beispiel von Thorn im 19. Jahrhundert zu exemplifizieren. Es wird dabei eine Typologie der Benennungsmotive der Straßen und Objekte in der Stadtlandschaft entworfen, anhand dessen deutlich wird, dass sich in der jeweiligen Stadtonomastik – hier Thorn im 19. Jh. – sowohl Geschichte als auch Kultur widerspiegeln. Der deutschsprachige koloniale Diskurs und die Frage nach der Identität stehen im Zentrum der Analyse von Wolfram Karg. Der Autor bestätigt in seiner Analyse, dass die Stadt eine wichtige Rolle bei der Identitätskonstruktion spielt. Barbara Hans-Bianchi konzentriert sich auf die Konstitution und Beibehaltung einer eigenen ethnisch-kulturellen und sprachlichen Identität der Pennsylvaniadeutschen. Elemente, die diese Identität konstruieren sind Kultur, Religion, Sprachrepertoire, Orthographiepraktiken, Schreib- und Lesepraktiken. Die Thematik der Identität bei den Migranten wird von Karim Siebenreicher Brito aufgenommen. Die zentrale Frage bei der dargestellten Analyse lautet, wie die mehrsprachigen in Deutschland lebenden brasilianischen Migranten ihre Identität erleben. Dies wird vom Autor mit Hilfe von Interviews ermittelt. Daniela Pelka greift in ihrer Studie das Thema der nationalen Identität durch Sprache in Oberschlesien auf. Ihre Studie stützt sich auf der Analyse der Minderheitenzeitschriften für junge Deutsche in Polen: *Antidotum*, *VDH-Mitteilungen*, *vitamin.de*, *CUE*, *KEKS*, die im Lichte der Untersuchung als Stifter der nationalen Identität betrachtet werden können. Die Frage der Bildungssprache an den türkischen Hochschulen wird von Tevfik Eikz in der nächsten Studie behandelt. Nach der kurzen Darstellung des türkischen Bildungssystems diskutiert der Verfasser das Problem des Englisch-Einsatzes als Unterrichtssprache, und das unter drei Aspekten: Sprache und Identität, Sprache und Denken, Sprache und Kultur. Identität durch Sprache steht im Mittelpunkt der Studie von Eleni Peleki. Die Autorin thematisiert dies anhand einer empirischen Studie zur Identität der Schüler mit Deutsch als Erst- und Zweitsprache an deutschen Grundschulen und entwickelt daraus die Möglichkeiten der Implementierung der gewonnenen Ergebnisse für die Deutschlehrerausbildung. Polnischstämmige Schüler in Deutschland und die Frage deren Identität und Sprachkompetenz sind die zentralen Fragen der Analyse von Hanna Pułaczewska und Rupert Hochholzer. Die Grundlage des Beitrags stellen Ergebnisse einer Untersuchung dar, die in Form von Interviews durchgeführt wurde. In diese Problematik reiht sich auch der Beitrag von Jarochna Dąbrowska-Burkhardt ein.

Die Autorin behandelt dies am Beispiel der polnischen Sprache in Deutschland. Der Sammelband wird mit der Studie von Monika Olcha zur Interpretation der Identität im Rahmen der Blending-Theorie⁴ abgerundet.

Wie die vielfältigen Perspektiven zeigen, aus welchen die Autorinnen und Autoren der Beiträge des Sammelbandes „Sprache und Identität – Philologische Einblicke“ die Thematik der Identität zu beleuchten versuchen, ist der behandelte Begriff facettenreich und eigentlich schwer eindeutig zu bestimmen. Die präsentierten Proben der Annäherung an das Verständnis und Bestimmung des Terminus sind als mehr als gelungen zu bewerten, weil die Verfasserinnen und Verfasser der Texte mit ihren Studien neue Forschungsfelder eröffnen und -richtungen zeigen. Die dargebotenen Studien lassen daher den im Mittelpunkt des Bandes stehenden Begriff um zusätzliche semantische und kulturelle Aspekte erweitern und bereichern. Aus dieser Perspektive ist der zu besprechende Band jedem Leser zu empfehlen, der an den Fragen und Facetten des *Identität*-Begriffs interessiert ist. Der Empfängerkreis geht sicherlich über Literatur- und Sprachwissenschaftler weit hinaus, denn jeder kann in dem Band etwas Interessantes für sich finden. In Zeiten der steigenden Migration und der damit verbundenen Probleme scheint die von den Herausgeberinnen des Werkes aufgenommene Thematik daher besonders relevant zu sein.

Bibliographie

- Antos Gerd (2014): „*Tarnkappen-Rhetorik*“. *Zur Rhetorik einer sich selbst überzeugende Selbsttäuschung*. In: Antos, G., Fix, U., Radeiski, B. (Hrsg.): *Rhetorik der Selbsttäuschung*. Berlin, S. 89–113.
- Brunner, Karl-Michael (1987): *Zweisprachigkeit und Identität*. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 44, S. 57–75.
- Fauconnier, Gilles (1994): *Mental spaces: Aspects of Meaning, Construction in Natural Language*. Cambridge.
- Grotek, Edyta, Norkowska, Katarzyna (2016): *Sprache und Identität – Philologische Einblicke*. Berlin.

⁴ Vgl. Fauconnier, Gilles (1994): *Mental spaces: Aspects of Meaning, Construction in Natural Language*. Cambridge.

Kinderwörterbücher – lexikographisch, psychologisch, didaktisch

Die Monographie (zugl. Habil.-Schrift, Universität Gdańsk 2014) von Magdalena Lisiecka-Czop, Magdalena (2013)¹ widmet sich der Problematik der *Kinderwörterbücher*, einem lexikographischen Bereich, der von der Verfasserin selbst als ein „Stiefkind der deutsch-polnischen Lexikografie“ (Lisiecka-Czop 2008a) bezeichnet wurde.

Den Aufbau der Studie bestimmen vier grundlegende Untersuchungsperspektiven:

- metalexikographisch,
- entwicklungspsychologisch und entwicklungslinguistisch,
- historiographisch,
- glottodidaktisch.

Ausgegangen wird von Grundbegriffen der zweisprachigen Lexikographie wie *Wörterbuch, Skopus, Direktionalität, Wörterbuchtypen und -funktionen, Wörterbuchbenutzer, Mikro- und Makrostruktur, das Lemma, die Äquivalenz* (Kap.1), über die die Autorin zu einer *Kinderwörterbuchdefinition* gelangt (Kap. 1.5).

Eine solide entwicklungspsychologische und glottodidaktische Untermauerung enthält Kap. 2, das u. a. eine Diskussion der psycholinguistischen Modelle der menschlichen Entwicklung sowie Beschreibung der Etappen des Fremdsprachenunterrichts unter Bezug auf den Einsatz von Wörterbüchern umfasst.

Im Kap. 3 wird die historische Entwicklung der Textsorte ‚Kinderwörterbuch‘ verfolgt. Der Teil enthält zahlreiche Querverbindungen zur Kinderlexikographie mit Englisch und Französisch, besondere Aufmerksamkeit gilt allerdings den bebilderten Kinderwörterbüchern seit dem 17. Jh. in Deutschland und der Geschichte der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Kinderwörterbücher.

Im nächsten Kapitel werden gegenwärtige Kinderwörterbücher (Erscheinungszeit 1990–2010) des Sprachenpaars Deutsch und Polnisch nach den vorher metalexikographisch erarbeiteten mikro- und makrostrukturellen Kriterien charakterisiert (Kap.1).

Separate Textabschnitte sind solchen Problembereichen wie: Stelle der Kinderwörterbücher im Verlagswesen (Kap. 4.3), Multimedialität (Kap. 4.5), Übersetzungsäqu-

¹ Die Arbeit mit dem Titel *Kinderwörterbücher. Lexikografische und glottodidaktische Eigenschaften am Beispiel deutsch-polnischer und polnisch-deutscher Wörterbücher* und Umfang von 353 Seiten ist 2013 bei Peter Lang Verlag in der Reihe *Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur* (hrsg. von Stefan K. Kaszyński, Andrzej Kałny und Maria Krzysztofia) als Band 10 erschienen.

ivalente (4.7.2), Text-Bild-Verhältnisse (4.8) (im zeitgenössischen Untersuchungsteil), Kultureme und Realienbezeichnungen (Kap. 1.3.), Abgrenzungen zwischen Kinderwörterbüchern und Kindersachbüchern (Kap. 1.6.2) (im theoretisch-terminologischen Teil) gewidmet.

Im Kap. 5 werden Fehler in deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Wörterbüchern analysiert, darunter kritikwürdige Entscheidungen der Wörterbuchautoren.

Den Fragen der Fehler galt die Aufmerksamkeit der Verfasserin übrigens vorher, vgl. dazu z. B. Lisiecka-Czop (2008b).

Das Fokus der Arbeit liegt in der Ermittlung des glottodidaktischen Potentials der Kinderwörterbücher. Die Verfasserin untersucht darauf fünf (gemäß der eigenen Erkundung) am häufigsten didaktisch gebrauchte Kinderwörterbücher (darunter polnisch-deutsche, deutsch-polnische, ein mehrsprachiges Wörterbuch) ausgehend von ihrer Funktion im didaktischen Prozess, die als A-Z (alphabetische Anlegung des Wörterverzeichnisses), interaktiv, polyakzessiv, begrifflich, mehrsprachig interpretiert wird (Kap. 6). Die glottodidaktische Evaluation verläuft nach der metalexikographischen Qualität des Wörterbuchs (aufgegriffen werden die eingangs im Kap. 1 erstellten Kriterien) und seinen Einsatzmöglichkeiten im Fremdsprachenlern- und Lehrprozess.

Die einzelnen Abschnitte sind jeweils hinreichend wissenschaftlich-sachlich gesichert, so z. B. bei solchen lexikographisch und glottodidaktisch relevanten Fragen wie die phonetischen Angaben im Wörterbuch, landes- und kulturspezifische Bezeichnungen, Typographie der Wörterbücher.

Lohnend ist die Auseinandersetzung mit den neusten Fragen der geisteswissenschaftlichen Forschung wie den bereits erwähnten Text-Bild-Relationen².

Die Visualisierung der Kinderperspektive wird dem Leser der Monographie durch die über fünfzig im Text eingefügte Illustrationen (Seitenabbildungen aus gedruckten und digitalen Wörterbüchern) erleichtert.

Die Aufführung von selbstkonstruierten Übungsbeispielen zu den einzelnen glottodidaktisch ausgewerteten Wörterbüchern (Anhang) rundet das Anliegen ab.

Kinderwörterbücher sind Arbeiten, die in der Lexikographie hinsichtlich des kleinen Umfangs (nach Angaben der Autorin von ca. 500 bis ca. 2000 Wörter), kleiner und als eher marginal betrachteter Leserkreise (Kinderwörterbücher werden schließlich von Erwachsenen geschrieben) bis jetzt nur selten wissenschaftliches Interesse geweckt haben, geschweige denn ganzheitlich monographisch bearbeitet wurden.

Die Monographie gleicht dieses Defizit mit gezielter theoretischer Verankerung, methodologischer Sorgfalt und detaillierter empirischer Auswertung aus.

Barbara Komenda-Earle, Szczecin

² Die Sprache-Bild-Relationen wecken in der letzten Zeit immer größere Aufmerksamkeit von Linguisten unterschiedlicher Forschungsrichtungen, vgl. dazu solche umfangreiche Publikationen neueren Datums wie z. B. Balsliemke (2001), Opiłowski (2006) Stöckl (2004, hierzu vgl. auch die Besprechung von Wetzchewald 2004).

Bibliographie

- Balsliemke, Petra (2001): „*Da sieht die Welt schon anders aus*“. *Phraseologismen in der Anzeigenwerbung. Modifikation und Funktion in Text-Bild-Beziehungen*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. 339S.
- Lisiecka-Czop, Magdalena (2008a): *Kinderwörterbücher – ein Stiefkind der deutsch-polnischen Lexikographie?* In: Bartoszewicz, Iwona/ Szczęk, Joanna/ Tworek, Artur (Hgg.): *Lingistica et res cotidiana* (Linguistische Treffen in Wrocław, Vol. 2). Wrocław, Dresden: ATUT/ Neisse Verlag, S. 191–198.
- Lisiecka-Czop, Magdalena (2008b): *Falsche Freunde, wahre Freunde – Bemerkungen aus lexikografischer Sicht*. In: Lipczuk, Ryszard/ Jackowski, Przemysław (Hgg.): *Wörter und Wörterbücher. Übersetzung und Spracherwerb*. Hamburg (Reihe Stettiner Beiträge zur Sprachwissenschaft 1), S. 77–90.
- Lisiecka-Czop, Magdalena (2013): *Kinderwörterbücher. Lexikografische und glotto-didaktische Eigenschaften am Beispiel deutsch-polnischer und polnisch-deutscher Wörterbücher*. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang (= Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur. Hrsg. v. Stefan K. Kaszyński, Andrzej Kątny und Maria Krzysztofiak, Bd. 10). 353S.
- Opiłowski, Roman: *Intertextualität in der Werbung der Printmedien. Eine Werbestrategie in linguistisch-semiotischer Perspektive*. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 2006. + 1 CD-ROM (= Kulturwissenschaftliche Werbeforschung; 5). 394S.
- Stöckl, Hartmut (2004): *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text*. Berlin, New York [u. a.]: de Gruyter. 421S.
- Weckchewald, Marcus (2004): *Stöckl, Hartmut (2004): Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild im massenmedialen Text*. Berlin, New York [u. a.]: de Gruyter. 421S. <http://www.linse.uni-due.de/rezensionen-356> (Buchbesprechung) (letzter Zugang 11.09.2017)

W kręgu Karla Krausa i *Die Fackel*

Karl Kraus wymyka się jednoznacznym osądom i bezrefleksyjnemu szufladkowaniu. Dla Hansa Weigla był swoistym ‘systemem zamkniętym’ i ‘jednoosobowym kościołem’¹, dla Bertolta Brechta natomiast ‘pierwszym pisarzem swych czasów’². Werner Kraft ochrzci bohatera recenzowanej rozprawy mianem ‘zwiastuna nadchodzącego chaosu’³, zaliczając go w poczet ‘buntowników intelektu’⁴, a Edwin Hartl określi jako przeciwnika germanistów, choć niekoniecznie germanistyki.⁵ Podczas gdy Dietrich Simon dostrzeże w nim ‘jednego z najbardziej bezlitosnych krytyków mieszczańskości’⁶, a Kurt Krolop ‘obrońcę udręczonych i umęczonych’⁷, Karel Čapek wskaże na tę właściwość pisarstwa i stojącego za nim rysu osobowościowego satyryka, którą bardzo dobitnie eksplikuje książka *Karl Kraus i jego czasopismo „Die Fackel”* Aleksandry Stepanów⁸, a mianowicie jego ponadczasowość, wynikającą z nieco paradoksalnego połączenia cech zdawałoby się sprzecznych: bo dla Čapka Karl Kraus to z jednej strony twórca – jak byśmy to dzisiaj powiedzieli – ‘nie na czasie’, z drugiej natomiast – i dzięki temu właśnie – bardzo aktualny: „głos przeszłości i przyszłości zarazem”⁹, a więc ktoś, kto odwołuje się do jakiegoś moralnego rdzenia człowieczeństwa, bezpardonowo ganiąc obłudę, zakłamanie czy zwyczajną nieuczciwość, by w ten sposób dotknąć prawdy i dać swym czytelnikom choćby odrobinę wolności

¹ Zob. Hans Weigel: *Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Versuch eines Motivenberichts zur Erhellung eines vielfachen Lebenswerks*. München 1972, s. 9.

² Zob. Bertolt Brecht, za: Helmut Arntzen: *Karl Kraus und die Presse*. [Literatur und Presse. Karl-Kraus-Studien, hg. v. Helmut Arntzen, Bd. 1]. München 1975, s. 99.

³ Zob. Werner Kraft: *Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes*. Salzburg 1956, s. 15.

⁴ Zob. tytuł książki Wenera Krafta: *Rebellen des Geistes. Lessing – Seume – Leo Schestow – Hermann Broch – Wittgenstein – Karl Kraus – Paul Valéry*. Stuttgart i in. 1968.

⁵ Zob. Edwin Hartl: *Warum Karl Kraus gegen die Ästheteten war*. W: *Karl Kraus. Ästhetik und Kritik*. Kraus-Symposium Poznań. Hg. v. Stefan Kaszyński und Sigurd Paul Scheichl. [Sonderband der Kraus-Hefte]. München 1989, s. 23–28, tutaj s. 28.

⁶ Zob. Dietrich Simon: *Karl Kraus. Stimme gegen die Zeit*. W: Kurt Krolop/Dietrich Simon: *Kommentare zu Karl Kraus*. Beiheft zur dreibändigen Karl-Kraus-Auswahl. Berlin b.r., s. 3–88, tutaj s. 3.

⁷ Zob. Kurt Krolop: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus*. Berlin 1987, s. 22.

⁸ Aleksandra Monika Stepanów: *Karl Kraus i jego czasopismo „Die Fackel”*. Wydawnictwo Naukowe PWN, Warszawa 2016, ss. 428

⁹ Zob. Karel Čapek, za: Paul Schick: *Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1965, s. 152.

czy pokazać, że wolność odzyskać się da, jeśli pozwoli się sobie na krytycyzm wobec wykwitów skomercjalizowanego pseudointelektualnego mainstreamu.

Publikacja Aleksandry Stepanów jest więc pracą z jednej strony o człowieku, z drugiej natomiast – realizacji jego idei, idei materializującej się przez 37 lat w formie szeroko recypowanego czasopisma, przyjmowanego czy to z entuzjazmem, czy z dezaprobatą; stanowiącego świadectwo niezmałowanej wiary w sens satyry, odkrywania słabości i małości. Z takiego pomysłu na pracę wynika też jej struktura, przejrzysta, nie budząca wątpliwości, logiczna. Po klasycznym wprowadzeniu w tematykę studium, określeniu metody badawczej i tez, naszkicowaniu głównych tendencji w stanie badań i przedstawieniu rysu historycznego, a także – o czym warto nie zapominać – wskazaniu na trudności związane z analizą, przekładem, interpretacją tekstów Krausa, Autorka pochyła się zatem nad z gruntu niepokornym bohaterem swej rozprawy – twórcą nieszablonowym, niezależnym, niewykłanym. Z kart pracy wyłania się więc portret intelektualisty nie stroniącego od autostylizacji, mówiącego o sobie na łamach swego periodyku przecież wiele, a z drugiej strony chroniącego prywatność i świadomie dystansującego się od rodziny; dziecka zamożnych rodziców, mogącego pozwolić sobie na wiele – choćby swobodę wypowiedzi, nieoglądanie się na mody i nastroje. To przywilej dany niewielu. Aleksandra Stepanów sprawnie charakteryzuje zarówno osobliwy sposób pracy, jak też obszary zainteresowań i talenty Austriaka: jego słabość do teatru i aktorek, operetek Offenbacha i łaciny, szacunek do języka: językowej poprawności i bogactwa. Czytając teksty Krausa czy opisy jego prelekcji i wykładów, tego ‘swoistego teatru jednego aktora’, trudno uwierzyć w znamionujące go nieśmiałość i lękliwość. A przecież za takiego uchodził. Lękliwość, nieśmiałość, posunięty do granic przyzwoitości czy nieprzyzwoitości perfekcjonizm to niemały bagaż. W ujęciu Aleksandry Stepanów jest wreszcie Kraus twórcą wywołującym odczucia skrajne, gromadzącym wokół siebie tyleż grono zafascynowanych wielbicieli, co nieprzejednanych wrogów. Dla wielu niewygodny i dlatego może właśnie większą estymą darzony poza Wiedniem aniżeli w samej naddunajskiej metropolii. Człowiek nocy i przyrody, zwłaszcza wody, niecierpiący znanych zabytków i tłocznych muzeów, przywiązany do przestrzeni swego gabinetu wypełnionego ściśle określonymi przedmiotami. Żyd, który przyjmuje wiarę katolicką, by po dwunastu latach oficjalnie ją porzucić. To pewnie też część stylizacji niezależności albo po prostu próba poszukiwania kręgosłupa konfesyjnego. Wysoko oceniam te fragmenty tej części książki, w których Autorka fakty z życia czy informacje o przekonaniach pisarza konfrontuje z wizją wyłaniającą się z jego tekstów zamieszczonych w *Die Fackel*. Mam tu na myśli na przykład dywagacje na temat tzw. ‘apolityczności’ Krausa czy jego stosunku do żydowskiego pochodzenia.

Czytając kolejne dwie części pracy poświęcone zarówno ogólnej charakterystyce periodyku *Die Fackel*, jak też przybliżające jego tematykę, trudno oprzeć się wrażeniu, że czasopismo Krausa nie było fanaberią czy kaprysem rozpieszczonego własnym stanem posiadania rentiera, lecz projektem, za którym stało coś więcej – jakieś utopijne nieco pragnienie sprawiedliwości i równości (choć oczywiście z charakterystycznymi dla epoki zastrzeżeniami), jakaś potrzeba tępienia wszelkich

przejawów moralnego zamętu, etycznej degrengolady, wiara w możliwość oczyszczenia społeczeństwa z zatruwających, zaśmiecających je zjawisk i przejawów zgnilizny, w tym korupcji; wiara wreszcie w człowieka, a nade wszystko intelektualistę, będącego w stanie odsiać intelektualne ziarno od plew, bezwartościowej papki informacyjnej serwowanej przez media kształtujące opinię publiczną. Bo czasopismo *Die Fackel* to przede wszystkim subiektywne dzieło jednego twórcy, stojącego za koncepcją, stroną finansową przedsięwzięcia, sposobem jego realizacji i kształtem krystalizującej się w nim wizji rzeczywistości. Nie było też produktem dla każdego i nikogo nie zamierzało przysłowiowo niszczyć. Miało uczyć, uwrażliwiać, uczyć krytycznie czytać i myśleć. Jego lektura wymagała i wymagać miała skupienia, czasu i koncentracji, bo Kraus nie zwykł był obchodzić się z czytelnikiem łagodnie: lubił cytaty, paradoksy, antytezy, synkretyzm stylistyczny, zdania pisywał zawiłe, nierzadko długie, wymagające kilkakrotnego oglądu, chętnie posługiwał się polemiką i satyrą. Spoglądając na Krausa przez pryzmat części publikacji poświęconych sameму czasopismu, trudno oprzeć się wrażeniu, że było w nim coś ze zdesperowanego zapaleńca, którego ostateczną słabość miało stanowić to, co pierwotnie stanowiło o jego sile: niezależność. Satyra w tym wypadku urasta do rangi oręża człowieka uświadamiającego sobie granice własnej siły i bezsilności, możliwości i niemożności.

Cenną i informatywną, bardzo obszerną część studium stanowią rozważania poświęcone tematyce dominującej w periodyku Krausa. Aleksandra Stepanów przybliżyła to zagadnienie, wyodrębniając siedem zasadniczych obszarów problemowych występujących w czasopiśmie i poprzedziwszy te partie tekstu przekonująco sformułowanym uzasadnieniem takiego właśnie klucza interpretacyjnego. Sporo tu więc czytamy o krytycznym stosunku Krausa do znanej mu z autopsji prasy, ale też jej napuszonego ornamentami, frazesami czy sloganami języka, z gruntu sprzedajnego zawodu dziennikarza czy konkretnych dziennikarzy płci obojga. Bardzo dobrze Autorka czuje się we fragmentach dotyczących miejsca kwestii prawniczych w periodyku Krausa, jego stosunku do prawa i bezprawia, prawników, ale też osobistych doświadczeń pisarza z austriackim wymiarem sprawiedliwości. Rozdział ten stanowi niemal płynne przejście do kolejnego kręgu problemowego, jaki stanowi „obyczajność i seksualność” (s. 195), bowiem Kraus rozdziela moralność od erotyki, tę ostatnią wyłączając ‘spod władzy i działania norm i ustaw’. Nie opowiada się też – z drobnymi wyjątkami – za równouprawnieniem kobiet, ani otwarciem dla nich rynku pracy, z wyłączeniem jednak teatrów i domów publicznych. Fenomen prostytucji pojmuje szeroko, przenosząc go także na płaszczyznę umysłu i wszelkich praktyk o charakterze sprzedajnym. Bez ogródek pisze o tzw. podwójnej moralności i syfilisie, broni kobiet i homoseksualistów. A czyni to swym wyjątkowym i specyficznym językiem, o którego wyjątkowości i specyfice traktuje rozdział kolejny tej części książki. To bodaj najbardziej hermetyczna część pracy, wprowadzająca w tajniki koncepcji języka pisarza – orędownika niemieczyny, człowieka, dla którego nabożny stosunek do języka stanowił *conditio sine qua non* jego egzystencji twórczej, bo jego swoista ‘walka o język’ była tak naprawdę niczym innym jak ‘walką o człowieka’, czyli walką przeciw ‘manipulacji językiem’, to jest ‘manipulacji człowiekiem’. Z rozdziału poświęconego problematyce I wojny światowej w *Die*

Fackel wyłania się obraz Krausa – pacyfisty stojącego na uboczu, zachowującego dystans wobec fanatyzmu, spoglądającego z troską na życie codzienne w czasach nieludzkich, pytającego o przyczyny, sprawnie lawirującego między obostrzeniami cenzury, mądrze korzystającego z oręża milczenia w obliczu bezsilności, szczególnie krytycznie odnoszącego się do literatów pozostających na usługach propagandy, ale też do prasy i dziennikarzy brukających misterium życia i umierania, pozbawionych wrażliwości, żądnych zysku i sensacji, serwujących ogłupiałej publiczności relacje z teatru wojny, reportaże z niemal sielskich ‘wypadów’ na front. Rozdział szósty przybliży meandry metamorfoz poglądów politycznych Krausa – ‘fanatycznego niepolityka’, jak siebie sam zwykł był nazywać; pokazuje go jako krytycznego obserwatora przemian politycznych, jakie dane mu było przeżyć w austriackiej ojczyźnie, i bezwzględного recenzenta poczyną obłudnych polityków – często nierozumianego i osamotnionego w swych poglądach i umiejętności dostrzegania więcej i patrzenia wnikliwiej aniżeli jego otoczenie zobaczyć potrafiło czy chciało; rozczarowanego i coraz bardziej świadomego własnej niemocy. Rozdział siódmy to próba spojrzenia na problematykę kultury w czasopiśmie wiedeńczyka, rozumianej przede wszystkim jako sztuka, szczególnie literatura, teatr, muzyka, ale też artysta – modelowy ‘człowiek przyszłości’, autonomiczny wizjoner, bogaty w fantazję i osobowość. Kraus jawi się tu jako przeciwnik sztuki masowej, uważny analityk nowych tendencji w sztuce mu współczesnej; miłośnik teatru i orędownik przemożnej roli słowa w teatrze, piętnujący wszelkie zjawiska pozwalające na tuszowanie dyletantyzmu aktora; obnażający przejawy korupcji na rynku wydawniczym, zjawisko plagiatów, zalew tekstów literackich marnej jakości; ceniący operetkę, zauważający symptomy jej degeneracji; trzeźwo patrzący na rozwój nowych mediów. Szczególnie dobrze w tej części książki wypadają fragmenty o charakterze polemicznym, w których Autorka prezentuje wyniki własnych dociekań, stojące w sprzeczności wobec sądów innych badaczy czy samego Krausa. Tak się dzieje m.in. w kontekście oceny rzekomego radykalizmu, apolityczności, konserwatyzmu kulturowego Krausa, domniemanego związku między jego żydowskim pochodzeniem a problematyką języka, rozdzwiewku między oficjalną diagnozą stanu wiedeńskiego dziennikarstwa doby modernizmu czy poziomu sceny muzycznej Wiednia początku XX wieku a ich wizją na łamach *Die Fackel*. Bardzo pozytywnie oceniam też partie rozprawy, w których Badaczka zastanawia się nad przyczynami konkretnych zjawisk, np. usiłuje wyjaśnić, dlaczego w periodyku Krausa występuje więcej artykułów dotyczących polityki zagranicznej cesarstwa aniżeli polityki wewnętrznej, czy dlaczego brak w nim rozważań odnoszących się do opery.

Czy projekt Krausa był projektem potrzebnym? Był potrzebnym, bo w niemalym stopniu stanowił płaszczyznę ekspresji jego twórcy i właściciela w jednej osobie, świadectwo jego twórczych, zarówno tematycznych, jak też formalnych metamorfoz, co każe Autorce książki wyodrębnić sześć faz rozwoju czasopisma, z jednej strony związanych z sytuacją polityczną ojczyzny pisarza, z drugiej natomiast odzwierciedlających jego ‘rozwój osobowy’. Periodyk ten był jednak potrzebny też dlatego, że intrygował, szokował, denerwował i drażnił, czyli pobudzał czytelników do jakiegokolwiek wysiłku myślowego. I wydaje się, że był projektem udanym – także

dlatego, że jego idee przetrwały do dziś, co wyraźnie pokazują fragmenty rozprawy odnoszące się do poglądów Krausa na temat pułapek konsumpcjonizmu, postępu technicznego, niskiego poziomu produkowanych rzemieślniczo tekstów pseudoliterackich, mówiące o potrzebie gloryfikacji człowieka jako 'celu samego w sobie', jak też część IV pracy, pochylająca się nad recepcją czasopisma Krausa, jego kulturową produktywnością i atrakcyjnością, także w świecie współczesnym. Mowa tu zarówno o wpływie dziennikarza na konkretnych twórców kultury, wzmiankach na jego temat we współczesnej mu prasie, o gazetach wzorujących się na *Die Fackel* czy Stowarzyszeniu Karla Krausa.

Podsumowując: Publikacja Aleksandry Stepanów jest pracą interesującą i nowatorską. Stanowi efekt oryginalnego projektu badawczego, oparty na solidnych podwalinach metodologicznych, dobrej orientacji w drogach i rozdrożach stanu badań, wsparty zasługującą na pochwałę konsekwencją i dyscypliną. To książka, która winna trafić w ręce germanistów, ale też czytelników zainteresowanych kulturą, w szczególności historią prasy niemieckiego obszaru językowego.

Bibliografia

- Arntzen, Helmut: *Karl Kraus und die Presse*. [Literatur und Presse. Karl-Kraus-Studien, hg. v. Helmut Arntzen, Bd. 1]. München 1975.
- Hartl, Edwin: *Warum Karl Kraus gegen die Ästhetiker war*. W: *Karl Kraus. Ästhetik und Kritik*. Kraus-Symposium Poznań. Hg. v. Stefan Kaszyński und Sigurd Paul Scheichl. [Sonderband der Kraus-Hefte]. München 1989, s. 23–28.
- Kraft, Werner: *Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes*. Salzburg 1956.
- Kraft, Werner: *Rebellen des Geistes. Lessing – Seume – Leo Schestow – Hermann Broch – Wittgenstein – Karl Kraus – Paul Valéry*. Stuttgart i in. 1968.
- Krolop, Kurt: *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus*. Berlin 1987.
- Schick, Paul: *Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1965.
- Simon, Dietrich: *Karl Kraus. Stimme gegen die Zeit*. W: Kurt Krolop/Dietrich Simon: *Kommentare zu Karl Kraus*. Beiheft zur dreibändigen Karl-Kraus-Auswahl. Berlin b.r., s. 3–88.
- Weigel, Hans: *Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Versuch eines Motivenberichts zur Erhellung eines vielfachen Lebenswerks*. München 1972.

O recepcji Herty Müller w Polsce

Dla przeciętnie wykształconego czytelnika literatury współczesnej istnienie Herty Müller nie stanowi wiedzy tajemnej, przynajmniej od momentu uhonorowania jej twórczości w 2009 roku Nagrodą Nobla. Dlaczego jednak od tego czasu żaden polski germanista nie poświęcił autorce *Sercątka* obszerniejszego opracowania, nie mówiąc o wyczerpującej monografii, może zastanawiać.¹ Co odwodziło od takiego przedsięwzięcia, co odstraszało, co zniechęcało?: Hermetyczny język? Monotonia powtórzeń? Niejasność metafor? Jakaś narracyjna chropowatość jej tekstów – ponurych, spowitych szarzyzną świata przedstawionego, naznaczonych subiektywnym zmaganiem się z mroczną, ograniczającą, złowrogą rzeczywistością, zanurzonych w strach? Strach bezmierny i rozczłonkowany na bezmiar strachów indywidualnych, jednostkowych, nieporównywalnych ze sobą, stygmatyzujących na całe życie. I nie ważne, czy większe spustoszenie moralne wywołuje ten potajemnie celebrowany w czterech ścianach domu prywatnego, czy ten rodem z łagrowego baraku. Bo strach pozostaje strachem, wgrzyzając się w duszę – pisarza i bohatera jego tekstu. Dobrze, jeśli poza bólem duszy niesie ze sobą coś więcej – jak to pokazuje recenzowana książka Agnieszki Reszki zatytułowana *Recepcja prozy Herty Müller w Polsce*² – jakiś potencjał twórczy, transformujący emocje w słowo utrwalone drukiem, dotykające problemów uniwersalnych, ponadjednostkowych, ponadregionalnych. Ten uniwersalizm – którego dowiedzenie stanowi jeden z celów publikacji i który w istocie w rozprawie zostaje przejrzysto wyeksplikowany – może dziwić w kontekście twórczości pisarki tak mocno zakorzenionej w przestrzeni swego pochodzenia. Przestrzeni, której specyfika historyczna i narodowościowa w wystarczającym stopniu i bardzo solidnie w książce Agnieszki Reszki zostaje przybliżona.

Publikacja Agnieszki Reszki jest tekstem – chciałoby się powiedzieć, zważywszy na jej przedmiot – ‘gęstym’, nasyconym danymi faktograficznymi, świadczącym o dobrym rozeznaniu Autorki w sytuacji społeczno-politycznej i meandrach historycznych kraju pochodzenia Herty Müller i specyfiki mniejszości narodowej, którą reprezentuje. Agnieszka Reszka patrzy na te zagadnienia z szerszej perspektywy, szuka punktów stycznych i rozbieżnych wobec zawłości historyczno-politycznych Polski i Niemiec, konfrontując jednocześnie opisywane fakty i zjawiska z twór-

¹ Twórczością Herty Müller zajmowali się m.in.: N. Honsza, E. Jarosz-Sienkiewicz, B. Kowalski, K. Lipiński, S. Mrozek, B. Paprocka-Podlasiak.

² Agnieszka Reszka: *Recepcja prozy Herty Müller w Polsce*. Towarzystwo Autorów i Wydawców Prac Naukowych UNIVERSITAS, Kraków 2017, ss. 338.

czością bohaterki swojej rozprawy, przejrzystość charakteryzując obecny w jej utworach dialog rzeczywistości z fikcją literacką. Choć Badaczka skrupulatnie rejestruje motywy autobiograficzne w prozie Herty Müller, wyraźnie ostrzega przez ich bezrefleksyjną eksploatacją. Dowiadujemy się więc z pracy Agnieszki Reszki i o nazistowskiej przeszłości ojca pisarki, i o doświadczeniach łagrowych matki, i o jej własnej nieuległości i nieugiętości wobec reżimu komunistycznego i wynikających z tego perturbacjach, które w końcu zaprowadzą ją do Niemiec. To informacje niezbędne, by zrozumieć ścieżki interpretacyjne jej utworów, choćby w pewnym stopniu pojąć słabości wytykane przez recenzentów czy preferencje czytelników. Szersza perspektywa oglądu charakteryzuje także rozdział przybliżający zagadnienie przekładu i edycji utworów noblistki, sytuujący je w kontekście prezencji literatury niemieckiej na polskim rynku wydawniczym po 1989 roku i kanałów jej promocji i popularyzacji. Sporo miejsca poświęca Autorka i samym wydawnictwom, w których ukazują się polskie przekłady tekstów noblistki, i ich tłumaczom. Dobrze, że Autorka rozprawy dopuszcza do głosu polskich pisarzy i przytacza ich opinie na temat twórczości Herty Müller, zezwala też mówić samej bohaterce studium o własnych, indywidualnych preferencjach czytelniczych, dzięki czemu dowiadujemy się o jej zainteresowaniu pisarstwem Andrzeja Stasiuka, Wisławy Szymborskiej i Hanny Krall. Czytamy też o trudnościach, przed jakimi staje tłumacz tekstów autorki *Nizin*, a tym samym cechach dystynktywnych jej stylu. Badaczka umożliwia czytelnikowi śledzenie przebiegu wizyt noblistki w Polsce, ale też pozwala spojrzeć za kulisy jej warsztatu pisarskiego, wydobywając te jego cechy, które mogły przyczynić się do wzrostu poczytności jej tekstów w Polsce. Niestrudzenie Autorka pracy tropi wszelkie przejawy ich innowacyjności, przybliża fenomen ich autofikcjonalności, wyławia charakterystyczne motywy i portretuje typy postaci, sytuując je jednocześnie na tle literatury polskiej eksplorującej problematykę analogiczną i tym samym podejmując próbę określenia stopnia powinowactw tematycznych utworów Herty Müller z twórczością m.in. Gustawa Herlinga-Grudzińskiego, Hanny Krall, Wisławy Szymborskiej, Czesława Miłosza, Zbigniewa Herberta, Wiesława Myślińskiego, Andrzeja Stasiuka, Anny Świrszczyńskiej. Skrupulatnie Agnieszka Reszka odnotowuje przejawy obecności Herty Müller i opinii na temat jej twórczości w polskich mediach (radiu, telewizji), pochyla się nad recenzjami i wywiadami ukazującymi się w prasie i w Internecie, wskazując na konkretne preferencje krytyków i tym samym szkicując główne drogi recepcji jej twórczości w Polsce, z uwzględnieniem głosu badaczy, krytyków literackich, dziennikarzy, tłumaczy. Całość zamyka refleksja nad wpływem pisarstwa Herty Müller na różnorodne formy aktywności artystycznej twórców polskich: m.in. Małgorzaty Rejmer, Michała Witkowskiego, Angeliki Kuźniak, poprzedzająca rozdział podsumowujący, przedstawiający syntetyczne wnioski wynikające z przeprowadzonego badania.

Podsumowując: Książka Agnieszki Reszki pokazuje, że utwory Herty Müller nie są tekstami dla każdego odbiorcy i tym samym każdego literaturoznawcy, bo – tak jak przed ich tłumaczem – stawiają niemałe wymagania merytoryczne, warsztatowe, ale też czysto ludzkie. To teksty ekskluzywne, chłodne i ascetyczne, wymagające cierpliwości i troski, by je odszyfrować, oczyścić z patyny tego, co hermetyczne

i niezrozumiałe, ‘roztłumaczyć’ i oswoić, ale też pokazać ich potencjał i siłę oddziaływania, atrakcyjność i uniwersalizm poznawczy, co – jak zaznaczyłam we wstępie – w istocie publikacja Agnieszki Reszki czyni, realizując tym samym swój zasadniczy cel badawczy. Ważnym walorem tej pracy jest nadto jej zasługujący na podkreślenie aspekt nowatorski, bo w istocie to pierwsze obszerne opracowanie w języku polskim na temat twórczości Herty Müller i recepcji jej prozy w Polsce. Szczególnie wartościowe wydają mi się te partie tekstu, w których jego Autorka wyciąga samodzielne wnioski i, bazując na świetnej znajomości tła teoretycznego badanej problematyki, pozwala sobie na formułowanie ostrożnych ocen czy konkluzji, jak to ma miejsce na przykład w rozdziale przybliżającym stan badań nad twórczością noblistki czy w części analitycznej studium we wszelkich odniesieniach do jego założeń metodologicznych, zwłaszcza badań kulturowych. Wszystko to sprawia, że książka Agnieszki Reszki jest tekstem potrzebnym, ciekawym i wartościowym, zdradzającym pozytywną słabość Autorki do ujęć interdyscyplinarnych i komparatystycznych, zbudowanym na solidnym fundamencie metodologicznym i opartym na dobrej orientacji w tendencjach stanu badań, mogącym zainteresować zarówno germanistów, jak też literaturoznawców i kulturoznawców różnej proweniencji.

Bibliografia

- Honsza, N.: *Nobel Literacki 2009*. W: *Zbliżenia Interkulturowe*, 6, 2009, s. 15–17.
- Jarosz-Sienkiewicz, E.: *Mensch und Wort im Bann des Staates. Zur Essayistik Herta Müllers*. W: *Sprache, Literatur, Kultur im germanistischen Gefüge*, t. 2, red. I. Bartoszewicz, M. Hałub, E. Tomiczek; *Literaturwissenschaft – Raum und Medialität*, red. W. Kunicki, J. Szafarz, I. Światłowska/Prędota. Wrocław/Dresden 2013, s. 219–229.
- Kowalski, B.: *Ciemny atrament Herty Müller*. W: *Znaczenia*, 4, 2010 [<http://www.e-znaczenia.pl/?p=650>].
- Lipiński, K.: *Die Grenzlandschaft Banat bei Herta Müller*. W: *Literatur im Kulturgrenzraum*, t. 3, red. I. Golec, T. Namowicz. Lublin 1997, s. 139–151.
- Mrożek, S.: *Eseistyka Herty Müller jako wiwisekcja autorytarnej przemocy na przykładzie tekstów noblistki z tomów „Król kłania się i zabija” oraz „Głód i jedwab”*. W: *Orbis Linguarum*, 39, 2013, s. 289–302.
- Paprocka-Podlasiak, B.: *Miasta za żelazną kurtyną. Warszawa – Tadeusza Konwickiego, Bukareszt i Timiszoara – Herty Müller*. W: *Rocznik Komparatystyczny*, 3, 2012, s. 117/136.

Portrety artystów w twórczości Eberharda Hilschera

Eberhard Hilscher jest pisarzem stosunkowo mało znanym w Polsce i już choćby z tego powodu powstanie studium Niny Nowary-Matusik pod tytułem *Oblicza artystów. W kręgu narracji Eberharda Hilschera*¹ można i należy powitać z radością. Dobrze się stało, że Autorka pokusiła się o przygotowanie tekstu w języku polskim, tym bardziej, że twórca ten z Polską, zwłaszcza z położonym dziś w Polsce miejscem swojego urodzenia, kontakty utrzymywał.²

Rozprawa Niny Nowary-Matusik nie patrzy na twórczość Hilschera kompleksowo i wyczerpująco. To próba nade wszystko spojrzenia monograficznego na jego dokonania literackie przez pryzmat znacząco obecnej w jego utworach problematyki artysty, w tym także nierzadko zakorzenionego w konkretnej rzeczywistości społeczno-politycznej pisarza. Choć we *Wstępie* szkicującym założenia teoretyczne, w tym wyraźne nawiązania do koncepcji polifonii M. Bachtina, i omawiającym strukturę manuskryptu, Autorka zaznacza, że „głównym punktem odniesienia niniejszej rozprawy jest tekst literacki, a nie kontekst społeczno-polityczny, w jakim usytuować można by pisarstwo Hilschera”³, to jednak kontekst ten – i dobrze – w wielu miejscach pracy dochodzi do głosu, już choćby w części poświęconej *Miejscu pisarza w polityce kulturalnej NRD*, bo przecież rzeczywistość otaczająca Hilschera nie była przestrzenią neutralną i pozwalającą na twórczość każdą czy jakąkolwiek. Jako twórca musiał zmagać się narzucanymi przez nią ograniczeniami, szukając własnej drogi i własnych rozwiązań. Dlatego Badaczka pyta o model artysty propagowany w NRD, śledzi etapy jego krystalizowania się, wskazuje na uwarunkowania polityczne i społeczne. Po nakreśleniu tła teoretycznego wprowadzającego w problematykę studium Nina Nowara-Matusik pochyla się nad portretami literackimi artystów w prozie ojczyzny Hilschera. Śledzi zarówno tendencje stanu badań, wskazując na jego luki i tym samym

¹ Nina Nowara-Matusik: *Oblicza artystów. W kręgu narracji Eberharda Hilschera*. Towarzystwo Autorów i Wydawców Prac Naukowych UNIVERSITAS, Kraków 2016, ss. 271.

² W Polsce ukazało się kilka przyczynków na temat życia i twórczości Eberharda Hilschera, które odnotowuje *Bibliografia* recenzowanej pracy. Szczególnie miejsce zajmują tu tomy: Grażyna Barbara Szewczyk (red.): *Eberhard Hilscher (1927–2005). Schriftsteller und Forscher der deutschen Literatur. Pisarz i badacz literatury niemieckiej* (Świebodzin/Katowice 2010) oraz Grażyna Barbara Szewczyk/Nina Nowara-Matusik (red.): *Eberhard Hilscher. Twórca niepokorny i wizjoner* (Katowice 2013).

³ Nowara-Matusik, *Oblicza artystów...*, 2016, S. 9.

zasadność realizacji swojego projektu badawczego, jak też przybliży konkretne utwory literackie z bohaterem-artystą, sytuując je jednocześnie w szerszym kontekście charakterystycznych tendencji i metamorfoz literatury tej tematyce poświęconej. Część trzecia to próba naszkicowania biografii pisarza, po uprzednim scharakteryzowaniu stanu badań w tym zakresie ze wskazaniem na jego mankamenty i wyraźne błędy biografów. Badaczka śledzi koleje losu twórcy, pozwala poznać jego rodzinę i zainteresowania, rekonstruuje przestrzeń jego bytowania, przybliży fascynacje literackie i naukowe, pozwala zajrzeć za kulisy warsztatu pisarskiego. Hilscher jawi się tu jako literat ambitny, wierzący w sens i wartość swej twórczości, niezmordowanie szukający wydawców, zmagający się z rozczarowaniami i porażkami. Czwarta część rozprawy zatytułowana *Postać artysty w twórczości prozatorskiej Eberharda Hilschera – szkice o wybranych tekstach* to część główna i najobszerniejsza, rozpadająca się na siedem rozdziałów i kilkadziesiąt podrozdziałów. Czytelnik ma tu okazję prześledzić różnorodne formy kreacji artysty w prozie pisarza – począwszy od krótkich form prozatorskich przez opowiadania po powieści, w których znaleźć można zarówno wizerunki muzyków, rzeźbiarzy, malarzy, jak też pisarzy i poetów; twórców wywodzących się z różnych kręgów kulturowych, obarczonych różną dozą popularności, żyjących w różnych epokach i tworzących z różnych pobudek. To tekst bardzo bogaty i informatywny, pozwalający poznać erudycję i bogatą fantazję autora analizowanych utworów, swobodnie poruszającego się po epokach i stylach, nie stroniącego od eksperymentów formalnych, operowania symbolem i intertekstualnym nawiązaniem, stawiającego niekiedy odważne pytania; to tekst o dziele twórcy w swą twórczość w pewnym sensie uwikłanego, skazanego na nią i walczącego o jej rację bytu; idealisty wierzącego w artystyczną nieśmiertelność i konieczność niezależności, orędownika wartości humanistycznych i prawdy, nawet jeśli wyalienowanego, to przekonanego o potrzebie tworzenia dla dobra ogółu. Rozprawę zamykają przejrzyste, logicznie skonstruowane *Podsumowanie*, stanowiące próbę kompleksowego i syntetycznego spojrzenia na wizerunki artystów wykreowanych piórem Eberharda Hilschera, oraz skrupulatnie sporządzona *Bibliografia* podzielona na literaturę prymarną, rozpadającą się na cztery części literaturę sekundarną oraz źródła internetowe.

Reasumując: Praca *Oblicza artystów. W kręgu narracji Eberharda Hilschera* Niny Nowary-Matusik to rozprawa o jasno sformułowanym celu, którego realizację przedstawiają rozdziały części analitycznej, poprzedzone partiami o charakterze wprowadzająco-teoretycznym. To tekst demaskujący jego Autorkę jako dojrzałą i intelektualnie ukształtowaną badaczkę życia i dotychczas jedynie w niewielkim stopniu zbadanej twórczości Eberharda Hilschera. Dlatego jest to praca potrzebna i zasługująca na uwagę, która winna znaleźć odbiorców w pierwszym rzędzie wśród literaturoznawców, rekrutujących się nade wszystko spośród germanistów.

Bibliografia

- Bernhardt, Rüdiger: *Die Metamorphosen eines gelehrten Poeten. Eberhard Hilschers Romane, Erzählungen und Essays*. W: *Studia Niemcoznawcze – Studien zur Deutschekunde*, t. XXVI, 2003, s. 581–604.
- Papiór, Jan: *Rzeczywistość w zwierciadle mitologii i fantazji. Najnowsze „odkrycia” literatury Niemieckiej Republiki Demokratycznej*. W: *Współczesna literatura NRD. Szkice pod redakcją Huberta Orłowskiego*. Poznań 1982, s. 71–100.
- Reimann-Hilscher, Ute: *E. Hilscher. Bibliographie zum Werk Eberhard Hilschers. Primär- und Sekundärliteratur 1953–2001*. Berlin 2002.
- Szewczyk, Grażyna Barbara (red.): *Eberhard Hilscher (1927–2005). Schriftsteller und Forscher der deutschen Literatur: Pisarz i badacz literatury niemieckiej*. Świebodzin/Katowice 2010.
- Szewczyk, Grażyna Barbara/Nowara-Matusik, Nina (red.): *Eberhard Hilscher. Twórca niepokorny i wizjoner*. Katowice 2013.

Jurij Brëzan i jego przestrzenie

Czytając książkę Moniki Blidy „*Das Hügelchen, fünf Kornhalme hoch*“. *Realität – Fiktion – Imagination in Jurij Brëzans reifer Schaffensphase*¹, trudno oprzeć się wrażeniu, że Jurij Brëzan należy do grona pisarzy, których – parafrazując słowa Pascala – „przestrzenią wszechświat ogarnia”², szczególnie – choć niewątpliwie nie tylko – przestrzenią rodzimą, tą mu najbliższą, a zatem łużycką. Przestrzeń nie jest jednak dla Brëzana konglomeratem jedynie elementów spacji, zlepkiem statycznych detali krajobrazu, lecz fenomenem ze wszech miar dynamicznym, podlegającym przemianom, bo gęsto wypełnionym jednostkowymi historiami bohaterów, nierzadko noszącymi w sobie sporą dawkę autobiografizmu, bowiem – jak sam pisarz przyzna w jednym ze swych aforyzmów – „[p]rawdziwymi atrybutami tego, co nazywamy ojczyzną, nie są ani piękne zagrody, ani idylliczne zakątki, ani panorama krajobrazu, ani jej najpiękniejszy szczegół, lecz wszystkie związane z tymi miejscami historie ludzkie”³. To one właśnie mają decydujący wpływ na postrzeganie przeszłości i przyszłości, na rozumienie własnych korzeni i przeznaczenia. Dlatego Brëzan to pisarz wrażliwy na historię indywidualną człowieka, widzianą nierzadko przez pryzmat jego pochodzenia, w pochodzenie uwikłanego. I może dlatego właśnie Brëzan to twórca o sporej świadomości kulturowej i otwartości na odmienność i inność: dwujęzyczny literacko Serbołużycczanin o całkiem dobrej znajomości Polski i Polaków, których wprowadza do swych utworów – jak twierdzi Ewa Teodorowicz-Hellman – „by inspirowa[li] Łużycczan do refleksji nad własną przynależnością narodową, utwierdza[li] ich w poczuciu słowiańskiej wspólnoty kulturowej i wzmacnia[li] ich słowiańską tożsamość”⁴, ale także pokazywali, że – mimo gehenny przeszłości – pozytywny kontakt między Polakami i Niemcami jest możliwy. Autor *Posłowia* do przekładu *Krabata* na język polski Karol Koczy w 1984 roku nazwie Brëzana „bezsprzecznym najwybitniejszym żyjącym twórcą łużyckim”⁵, natomiast Detlef Holland przypisze mu miano „mocnego

¹ Monika Blidy: „*Das Hügelchen, fünf Kornhalme hoch*“. *Realität – Fiktion – Imagination in Jurij Brëzans reifer Schaffensphase*. [Dresdner Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 8]. Neisse Verlag, Dresden 2016, 199 S.

² Zob. Blaise Pascal: *Myśli*, 265. Tłumaczenie: Tadeusz Boy-Żeleński. Warszawa br.

³ Jurij Brëzan: *Der Mensch und der mensch. Sentenzen und Aphorismen*. Ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben von Ludmila Brëzan. Bautzen 1982, s. 66, tł. KG.

⁴ Ewa Teodorowicz-Hellman: *W drodze do „Krabata”*. *Richtung „Krabat”*. Stockholm 2006, s. 123.

⁵ Karol Koczy: *Posłowia*. W: Jurij Brëzan: *Krabat*. Przełożyła z niemieckiego i z oryginałem łużyckim zestawiała Irena T. Sławińska. Katowice 1984, s. 345.

słowem orędownika Łużyczan”⁶. W tej Brëzanowskiej ‘słabości’ lużyckiej pobrzmiewa pewien ‘romantyzm’ – jakby na przekór nieco gorzkiej diagnozie Marii Janion, mówiącej o swoistym ‘zmierzchu paradygmatu romantycznego’⁷, bo Brëzan zdaje się mocno wierzyć w swą lużycką ojczyznę i niczym Hesselowski ‘spacerowicz’ literacko przemierzać swoje rodzime przestrzenie, ‘poznawać progi coraz cichsze’, ‘obserwować prowizoryczne zabudowania’ i ‘słuchać głosów’, „co” – jak pisze Franz Hessel w swej *Sztuce spacerowania* – „przywołaniem i skinieniem nacierają [...], podczas gdy stare domy odsuwają się w dal”⁸. I właśnie w ten kontekst wpisuje się – jak się wydaje – publikacja Moniki Blidy.

W centrum recenzowanej rozprawy stoi niemieckojęzyczna twórczość Jurija Brëzana z lat 1976–2006, ponieważ w słusznym przekonaniu Autorki ta faza aktywności literackiej pisarza nie wzbudziła dotychczas zainteresowania badaczy w stopniu zadowalającym, co wyraźnie potwierdzają rozważania przedstawione w kolejnym rozdziale pracy i służące rekonstrukcji głównych tendencji w stanie badań nad tekstami literackimi Serbołużyczanina. Autorka jawi się tu jako kompetentna znawczyni opracowań literaturoznawczych na temat dorobku bohatera swego studium, co pozwala jej na formułowanie wniosków o charakterze polemicznym czy krytycznym. Dzięki temu Badaczka kreśli przejrzyste tło teoretyczne, na którym sprawnie sytuuje swój własny pomysł interpretacyjny; tło, w którym zauważa istotne luki badawcze, których wypełnienie stanowić będzie jeden z zasadniczych celów jej badań.

Monika Blidy dostrzega w utworach Jurija Brëzana powstałych w interesującej ją fazie twórczości Serbołużyczanina spory potencjał interpretacyjny, którego źródła upatrywać należy w spektrum motywów i tematów, jakimi pisarz chętnie operuje: motywów i tematów nierzadko aktualnych i obarczonych niemałą dozą uniwersalizmu. Stąd zapewne wynika zainteresowanie Autorki Brëzanowską koncepcją świata przedstawionego czy też wizją jego ‘literackich światów’, których konstytutywny element stanowi związek i tym samym wzajemne oddziaływanie dymensji rzeczywistych i wyobrażonych; tego, co realne, i tego, co wyimaginowane; tego, co zaczerpnięte z otaczającej rzeczywistości i ubrane w literacki kostium, i tego, co zrodzone przez fantazję i pozostające w sferze fikcji. Dlatego Badaczka skrupulatnie pochyli się nad kolejami losu bohatera swego studium, by w rozdziale następnym określić specyfikę jego działalności społecznej, kulturalnej i politycznej w NRD i zjednoczonych Niemczech. Z tej części pracy dowiadujemy się niewątpliwie sporo na temat rysu charakterologicznego i dylematów miotających pisarzem. Brëzan jawi się tu jako prominentny pisarz eneradowski, sprawnie lawirujący między powinnością a zdrowym rozsądkiem, daleki od wywoływania konfliktów, stroniący od jednoznacznych sądów, wycofujący się na bezpieczny dystans chorób i wymówek – w imię mniejszego zła i większego dobra: dla swego narodu. Bo Brëzan to przede wszystkim pragmatyczny patriota serbołużycki z troską patrzący na spu-

⁶ Detlef Holland: *Jurij Brëzan*. W: Walther Killy: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 2. Gütersloh/München 1989, s. 213, tł. KG.

⁷ Zob. Maria Janion: *Do Europy tak, ale z naszymi umarłymi*. Warszawa 2000, s. 22.

⁸ Franz Hessel: *Sztuka spacerowania*. W: *Literatura na Świecie*, 2001, nr 8–9, s. 158–159.

ściżną kulturową własnej grupy etnicznej – zarówno jako obywatel NRD, jak też zjednoczonych Niemiec, choć po przełomie 1989/1990 jego sytuacja diametralnie się zmienia. Brėzan to teraz pisarz w dużym stopniu początkowo zepchnięty na margines, a jeśli na moment ten margines opuszczający, to nie po to, by ‘tłumaczyć’ sensy naddane swych dzieł, ale by ‘tłumaczyć się’ – ze swojej przeszłości w NRD. W nowej rzeczywistości będzie musiał się dopiero odnaleźć. Jako wnikliwy obserwator zmian zachodzących w otaczającym go świecie, swoisty fetyszysta detalu, szybko i sprawnie dostrzeże ciemne strony i mankamenty swojej niemieckiej ojczyzny: jej – w przekonaniu pisarza – mocno niesprawiedliwy stosunek wobec literatury tworzonej w NRD, słabe punkty gospodarki rynkowej, bezrobocie. Ze szczególną troską spogląda na sytuację Serbołużyczan, angażuje się w walkę o zachowanie serbołużyckich szkół i wsi. Występuje publicznie, udziela wywiadów, niezmiernie pisze, zdobywając z czasem uznanie i ugruntowując swą pozycję. W tej części pracy Monika Blidy wielokrotnie dopuszcza do głosu bohatera swego studium, cytując jego wywiady czy pasażę autobiografii. Kreśli portret pisarza w dużym stopniu widziany z jego własnej perspektywy, nie pozbawiony rysu autoprezentacji. Dlatego nie dziwi wyznanie Brėzana, w którym ten z rozbijającą niemal szczerością przyznaje, że gdyby nie był Serbołużyczaninem, nie wstąpiłby do SED (zob. s. 28). Czyżby? – to pytanie aż ciśnie się na usta. Niezaprzeczalnym pozostaje jednakże, że z tej części dysertacji wyłania się obraz twórcy bardzo silnie związanego ze swymi serbołużyckimi korzeniami, co nie pozostanie bez wpływu na kształt jego pisarstwa, na które Autorka pracy patrzy w kontekście specyfiki szeroko pojętej literatury łużyckiej, o czym dokładniej pisze w kolejnym rozdziale swego studium. Znajdujemy tu nie tylko rozważania na temat cech charakterystycznych tejże literatury, ale także jej punktów stykowych z dorobkiem literackim Brėzana, szczególnie w wymiarze spacji oraz wyzyskania opozycji ‘rodzimy – obcy’. Monika Blidy sygnalizuje tu obszary badawcze, których eksplikację zawierać będą kolejne, *stricte* analityczne rozdziały dysertacji. Zanim jednak do nich przejdzie, buduje kolejne teoretyczne podwaliny dla swych eksplanacji, sprawnie wprowadzając czytelnika w arkana metodologii badań nad autobiografią i przestrzenią w literaturze oraz definiując kluczowe dla jej pracy pojęcia ‘rzeczywistość’ (‘Realität’), ‘imaginacja’ (‘Imagination’), ‘quasi-rzeczywistość’ (‘Quasi-Realität’), a także rekonstruując poglądy Brėzana na temat prezencji rzeczywistości w dziele literackim. Pisarz jawi się tu jako zręczny i błyskotliwy autor aluzji i odniesień do wydarzeń współczesnych, historii i własnej biografii, świadomie ‘wciągający’ czytelnika w literacką grę, łamiętkę, w której rzeczywistość swobodnie przenika się z fikcją, umiejętnie korzystając z bogatych zasobów motywów zaczerpniętych z życia pisarza, ale także z konglomeratu wątków przestrzennych osadzonych w jego serbołużyckiej ojczyźnie.

Bardzo wysoko oceniam rozdział *Literarische Topographien der Lausitz* stanowiący próbę analitycznego spojrzenia na twórczość Jurija Brėzana po 1976 roku z dwóch zaanonsowanych wyżej perspektyw: autobiograficznej i spacji, a jego celem nadrzędnym jest rekonstrukcja obecnego w tekstach literackich Serbołużyczanina swoistego dialogu między światami realnymi i wyobrażonymi. Autorka kompetentnie i z daleko posuniętą wrażliwością badawczą prowadzi tu czytelnika

przez kolejne partie tekstu, w których poddaje oglądowi badawczemu zarówno powieści o Krabacie, jak też takie utwory, jak *Bild des Vaters*, *Mein Stück Zeit*, *Die Leute von Salow*, *Die Einladung*, *Die grüne Eidechse*, *Ohne Paß und Zoll*, *Der alte Mann und das enge Weite*. Skrupulatnie i z dużą akrybią pochyla się nad wszelkimi przejawami związku fabuły z rzeczywistością, odkrywa sensy uniwersalne, śledzi ślady autobiograficzne, ‘łamie’ Brëżanowskie szyfry, pyta o umiejętnie przemycany przez pisarza koloryt lokalny i tym samym elementy serbołużyckiego – by posłużyć się w tym miejscu instrumentarium pojęciowym Siergieja Niekludowa⁹ – ‘locusu’, ale też tradycji, odszyfrowuje znaczenia przestrzeni wyimaginowanych, zastanawia się nad bolączkami twórcy tak mocno zakorzonego mentalnie w swej serbołużyckiej ojczyźnie, problemami etycznymi, o których także traktują jego utwory. Niemało miejsca poświęca Autorka pracy relacji pisarza do ojca i wynikającym z tejeż zmaganiom twórcy z własną tożsamością. Monika Blidy szkicuje tu portret Georga Brëżana, wyłaniający się z kart powieści *Bild des Vaters*, postrzegając ten utwór jako ‘sfikcjonalizowaną historię życia’ rodzica pisarza. Kilkakrotnie powraca do tak istotnej w dorobku Serbołużyczanina przestrzeni strumienia Satkula, miasta Budziszyn, domu pisarza w Horni Hajnk. Niemało miejsca poświęca Doktorantka także ‘alegorycznej podróży’ do ‘metaforycznej miejscowości Olim’, która to podróż jest w przekonaniu Badaczki wyprawą w wyimaginowaną przestrzeń czasu, który minął, a więc w przeszłość. Wyprawą, która stanowi *conditio sine qua non* odpowiedzialnego stosunku do terażniejszości i przyszłości zarazem. Wieś Salow sportretowana piórem Brëżana to w ujęciu Autorki rozprawy nie tylko ‘metaforyczna przestrzeń symboliczna’ odzwierciedlająca wszelką głupotę i wszelką bezmyślność, ale też miejsce ludzi ulegających własnym słabościom i padających ofiarą nie zawsze pozytywnych trendów czasu; ludzi, którzy jednak mimo wszystko i wbrew wszystkiemu zostaną tam, gdzie są, by ‘pisać’ swą historię dalej. Rekonstruując natomiast niejednoznaczną wizję Brëżanowskiego Budziszyna, Monika Blidy uważnie charakteryzuje strategie, jakimi posługuje się pisarz, by możliwie wiernie naszkicować obraz miasta, pozostawiając jednakże bezpieczny margines wolności wyobraźni czytelnika, i dostrzega w bohaterze swej monografii niestrudzonego tropiciela przeszłości i tym samym historycznego wizerunku miasta – niezmordowanego orędownika i piewce Łużyc.

Reasumując: Książka Moniki Blidy stanowi nowatorską, interesującą i kompleksową próbę spojrzenia na twórczość Jurija Brëżana powstałą po 1976 roku. Próbę nietłatwą i zaprezentowaną – dodajmy – językiem sprawnym i klarownym, naszpikowanym poprawnie używanym słownictwem fachowym. To tekst ciekawy, wartościowy i potrzebny, ze wszech miar zasługujący na uwagę literaturoznawców, nade wszystko wywodzących się z kręgów germanistycznych i sławistycznych.

⁹ Siergiej Niekludow: *„Sujet” a relacje przestrzenno-czasowe w rosyjskiej bylinie (Tezy)*. Przełożyła Anna Jędrzejkiewicz. W: *Semiotyka kultury*. Wybór i opracowanie Elżbieta Janus i Maria Renata Mayenowa. Przedmowa: Stefan Żółkiewski. Warszawa 1977, s. 358.

Bibliografia

- Brězan, Jurij: *Der Mensch und der mensch. Sentenzen und Aphorismen*. Ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben von Ludmila Brězan. Bautzen 1982.
- Hessel, Franz: *Sztuka spacerowania*. W: *Literatura na Świecie*, 2001, nr 8–9.
- Holland, Detlef: *Jurij Brězan*. W: Walther Killy: *Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 2. Gütersloh/München 1989.
- Janion, Maria: *Do Europy tak, ale z naszymi umarłymi*. Warszawa 2000.
- Koczy, Karol: *Posłowie*. W: Jurij Brězan: *Krabat*. Przełożyła z niemieckiego i z oryginałem łużyckim zestawiała Irena T. Sławińska. Katowice 1984.
- Niekludow, Siergiej: *„Sujet“ a relacje przestrzenno-czasowe w rosyjskiej bylinie (Tezy)*. Przełożyła Anna Jędrzejkiewicz. W: *Semiotyka kultury*. Wybór i opracowanie Elżbieta Janus i Maria Renata Mayenowa. Przedmowa: Stefan Żółkiewski. Warszawa 1977.
- Pascal, Blaise: *Mysli*, 265. Tłumaczenie: Tadeusz Boy-Żeleński. Warszawa br.
- Teodorowicz-Hellman, Ewa: *W drodze do „Krabata”*. *Richtung „Krabat”*. Stockholm 2006.

Jak oceniać i mierzyć poziom biegłości językowej uczniów? Nowa monografia poświęcona wybranym aspektom ewaluacji i pomiaru w procesie glottodydaktycznym¹

Ocena i pomiar biegłości językowej uczniów stanowią nieodłączną część procesu glottodydaktycznego. Nie możemy bowiem nauczać języka obcego bez otrzymywania informacji, czy nasi uczniowie poczynili postępy w nauce, czy też nie. Stosując konkretne metody nauczania chcemy również wiedzieć, czy są one efektywne. Także uczniowie są zainteresowani otrzymaniem informacji o tym, czego się nauczyli, co może, jak wynika z mojego doświadczenia, pozytywnie wpłynąć na ich motywację do dalszej nauki języka obcego. Ponadto również rodzice chcą wiedzieć, czy ich dzieci poczyniły postępy w nauce języka obcego (por. U. Behr i A. Kierepka 2002: 20 i nast.; U. Reyher 2001: 17). Nie możemy zatem nie oceniać i nie mierzyć poziomu biegłości językowej, argumentując to często w ten sposób, że ocena i pomiar mogą być np. dla uczniów młodszych stresujące lub demotywujące. Ocena i pomiar muszą zostać odpowiednio przeprowadzone, co jest zadaniem bardzo trudnym. Z powyższych względów monografia zbiorowa pt. *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*, pod redakcją Danuty Gabryś-Barker i Ryszarda Kalamarza, jest publikacją aktualną i bardzo potrzebną. W monografii tej porusza się bowiem kwestie pomiaru i ewaluacji biegłości językowej na różnych etapach edukacyjnych – od etapu przedszkolnego po etap akademicki. Autorami poszczególnych artykułów są zarówno badacze, jak i praktycy procesów glottodydaktycznych, co dodatkowo zwiększa wartość tej publikacji.

W całej monografii skupiono uwagę na dwóch głównych zakresach tematycznych. Pierwszy z tych zakresów to: *Formy oceniania i narzędzia oceny w procesie glottodydaktycznym*, natomiast drugi: *Problemy i innowacyjność w ocenianiu biegłości językowej jako forma ich rozwiązania*. Monografia ta została zatem podzielona na dwie części. Obie części poprzedza artykuł wprowadzający Hanny Komorowskiej (2016:13–24), w którym Autorka przedstawia rozwój pomiaru oraz oceniania biegłości językowej na przestrzeni lat, a przede wszystkim analizuje powstanie i funkcjonowanie dokumentu, jakim jest *Europejski System Opisu Kształcenia*

¹ Gabryś-Barker, D.; Kalamarz, R. (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.

Językowego. Artykuł ten został przez redaktorów umieszczony z rozmysłem na początku monografii, ponieważ wielu autorów tej publikacji odnosi się właśnie do *Europejskiego Systemu Opisu Kształcenia Językowego*. Ponadto dokument ten powinien, w moim przekonaniu, być obligatoryjną lekturą każdej osoby, która zajmuje się nauczaniem języka obcego, gdyż stanowi on jedną z podstawowych pozycji bibliograficznych z zakresu literatury glottodydaktycznej.

W pierwszej części monografii znajdujemy dwa artykuły dotyczące form oceniania i narzędzi oceny w procesie glottodydaktycznym na wczesnym etapie nauczania języka obcego. W swoim artykule Maria Stec (2016: 27–41) przedstawia gatunki materiałów wizualnych, stosowanych w testowaniu językowym dzieci, i omawia funkcje, jakie pełnią one w testowaniu na tym etapie edukacyjnym. Ponadto Autorka prezentuje projekt badań jakościowych, który ma na celu analizę wybranego materiału ilustracyjnego, znajdującego zastosowanie w materiałach testujących znajomość języka angielskiego u dzieci w wieku od siedmiu do dwunastu lat (por. tamże). Natomiast Marta Kotarba (2016: 95–108) definiuje pojęcie oceniania kształtującego oraz prezentuje techniki takiego oceniania na przedszkolnym etapie nauczania oraz w klasach I–III szkoły podstawowej. Przyczynek ten jest szczególnie aktualny w kontekście obecnej polityki edukacyjnej w naszym kraju – jak powszechnie wiadomo, obligatoryjną nauką języka obcego zostały objęte wszystkie pięciolatki (por. Rozporządzenie MEN z dnia 30 maja 2014 r. zmieniające rozporządzenie w sprawie podstawy programowej wychowania przedszkolnego oraz kształcenia ogólnego w poszczególnych typach szkół, Dz. U. 204, poz. 803). W związku z tym faktem istotną kwestię w nauczaniu języka obcego stanowią sposoby pomiaru sprawności językowych na wczesnym etapie nauczania. Ocenianiem kształtującym w nauczaniu języka obcego, ale na etapie gimnazjalnym, zajmuje się także Agnieszka Krużyńska (2016: 109–118), przedstawiając w swoim artykule m.in. strategię, elementy i narzędzia oceniania kształtującego na lekcji języka hiszpańskiego.

W kolejnych trzech artykułach pierwszej części monografii skupiono uwagę na stosowaniu technologii w procesie ewaluacji ucznia. Agnieszka Gadomska (2016: 43–59) prezentuje metodę stosowania tablic multimedialnych w procesie oceniania na poziomie akademickim, natomiast Aleksandra Serwotka (2016: 61–79) przedstawia możliwości zastosowania technologii w konstruowaniu materiałów dydaktycznych online. Z kolei Beata Gałan (2016: 81–93) analizuje praktyczne możliwości stosowania platformy edukacyjnej *Moodle* w nauczaniu języków obcych, w zakresie pomiaru biegłości językowej uczniów.

W następnych trzech tekstach pierwszej części monografii uwagę skoncentrowano m.in. na przedstawieniu czynników, które mają wpływ na stopień przygotowania się uczniów do różnych form weryfikacji kompetencji językowych (por. M. Horyśniak 2016: 119–134) oraz na walidacji testu językowego, stosowanego na poziomie akademickim (por. B. Sawicka 2016: 135–148). Ponadto uwagę skupiono na analizie wybranych procedur, które używane są w ewaluacji użyteczności testów pisemnych (por. W. Malec 2016: 149–163).

W drugiej części monografii znajdujemy dwa teksty, w których porusza się kwestie oceny biegłości językowej i problemów z nią związanych, nie języka nowożyt-

nego, jak to ma miejsce w większości artykułów tejże monografii, lecz języka łacińskiego (por. A. Golik-Prus i M. Tofiliska 2016: 181–194; K. Głogowska 2016: 195–205). Przyczynki te pozwalają na refleksję nad trudnym zadaniem nauczyciela łaciny, który z jednej strony musi dokonywać oceny i pomiaru biegłości językowej, a z drugiej strony nie może tego robić za pomocą takich metod ewaluacji, jak w przypadku języków nowożytnych.

W kolejnych dwóch tekstach Bożena Czekańska-Mirek (2016: 233–241) oraz Krystyna Breszka-Jędrzejewska (2016: 243–249) proponują stosowanie technik *coachingu* w procesie nauczania oraz ewaluacji języka obcego i prezentują na podstawie konkretnych przykładów, jak te techniki stosować.

Z kolei Anna Rokicka (2016: 219–232) podejmuje bardzo ważny problem w nauczaniu języka obcego, jakim jest ocenianie biegłości językowej uczniów z dysleksją. Autorka nie tylko rozróżnia typy i rodzaje dysleksji, ale przede wszystkim ukazuje, w jaki sposób oceniać uczniów dyslektycznych, prezentując przykładowe zadania testowe oraz dekalog dla nauczycieli uczniów cierpiących na dysleksję.

W następnym tekście Agnieszka M. Sendur (2016: 167–179) zajmuje się problemem nowych wymogów, dotyczących pomiaru poziomu biegłości językowej studentów kończących lektoraty i usiłuje odpowiedzieć na pytanie, czy uczelnie potrafią tym wymogom sprostać. W tej części monografii czytelnik znajdzie także tekst Aleksandry Szymańskiej-Tworek (2016: 207–215), w którym przedstawiono koncepcję oceny biegłości językowej z perspektywy języka angielskiego rozumianego jako *lingua franca*.

Reasumując należy stwierdzić, że monografia pt. *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne* jest pozycją bardzo cenną, nie tylko ze względu na aktualność problemów w niej poruszanych, ale przede wszystkim ze względu na jej szeroki zakres tematyczny, np. ocenianie kształtujące, elementy *coachingu* jako narzędzie oceniania, czy też ocenianie uczniów z dysleksją. Z powyższych względów publikacja ta może trafić do szerokiego grona odbiorców: nauczyciele przedszkolni, nauczyciele szkół podstawowych i ponadpodstawowych, nauczyciele akademicy. Ponadto z monografią tą powinni się zapoznać również studenci specjalizacji nauczycielskich na kierunkach neofilologicznych.

Bibliografia:

- Behr, U., Kierepka A. (2002): *Plädoyer für die Einschätzung der Schülerleistung*. W: „Fremdsprachen Frühbeginn“, z. 2, s. 20–24.
- Breszka-Jędrzejewska, K. (2016): „*Dobra robota!*”, czyli o informacji zwrotnej i elementach *coachingu* w pracy z dorosłym uczniem na zajęciach językowych. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 243–249.
- Czekańska-Mirek, B. (2016): *Elementy coachingu jako narzędzie procesu nauczania i oceniania w dydaktyce języka obcego*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016)

- (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 233–241.
- Gabryś-Barker, D.; Kalamarz, R. (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.
- Gadomska, A. (2016): *Using Interactive Whiteboard Technology for Providing Formative Assessment During Academic Writing Classes*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 43–59.
- Gałań, B. (2016): *L'evaluation em langues etrangeres via la plateforme d'apprentissage Moodle: questiona praktiques*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 81–93.
- Głogowska, K. (2016): *Nauczanie i sprawdzanie poziomu biegłości językowej dla języka łacińskiego jako obcego według wytycznych ESOKJ*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 195–205.
- Golik-Prus, A. / Tofiliska, M. (2016): *Szanse aplikacji metod ewaluacji w nauczaniu łaciny na poziomie dwusemestralnego lektoratu*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 181–194.
- Horyśniak, M. (2016): *Ewaluacja a czynniki wpływające na stopień przygotowania się uczniów do różnych form weryfikacji kompetencji językowych*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 119–134.
- Komorowska, H. (2016): *Zmienne losy innowacji edukacyjnych na przykładzie CEFR*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 13–24.
- Kotarba, M. (2016): *Ocenianie kształtujące na zajęciach z języka obcego we wczesnej edukacji*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 95–108.
- Kruszyńska, A. (2016): *Ocenianie kształtujące na lekcjach języka hiszpańskiego w polskim gimnazjum*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 109–118.
- Malec, W. (2016): *Selected Statistical Procedures for Evaluating the Usefulness od Classroom Tests*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne*. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 149–163.
- Reyher, U. (2001): *Ein Evaluationsbeispiel aus dem Französischunterricht*. W: „Fremdsprachen Frühbeginn“, z. 5, s. 17–20.
- Rokicka, A. (2016): *Ocenianie uczniów z dysleksją w kontekście nauki języków obcych*. W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości*

- językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne.* Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 219–232.
- Rozporządzenie MEN z dnia 30 maja 2014 r. zmieniające rozporządzenie w sprawie podstawy programowej wychowania przedszkolnego oraz kształcenia ogólnego w poszczególnych typach szkół, Dz. U. 204, poz. 803.
- Sawicka, B. (2016): *Language Test Validation: Selected Procedures Illustrated with ACERT Examples.* W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne.* Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 135–148.
- Sendur, A. M. (2016): *Realizacja wymagań dotyczących kształcenia językowego na wyższych uczelniach na podstawie analizy wybranych przykładów.* W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne.* Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 167–179.
- Serwotka, A. (2016): *Le role de l'évaluation formative dans la creation du materiel didactique en fonction des besoins specifiques des apprenants: exemple de l'enseignement/ apprenantissage du francais – langue troisieme.* W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne.* Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 61–79.
- Szymańska-Tworek, A. (2016): *Language-Testing Ideology from an ELF Perspective – Scheme of a Study.* W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne.* Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 207–217.
- Stec, M. (2016): *Ilustracja jako narzędzie w materiałach testujących znajomość języka angielskiego u dzieci.* W: D. Gabryś-Barker; R. Kalamarz (2016) (red.): *Ocenianie i pomiar biegłości językowej. Wybrane aspekty teoretyczne i praktyczne.* Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego, s. 27–41.

Publikacja na temat słotwórczych gier słownych w języku niemieckim¹

W redagowanej przez Zofię Berdychowska i Zofię Bilut-Homplewicz serii „Studien zur Text- und Diskursforschung” ukazała się monografia Joanny Janickiej pt. „Modifikationen semantischer Strukturen in Wortbildungsspielen”. Publikacja to opracowana redakcyjnie dysertacja autorki. Publiczna obrona pracy doktorskiej odbyła się w 2015r. w Uniwersytecie Jagiellońskim. Promotorem pracy była Prof. dr hab. Zofia Berdychowska.

Monografia składa się z sześciu rozdziałów, obszernej bibliografii oraz dwóch załączników, w których Autorka prezentuje typologię materiału badawczego oraz spis cytowanych materiałów źródłowych.

Podjęta w pracy tematyka wpisuje się doskonale w badania lingwistyczne dotyczące gier słownych oraz słotwórstwa. Jak podkreśla we wstępie sama Autorka (s. 17), słotwórcze gry słowne stanowią raczej rzadko, jeśli w ogóle, przedmiot zainteresowania badaczy. Dlatego też bez żadnych wątpliwości można przyjąć, że omawiana monografia stanowi próbę wypełnienia tej luki. Monografia Joanny Janickiej stanowi bowiem pierwszą próbę kompleksowego i systemowego omówienia wskazanego zjawiska. Na podkreślenie załuguje również fakt, że Autorkę interesuje poziom *parole*, a więc użycie języka w określonej sytuacji i kontekście. Dzięki temu możliwe jest bowiem wskazanie znaczeń, które „stają się” w użyciu języka. Założenia, które przyjęła Autorka, opierają się o rozważania Ludwika Wittgensteina i pozwalają umiejscowić monografię w kręgu badań pragmalingwistycznych.

We wstępie do monografii Autorka definiuje cele swojej analizy. Należą do nich:

- zdefiniowanie terminu *słotwórcza gra słowna* i wyznaczenie kryteriów odróżniających od innych gier słownych,
- stworzenie typologii słotwórczych gier słownych,
- systemowy opis zmian semantycznych zachodzących w słotwórczych grach słownych,
- zdiagnozowanie stopnia zależności zmian semantycznych i ich typów od rodzaju słotwórczej gry słownej,
- analiza funkcji słotwórczych gier słownych, zwłaszcza funkcji retorycznych w tekstach.

¹ Joanna Janicka (2016): *Modifikationen semantischer Strukturen in Wortbildungsspielen*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 177 s.

Podstawowe założenie, które przyjmuje Autorka w swojej analizie, to teza Ortnera et al.², że produkty słowotwórcze to potencjalne predykcje. Zmiany semantyczne zachodzące w słowotwórczych grach słownych mogą zatem dotyczyć również predykcji, które leżą u podstaw produktów słowotwórczych.

Rozdział pierwszy pracy poświęcony jest rozważaniom na temat różnic między *grą językową* a *grą słowną*. Autorka wskazuje tu, że na potrzeby prezentowanej analizy przyjmuje termin *słowotwórcza gra słowna* (niem. *Wortbildungsspiel*) i wywodzi go z rozważań filozoficznych Ludwika Wittgensteina. W oparciu o bogatą literaturę przedmiotu Joanna Janicka omawia cechy gier słownych oraz ich typologie ze wskazaniem form szczególnych. Rozważania teoretyczne służą wskazaniu we wnioskach podsumowujących na miejsce słowotwórczych gier słownych wśród gier słownych w ogóle. Autorka słusznie proponuje przyjęcie założenia, że słowotwórcze gry słowne stanowią rodzaj gier słownych, zarówno tych w wąskim, jak i tych w szerokim zakresie.

Część druga monografii zawiera rozważania teoretyczne dot. słowotwórczych gier słownych. Autorka referuje tu bardzo krytycznie i obszernie stan badań w świetle literatury przedmiotu, ze wskazaniem na różne aspekty badawcze omawianego zjawiska. Dopełnieniem tej części jest rozdział poświęcony definicji *słowotwórczych gier słownych* oraz ich klasyfikacjom. Autorka wskazuje tu również na rolę motywacji, która często zdaje się leżeć u podstaw słowotwórczych gier słownych. Omawiane są następujące zjawiska: remotywacja, transmotywacja, pseudomotywacja oraz nowe formy, np. gry związane z lukami w systemie leksykalnym danego języka, kontaminacje oraz formy mieszane. Typologia ta stanowi podstawę podziału i analizy materiału badawczego w części empirycznej pracy. Omawiane zjawiska są ilustrowane odpowiednimi przykładami.

Korpus pracy oraz metody badawcze są opisane w części trzeciej monografii. Materiał badawczy to 150 słowotwórczych gier słownych, które Autorka zaczerpnęła z internetu, ze strony satyrycznego czasopisma internetowego „Der Postillon” oraz z komentarzy zamieszczonych w okresie 1.01.-31.12.2011r. w „Süddeutsche Zeitung” oraz „Frankfurter Allgemeine Zeitung”. Kryterium, które leżało u podstaw selekcji materiału badawczego, to funkcje słowotwórczych gier słownych w określonych gatunkach tekstów – tu tekstów, w których wyrażane są opinie oraz tekstów satyrycznych.

Metoda badawcza, która stanowi punkt wyjścia dla Autorki, to teoria przestrzeni mentalnych i integracji pojęciowej Fauconniera i Turnera³. Analiza materiału badawczego jest prowadzona w dwóch etapach. Etap pierwszy obejmuje analizę słowotwórczą zebranych gier słownych, zwłaszcza ich komponentów pod względem semantycznym. Kolejny etap to próba interpretacji słowotwórczej gry słownej na przykładach.

² Por. Ortner, Lorelies, Müller-Bollhagen, Elgin, Ortner, Hanspeter (1991): *Deutsche Wortbildung. Vierter Hauptteil. 1, Substantivkomposita, Komposita und kompositionsähnliche Strukturen: Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. Berlin et al.

³ Por. Fauconnier, Giles, Turner, Marc (2002): *The Way We Think: Conceptual Blending And The Mind's Hidden Complexities*. New York.

Rozdział czwarty monografii zawiera rozważania dot. kompleksowych jednostek leksykalnych, które zgodnie z przyjętym przez Autorkę założeniem, są potencjalnymi predykcjami. Joanna Janicka bardzo obszernie omawia tu typy produktów słowotwórczych – kompozycje – oraz relacje semantyczne zachodzące między komponentami złożeń.

Część badawcza to bardzo obszerny rozdział piąty. Autorka proponuje tu podział zebranego materiału ze względu na typ zmian semantycznych zachodzących w słowotwórczych grach słownych. Pierwsza grupa to gry słowne polegające na remotywacji. Bogaty materiał badawczy prezentowany w tej części pracy pozwala na wyciągnięcie wniosków dot. zmian w zakresie semantyki. Autorka stwierdza bowiem, że zmiany w relacji komponentów wynikające z remotywacji pociągają za sobą również zmiany semantyczne w odniesieniu do komponentów.

Kolejna grupa, którą wyróżnia Autorka, to słowotwórcze gry słowne wynikające z transmotywacji. I tutaj odnaleźć można bogaty materiał badawczy ilustrujący tezy Autorki. Jak sama wskazuje, największą grupę tworzą tu gry słowne, w przypadku których dochodzi zarówno do zmian semantycznych w odniesieniu do poszczególnych komponentów złozenia, jak i zmian znaczeniowych dot. predykcji.

Kolejne typy to słowotwórcze gry słowne, u których podstaw leży pseudomotywacja, takie, które stanowią gry wynikające z luk systemowych, bazujące na kontaminacji oraz formy mieszane.

Monografię zamykają wnioski, w których Autorka dokonuje syntezy przeanalizowanego materiału w odniesieniu do sformułowanych we wstępie pracy założeń. Kluczowe jest tu zestawienie tabelaryczne modyfikacji semantycznych zachodzących w strukturze słowotwórczych gier słownych. Jak sama Autorka wskazuje, wyniki przeprowadzonej analizy mogą znaleźć zastosowanie w dydaktyce języka niemieckiego. Model analizy zaproponowany przez Joannę Janicką może stanowić punkt wyjścia do przeprowadzenia analiz kontrastywnych, np. niemiecko-polskich.

Monografia Joanny Janickiej pt. „Modifikationen semantischer Strukturen in Wortbildungsspielen” to bardzo ciekawa pozycja na rynku wydawniczym i bardzo wartościowa analiza zjawiska językowego, jakim są słowotwórcze gry słowne. Na podkreślenie zasługuje fakt, że jest to pierwsze tak obszerne opracowanie, w którym został zaproponowany wzorcowy model opisu i analizy wspomnianego zjawiska. Analiza została przeprowadzona prawidłowo, a bogaty materiał badawczy pozwala na weryfikację tez stawianych przez Autorkę. Przyjęta za punkt wyjścia teoria przestrzeni mentalnych i integracji pojęciowej pozwala umiejscowić monografię Joanny Janickiej w nurcie nowoczesnych i aktualnych badań językoznawczych. Przystępny i klarowny język pracy oraz styl pisarski Autorki powodują, że krąg odbiorców publikacji może być bardzo szeroki. Równie szerokie wydają się możliwości wykorzystania wyników przeprowadzonego badania i to nie tylko, jak wskazuje Autorka, w zakresie dydaktyki języka niemieckiego. To doskonały punkt wyjścia do prowadzenia szeroko zakrojonych badań we wspomnianym zakresie i sformułowania kolejnych problemów badawczych.

Bibliografia

- Fauconnier, Giles, Turner, Marc (2002): *The Way We Think: Conceptual Blending And The Minds Hidden Complexities*. New York.
- Janicka, Joanna (2016): *Modifikationen semantischer Strukturen in Wortbildungsspielen*. Frankfurt am Main.
- Ortner, Lorelies, Müller-Bollhagen, Elgin, Ortner, Hanspeter (1991): *Deutsche Wortbildung. Vierter Hauptteil. 1, Substantivkomposita, Komposita und kompositionsähnliche Strukturen: Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. Berlin et al.

Inhalt

Contents – Sommaire – Spis treści

<i>Leszek Żyliński</i> Vom Lehrer und Vermittler. Laudatio für Hubert Orłowski.....	5
<i>Andreas F. Kelletat</i> Der gute Mann aus Lyck.....	9
<i>Hans-Christian Trepte</i> Zur Diskussion um den polnischen Literaturkanon (aus der Sicht eines deutschen Polonisten)	21
<i>Christiane Baumann</i> Von Calderón zu Jean Paul. Peter Hilles Wortmeldungen im Umfeld frühnaturalistischer Identitätssuche	39
<i>Natalia Chodorowska</i> Auf der Suche nach Familienspuren. Die Reise in den ehemaligen deutschen Osten im Werk Hans-Ulrich Treichels	59
<i>Stephan Wolting</i> Endlich Stille? Walking-Dead als Untergang Klassik rezipierender Protagonisten in Karl-Heinz Otts Roman	73
<i>Oksana Brodska</i> Femme Fatale-Thematik in den Werken Arthur Schnitzlers.....	89
<i>Wassyl Lopuschanskyj</i> Martin Buber: Interpretation der chassidischen Botschaft.....	101
<i>Evgeniya M. Kakzanova</i> Linguokulturelle Dominante BROT in den phraseologischen und parömiologischen Einheiten der deutschen, russischen und englischen Sprache	113
<i>Barbara Komenda-Earle</i> Eurolinguistik und Phraseologie – Fragestellungen, theoretische Grundlagen, Forschungsstand.....	125
<i>Olena Byelozyorova</i> Andeutung als Implikatur und impliziter Sprechakt	143

<i>Sanja Radanović</i> Literatur in der Grammatik-Übersetzungs-Methode (GÜM) und der direkten Methode (DM) am Beispiel des DaF-Unterrichts an Gymnasien in Bosnien und Herzegowina	151
<i>Jana Juhásová</i> Das Niveau der Entfaltung des verstehenden Hörens slowakischer Schüler der ausgehenden Sekundarstufe I in der Fremdsprache Deutsch.....	163
<i>Izabela Spielvogel, Mariusz Migala</i> Warmbrunn als Bad im Lichte des Werkes <i>Gründliche Beschreibung Hirschbergischen Warmen Bades</i> vom Kurarzt Caspar Schwenckfeldt	191
<i>Marek Krawiec</i> Challenging and channelling cross-curricular content in a language class: theoretical considerations	207
<i>Marcin Maślanka</i> Lem Reread: What May a Stylometric Analysis of Stanisław Lem's Novels Say Confronted With Their Conventional Classification?.....	219
<i>Izabela Spielvogel</i> The Architecture of Lower Silesian health resorts as an regional cultural heritage – selected examples.....	229
<i>Anna Wzorek</i> Szkic do portretu Magdaleny Zawadzkiej (na podstawie jej felietonów oraz wspomnień).....	237
<i>Małgorzata Krzysztofik</i> Paradygmaty antropologii ciała w <i>Pamiętnikach</i> Jana Chryzostoma Paska. Dyskurs wojenny i kulturowy.....	247
<i>Anna Wzorek</i> Ekfrastyczne wiersze księdza Franciszka Kameckiego.....	259
<i>Michał Garcarz</i> Kolokwializacja języka w przekładzie, czyli jak „Goodfellas” staje się „Chłopcami z ferajny”	269
<i>Grzegorz Gwóźdź</i> Amerykańska proza w tłumaczeniu na język polski jako jeden z nośników kultury amerykańskiej	283
<i>Renata Trejnowska-Supranowicz</i> Robert Prutz – przyczynek do życia i twórczości.....	299
<i>Dorota Tomczuk</i> Techniki dziennikarstwa śledczego w reportażach Egona Erwina Kischy i Güntera Wallraffa	317

<i>Aleksandra Szadok-Bratuń i Marek Bratuń</i> Policystyka Johanna Heinricha Gottloba von Justiego w programie edukacji szwajcarskiej Michała Jerzego Wandalina Mniszcha	327
<i>Dorota Masiakowska-Osses</i> Nowi Żydzi Europy? Holokaust w literaturze niemiecko-tureckiej	341
<i>Elżbieta Skorupska-Raczyńska</i> Zmienność granic normy językowej (na materiale źródeł leksykograficznych). Cz. III: Słownictwo nacechowane w polszczyźnie XX wieku	355
<i>Halina Uchto</i> Język rosyjski w Królestwie Polskim w okresie międzypowstaniowym (1832–1864).....	371
<i>Magdalena Mucha</i> Niemiecka i polska leksyka z zakresu piłki nożnej: analiza leksykalno-morfologiczno- -semantyczna	385
<i>Olga Habub</i> Ochrona mniejszości narodowych w Traktacie między Rzeczpospolitą Polską a Republiką Federalną Niemiec o dobrym sąsiedztwie i przyjaznej współpracy z dnia 17 czerwca 1991 r. – wybrane zagadnienia.....	403
<i>Aleksandra Szadok-Bratuń</i> Renesans polskich koncepcji prawnonaturalnych okresu międzywojennego	415
<i>Dariusz Lewera</i> Ludwig Guttman – wrocławski lekarz, który przywracał godność	435
<i>Dariusz Lewera</i> Zarys dziejów Katedry i Zakładu Medycyny Rodzinnej Uniwersytetu Medycznego im. Piastów Śląskich we Wrocławiu	449
<i>Artur Dariusz Kubacki</i> Kryteria oceny egzaminu na tłumacza przysięgłego z perspektywy egzaminatora....	469
„Literatura służy tworzeniu i czytaniu książek”. Z Jackiem Dehnelem rozmawia Monika Wolting.....	483

Bücher

Books – Livres – Książki

<i>Barbara Skowronek</i> Integrative Übersetzungswissenschaft.....	493
<i>Joanna Szczęk</i> Neue Publikation zur Sprache und Identität aus philologischer Perspektive	497
<i>Barbara Komenda-Earle</i> Kinderwörterbücher – lexikographisch, psychologisch, didaktisch	501

<i>Katarzyna Grzywka</i> W kręgu Karla Krausa i <i>Die Fackel</i>	505
<i>Katarzyna Grzywka</i> O recepcji Herty Müller w Polsce.....	511
<i>Katarzyna Grzywka</i> Portrety artystów w twórczości Eberharda Hilschera.....	515
<i>Katarzyna Grzywka</i> Jurij Brëzan i jego przestrzenie.....	519
<i>Katarzyna Sowa-Bacia</i> Jak oceniać i mierzyć poziom biegłości językowej uczniów? Nowa monografia poświęcona wybranym aspektom ewaluacji i pomiaru w procesie glottodydaktycznym.....	525
<i>Joanna Szczęk</i> Publikacja na temat słowotwórczych gier słownych w języku niemieckim.....	531



POZNAŃSKA BIBLIOTEKA NIEMIECKA

Dotychczas opublikowanych zostało 46 tomów serii.

Powstanie serii Poznańska Biblioteka Niemiecka

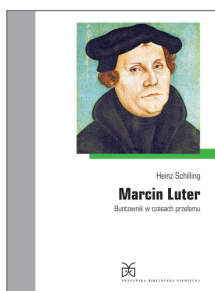
Z diagnozy stanu wiedzy polskiego społeczeństwa o Niemcach i Niemczech zrodził się na początku lat dziewięćdziesiątych minionego stulecia pomysł powołania do życia serii wydawniczej Poznańska Biblioteka Niemiecka, która:

- wypełniałaby „martwe pola” naszej współczesnej wiedzy humanistycznej o sąsiedzie na Zachodzie,
- wyszłaby poza opłotki tylko jednej dyscypliny akademickiej,
- stanowiłaby niechby i skromny sprzeciw wobec „krótkiego oddechu” historii oraz historii zdarzeniowej, dominującej w piśmiennictwie o Niemczech.

Pomysłodawcą, twórcą i redaktorem naukowym serii Poznańska Biblioteka Niemiecka jest prof. dr hab. Hubert Orłowski. Poznańska Biblioteka Niemiecka od momentu swego powstania jest projektem realizowanym w ścisłej współpracy z Fundacją Współpracy Polsko-Niemieckiej (<http://fwpn.org.pl/>). Ona to współfinansuje całe przedsięwzięcie. W latach 1996-2012 ukazało się 35 tomów serii. Ich wydawcą było Wydawnictwo Poznańskie kierowane przez prof. dr hab. Ryszarda Wryka. Od tomu 36 seria Poznańska Biblioteka Niemiecka wydawana jest przez powstałe w 2012 roku Wydawnictwo Nauka i Innowacje w Poznaniu, zarządzane przez prof. dr hab. Ryszarda Wryka. Do jej realizacji jako partnera pozyskano Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Do roku 2018 ma się ukazać łącznie 50 tomów.

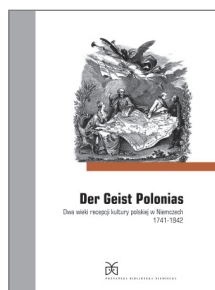
Tomy w przygotowaniu

1. *Kultura a religia. Sploty, konflikty, inspiracje*, wybór, wstęp i opracowanie Maria Wojtczak i Cezary Lipiński.
2. *Eigenn-Sinn. Sprawowanie władzy jako praktyka społeczna*, wybór, wstęp i opracowanie Kornelia Kończal, Thomas Lindenberger i Alf Lüdtke.
3. *Prusy Wschodnie. Wspólnoty wyobrażone*, wybór, wstęp i opracowanie Hubert Orłowski i Rafał Żytyniec.
4. *Historia, pamięć i narracja w niemieckiej refleksji na przełomie XX i XXI wieku*, wybór, wstęp i opracowanie Jerzy Kałążny.



Heinz Schilling, *Marcin Luter. Buntownik w czasach przełomu*, przekład Jerzy Kałużny, współpraca Małgorzata Kałużna, Poznań 2017, ss. 702, oprawa twarda, szyta, cena 69 zł [Poznańska Biblioteka Niemiecka, tom 44].

Marcin Luter, reformator z Wittenbergi, żył w „epoce, w której panuje wiara”. Co więcej, właśnie jemu Niemcy i Europa zawdzięczają w czasie przełomu między średniowieczem i nowożytnością to, że religia na ponad stulecie wciągnęła je w swoją orbitę – „wspaniale krzepiąc serca i strasznie”, ale także mrocznie, rozdzierająco i niszczycielsko. Te przeżycia musiały być też udziałem Lutera, zarówno wtedy, gdy niesiony sukcesem wierzył, że zdołał przekonać do swoich idei cały świat, jak i w pełnych goryczy tygodniach zwątpienia, gdy zmagał się z mocami piekielnymi. Nigdy natomiast nie stracił wiary w to, że Bóg uczynił go swoim prorokiem.



Der Geist Polonias. Dwa wieki recepcji kultury polskiej w Niemczech 1741-1942, wybór, wstęp i opracowanie Marek Zybura, Poznań 2017, ss. 802, oprawa twarda, szyta, cena 70 zł [Poznańska Biblioteka Niemiecka, tom 46].

Wiek XVIII zrodził w niemieckiej narracji o Polsce na podglebiu ideologii oświeceniowej i w politycznych warunkach absolutystycznej formy rządów krajów niemieckich wyobrażenia, które, ewoluując potem mniej lub bardziej, trwale określiły niemiecki wizerunek Polski i Polaków aż po obecne czasy, a na pewno żywe były one jeszcze w minionym stuleciu. [...]

Podejmując się (prze)śledzenia dróg i bezdroży rozwoju mentalności grupowej w przeszłości pod kątem roli, jaką odgrywały w jej kształtowaniu (i w funkcjonowaniu jej społecznego podglebia) kolektywne stereotypy, wstępujemy na niepewny grunt. [...] Nie zwalnia nas to jednak, także w perspektywie naszych zobowiązań wobec przyszłości, z podejmowania prób ich poznania i zrozumienia. Do takiej próby poznania i zrozumienia niemieckiego spojrzenia na Polskę i Polaków we ‘wczorajszej’ zaledwie przeszłości, której tchnienie czujemy jeszcze na sobie, zaprasza ta antologia.